This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

3 3433 07494129 9

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

11097 Deutsche 838-103
V. 3

Panorama.

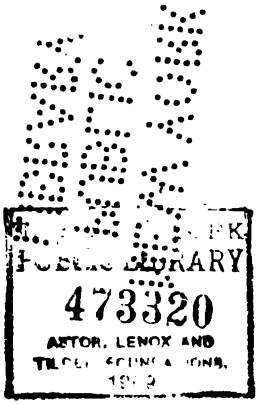
Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller.

Dritter Band.

Stuttgart.
Literatur-Comptoir.
1840.

CHK

Digitized by Google



Digitized by Google

Inhalt.

Düsseldorfer Anfänge. Masken-Gespräche, mitgetheilt von Karl Immermann . . . . . 3.

Die Deutschen in Paris. Von G. Depping . . . . . 91.

Der deutsche Advokat. Mitgetheilt von Karl Buchner . . . . . 111.

Zwei Originale aus unserer Zeit. Von Willibald Alexis . . . 163.

Trier und Luxemburg. Von Eduard Duller . . . . . 183.

Transfer from Circ. Dept. Düsseldorfer Brunch JUN 17 1908

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

der vorhergehenden Bände.

Erſter Band.

Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen geſammelt von Fr. Förſter.

Prodikus. Von Franz Dingelſtedt.

Schillers Bruder. Ein Kurioſum. Von Guſtav Schwab.

Das Leben in den Euderen. Von K. von Wachsmann.

Holſtein zu meiner Zeit. Von Theodor v. Kobbe.

Erlebtes vom Jahre 1813. Von Friedrich Kölle.

Zweiter Band.

Stilleben eines deutſchen Dichters. Geſammelt in hundert ländlichen Bildern von Friedrich Rückert.

Des Deutſchen Gaſtbeſuch beim däniſchen Stammverwandten. Eine Gallerie von Herbſt-Reiſebildern von L. Rellſtab.

Kunſt und Künſtler in München. Von J. M. Gölti.

Wandertage im Schwarzwald. Von F. L. Bührlen.

Fulda in ſeinen Verwandlungen. Von H. Koenig.

Eine Reiſe nach Memel. Von A. Lewald.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Immermann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Düsseldorfer Anfänge.

Maskengespräche,

mitgetheilt

von

Karl Immermann.

1.

Die Düsseldorfer Künstler sind geistige Nomaden. Sie binden ihr Rößlein heute an diesen Pfahl, morgen an jenen Strauch. Sie mahlen nicht nur, sie verkleiden sich auch, machen Knittelreime, oder gelegentlich Ottaven, extemporiren Schnurren, oder führen geschriebene Komödien auf. Wie auf der Universität, wächst in der akademischen Stadt jährlich eine frische Jugend nach. Wie aber nicht auf der Universität, bleibt mit wenigen Ausnahmen der alte Stock und Stamm. Der Student wird nach seinem Triennio ein Philister, den Künstler erhält die Kunst länger grün. Unsere Dreißigjährigen, zum Theil ehrsame Gatten und Väter, verschmähen nicht, „die kurzen bunten Lumpen um des Lebens arme Blöße zu schlagen," die Egmont mit so rührender Bitte für sich in Anspruch nimmt.

Der Darstellungstrieb der Düsseldorfer Mahler erlebt im Karneval seine Blüte. Der italienische Karneval ist ein Impromptu toller Volkslust, der Kölnische schmeckt etwas nach Absicht und Berechnung; die Fastnachtsscherze unserer Künstler sind eine Fete, welche eine geistreiche Kaste sich und ihren Anhängern gibt. Diese Fete hat sich nun schon mehrere Jahre hindurch wiederholt, sie ist zur Tradition geworden.

Ein geräumiges Haus draußen vor dem Thore, zwischen Gärten, thut seinen weiten Saal auf; lampenhelle ist er; da hinein laden sich die Mahler ihre Freunde, die Ersten der Stadt, den Hof. Die bunten Masken kommen eine nach der andern an, man begrüßt sich, man sucht sich zu enträthseln, Possen und Anspielungen fliegen durch den Saal. Plötzlich ertönt ein Zeichen hinter dem Vorhange, der einen Theil des Raums verhüllt, die mythischen, romantischen, erotischen Figuren ordnen sich still auf den Sitzen, die Gardine hebt sich, das Stück — eines von denen, welches Anlaß zu reicher Kostümirung gibt — beginnt, und eine Zeitlang vergißt der zuschauende Türke seinen Turban, der schlanke, schöne Minnesänger sogar, welch ein hübsches Mädchen vom Pelöponnes in seiner Nachbarschaft sitzt.

Vor einem Jahre war der Mahler Faschingsabend besonders lebendig. Kaum zwölf Meilen von uns schworen die Belgier **persévérance et courage** um Luxemburg und Limburg, Skrzynetzky war in Brüssel angekommen, die Gesandten waren von dort abgereist; hier aber tummelten sich, als wohnten wir weit weg im Westmeer auf einer der Inseln der Seligen, Einfälle, Scherze, Attrappen. Uechtritz hat in seinem Buche über das Düsseldorfer Künstlerleben auf dessen politische Unschuld hingewiesen. In der That glaube ich, nur der Donner der Kanonen am Rhein würde diesen Zustand in den Sündenfall schrecken.

Indessen waren die Mahler auch kriegerisch auf ihre Weise, d. h. in der Einbildung. Sie gaben Wallensteins Lager. Die Jacken, Koller, Hosen, Schärpen, und Harnische der Kriegsleute, alten Waffenbüchern genau nachkopirt, und mit künstlerischer Klugheit zum lebhaftesten Farbenbilde zusammengestellt, verfehlten ihre Wirkung nicht; mit der nöthigen Gravität sprach der Wachtmeister, dieser Feldherr in Holzschnittmanier, feurig und keck der Jäger, in einer eigenen komisch-rührenden Erhabenheit der Wallone....

...„Der nie erfahren, wer er sey?
Sie stahlen ihn schon in jungen Jahren.“ —

Das Reiterlied verklang, der Vorhang fiel, wurde aber gleich wieder aufgezogen. Nun gestaltete sich der Platz vor den Zelten bei Pilsen so zu sagen zur vornehmsten Frontloge. Denn eine Reihe der geschmücktesten Damen nahm dort bei den Kochfeuern Platz, zwischen denen Gustel von Blasewitz und ihrer Schwester Kind aus dem Reich den Melnecker umhergeschenkt hatte. Dieser und jener Spanier, mancher glänzende Ritter trat zu den Damen hinter ihre Stühle; ein gekröntes Haupt, ein weiser Meister stellte sich ein, und so gewann das Ganze da droben auf der kleinen Bühne das Ansehen eines Artushofes, der, freilich aus

Digitized by Google

kontraſtirendem Rahmen, vergnüglich auf das Getümmel unten im Saal niederſchaute.

Das war groß unter den paar hundert Masken, die ſich dort verſammelt hatten. Der Jubel des Tanzes begann. Perſerinnen, Gärtnermädchen, Fiſcherinnen, Donnen, Fürſtinnen aus Rußland und Polen ſchwangen ſich mit den Wallenſteinern und anderem Sammet, Seidenzeuge, Zindel umher, dazwiſchen hüpfte der Zwerg, ſchnitt der rothe Pickelhäring mit Kolben und Gugel ſeine Geſichter. Die braune Wahrſagerin fand in einem Winkel aufmerkſame Zuhörer für ihre Prophezeihungen, die alle glücklich klangen. Selbſt der arme Gelähmte war an ſeinen Krücken luſtig, und maß allerhand Gelegenheitsreime den Begegnenden nach der Elle zu. Da aber der Verſtand bei der Phantaſie nicht fehlen darf, ſo umſäumte dieſe heiteren Tänze und Spiele ein Kreis ernſthafter und beſcheidener Domino's.

Unter denen befand ſich ein ſchwarzer, dem von vielen Seiten Komplimente gemacht wurden. Es hatte nämlich verlautet, daß er alte Regiſſeurkünſte geübt und das Wallenſteiniſche Lager einſtudirt habe. Mit dieſer Darſtellung war man aber ausnehmend zufrieden. Der ſchwarze Domino bekam daher viel Schönes zu hören.

Er ſchien aber von dieſen Freundlichkeiten nicht ſonderlich gerührt zu ſeyn und ſich denſelben eher zu entziehen, ſo weit Dies die Rückſichten zuließen, welche ihm die gute Abſicht ſeiner Gönner auferlegte. Er erwiederte, daß nicht ihm, ſondern den geſchickten Darſtellern die Ehre gebühre, daß die Nachſicht der Zuſchauer bei ſolchen Gelegenheiten die Unvollkommenheiten des Verſuchs ergänze, und was dergleichen mehr war. Als nach einiger Zeit das zierlich-kräftige Aufſtampfen zweier ſchöner Paare im Maſureck die Augen der Umſtehenden feſſelte, benutzte er dieſen Moment, ſich ſtill zurückzuziehen. Er entwich in ein Nebenzimmer, wo einige ältliche Herren ſich beim Glaſe des ſtilleren Geſprächs erfreuten.

Ein blauer Domino folgte ihm. Dieſer hatte im Saale kopfſchüttelnd den ausweichenden Reden ſeines Freundes zugehört. Der Schwarze ſaß, halb in ſich verſunken, hinter einem Tiſche ſeitab von den Andern. Der Blaue ſtellte ſich vor ihn, und ſagte nicht ohne Ueberwindung, wie es ſchien: Du biſt zwar da drinnen eben kein erkenntlicher Geprieſener geweſen, dennoch muß auch ich Dir noch für den Genuß danken, den Du uns gegeben haſt. Ich erinnere mich von den großen öffentlichen Theatern her keiner ähnlichen Darſtellung an Friſche, Rundung, rauhem, kräftigem Leben.

Digitized by Google

Lieber, verſetzte der ſchwarze Domino, wenn es Dir und Denen, die ich hier lieb habe, Spaß gemacht hat, ſo iſt es gut, und nun laß uns von der ganzen Sache nicht weiter reden.

Nein, erwiederte der blaue Domino, einige Worte mußt Du mir ſchon noch geſtatten. Wie iſt es Dir möglich geweſen, mit zwanzig Dilettanten auf zwanzig Schuh Raum uns vorzugaukeln, daß wir uns wirklich inmitten der gewaltigen Armada des Friedländers befänden?

Vergiß zuvörderſt nicht, ſagte hierauf der ſchwarze Domino, daß allen dilettantiſchen Bemühungen der perſönliche Antheil der Zuſchauer kräftig nachhilft. „Das iſt Der, und das iſt Der" — „Mein Gott, wie ſieht der — Dings da — aus?" Du glaubſt nicht, welche Magie aus dieſem Gemurmel des Auditoriums hervorflüſtert. Sodann mußt Du erwägen, daß der Naturalismus phantaſievoller Nichtkünſtler für den Augenblick oft wirklich mehr zu leiſten im Stande iſt, als die Routine gewöhnlicher Schauſpieler. Naturaliſten ſind wie junge Rekruten, mit denen zuweilen kühnere Handſtreiche gelingen, als mit der alten Garde, welche die Gefahr kennt.

Alſo Du biſt, wie der Gott Epikur's, indifferent gegen Deine Welt? ſagte der blaue Domino etwas ſcharf.

Nein, verſetzte der Schwarze, da Du einmal mit mir über dieſes fürtreffliche Lager ſo gründlich anbindeſt, ſo will ich Dir geſtehen, daß ich auch weiß, welchen Theil ich an ſeinem ſzeniſchen Siege habe. Bei ſolchen dramatiſchen Genreſtücken kommt es hauptſächlich darauf an, die Phantaſie der Zuſchauer produktiv zu machen, auf daß ſie glauben, was ſie nicht ſehen. Deßhalb ließ ich vor dem Erheben der Gardine Signale auf der Bühne geben, denen dann hinten weit vom Garten her Trommelwirbel und Trompetenſchmettern antwortete. Damit meinte ich ein groß Stück Land für die Einbildungskraft der Zuſchauer zu erobern. Der Appell, der hierauf hinter dem Vorhange gehalten wurde, mußte dazu dienen, ihr geiſtiges Auge zu fixiren. Bei dem Spiel ſorgte ich dafür, daß jeder meiner Wallenſteiner zur rechten Zeit und am beſtimmten Flecke in das Gefecht des ſtummen Mitſpielens kam, welches bei einem ſolchen Stücke ſo weſentlich iſt. Ich zeigte Euch den Mann bald von vorn, bald vom Rücken, bald in der Stellung, bald in jener, jetzt in der Zuſammenſtellung mit dieſem Kameraden, dann wieder in einer Gruppe mit Andern, und ſo fort. Bedenke, daß mir faſt immer fünfzehn diſponible Komparſen ſolcher Art blieben, multiplizire dieſe mit fünfzehn, und Du findeſt zweihundert und fünfundzwanzig verſchiedene Motive der Bewegung und Zuſammenſtellung, unter denen ich das Ausſuchen der beſten für die Dauer einer kurzen Stunde frei hatte.

Der blaue Domino lachte. So arithmetiſch hätte ich dieſe äſthetiſchen Gebilde nie betrachtet! rief er.

Und doch iſt in allen Dingen, wenn man ſie einrichtet, ein gewiſſes Zählen und eine Art von Mathematik nothwendig, antwortete der ſchwarze Domino. Ich hatte für ſämmtliche Szenen einen förmlichen ſtrategiſchen Plan entworfen, nach welchem die Evolutionen der Haufen und Gruppen naturgemäß, und wie die poetiſchen Momente der Handlung ſie bedingten, ſich entfalteten. So kam es, daß die Zuſchauer an den redenden Perſonen, als an den Trägern der Handlung, einen Halt hatten, in dem bewegten Mittel- und Hintergrund aber beſtändig neue Soldaten zu- und abſtrömen zu ſehen wähnen durften. Die Herren Regiſſeure unſerer großen und berühmten Hoftheater begnügen ſich bei ſolchen Darſtellungen damit, den Choriſten und dritten oder vierten Fächern, welchen dergleichen Rollen zufallen, anzubefehlen, daß ſie an der Handlung Theil nehmen ſollen. Das kommt mir ſo vor, als ob ein Feldherr einem einzelnen Regiment geböte, am Kriege überhaupt Theil zu nehmen. Gerade da, wo in unſrer heutigen Komödie mein ſtrategiſcher Plan bis auf die halbe und Viertelswendung pedantiſch exakt ausgeführt worden iſt, mag wohl der täuſchendſte Schein entſtanden ſeyn, daß die Sache ſich von ſelbſt gemacht habe. Denn in der Kunſt ſieht das Berechnetſte und Regelrechteſte immer wie der reizendſte Zufall aus. Ich habe Dich nun tief in meine Karten blicken laſſen, und wenn Du dazu nimmſt, daß ich in den Zuſchauern immer ein weites Draußen zu produziren wußte, ſo wird Dir mein Experiment ziemlich plan und begreiflich vorkommen. Ich ließ nämlich, wo es anging, und beſonders in den enthuſiaſtiſchen Szenen, an gewiſſen Gipfeln der Rede, von Denen, die nicht auf der Bühne ſtanden, Geſumme, Gelärm, Geſchrei, Becherklingen machen, oder auch dann und wann eine halbe Strophe eines Schelmenliedes ſingen.

Vergiß nicht, ſagte der blaue Domino, daß Du das Stück von den Meiſten in Dialekten ſprechen ließeſt.

Dieſes Mittel, die Illuſion der bunteſten Mannigfaltigkeit zu erzeugen, liegt ſo nahe, daß man nicht begreift, wie die Leute, die ſich mit dem Theater beſchäftigen, es haben außer Acht laſſen können, erwiederte der ſchwarze Domino. Eine rohe Soldateska, die durcheinander ſchwatzt und ſelbſt von ſich ausſagt, daß ſie aus allen Ecken und Enden zuſammengeblaſen worden ſey, braucht doch nicht mit uniformer klaſſiſcher Eleganz zu reden. Man zerſtört alſo nicht den Sinn des Gedichts, man interpretirt vielmehr Schiller auf richtige Weiſe, wenn man ſtatt des gangbaren reinen Deutſch ein Sprachmengfutter in dieſem Stück

auftischt. Deßhalb ist es mir eingefallen, den Böhmen böhmisch hart, den Oberdeutschen schwäbisch, den Tyroler tyrolisch, die Marketenderin sächsisch, den Kapuziner in dem Kölnischen Dialekte, dessen er mächtig war, (obgleich ich lieber einen Bayern oder Westphalen aus ihm gemacht hätte), den Holsteiner im breiweichen Küstenton reden zu lassen; der Wallone aber hatte sich selbst ein gebrochenes Idiom erfunden, welches mir noch lange im Ohr nachklingen wird, denn es gab der Rolle, anstatt ihr Pathos zu schwächen, im Gegentheil etwas eigen Ergreifendes.

Der blaue Domino bedachte sich, und sagte dann: Aus Deinen Worten abstrahire ich mir eine Regel. Man soll in der Kunst hauptsächlich **per synekdochen** wirken, durch den Theil das Ganze andeuten.

Der Schwarze versetzte: Alle echten Mittel der Kunst, namentlich der szenischen, sind höchst einfach, und kosten kein Geld, sondern erfordern nur Verstand. Göthe wußte mit einem alten Lappen, den er irgendwo aufgetrieben, Wunderdinge auszurichten. Die heutigen Intendanten aber meinen, Das, wofür sie nicht Geld ausgegeben, sey überhaupt Nichts werth. Und mit diesen wenigen Worten ist der ganze Verfall deutscher Bühnenkunst beschrieben zugleich und erklärt.

Ja, sprach der blaue Domino mit Feierlichkeit, unsere Bühne ist in einen Verfall gerathen, der —

Oh, oh, oh! rief der schwarze Domino, und hielt sich beide Ohren zu. Lieber, ich bitte Dich, Nichts vom Verfall der deutschen Bühne weiter! Die Reden über dieses Elend sind mir fast so unleidlich geworden, wie das Elend selbst es mir ist. — Macht's besser, aber hört endlich mit diesen Jeremiaden auf! Genießt wenigstens das Gute, wo es sich einmal wieder emporringt, fördert es dankbar, vertheidigt es tapfer! Aber Ihr thut's ja nicht. Düsseldorf hat drei Jahre lang eine Bühne besessen, deren Mängel und Schwächen ich wahrhaftig, dem sie sehr wohl bekannt sind, nicht abläugnen werde. Aber die Wahrheit ist, und deßhalb darf ich sie aussprechen: die Düsseldorfer Bühne hatte Tendenzen, wie sie mir auf keinem andern deutschen Gerüste neuerdings ersichtlich geworden sind, und was menschliche Kraft vermag, ist aufgeboten worden, den Tendenzen nachzukommen. Und hat sich eine kräftige Feder bewegt, ist ein beredter Mund laut geworden, die Gunst des Hofes, die Ambition unserer Reichen und Vornehmen rege zu machen, daß sie von ihrem Ueberfluß Etwas abgaben, um das Institut zu erhalten? Mit nichten. Man hat uns gelassen und gleichgültig fallen lassen.

Den Untergang unserer Bühne möchte ich weit mehr von inneren

Digitized by Google

Ursachen ableiten, erwiederte der blaue Domino. Ganz gewiß, wenn Du Dich nur aufrichtig prüfen willst, standest Du einer gewissen Ermüdung und Blasirtheit über die Sache nahe. Und Du warst doch die Feder in der Uhr.

Es ist mir lieb, daß ich mich über diesen Punkt einmal offen aussprechen darf, sagte der schwarze Domino. Ja, man hat Dies verbreitet und drucken lassen, und es ist noch zuletzt etwas Aehnliches im Artikel des neusten Konversationslexikons, der von mir handelt, gesagt worden. Es ist aber nicht wahr. Ich habe nie die Bühne überschätzt, und bin nicht der Meinung, daß Deutschland untergehn müsse, weil es seit Dezennien keine mehr besitzt. Ich weise der Bühne aber allerdings ihre Stelle im Kulturleben eines Volkes an, und bin der Meinung, daß diese nicht vom Pietismus, nicht von der Philosophie, nicht vom Kommerziellen, oder vom Bilderbesehen, oder von hundert andern Dingen, womit die Leute sich jetzt beschäftigen und unterhalten, ausgefüllt werden kann. Weil ich mich denn also nicht mit einem trunkenen, sondern mit einem nüchternen aber liebevollen Blick an die Bühne machte, so habe ich ihre Leitung als ein ernstes Geschäft angesehen, bei dem man bekanntlich das Vergnügen nicht in einem wollüstigen Kitzel, sondern nur darin sucht, daß man sieht, man bringe die Sache vorwärts. Da nun die Resultate meiner Arbeit augenfällig waren, und sich im Verlauf des Geschäfts nicht minderten, sondern steigerten, so hatte ich als guter Arbeiter meinen Lohn, fühlte mich in meinem Berufe frisch, und verspürte keinerlei Ermüdung.

„Aber die Schauspieler?"

Diesen muß ich das Zeugniß ehrenhaftesten Fleißes bis zuletzt geben. Ich habe meinen Schauspielern nie geschmeichelt, ich habe ihnen Anstrengungen zumuthen müssen, wie sie sonst nirgends den Leuten auferlegt werden, sie haben mir auch durch ihre Trakasserien und Grillen tausendfachen Verdruß gemacht, aber in der Hauptsache, in der Lust und Liebe zum Dinge, in der Ausdauer und Beharrlichkeit sind sie Kerntruppen zu vergleichen gewesen, welche sich noch schlagen, wenn auch kein Sieg mehr zu hoffen ist und die Milizen längst davon gelaufen sind.

Damit Du aber nicht sagest, ich brüste mich nur mit ihnen, so erinnere Dich gefälligst, daß die Düsseldorfer Bühne am letzten März 1837 aufhörte, und daß ein Vierteljahr vorher dem ganzen Personal gekündigt war. Es war also eine Zeit damals eingetreten, in der sonst die Kräfte eines Instituts erlahmen, weil die Gedanken, ohne Interesse an der Nähe, schon wild in der Ferne umherschweifen. Und da haben die

Düsseldorfer Schauspieler am 1. März Egmont, am 16. Julius Cäsar, an Göthe's Todestage, am 22., Iphigenie, am 31. Griseldis geliefert, neben der übrigen kurzen Tageswaare. Egmont war in mehreren Hauptrollen neu, Cäsar, Iphigenie, Griseldis waren ganz neu. Daß zu den Proben unter solchen Umständen nicht selten ein Theil der Nacht verwendet werden mußte, begreift sich; sie thaten und leisteten aber Dieses, weil sie ihre Ehre darein setzten, daß die Bühne im höchsten Glanze der Thätigkeit untergehe. So lieferten sie mir den Beweis, daß auch der deutsche Schauspieler sogleich wieder ein ganz anderes Wesen wird, wenn man ihn nur richtig anfaßt. Die richtige Behandlung, welche ich meine, besteht aber nicht im Kajoliren oder Ordonniren vom Kabinett des Intendanten aus, sondern darin, daß ihnen, nicht in hohlen Worten, sondern in der That und in der Wahrheit, das Bewußtseyn werde von einem in tüchtigem Sinne unternommenen Wirken, daß der Intendant gestaltend, ordnend, erfindend, bis in das Kleinste eingreift, daß er, um es kurz zu sagen, das Feuer des Gefechts nicht scheut. Muth und Geschick wird er nun freilich dazu nur haben, wenn er selbst von der Klinge ist. Man macht Rechner zu Financiers, Juristen zu Richtern, Mahler oder Bildhauer zu Direktoren der Akademien, aber im Gebiet der schwierigsten und verwickeltsten Kunst macht man Hofleute zu Intendanten. Es ist ein Widersinn, der kaum widersinniger gedacht werden kann.

Wenn ich Dir auch Alles Das zugeben will, so würde das Versiegen des Repertoirs der Sache ein Ende gemacht haben, sagte der blaue Domino.

Leben ruht auf sich selbst, wird durch sich selbst verbürgt, weiß sich seine Zuflüsse zu öffnen! rief der Schwarze. Ueber einem Institut voll Kraft und Blut waltet sein Stern. Ich weiß nicht, was ich noch Alles hätte geben lassen sollen, meine Projektenzettel enthalten manches seltsame, phantastische, poetische, gewagte Problem verzeichnet. Da fallen mir eben beispielsweise Fortunat, Manfred, Drei Vergeltungen in Einer, Demetrius, den ich fortsetzen wollte, Almansor, versteht sich etwas zugestutzt, Grabbe's Napoleon, szenenweise phantasmagorisch-tableauartig behandelt, Oedipus Rex ein. Denn auch an die antike Tragödie wollte ich mich wagen. Was davon mißlungen, was geglückt wäre, wer weiß es? Die Bühne aber würde fortgelebt haben in dem neuen, Alles hazardirenden Geiste. Konnte mittlerweile nicht ein frisches Talent erblühen, und seine Kraft zu einem Theater hingezogen fühlen, welches ihm mehr Chancen für den Erfolg origineller Gedanken darbot, als ein anderes?

Digitized by Google

Du siehst also, Freund, wie sich die Sache eigentlich verhält. Die Düsseldorfer Bühne ist nicht an einem innern Leiden, sondern einzig und allein daran untergegangen, daß die mehreren Millionen, welche das Kapital unserer hiesigen Optimaten bilden, nicht ein ferneres jährliches Subsidium von viertausend Thalern mehr abwerfen wollten, denn so Viel etwa bedurfte sie zu ihrem Fortbestand. Ich will dieses Faktum weder loben noch tadeln, aber konstatirt muß das Faktum endlich doch einmal werden. Ferner ist es faktisch, daß wegen jener mangelnden viertausend Thaler, und nur wegen ihrer, ein Institut zertrümmerte, welches bestimmt zu seyn schien, in die Reihe der rheinischen Kulturanstalten mit einzurücken.

Die beiden Domino's schwiegen. Endlich hob der Blaue, welcher bei seinem Freunde eine trübe Stimmung wahrzunehmen glaubte, wieder an, und sagte: Wirst Du nicht die Geschichte dieses Theaters schreiben?

Ich kann kaum sagen, ich will sie schreiben, sondern es muß geschehen, erwiederte der schwarze Domino. Ich habe die Pflicht, denn ich allein kann doch nur von dem innern Mechanismus der Anstalt und ihren Gedanken im Einzelnen Rechenschaft geben. Nun ist aber die Aufgabe sehr schwer, und die Lösung will mir noch nicht klar werden. Mein Interesse an einer solchen Schrift ist ein rein praktisches: sie soll dem großen Publiko zeigen, auf welche Weise man etwa die Reorganisation der deutschen Bühne beginnen könnte. Ich muß aber, will ich gründlich zu Werke gehen, über viele Materien technisch verhandeln. Das interessirt nur den einzelnen Techniker. Das Publikum, fürchte ich, wird sich dabei langweilen. Es will, wenn es auch nicht auf den Bänken vor den Lampen sitzt, die Entscheidung, nicht den Prozeß.

Nun, rief der blaue Domino, bis Dir die passende Form einfällt, erfreue Dich unterweilen an der Geschicklichkeit unsrer Volontaire!

Nein, versetzte der schwarze Domino ganz ernsthaft, an einem solchen Gesellschaftsscherz kann ich mich nicht nachfreuen. Wenigstens ist er in meiner Schätzung ohne allen reellen Werth. Die Mahler sind so gute Leute, sie sind mir so gefällig und liebevoll, daß es unrecht von mir wäre, wenn ich nicht einmal ihnen wieder einen kleinen Gefallen thäte, wenn ich ihnen ihren Spaß verderben wollte. Nachher mag ich aber nicht mehr davon reden hören, denn alles Dilettanten- und Zwitterwesen, wozu doch solche Privatkomödien auch gehören, wird einem gleichgültig, wenn man die Dreißig hinter sich hat, doppelt gleichgültig, wenn man, wie ich, die Kunst im strengen Styl und auf ihrem eigentlichen Boden trieb. Erzeige mir also die Liebe, und laß uns von einer Sache nun

schweigen, über welche genug und vielleicht schon mehr als genug geredet worden ist.

Der blaue Domino schüttelte nun abermals, wie im Saal, das Haupt, und ging halb unwillig nach dem Tummelplatze des Festes. Unter der Thüre aber wandte er sich um, und kehrte zu seinem Freund zurück, der hinter dem Tisch sitzen geblieben war. Zögernd kehrte er zurück, in seinem Antlitz kämpfte Verdruß mit wehmüthiger Freundlichkeit. Er stellte sich vor den Freund hin, stemmte die Arme in die Seite, und sagte: Bist Du nicht seltsam? Da drinnen klingen und jubeln die lustigsten Straußischen Walzer, schöne Mädchen und hübsche Jünglinge entfalten Putz und Reize, Dir ist man dankbar für das Vergnügen, welches Du der Gesellschaft gemacht hast, und Du sitzest hier und grämelst.

Man grämelt ja nicht, wenn man über die Dinge, auf welche die Unterredung führt, gerade heraus spricht, erwiederte der schwarze Domino etwas ungeduldig. Du, mein freundschaftlicher Kritikus, stellst Dich mit diesen und andern Worten, welche ich bisweilen von Dir zu hören bekomme, auf die Seite Derer, zu denen Du doch Deinem innersten Sinne nach nicht gehörst. Sie nennen mich erbittert und verbissen, wenn ich nicht jede Meinung, die der Tag eben aufbringt und sanktionirt, theile; sie heißen mich vornehm, weil ich nie habe Clique machen mögen. Das Komische bei der Sache ist, daß mich der hohe Adel, so weit er von mir Notiz genommen hat, seinerseits wieder für einen Antiaristokraten hält. Ja, ich fürchte fast, für noch etwas Schlimmeres, nämlich für eine rustique, wenn nicht gar plebeje Natur.

Ein solcher Tanz, fuhr er fort, der die blühenden Gestalten durch einander wirbelt, hat für mich immer etwas Wehmüthiges gehabt, und es beschlich mich dann die tragische Empfindung, welche den Grundton alles innern Lebens ausklingt. Schon als Knabe mußte ich mich oft halten, daß ich nicht in Thränen ausbrach, wenn die muntern Figürchen so hüpften und hüpften, und die Musik in einförmiger Weise immer fort lachte, und der Mond so seltsam blaß sich zwischen den Spalten der Vorhänge zu der Freude herein stahl. Ein schönes Mädchen, für die meine kindische Empfindung schwärmte, hatte mir einst auf einem Balle fast immer in den begehrlichen Armen geschwebt, ich ruhte nicht und ließ nicht ab, bis sie mir zum nächsten Ball den Tanz versprach, und dann noch einen, und noch einen, ich weiß nicht wie viele. Sie starb aber in der Woche darauf, von einem jähen Uebel hingerafft. Nun ging ich zwar als echter Knabe auf den nächsten Ball, aber es war mir doch wunderbar und fürchterlich zu Muth, als ich die von der

Digitized by Google

todten Schönen erschmeichelten Tänze mit den Lebenden tanzte, und es kam mir immer so vor, als müsse ein blasser Schatten in die Thüre treten und unwillig den Finger heben. Es ist ein Symbol in diesem kindischen Vorgange verborgen. Wir sind dem Dunkeln, dem Tode versprochen, das Leben reißt uns gleichgültig hin, in dessen Armen wir gleichwohl den ernsten Partner nicht vergessen.

„Aschermittwochs-Betrachtungen! Es hat noch nicht zwölf geschlagen."

Maskenfreiheit! — Alle Gestalten sind beim Karneval zugelassen. Auch der Eremit darf nicht ausgeschlossen werden mit seiner Wüstenpredigt. — Indessen muß ich Dir entdecken, daß mich noch andere Gedanken heute bewegen, als solche Reminiszenzen unreifer Jahre. Es kommt ja wohl, daß man zu Flöten und Geigen mit ernsten Melodien im Kopfe tritt. Diese belgischen Wirren, die so hart an unsrer Gränze tosen, haben mich zu einer Lektüre geführt, die mich in den letzten acht Tagen unausgesetzt beschäftigte, wunderbar bewegte.

Ein rother Domino, welcher schon seit einiger Zeit in der Nähe umhergewandelt war, und hin und wieder dem Gespräch zugehört hatte, trat jetzt zwischen die Redenden, legte dem Schwarzen die Hand auf die Schulter, und rief: Was?...

„Ein garstig Lied! Pfui, ein politisch Lied!
Ein leidig Lied!" —

Mehr eine historische Chorstrophe! versetzte der schwarze Domino.

2.

Eine historische Chorstrophe? fragten die beiden Andern. Nun, versetzte der schwarze Domino, wir treiben hier allerhand Mummenschanz, oder sehen dem Mummenschanz zu, und Aller Sinne sind, wie es scheint, in dieses Larvenspiel versenkt und gleichsam trunken davon. Mein Verhängniß aber hat es gewollt, daß ich noch den ganzen Abend über weniger an diese Masken habe denken können, als an den Boden, auf dem sie umherhuschen, und an die Zeiten, in welchen die Masken meist noch nicht geboren waren. Mehr, als die Gegenwart, ist, wie Ihr wißt, die Vergangenheit meine Göttin. Wer dieser ernsten Alten treu und fest in das Antlitz zu blicken wagt, dem zeigt sie treue und feste Züge. Die Mienen der jungen, flatterhaften Schönen sind zweideutig

und nicht selten verbuhlt. Man kann eine Leidenschaft für sie empfinden, aber bedenklich ist es, sie zur Freundin zu wählen.

Du bist demnach heute ein umgekehrter Gracioso, sagte der blaue Domino. Sonst parodirt der Lustigmacher den Ernst der Haupt- und Staatsaktion, Du aber willst die Faschingstollheit gleichsam in Deinem Ernste zur Vernunft bringen.

Es muß auch solche Käuze geben, versetzte der schwarze Domino.

Aber Ihre Lektüre? fragte der Rothe.

Görres.

Wie? Athanasius?

Nein. Den habe ich früher gelesen. Er hat mich auch keineswegs bewegt, oder eigentlich nur nachhaltig beschäftigt. Ein Falsum verdient die Aufmerksamkeit Dessen nicht, der nach Unterricht und Belehrung strebt, wenn er liest.

Ein Falsum! rief der blaue Domino. Sollte der Inhalt des Athanasius so hart zu bezeichnen seyn?

Ich wüßte mich wenigstens nicht milder auszudrücken, erwiederte der schwarze Domino. Athanasius besorgt die Unterdrückung der katholischen Kirche am Rhein, und gibt zugleich zu verstehen, daß das Heil des Geistes auf dem Katholizismus beruhe. Nun aber weiß der kluge Mann recht wohl, daß die Regierung keineswegs auf so starken tyrannischen Füßen steht, und als Geschichtskundiger muß er wissen, daß unsere große Literatur, Philosophie, die Richtung der neuern deutschen Gelehrsamkeit und klassischen Bildung nur aus dem Schoße der Reformation geboren ist. Wer ein so offenkundiges Faktum unterschlägt oder bei Seite schiebt, begeht ein Falsum.

Ich kann in Dein Verdammungsurtheil über Görres nicht einstimmen, sagte der blaue Domino. Ich wüßte Keinen außer ihm in Deutschland, ja, ich wiederhole es, Keinen, in welchem das parlamentarische Genie, was bei uns selten gedeiht, so mächtig wäre. Er ist gleichsam durchsogen vom politischen Elemente, er hat nicht die Zeit ergriffen, sondern er ist selbst die personifizirte Zeit. Oft hat man neuerdings die Worte: dämonisch, dämonische Natur — gar freigebig verwendet, auf Görres aber passen sie. Er ist ein Dämon, nicht Gott, nicht Mensch, sondern mitten inne. Wie die Zeit die geheimnißvollsten und wechselndsten Akkorde anschlägt, so ist freilich auch Görres nicht selten dunkel und wechselt die Töne. Aber ihm darum Zweideutigkeit vorzuwerfen, oder ihm Inkonsequenz vorzurücken, wie zu geschehen pflegt, ist ungerecht. Solche Windharfen der Geschichte sind gewaltige Stimmen des Moments, die Wolke der blitzschwangern Gegenwart findet in ihrer Rede die heftige

Digitized by Google

und wohlthätige Entladung. Der Athanasius hat der Regierung mehr geholfen, als alle Schutzschriften. Die Wetter und Schwaden, welche versperrt in unterirdischen Stollen umherzogen, explodirten in ihm, manche Verdrießlichkeit fand in dieser harten und herben Allokution ihre Verpuffung.

Verdrießlichkeit! rief der rothe Domino. Ja, da hast Du ein Wort gebraucht, welches für die Gegenwart paßt. Die Menschen haben nicht die rechte Kraft, zu hassen und zu zürnen; sie sind verdrießlich. — Aber das verdrießliche Wesen ist es eben, welches mich von Görres verdrießt. Ich theile sonst Deinen Respekt vor ihm. Sein Vermögen ist groß, sein Eifermuth nachhaltig. Es ist gar schön, wenn ein Land ein Individuum hervorbringt, welches gewissermaßen das Land selbst ist, persönlich mit Fleisch und Blut, mit allen Tugenden und Lastern, mit seinen Gedanken und Schrullen. So zwingt mir O'Connell, den Irland bewegt, und der Irland wieder mit dem Winke seiner Hand bewegt, Ehrfurcht ab, so begeistre ich mich an Uhland, von dem sie in Schwaben sagen, er habe nie etwas Anderes geredet, als was ihnen gerecht gewesen. Görres war nun das Rheinland, mit seiner Berührigkeit und Lebhaftigkeit, mit seinem schnellen Witz, seiner glänzenden Einbildungskraft, mit seinem schlagenden Verstand, und — seiner Advokatensuade. Er war der Agitator des Rheins, er hätte der Regierung wie in einer Abbreviatur immer die Physiognomie des Landes gezeigt, welches ihr hin und wieder unverständlich ist. Und deßhalb ist es ein Verlust, daß er seinem heimischen Boden entzogen ward. Die repräsentative Regierung bedarf der Opposition, die absolute Monarchie der Fronde, um ein Gegengewicht zu haben und dadurch sich im Gleichgewicht zu halten. Nun ist er verdrießlich geworden, und seine schlechte Laune hat die Früchte getragen, davon die spätere immer saurer war, als die frühere: Deutschland und die Revolution, Europa und die Revolution, endlich die christliche Mystik. In dieser wird die Verstimmung positiv, und will zu Gunsten des frommen Kinderglaubens eine neue Karfunkelphysik stiften.

Ein ältlicher, heiterer Herr, in papagaigrünem Domino, welcher an einem benachbarten Tische Whist spielte, war im Begriff gewesen, einem Bekannten seine Karten zu überlassen, und sich zu den Redenden zu gesellen. Als er aber die letzten Worte hörte, murmelte er halb spöttisch: Nichts als tiefsinnig gelehrte Konversation! und setzte vor der Hand sein Spiel fort.

Wie groß und tapfer steht dagegen der alte, herzhafte Agitator im Rheinischen Merkur da, fuhr der rothe Domino fort. Diese Blätter, zu

Digitized by Google

ihrer Zeit von den hungrigen Lesern verschlungen, welche dem Redakteur den Ehrennamen der fünften alliirten Macht zuwege brachten, gehören zu den wichtigsten Dokumenten unsrer großen Sturm- und Drangperiode. Der Befreiungskrieg war in Sachsen, Böhmen, und Schlesien ein wilder Jüngling gewesen, der heftig sich getummelt und um sich gehauen hatte; erst am Rhein wurde er zum Mann, schlug die Augen auf, besann sich, und fragte: Was willst Du? — Schlachten sind wohl gut, aber der Sieger verlangt doch endlich zu wissen, wohin er gelange. Da stellte sich nun der schlaue Götterbote auf den Markt zu Koblenz, und wies die Wege und die Stege, maß mit richtig geaichtem Maße die Könige und die Völker, und sah nach, ob die zirkulirende Münze ihr Schrot und Korn habe, setzte den Kurs der vollwichtigen fest, und märzte die Stücke der Kipper und Wipper aus. Der Rheinische Merkur war das Gewissen jener Zeit.

Was mir den scharfen Warner, den einschneidenden Strafredner, den unerschrockenen Propheten von damals besonders ehrwürdig macht, ist sein versöhnlicher Sinn, sein konservativer Charakter inmitten alles Zornigen und Dräuenden, was der gewaltige Mund ausströmt, sagte der blaue Domino. War Etwas Thatsache geworden, so redete der Merkur zum Frieden, wie sehr er sich auch früher dagegen gestemmt haben mochte. So z. B. ist er der entschiedenste Widersacher von Sachsens Zerstücklung, als denn nun aber das verhängnißvolle Werk geschehen, da weiß er die edelsten und herzlichsten Worte zur Beschwichtigung der tiefverwundeten Gemüther zu finden. Weise sind seine Betrachtungen über den Aufstand der sächsischen Garden zu Lüttich, meisterhaft ist die Auseinandersetzung der sich kreuzenden Prätensionen in der Wiener Kongreßperiode, welche er verschiedenen Interlokutoren auf dem Kongreß in den Mund legt. Nur von Etwas ist er ein unversöhnlicher Feind, selbst wenn es Thatsache geworden zu seyn scheint: von der organisirten Anarchie, einer Erfindung, auf welche die neuern Zeiten ein Patent bekommen haben. — Aber ich sehe — mit diesen Worten wandte sich der blaue Domino gegen den schwarzen — Du hast es gemacht, wie manche Emissäre der Propaganda und bösartige Demagogen; sie verleiten die Völker in den politischen Schwindel hinein, und ziehen sich dann klug zurück. So hast Du uns vermocht, allerhand Bedenkliches und Verfängliches auszusprechen, selbst aber ein schlaues Schweigen beobachtet.

Nun, versetzte der schwarze Domino lächelnd, Ihr habt mich ja des Sprechens überhoben, indem Ihr laut werden ließet, was ich im Stillen dachte. Eben der Rheinische Merkur war es nämlich, der mich

Digitized by Google

in diesen letzten Tagen so gewaltig aufregte. Ich hatte ihn noch nie gelesen, nun erweckten die Zeitverhältnisse einen Trieb in mir, die versäumte Bekanntschaft nachzuholen, und da trafen mich denn die beiden starken Foliobände mit der intensiven Gewalt eines Kernschusses. Was Wilhelm Meister sagt, als er in Shakespeare zum ersten Male hinein blickte: „Man glaubt vor den aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust, und sie mit Gewalt hin- und wiederblättert" — etwas Aehnliches erlebte ich, nicht durch ein Gedicht, sondern durch jene Urkunde der Wirklichkeit: wir haben keinen Shakespeare, und werden schwerlich einen bekommen, denn alle Bedingungen zur Erzeugung eines solchen Geistes fehlen bei uns, aber — und ich bitte Euch, lacht mich nicht aus über Das, was ich jetzt sage — in anderer Form und Art beweist der deutsche Geist von Zeit zu Zeit, daß auch er den geschickeumfassenden Blick sich erwerben kann, vor dem die Herzen der Gewaltigen und Schwachen sich aufthun, die Verhängnisse durchsichtig klar werden, den Blick, der Shakespeare zu Shakespeare machte. Wie traurig nun, wenn ein solcher Geist von sich abfällt, und, weil ihm der Stoff, darin er wirken kann, entzogen wird, seine Kraft an Ersonnenes, an Launen und Bizarrerien hat verschwenden müssen! Des Mannes, von dem wir reden, Unglück ist, daß ihm das Organ, in dem er sich als eine Nothwendigkeit fühlte, zerstört wurde, und von da an ging es mit ihm abwärts. Unsere Pflicht aber ist es, in ihm, als in einer durchaus geschichtlichen Natur, der Geschichte treu zu bleiben, ihn zu verwerfen im Verwerflichen, im Rühmens- und Dankenswerthen aber ihn zu rühmen und ihm zu danken. —

Da die letzten Reden mit ziemlich lauter Stimme geführt wurden, so hatte sich ein Kreis neugieriger Zuhörer gebildet, von denen einige nach und nach Mitredende wurden. Man gab zu, bestritt, schränkte ein, und unter diesem Hin und Her nahm das Gespräch einen unpersönlicheren Charakter an. Ja, rief Einer, wenn wir bedenken, wie nahe wir hier dem Geschrei der Franzosen nach ihrer sogenannten natürlichen Rheingränze sind, wie von der andern Seite her die belgisch-katholischen Sympathien das Land netzartig überziehen, wenn wir uns erinnern, aus wie vielen Dutzenden von geistlichen Stiftern, Herzogthümern, Grafschaften, Herrschaften und Unterherrschaften dieses burgundisch-fränkisch-sassische Reich vor fünfundzwanzig Jahren zusammengebacken worden ist, so fühlt man wohl, daß man auf zitterndem Boden, daß man auf einem Erdreich, ähnlich dem alten kauchischen Bebelande, steht.

Digitized by Google

Das größte Unglück für den Rhein ist, daß zwei historische Anläße, ein großes, selbstständiges Reich zwischen Maas und Weser zu gründen, widrig für eine solche Pflanzung ausschlugen. Bei dem einen hätte man nicht sollen auf den lutherischen Lehrbegriff hinhören, bei dem andern wäre das sechste Gebot der Staatsraison unterzuordnen gewesen.

Welche Anläße meinen Sie? fragten Mehrere.

O, versetzte der Gefragte, der erste war, als Gebhard Truchseß von Waldburg, Kurfürst von Köln und Herzog von Westphalen, Ausgangs des sechzehnten Jahrhunderts, seiner romantischen Neigung für die schöne Konventualin von Gerresheim, Agnes von Mansfeld, folgte. Er heirathete sie, kündigte der Kurie den Gehorsam auf, und wollte Kurfürstenthum sammt Herzogthum säkularisiren. Es hätte einen tüchtigen Länderkern gegeben, der mit der Zeit sich schon arrondirt haben würde, denn die Reformation hatte von der Pfalz und von Holland her weit um sich gegriffen. Die protestantischen Stände des Reichs hätten alle Kraft aufbieten sollen, dem natürlichen Bundesgenossen zu helfen, aber es geschah nicht, denn der verliebte Truchseß war leider gut kalvinisch, und die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg, Pfalz, stocklutherisch. Rom aber war Rom, d. h. fest und schlau, der Kaiser auch klüger, als die Fürsten. Was half's, daß der überkühne Schenk, dessen Namen noch die Schenkenschanze zwischen Kleve und Nimwegen bewahrt, sich für den abtrünnigen Priester herumkatzbalgte? Er wurde besiegt, niedergestochen, der Truchseß aber entfloh mit seiner Agnes gen Straßburg, und in Köln und Westphalen blieb der Krummstab stehen. Unter dem läßt sich zwar nach altem Spruch gut wohnen, Patriotismus aber, militärische Kraft, historischer Stolz im größern Maßstabe, über den Pfahl und das Weichbild der Stadt hinaus, kurz Alles, was das politische Leben eines Landes zeugt und nährt, kann nimmer darunter gedeihen.

Und der zweite Anlaß?

War, als wenige Zeit später Jakobe von Baden vom guten, albernen Herzog Johann Wilhelm keine Kinder bekommen konnte. Die Tugend dieser etwas ausgelassenen Dame würde wohl kein Hinderniß eines gewissen Kunststücks gewesen seyn, wenn anders nur die Hälfte der im Prozesse ihr gemachten Beschuldigungen wahr ist. Der Erbe wäre da gewesen, Johann Wilhelm hätte an ihn geglaubt, und die schöne Gebietsmasse, die von der Maas bis an die Ruhr reichte, wäre zusammengeblieben. Man hat sich anderer Orten, wo Noth an Mann war, zu helfen gewußt, aber dann müssen sich freilich die Interessenten verstehen. Hier zogen die häkelichten Stände von Jülich, Kleve, Berg, die vermuthlich in der allgemeinen Zerrüttung auch nebenbei im Trüben

fischen wollten, benebst der klugen, bösen Schwägerin Sibylle es vor, Jakoben zu verderben. Peinlich auf Ehebruch wurde sie angeklagt, Johann Wilhelmen ließen sie durch einen sonderlichen Meister aus Holland, wie Beer von Lahr in seiner Chronik schreibt, Etwas gegen des Herrn Phantasien und Schwachheiten eingeben, und Gott war demnächst so gefällig, die Markgräfin plötzlich in der Nacht vom 3. Sept. 1597 aus diesem Jammerthal abzurufen, wie derselbe Lahr berichtet. Dessen Chronik muß man lesen, um eine Anschauung von dem Zustand eines deutschen Landes zu gewinnen, in welchem Niemand weiß, wer Koch und wer Kellner sey. Die Ritterschaft intriguirt, Sibylle intriguirt, die Prätendenten Brandenburg und Neuburg halten die Hand im Spiel, der Kaiser schickt Kommissarien zur Schlichtung des Handels, die aber kein Ende finden können, wahrscheinlich geheimer Instruktionen wegen, um durch Hinzögern einen Sequester herbeizuführen, der regierende Herr medizinirt gegen Zauberei, die Gemahlin sitzt im Kerker. Das tollste Durcheinander kleiner Menschen, unterirdischer Schliche und Wege! Eine wunderliche Volkssage hat sich in Düsseldorf erhalten, daß die Angeklagte nicht, wie man natürlich vermuthet, durch ihre Widersacher bei Seite geschafft worden sey, sondern daß die Anverwandten, erzürnt und bekümmert über den Skandal, der ihr Haus traf, demselben heimlich ein Ziel zu setzen gewußt haben. — Nun, dem sey wie ihm wolle, die Gelegenheit war verpaßt, man läßt nachmals zwar Johann Wilhelmen die lothringische Prinzessin heirathen, aber auch dieser Bund bleibt ungesegnet, und nach dem Tode des letzten Fürsten zerschlagen die Prätendenten das Land im Jülichischen Erbfolgekrieg. Brandenburg bekommt zu wenig, um recht Fuß am Rhein fassen zu können; Pfalz, Köln, Trier, Mainz sind in den nachherigen Kriegen französisch, österreichisch, wie es fällt, nie aber selbstständig, und so treibt sich Alles hier in Ohnmacht und Zersplitterung bis zu den letzten großen Welthändeln hinab.

Man hat immer, besonders in den ersten Friedensjahren, von der undeutschen, ja französisch gebliebenen Gesinnung der Rheinländer geredet; so nahm der rothe Domino wieder das Wort. Bedenke man jedoch! Woher sollte eine vaterländische Gesinnung kommen? Diese segentriefenden Gauen trugen die Kornähre und die Rebe; aber es mähte und herbstete in ihnen ein ohne seine Schuld abgestumpftes Geschlecht. In den geistlichen Kurfürstenthümern ein gewisser Seelenschlaf, hie und da die Ueppigkeit, welche der Mitra auch die letzte Bedeutung nahm, in den weltlichen Herrschaften der langweiligste Schlendrian. Dazu fast überall das Gemenge von Nepotismus, Nebenrücksichten, Fraubaserei, was wir hier mit einem Provinzialismus „Klüngel" nennen.

Die Aemter nicht selten käuflich. Und mit dieser nullen oder verdorbenen Atmosphäre die Länder seit dem spanischen Sukzessionskriege immerdar das Kriegstheater ohne eignen Helden! Wahrlich, ich wüßte nicht, wie da ein anderer, als ein gleichgültiger Sinn entstehen konnte, und wenn dieser auch bei Vielen ein enger und kleinlicher wurde, so dürfen wir deßhalb immer noch nicht die menschliche Natur anklagen. Nun kam die Revolution, wie ein Gewitter, über die Lande. Sie zerschlug Vieles, sie hatte in den meisten Beziehungen das Ansehen einer wüthenden, herzlosen Naturgewalt, aber — sie befreite die Scholle, und gab die Frucht in die Hände Derer, welche die Frucht gebaut hatten. Was aber mehr: ihre Elektrizität weckte eine elektrische Spannung auf in den Geistern der Menschen, zum ersten Mal nach Jahrhunderten; die Spannung, in welcher Gedanken und Charaktere reifen. Trotz allen Druckes, trotz aller tiefschmerzenden Verletzungen lernten doch die Rheinländer sich zuerst wieder in dem französischen Wesen fühlen, denn eine Nation, welche den Begriff verstand, begrüßte sie als Nation. Napoleon war das Glück, die Macht, der Sieg der Revolution, er half den Anfang einer politischen Stimmung hier vollenden. Was Wunder, daß sie ihren Ursprung nicht so leicht vergessen konnte? Napoleon haßte diese Länder nicht; als ein unblutiges Erbe waren sie ihm schon zugefallen. Er schonte sie, so viel er konnte, er half ihnen selbst hie und da, er schmeichelte der Eitelkeit mehr, als er schonen und helfen konnte. — Wenn man diese vergangenen Dinge so mit einem ruhigen Blick betrachtet, so muß man sich vielmehr des Unzerstörlichen im deutschen Wesen innig erfreuen, welches dennoch viele Herzen, als die große Wandelung eintrat, der vaterländischen Sache sympathetisch entgegenbewegte. Freudig wurden die siegreichen Schaaren empfangen, die Wunden und Kranken fanden Pflege von den Händen der Barmherzigkeit, das begeistert-hassende Wort des Merkur war Tausenden aus der Seele gesprochen; endlich fochten Rheinländer nicht ohne Ehre in den niederländischen Schlachten.

Andere rissen aber auch tüchtig aus, siehe die sogenannte Feuer- und Pfuhlproklamation! murmelte der papagaigrüne Domino halblaut. Er hörte trotz seines Robbers aufmerksam dem Gespräche zu.

Du regst mir da Gedanken an, die ich noch nie in solcher Klarheit gedacht habe! rief der blaue Domino. Die Rheinlande, französirt, waren, als das Interesse an der vaterländischen Sache die Gemüther auch in ihnen bewegte, wie ein Seefahrer, der mit einem Schiffe Gewinn machen will, scheitert, gerettet wird, und im Bergehafen hört, er habe in der Lotterie gewonnen. Sie waren mit Napoleon in sein

Glücksschiff gestiegen, hofften von der Fahrt guten Vortheil, das Schiff brach, und gerettet hörten sie, sie seyen Deutsche und frei. Nicht in Schweiß und Blut, nicht aus dem Zustand der äußersten Verarmung, Schmach, und Erniedrigung heraus hatten sie das Gefühl, welches nun auflebte, sich geboren, kein Schmerzenskind aus furchtbaren Geburtswehen war es ihnen, wie Millionen ihrer östlichen und nördlichen Brüder. Es kam ihnen wie ein Glück, wie ein glänzendes, wie ein ohne sonderliche Mühe aufgeschürfter Schatz zu. Wie es nun aber immer zu geschehen pflegt, wenn der Mensch an ein großes, praktisches Gut nicht die arbeitsvollste Praxis setzt, so geschah es auch hier. Man empfindet dann mehr ein ästhetisches Vergnügen an dem Errungenen, als daß man sich mit demselben sogleich in ein eigentlich tiefes Verhältniß, welches immer eine stille Bescheidenheit hat, zu setzen wüßte. Die Rheinlande empfanden an der Befreiung Deutschlands und an ihrer Dividende in dieser Ausbeute mehr ein ästhetisches Interesse und Vergnügen. —

Diese Aeußerung fand großen Widerspruch, und man erinnerte in den verschiedensten Ausdrucksweisen an die unzähligen Mühsale, Beschwerden, und Kriegslasten, welche auch der Rhein getragen habe. Als der Sturm sich etwas gelegt hatte, fuhr der blaue Domino fort:

Bedenkt doch, Freunde, daß wir in unsern Gesprächen, wenn sie sich nicht in ein endloses Detail zersplittern sollen, nur die allergemeinsten Umrisse zeichnen dürfen. Es handelt sich bei Dem, was ich sagte, nur von einem großen Mehr und Minder. Der Rhein ward belastet, gedrückt, gezinset um der gemeinen Sache wegen, ja! aber die geöffneten Adern seiner Söhne hatten seine Wellen nicht roth gefärbt, die Triften, welche er bespült, waren von Roß und Mensch nicht zerstampft worden, die Ehre vor der Welt hatte ihm der Eroberer gelassen. Fragt nur die Elbe, die Oder, die Weichsel, ob sie Euch dieselbe Geschichte erzählen können? Ich wiederhole also, man empfand die Wiedergeburt der deutschen Dinge in hiesigen Landen mehr wie ein Schönes in einer ästhetischen Stimmung, und übrigens mag Euch der Ausdruck so viel gelten, als er werth ist. Gewiß aber ist es, daß aus diesem Verhältnisse die wichtigsten Konsequenzen entsprangen. Denn während man östlich schon zufrieden war, nur dem grimmigsten Elend entgangen zu seyn, und während dort die Bewegung der Zeit vor der Hand lediglich in der Jugend und bei den Intellektuellen rumorte, die Praktiker aber, den Bürger und Bauer wenig ergriff, hatte ein Verlangen, den neuen Zustand vom Schönen in das Schönste zu steigern, am Rhein mächtig alle Stände durchdrungen. Die verschiedensten Ansprüche wollten sich

geltend machen. Die Städte petitionirten im Sinne des Bürgerthums; dagegen rührte sich der alte Adel in der Denkschrift, die er 1818 dem Staatskanzler übergab. Er führt darin aus, ein Vertrag habe bestanden zwischen den Provinzen und dem Landesherrn, der Vertrag sey durch die Revolution wohl bei Seite geschoben, aber nicht zerstört. Diese Dinge fanden nun wieder die heftigste Entgegnung vom Bürgerthum aus, welches sonderbarer Weise die Nützlichkeit jenes Anführens, auch für sich, nicht begriff, sondern nur seinem Adelshaß folgte. Man ging so weit, den Bittstellern zu sagen, daß, wenn sie in den Uniformen, die sie noch vor wenigen Jahren getragen, erschienen wären, der Kanzler sie leicht für eine Deputation von St. Helena hätte halten können. So steigerte sich das Fordern, das Hetzen und Verhetzen bis zur Koblenzer Adresse, in der nun Alles vertragen ward, was man wollte, meinte, wähnte. Sie ist das merkwürdigste Symptom des damaligen rheinischen Geistes. So lange man noch um Erhaltung der Geschwornengerichte, um Entfernung aller Feudalität, um Entfeßlung des Handels, und um andere Güter, die man theils hatte, theils mit gesunden Augen nahebei sehen konnte, bat, kann man sagen: die Bittenden hielten sich in den Schranken, die ihnen gegebene Umstände setzten. Aber jene Adresse fordert eine Verfassung, und zwar nicht in Ständen für die Provinz, sondern für das Reich, ja, nicht für das Reich allein, sondern sie erheischt sogar die Interzession des Königs für diese Sache zu Gunsten von ganz Deutschland bei dem Bundestage. Der kundigste Interpret jener politischen Handlung sagt an einem andern Orte: es sey wohl schicklich gewesen, für das Geschenk, welches die östlichen Stammverwandten dem Westen mit der Befreiung vom französischen Joche gemacht hätten, ihnen ein Gegengeschenk vorzubereiten: die bürgerliche Emanzipation. Als wenn dergleichen sich schenken ließe! Als wenn Verfassungen, nämlich die ächten, lebendigen, lebensfähigen nicht immer, die Früchte großer Krisen im Hauptorganismus des Staats wären! Die große Krise in Preußen war nun, daß, weil Friedrichs herbe Kraft, sein genialer Verstand, und sein gewaltiges Bewußtseyn sich, so weit diese Tugenden Eigenthum einer Masse werden können, dem Volke infiltrirt hatten, das Volk fähig und tüchtig geworden war, den Staat zu retten. Popularisirter Fridericianismus war das neuste Entwicklungsstadium des Staats. Naturgemäß hätte daher die Frage der Zeit nur von den ältern Söhnen des Hauses angeregt werden können, die allein jenes Stadium ganz durchmessen hatten. Sie thaten es aber nicht, gewiß zum Theil aus frommer Scheu vor der ungeheuren Schwierigkeit und Verwickeltheit der Frage, auf welche auch der Staatskanzler in der

Antwort auf die Adreſſe, leiſe und ſchonend, wie ſeine Art war, hindeutete. Daß die jüngſten Kinder ſich deſſen unterwanden, zeigte, daß ſie die Geſtalt der Dinge, wie ſie geworden, leicht, und zum dritten Mal ſey es geſagt, äſthetiſch nahmen.

Klage nicht an, ſagte der ſchwarze Domino. Laß die Eris ruhn, wecke ſie am wenigſten über Vergangenheiten gewiſſer Art.

Meine Rede ſoll ihre Schlangen nicht rühren, verſetzte der Blaue. Ich klage nicht an. Ich finde gerade in dem Leichten, Wagenden, Uebermüthigen jener Adreſſe einen Sinn, der rein iſt von den ſchweren Erinnerungen des Staats, in dieſer Unſchuld aber ahne ich die glücklichſte Zuthat zu deſſen Geſammtleben. Die Rheinlande ſind das heitere Blut, die Phantaſie, der fröhliche Sinn Preußens. Ein rühriges, anſtelliges, gewitzigtes Volk bewohnt ſie. Auch Gemüth hat es, Talent zur Liebe, Anlage zur Treue. Aller patriarchaliſchen und nebenbei vigilanten Behandlung iſt es freilich von Grund der Seele abhold, aber es vermag der verſtändige Freund des aufrichtig Meinenden zu ſeyn. Wollt Ihr es bevormunden, ſo wird es ſich bald ſeinen eigenen Familienrath ernennen. Befehlt ihm kurz und ohne Umſchweif, wo Euch Gott das Recht zum Befehl anvertraute; es wird gehorchen, die gute Gabe, die Ihr ohne hinterhaltige Gedanken ihm bietet, wird es mit Dank annehmen. Das germaniſche „Auf ſeine eigene Hand ſeyn" iſt höchſt rege in dieſem Volke. Die Städte ſind eiferſüchtig aufeinander. Stiften ſie in Düſſeldorf einen Kunſtverein, Köln wird bald auch einen haben wollen. Will dieſe Stadt ein Zentralfeſt feiern, gleich treten andere mit Spezialfeſten hervor. Es iſt eben deutſches Leben, pulſirend, quellend, an hundert Orten hervorbrechend. Von dem ſtrömt nun eine Ader über in die uniformere öſtliche Hälfte, anfriſchend, auflockernd, vom Oſten aber hält der knappere, gemeſſenere Geiſt die hieſige Ungebundenheit zuſammen, ſie vor der Zerſplitterung bewahrend. Und ſo trägt Eines das Andere, ergänzt und ründet einander; die luſtige Fülle den ſchmaleren Ernſt, der bewußte Ernſt die überwuchernde Fülle.

Auf dieſem Punkt ſehe ich Dich gerne angelangt, ſagte der ſchwarze Domino. Laßt uns als Deutſche in deutſchen Sachen immer das Poſitive erblicken, und an der Hoffnung feſthalten! Scheuen wir uns nicht, wie Männer in jede Verderbniß einzuſchauen, aber kein Schwindel ergreife uns, und vom Abgrund her leuchte uns noch ein Licht, hell, wie Odin's Auge im Brunnen Mimer's! — Die Vereinigung dieſer weiten Lande mit Preußen iſt das größte und glücklichſte Ereigniß, welches ſich ſeit Jahrhunderten in der deutſchen Geſchichte zutrug, denn dadurch wurde, wie ſehr Das auch die Oberflächlichkeit läugnen mag, eine mächtige

historische Wahlverwandtschaft gestiftet, die nur fruchtbar seyn kann. Welche Früchte sie trägt und tragen wird, das ist freilich ein Staatsgeheimniß, und ein wahres, denn kein Staatsweiser kann es aussprechen.

Hier legte der papagaigrüne Domino seine Karten nieder, ja man kann sagen, er warf sie hin. Schnell sich erhebend trat er zu den Sprechenden, gestikulirte mit den Händen, sah roth aus, und rief: Habt Ihr Euch nun satt gesprochen von Tendenzen, Anlässen, ästhetischem Interesse, Ideen, Personifikationen, Wahlverwandtschaften, Mimer's Brunnen, und sonstigem erhabenen und spitzfindigen Rokoko? Mich wundert nur, daß heutzutage noch irgend ein Tisch auf seinen Füßen steht, und nicht alle Wände einstürzen, so wird Alles durchsubtilisirt und abbegriffelt! Kinder, man merkt es Euch doch an, daß Ihr insgesammt keine Praktiker seyd, und Nichts erfahren habt. Wer so bei Allem gewesen ist, wie ich, der sieht in der Vergangenheit Nichts, als —

....Konfusion, fiel Einer ein.

Dem ist die Geschichte Nichts als eine große —

....Konfusion, sagte ein Anderer.

Der hält die Welt für Das, was sie ist, nämlich für —

....Konfusion, rief ein Dritter.

Alle lachten. — Der Papagaigrüne lachte mit. Und ist es denn nicht wahr, sagte er, daß von Anbeginn der Welt noch Niemand gewußt hat, was er wollte? Kein Held kam an sein Ziel, sondern unter den Füßen verlor sich ihm der Weg. Alexander der Große lief durch Asien nach Indien, nur weil er gar nicht wußte, wohin er noch laufen sollte, nachdem er einmal so heftig von Mazedonien ausgelaufen war. Und so kann man diesen Satz verfolgen durch jedes —

....historische Ereigniß hindurch, fiel ihm der schwarze Domino in die Rede. Eure kolossalen Geschichtsansichten sind bekannt, alter Herr, sie sind aber zu trübe für diesen heitern Abend. Erzählt uns lieber Etwas von Spezialhistorien, die Ihr so gründlich inne habt, erzählt von der rheinischen Konfusion, wie Ihr gern mögt. Denn wir wissen es, Ihr habt die Hände in Allem gehabt. Ihr waret nassauischer Akzessist, kurkölnischer Vogt, kurtrierscher Rath, französischer Sous-präfekt. Eure Augen haben in alle Winkel geblickt.

Ja, das haben sie, versetzte der papagaigrüne Domino mit Selbstbewußtseyn. Ich habe alle die großen Herren, und Staatsmänner, und Generale gesehen, und Viele haben mit mir gesprochen, und bedeutend war der Inhalt unserer Unterredungen, und ich weiß ungefähr Bescheid. Eine elektrische Spannung soll die Revolution gegeben haben? Ei, Gott bewahre! Die Franzosen kamen hereinmarschirt, und wollten

Geld haben, und Menſchen, und Pferde, und was Amtskellner geheißen, hieß nun Receveur, und die Leute ſollten franzöſiſch können, verthaten ſich aber noch zuweilen. Napoleon ließ ſich einmal zwei Maires vorſtellen, davon ſagte der eine zum Kaiſer: **Je suis la mère. Et vous?** fragte Napoleon den andern. **Je suis le faiseur des filles**, antwortete Dieſer, denn er wollte ſagen, er ſey ein Zwirnfabrikant. **Eh bien, allez coucher ensemble**, erwiederte der Kaiſer, und lachte. — Schlechte Advokaten hießen deutſche Prokuratoren, und zwiſchen all' dem Weſen verſteckten die Geiſtlichen und Stifter ihre Ländereien und Kapitalien unter Scheingeſchäften, damit der Präfekt ſie nicht auswittere und in den großen Schlund der Staatskaſſe werfe. Seht, das war das Ganze. — Intereſſe an der deutſchen Sache, äſthetiſches Intereſſe? Wir hörten eines Tages, die Franzoſen ſeyen in Rußland erfroren, und da rottete ſich ein Haufen Konſkribirter zuſammen, die nicht dienen wollten, und zogen mit einer Fahne, und Stecken, und Miſtgabeln durch die Berge und Wälder; das waren die ſogenannten Knüppelruſſen. Weiber und Geſindel ſchlug ſich dazu mit großen Schnappſäcken, in die ſie die Beute, auf die es abgeſehen war, einthun wollten, auf dem Markte von Elberfeld aber wurde der ganze Haufe entwaffnet, und Mehrere wurden erſchoſſen, die dazu gekommen waren, ſie wußten ſelbſt nicht wie. Dann rückten die Alliirten ein, die wollten wieder Nichts, als Menſchen, und Pferde, und Geld. Die Prokonſuln kamen, die Gouverneure und Generalgouverneure; Oeſterreich, Bayern, Preußen, und Rußland regierte, und wir waren proviſoriſch. Wenn Einer den Andern damals fragte: Wie geht's Dir? und der Andere wollte ſagen: Schlecht, ſo antwortete er: Proviſoriſch. Denkt Ihr, daß in ſolchen tumultuariſchen Zeiten ſich die ordentlichen Leute zu den Gewalthabern finden? Gott bewahre! Die ſitzen ſtill und verdrießlich zu Hauſe. Die Glücksjäger, die Plusmacher, die Schwadroneure kommen herangeſummt, und erzählen Denen am Ruder ſüße mileſiſche Mährchen. So war es auch hier. Einige von den ſogenannten Gutgeſinnten trugen ſich halb militäriſch, die nannte das Volk mit einem Spitznamen die Zivilkoſaken. Die Dichter kamen an. Arndt ſaß in Köln, und ſang: Was iſt des Deutſchen Vaterland? Schenkendorf auf der Frankenburg bei Aachen quängelte vom deutſchen Kaiſer und vom lieben heiligen römiſchen Reich, welches uns ein ſo erbärmlicher Schutz und Schirm geweſen war. Daneben horchten Freunde und Vettern auf die Erzählungen der von Moskau Zurückgekehrten, und wie brav ſich die Armee in dem entſetzlichſten Unglück geſchlagen. Der Zuruf des Königs klang gnädig, ein General aber erließ von Wiesbaden die Feuer- und Pfuhlproklamation, wie ſie

genannt wurde, die mit den Worten anfing: Die bergische Infanterie fährt sich schändlich auf. — Von den Prokonsuln war der eine so, der andere so. Sack in Aachen, ein kreuzbraver Mann, rechnete und sparte, und machte sich aus blühenden Phrasen Nichts; über den klagten die Soldaten. Justus Gruner in Koblenz hielt uns eine Rede nach der andern, sagte, die Schmach der Erniedrigung sey nun vorbei, und wir seyen nun wieder glorreiche Deutsche, die französischen Abgaben aber müßten wir fortbezahlen, und einige neue deutsche dazu mache der Drang der Zeitumstände nothwendig. Das wollte nun wieder den Bürgern nicht in den Kopf. Keiner wußte, wie ihm war, und aus einem Munde ging kalt und warm, Ja und Nein. So war's, und das war das Ganze. Hernach könnt ihr jungen Leute wohl in einen solchen kunterbunten Zustand die Einheit hineinphantasiren, wer aber mit dabei war, sagt: Es war nichts als Mischmasch und —

Konfusion! riefen alle Zuhörer. — Ihr habt, alter Herr, die vollkommenste Darstellung geliefert, sagte der schwarze Domino, denn das Mittel, dessen Ihr Euch bedientet, ist genau so, wie der Gegenstand, den Ihr schildern wolltet. — Ach, geht mir, versetzte der Papagaigrüne etwas empfindlich, Ihr seyd Alle neologisches Volk, und versteht von der Wirklichkeit Nichts. — Er begab sich wieder zu seinem Spieltische.

In seinen Reden, wie übertrieben und karrikirt sie sind, ist doch ein Zug der Wahrheit, fuhr der schwarze Domino fort. Er hat das Chaos der widerstreitenden Gedanken und Empfindungen, welches quirlte und brodelte, als die ältesten deutschen Länder wieder deutsch wurden, anschaulich gemacht, wenn gleich, wie es unserem Konfusionspropheten zu begegnen pflegt, einige Anachronismen mit untergelaufen sind. Denn Arndt hat freilich: Was ist des Deutschen Vaterland? nicht in Köln gesungen. — Als ich vor dreizehn Jahren an den Rhein kam, hatte sich Alles abgedämpft, und die neue Vegetation fing an, die alten Risse und Narben zu begrünen. Zwei Dinge regten damals noch das politische Blut der Rheinländer. Das erste war das französische Recht mit dem öffentlichen Verfahren. Die Erhaltung dieses Besitzes war der eigentlich populäre Wunsch und ist es geblieben. Das zweite waren die Versuche der Oligarchie, sich als Kaste für sich, gesondert vom Volke, aufzustellen.

Was verstehen Sie denn darunter? fragte eine junge Charaktermaske von vornehmer Haltung, die sich eben dem Kreise der Sprechenden genähert hatte, etwas spitz.

Ich verstehe darunter den Komplex der Stimmungen, Ansichten, und Sehnsuchten in den rheinischen Fürsten, Grafen, und Herrn, welche

Digitized by Google

zuletzt ihre Erfüllung im Autonomieſtatut erhalten haben, antwortete der ſchwarze Domino.

Wenn Sie davon reden, ſo weiß ich den Ausdruck Oligarchie nicht zu rechtfertigen, ſagte die Charaktermaske. Darin liegt gar nichts Politiſches. Es iſt eine reine Privatſache, wie wir unter einander erben wollen.

Das Erbrecht gehört an und für ſich ſchon halb zum öffentlichen Rechte, verſetzte der ſchwarze Domino. Seine Satzungen helfen die materielle Phyſiognomie der Familie beſtimmen, ſo weit erſtere von der Privatwillkühr unabhängig iſt. Daß ich weiß: mein Vater kann mich nicht enterben, wenn ich kein Verbrechen begehe — das wendet mein Antlitz von dem gnädigen oder zornigen Blicke ſeiner Augen gegen das Unwandelbare der Geſetze, die mich ſchirmen — macht mich zugleich frei und unwandelbar. Aus dem Unwandelbaren der Familie ſetzt ſich aber das Unwandelbare des Staats zuſammen, wenigſtens des germaniſchen. So ſteht die Sache, ſelbſt wenn man an dem Buchſtaben Ihres Statuts haftet, der freilich von politiſchen Tendenzen ſchweigt. Blicken wir aber tiefer ein! Die Häupter Ihrer Familien ſollen das unbegränzte Recht haben, ihr Gut zu hinterlaſſen, welchem unter ihren Kindern ſie wollen, ſey es das älteſte oder das jüngſte, ſey es Sohn oder Tochter. Die Gerichte des Staats dürfen von den Benachtheiligten nicht angerufen werden, ſondern ein Ausſchuß, der abermals aus Ihren Familienhäuptern hervorgeht, ſoll in allen Fällen richten und entſcheiden. Dies ſind die Ritterräthe der rheiniſchen ritterbürtigen Ritterſchaft.

Das ſollte man den Schauſpielern, die das R nicht ausſprechen können, zur Uebung des Organs aufgeben, murmelte der Papagaigrüne an ſeinem Spieltiſch.

Nun, und? ſagte die Charaktermaske.

Ich weiß nicht, wie ein kompakterer Kern gefunden werden möchte zur Bildung einer politiſchen Ariſtokratie. Die Söhne und Töchter, unbeſchützt durch irgend eine Inſtitution, — denn daß der Ausſchuß immer im Sinne der Familienhäupter urtheilen wird, leuchtet ein — müſſen ſich in einer völligen Abhängigkeit von den Häuptern fühlen, da denn doch der Trieb, zu beſitzen, zu den mächtigſten im Menſchen gehört. Die Stifter haben ihre Abſicht klar ausgeſprochen. Sie wollen den Flor ihrer Familien für alle Zeit ſichern. Ein reicher Adel aber ſtrebt nach Macht, denn wonach ſollte er ſonſt noch ſtreben? Nehmen Sie dazu, daß durch eine Stiftung für die Töchter geſorgt werden ſoll, daß man damit umgeht, für die Söhne eine Ritterakademie zu gründen. Hiedurch iſt für die Abſonderung des heranwachſenden Geſchlechts von

Allem, was nicht zur Kaste gehört, und für seine Hineinbildung in den statutarischen Standes- und Korporationsgeist in der That trefflich gesorgt.

„Tendenzen lassen sich freilich leicht insinuiren."

Ich insinuire nicht, ich sage, was vor Aller Augen liegt. Sie haben sich vor den Augen aller Welt manifestirt; Sie müssen doch auch mithin gestatten, daß alle Welt darüber rede. Nicht einmal glaube ich, daß den Stiftern die Absicht klar vorgeschwebt hat, etwas Aehnliches zu werden, wie die hohe Aristokratie Englands, oder die Magnaten Ungarns. Aber was kommen muß, wenn die Dinge ihre Entwicklung finden, das wird auch kommen. Uebrigens würden Sie mich mit Unrecht für Ihren Gegner halten. Sie berufen sich auf alte Befugnisse in Ihren Familien, die das Statut nur erneuert habe; wir Andern kennen sie nicht, aber es kann ja dennoch existiren, was wir Andern nicht kennen. Man befürchtet Erbschleicherei und jede Art der Willkühr in so schrankenlosen Verhältnissen; diese Besorgniß theile ich nicht. Die patriarchalische Gewalt der Häupter wird es ihrem Interesse gemäß finden, möglichst unbescholten zu bleiben, mit einer gewissen Billigkeit zu walten. Man hat sich stark darüber formalisirt, daß Sie in einer schwungvoll abgefaßten Vorrede Frömmigkeit, Rechtschaffenheit, Treue von Ihren Nachkommen fordern. Ich finde es dagegen unwürdig, Ehrenmännern Heuchelei und Affektation unterzulegen, ich bin überzeugt von dem Ernste und der Aufrichtigkeit jener vielfach bespotteten Vorrede, und nun frage ich: Was kann bescheidener seyn, als Tugenden einzuschärfen, die sich von selbst verstehen? — Das Korporative ist mir der Lebenstrieb der neuen Zeit. Soll der Adel nicht auch das Recht haben, sich korporativ zu regeneriren? Welcher gemeinsame Gedanke soll nun aber die neue Korporation zusammenhalten? Der Himmel ist der gemeinsame Gedanke des Klerus; Bildung, Kunst, Poesie, Wissen sind die Domäne der Intellektuellen; Handel und Gewerbe das Verbindende unter den Bürgern; die Scholle ist Das, was den Bauer trägt. Von Neuem ist die Welt weggegeben — was bleibt für den Adel, wenn er sich nicht verlieren soll unter den Klerus, unter die Intellektuellen, unter Bürger und Bauern? Nichts, als das Stammes- und Blutsgefühl, der Glaube, von Natur anders zu seyn, als alle andern Menschen, und deßhalb auch befreit seyn zu müssen von den Regeln, welche die Andern binden. Diese Rede klingt hart, können Sie dieselbe aber Lügen schelten? Hier ist nun auf die klügste Weise angefangen worden, das Blutsgefühl zu verkörpern. Der rheinische Adel spricht durch das Statut keine Vorrechte nach außen an, die nur tausendfachen und

Digitized by Google

wahrscheinlich zur Zeit noch siegreichen Widerstand finden würden. Was thut er? Er faßt sich zuvörderst in sich zusammen, und baut sich auf binnen seiner Hecken und Pfähle. Man konnte nicht richtiger verfahren. Ich bin Ihr Gegner nicht, nur müssen Sie mir erlauben, die Sache gerade anzusehen. Ihr Statut ist ein politischer Gedanke.

2.

Ein fröhlicher Lärmen, der aus dem Saale in dieses stillere Zimmer drang, machte dem Gespräch ein Ende. Die Charaktermaske zog sich zurück, und fragte draußen, ob der Wagen noch nicht da sey? Die Domino's standen auf, und so auch die Spieler, worunter der Papagaigrüne. Alle gingen nach der Saalthüre, durch welche die barockſten Figuren geschritten kamen. Ein tollverwachsener Kerl in einem dem Trödel abgeborgten Habit humpelte voran, und dem folgte ein gleich kostümirter Bänkelsänger mit einer ungeheuren Nase. Der Verwachsene trug eine Drehorgel, der Großnasige einen Bilderrahmen an langer Stange. Dutzende der leichtfüßigsten Masken hüpften, trippelten, schwirrten nach.

Die Bänkelsänger baten in holperichten Knittelversen um Platz. Sie traten in die Mitte des Zimmers, und augenblicklich umstand sie ein großer Kreis. Neugierig wurden die verwunderlichen Bilder des Rahmens gemustert. Der Rahmenträger, der zugleich einen großen Deutestab in der Hand führte, erklärte die Absicht, auch hier in diesem stillen Stübchen der lieben Jugend die Wunderdinge mitzutheilen, welche drinnen im Saale das reifere Alter beglückt hätten, und ein schnarrender Bänkelgesang begann, wozu der Orgler waidlich orgelte.

Da wurde gesungen vom türkischen Kaiser und seinen zwei Leibdardanellen, die nichts Anderes tränken, als Blut, vom Kinde, das, mit sieben Armen geboren, gleich nach der Geburt sieben Porträts gemahlt habe, vom tiefen Schnee, in den ein Postwagen mit vier und vierzig Passagieren und einem halben gestürzt sey, so daß man Nichts mehr sehen könne, als den Schnee, nämlich die weiße Tafel, und von hundert andern außerordentlichen Begebenheiten und großen Thathandlungen wurde gesungen. Es war ein abenteuerliches Imbroglio neckischer Einfälle, denen sich versteckte und offenbare Anspielungen auf Stadtgeschichten und Persönlichkeiten unsparsam beimischten. Ein

Digitized by Google

ſchallendes Gelächter unterbrach oft den Rhapſoden, der zu jeder Geſchichte mit ſeinem Stabe die Abbildung wies. Da lauſchten auch hin und wieder bekannte Züge durch die Karrikatur hervor. Mehreremal wurde Da Capo gerufen, und am Schluſſe des Bänkelgeſangs forderten viele Stimmen ſtürmiſch die Wiederholung des Ganzen. Die Rhapſoden waren ſo klug geweſen, ſich auf dieſen Fall vorbereitet zu halten, ſie trugen nun in einer Art von Duett einige neue, noch erhabnere und entſetzlichere Fälle vor, was denn natürlich einen unermeßlichen Jubel anfachte, der ſie begleitete, als ſie ihren Abzug in ein noch entlegeneres Zimmer nahmen, auch dort den Separatiſten des Feſtes Etwas vorzuſingen und vorzuorgeln.

Als es in unſerem Gemache wieder ſtill geworden war, ſagte der ſchwarze Domino: Gemahnt mich doch dieſe tolle Poſſe an die Düſſeldorfer Anfänge!

Düſſeldorfer Anfänge? fragte der blaue Domino. — Was verſtehen Sie darunter? der Rothe.

Kinder! rief der Schwarze, die Anfänge, was ich unter Anfängen verſtehe, das iſt gerade ſo etwas Geheimnißvolles, wie die Mütter im zweiten Theile des Fauſt:

„Geſtaltung, Umgeſtaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umſchwebt von Bildern aller Kreatur!“

Es läßt ſich mehr ahnen, als beſchreiben. Die Düſſeldorfer Anfänge ſind eben die Düſſeldorfer Anfänge.

Laßt Euch doch nicht mit ihm ein! rief der papagaigrüne Domino vom Spieltiſch herüber. Er ſchlägt ſeinen myſtiſchen Ton an, und will Euch damit nur ſchrauben. Es iſt Nichts als Moos, wie er ſelbſt zuweilen dergleichen Zeug nennt.

Was verſteht Ihr unter Moos, alter Herr? fragte der ſchwarze Domino den Papagaigrünen.

Das Moos — das Moos — das Moos, das iſt das Moos, ſtotterte der Papagaigrüne, und ſtach in der Zerſtreuung das Aß ſeines Aiden mit Atout.

Seht Ihr, da werdet Ihr ſelbſt zum Myſtiker, und wollt überdies Gott verbeſſern, der dem Aß Eures Freundes den Stich prädeſtinirt hatte, ſagte der Schwarze. — Wollt Ihr vom Mooſe wiſſen? mit dieſer Frage wandte er ſich an den blauen und an den rothen Domino. Denn nicht bin ich gewillt, das Begreifliche ſupranaturaliſtiſch zu umſchleiern, und nur das Unausſprechliche bleibe im Myſterio verborgen. Das Moos, das Gedankenmoos läßt ſich begreifen und begreiflich machen.

Digitized by Google

Erweitre nur unsere Kenntnisse! versetzte der blaue Domino und lachte.

Gott der Herr, hob der schwarze Domino feierlich an, hatte, als er das Werk der Schöpfung vollbracht, von den Stoffen Etwas übrig behalten. Denn seine Fülle war unendlich, und seinem Reichthum selbst die gränzenlose Mannigfaltigkeit nicht gränzenlos und mannigfaltig genug. Was thun mit diesem Reste? Die Sache machte dem Herrn Sorge; denn wie er der ewig Reiche ist, so ist er auch der ewige Haushalter und will Nichts umkommen lassen. Er berief die Elohim und fragte sie um Rath. Gabriel meinte, er solle eine zweite Welt daraus schaffen. Diesen Vorschlag verwarf des Herrn Liebe; eine Welt aus Resten wollte er sich nicht nur so hinstümpern lassen. Raphael sagte, er möge den Rest aufbewahren zum Flicken, wenn das Universum einmal schadhaft werden sollte. Darauf versetzte des Herrn Weisheit: Ich habe Alles so gemacht, daß es immerdar durch sich wird stehen und gehen können, und wird nimmer ein Riß einreißen. Michael schwieg, und dieses Schweigen gefiel dem Herrn, denn in seinem Verstande hatte er schon den Ausweg gefunden.

Er warf, streute, träufelte den Rest der Schöpfungsstoffe in die fertige Welt. Und daraus entstand der Ueberfluß, der Ueberschuß, das Zwecklose, das Gerathewohl in der festen Ordnung, in der tiefen Absichtlichkeit, die nun jene Reste der Gotteskraft in eine so süße Gährung versetzen. Daraus ist auch der Zufall entsprungen, der Kobold der Kobolde. Gott selbst kann Nichts wider den Zufall, denn auch er ist aus ihm, und Gott vermag Nichts wider sich. Darum sollten Die, welche Geld, Macht, Hoheit missen, Gott nicht verklagen, der ihnen gern hülfe, wenn er nur könnte vor dem Zufall, der ihm immer über den Weg rennt. Die Thoren! Sie wissen nicht, daß der Herr sie um so zärtlicher liebt, weil er sie für den Zufall entschädigen möchte. Es kostet sie nur *einen* Schritt, um in Gottes ewig feste, geordnete Welt einzutreten, aber *den* thun sie selten, sondern laufen lieber hinter dem Zufalle her, den sie am Ende noch gar für Gott halten.

Wollt Ihr Beispiele, wie Gott in der Natur den Schöpfungsrest verwandt hat? Erinnert Euch der wahrhaften Sage vom Stieglitz, an dessen Flügeln der Herr den Pinsel mit den übrig gebliebenen Farben auswischte. Seht die Spielarten, die Uebergänge, die Thierpflanzen, die Pflanzenthiere, den lichtschluckenden Stein, den Fisch, der lebendige Junge zur Welt bringt, das neuentdeckte Säugethier, welches Eier legt. Alle diese Kreuze der Naturforscher sind Ueberschüsse der Schöpfungskraft. Seht in der Geschichte die verunglückten Helden, die mißrathe-

nen Weisen, die sogenannten interessanten Menschen. Alle diese Kreuze des redlichen Geschichtsforschers sind Ueberschüsse der Schöpfungskraft. Seht das Moos! da kriecht's, wuchert's, nistet's am Boden, trägt seine Krönlein, Kelchlein, Kölblein ohne Nutzen, Zweck, Bestimmung, denn das isländische Moos, welches den Schwindsüchtigen dient, ist kein Moos, sondern gehört zu den trockenen, vernünftigen Flechten und Algen. Auch das Moos ist ein Ueberschuß der Vegetation, die im Schöpfungswunder quoll und keimte.

Und in das Hirn des Menschen, in diesen höchsten und feinsten Organismus, wäre kein Tropfen jenes uranfänglichen Ueberschusses gefallen? Das hätte nicht mit rechten Dingen zugehen müssen. Nein. Jeder spürt's, wenn er sich an den Kopf faßt. Da ist was drin, was nicht Verstand, nicht Vernunft, nicht Urtheil ist, und wovon kein Kompendium der Logik handelt. Es ist das Moos im Kopf, das Gedankenmoos. Und wie sieht es aus, wenn es zu Tage kommt? Es sind die zarten Spiele der Einbildung, die lieblichen Grillen, die holden Thorheiten. Die Jugend ist seine Keimezeit, in der Liebe kommt es zum Blühen, der Traum bleibt ihm als Altentheil und Rückzug. Niemand auf der Welt ist ohne Gedankenmoos, und die Menschen sind in dem Verhältnisse zu dieser wundersamen Pflanzenformation nur durch die Art, wie sie sie behandeln, unterschieden.

In Sachsen heißen sie Moos Geld. Er hat Moos, bedeutet, er ist ein vermögender Mann, sagte der Papagaigrüne.

Ei, so schweigt doch, Ihr unerschrockener Interlocutor! rief der blaue Domino. Laßt unseren Botaniker hier seinen Lehrvortrag vollenden.

Auch der Grüne hat Moos im Kopf, er gehört aber zu der einen Klasse von Menschen, sagte der schwarze Domino. Diese wissen nicht recht, was für eine Bewandtniß es mit dem Mooſe habe, sie fühlen ihr Hirn auf eine seltsame Weise davon gekitzelt, möchten es gern ausreuten und schlechthin besonnene Männer seyn. Aber das Ausreuten geht nicht, weil es der unsterbliche Ueberschuß von Gottes Gedanken ist, und da sie in ihrem Aerger keine Kultur daran legen, so wächst es ihnen in Alles hinein, in Verstand, Vernunft, und Urtheil. Daher kommt es, daß sie so oft schreien: Um Gotteswillen, wo ist der Begriff geblieben? oder seufzen: Nimmermehr hätte ich mir Das vorstellen können! oder tiefsinnig murmeln: Wie kann ein so richtig angelegter Plan mißglücken? Ja, das unkultivirte Moos ist ihnen über den Begriff gewachsen, oder es kriecht schalkhaft zwischen den Vorstellungen umher, oder der Plan glitt auf seiner Glätte aus. Deßhalb machen denn auch die Erzprosaiker

Digitized by Google

immer die dümmsten Streiche. — Nun, die andere Klasse, das sind, die am Tage des Herrn geboren wurden, die Sonntagskinder. Die ergeben sich in den Rathschluß des Herrn, tragen das Moos dankbar als eine Gabe Gottes bei sich, hegen es ein, kultiviren es, ökonomisiren damit. Es hat sein Plätzchen für sich bei ihnen, darauf es lustig gedeiht, ohne die anderen Gewächse im Kopfe zu ersticken. Die gehen nun ganz still und ordentlich ihren Weg, von Verstand, Vernunft, und Urtheil geführt, sehen oft sehr trocken aus und als ob sie nicht fünf zählen könnten, und innerlich begleitet sie eine Welt der farbichtsten Wunder. Nach verschiedenem Gemäß ist ihnen der göttliche Ueberfluß zugetheilt, der Eine hat mehr, der Andere minder. Mitunter ist Einem bis zum Ueberlaufen voll gegeben worden;

Und wenn es sich trifft,
Und wenn es sich schickt,

so wird der ein Dichter. Seht, so verhält es sich mit dem Moos im Kopfe.

Du hast dem Konfusionspropheten nachgeahmt, sagte der blaue Domino. Du gabst uns zugleich mit Deiner Beschreibung ein Exemplar von der neuentdeckten Spezies.

Seyn Sie nun auch nicht eigensinnig, und definiren Sie die Düsseldorfer Anfänge, fügte der rothe Domino hinzu.

Definiren kann ich sie wahrhaftig nicht, denn Anfänge sind undefinirbar, versetzte der schwarze Domino. Damit Ihr aber begreift, was ich mir ungefähr denke, so sage ich: die Anfänge sind irgendwo, wenn sich eine Anzahl nicht ganz gewöhnlicher Menschen zusammenfindet, die Alle noch nicht recht wissen, was sie wollen. Produktive Talente müssen vorhanden seyn, die ihr Ziel nur gleichsam zwischen Nebeln sehen, Kapazitäten, die noch mit Prinzipien ringen, Empfängliche, die Alles aufnehmen, selbst wenn Manches zu ihrem Wesen nicht stimmt. Da entsteht denn eine Koterie, in der sich Jedermann versteht und mißversteht, anzieht und abstößt, in der sich eine Terminologie übereinkömmlicher Sätze bildet, die denn doch bald zu den Sachen nicht passen wollen. Alles brauset und zischt in einer solchen Mischung; Lachen und Weinen folgen einander in raschen Uebergängen, die größten Ansprüche werden gemacht, und mit Scheinbefriedigungen nimmt man vorlieb. Es ist eine Zeit der Irrthümer, der Leiden um Nichts, aber es sind auch Tage der Jugend, der Lust, der Poesie. Das göttliche Moos wächst dann, so zu sagen, in Haus und Hof und auf den Straßen. Ein idealistischer Nihilismus überdeckt als glänzende Schaale solche Anfänge, aber unter der Schaale arbeiten die ernsteren Kräfte sich aus. In Frankreich, wo

Alles ſich nach Paris zieht, und in Paris die Begriffe deſpotiſiren, ſind Anfänge unmöglich. In deutſchen Städten aber, ſelbſt von mittlerer Größe, haben ſie ſich mehrmals begeben und dann dem Leben der Stadt eine Zeitlang ein ganz eigenes Gepräge verliehen. An einigen Orten ging Großes daraus hervor, an andern Kleineres. Göthe erlebte ſie, als er Werther und Götz geſchrieben, und in Frankfurt mit Jakobi und den Stollbergen zuſammenhing, nebenbei Lili heirathen wollte und mit Guſtchen briefwechſelte. Vielleicht erlebte er etwas Aehnliches noch einmal in den erſten Weimariſchen Jahren. Varnhagen beſchreibt einen ſolchen Zuſtand, wenigſtens zum Theil, wo er von Halle kurz vor 1806 erzählt. Und auch wir haben hier Anfänge erlebt.

Wann? fragte der blaue Domino.

Schwer zu beſtimmen. Wollt Ihr aber eine Antwort, rund und nett, ſo ſage ich, in den Jahren von 1827 bis 1830. Die Reſtaurationszeit war überhaupt einem Sichgehenlaſſen im Angenehmen günſtig; mit der Julirevolution trat die Kritik, die Skepſis, der Materialismus unwiderſtehlich in alle Geiſter ein, ſie mochten ſich ſträuben, wie ſie wollten. Zufällig fiel auch Schadow's italieniſche Reiſe in jene Zeit, er kam als ein halb Verwandelter zurück, und ſeitdem begann hier das Auseinandertreten der Elemente. Deßhalb ſetzte ich die Gränze der Anfänge in das Jahr 1830.

1827 aber begannen ſie. Schadow war Ende 1826 eingetroffen und hatte die Akademie übernommen. Leſſing, Sohn, Hildebrandt, Mücke, Hübener waren ihm gefolgt. Bald trat Bendemann hinzu, und Schirmer gründete die Landſchaft. Eine Kolonie mit Koloniſten aus Oſten und Weſten auf rheiniſchem Boden! Koloniſten ſuchen naturgemäß Schutz und Schirm. Schadow ſchloß ſich und ſein Häuflein exkluſiv dem Hofe, den Vornehmen an. Der Hof war jung und auch noch neu auf dieſer Erde, die Vornehmen noch nicht recht ſicher in ſich. Katholiſch, wie ſie war, fühlte dieſe Kategorie ſchon deßhalb eine ſtille Vorliebe für den katholiſch gewordenen Künſtler. Beide aber waren unterhaltungsbedürftig. Gemählde waren etwas Neues geworden, da die Bayern ſchon zwanzig Jahre früher die Gallerie entführt hatten; die inhaltreiche Konverſation des Künſtlers, der Menſchen, Werke, Welt geſehen hatte, war auch etwas Neues. All dieſes Neue erhielt einen pikanten Zuſatz durch die Figuren der jungen, hübſchen, beſcheidenen Künſtler, welche bloſe Hälſe und lange Bärte trugen, und von denen der Meiſter mit Sicherheit den ſpätern Ruhm vorherſagte. Es konnte nicht an mannigfachen Sympathien hinüber und herüber fehlen. Die Repräſentation nahm die Kunſt unter ihre Flügel, die Kunſt durfte der

Repräsentation sich anschmiegen, denn diese war unschuldig, harmlos, damals selbst noch poetisch, wenigstens poetisch kostümirt.

Ich fand diese Allianz schon ziemlich fest, als ich 1827 herkam. Ich hatte gerade den Hofer geschrieben in der alten Gestalt, die ich nachmals verworfen habe. Diese Helden der jüngsten Vergangenheit, zu denen mich ein unwiderstehlicher Trieb gedrängt hatte, machten mir, als sie auf dem Papier standen, bange; ganz mich vergriffen zu haben, meinte ich. Welches frohe Erstaunen, als Holtei, der uns kaum 14 Tage nach meiner Ankunft besuchte, und dem ich das Stück im schönsten Frühlingswetter vorlas, sich hoch erfreut darüber zeigte. Er nahm es nach Berlin mit, rezitirte es dort vor mehreren hundert Personen. Als es erschien, erhielt es Beifall. Mein Name wurde allgemeiner genannt, ich fühlte mich selbst anders als zuvor.

Denn freilich umspielte mich auch eine andere Atmosphäre. Aus dumpfer Arbeitsschwüle trat ich in einen heiteren Kreis, dessen Arbeit auf die Schönheit ging, und hatte selbst Muße; aus formlosen Umgebungen unter Solche, denen unter den Händen Alles zur Form wurde, nicht allein ihr geistiges Leben und Weben, sondern auch des Alltags Ernst, Scherz, der geringste Einfall. Das Schadow'sche Haus war der Mittelpunkt der höheren Geselligkeit, ich wurde darin als Freund willkommen geheißen, und habe eine Zeit lang seine Leiden und Freuden mitgemacht. Die Mittel waren dort vorhanden, geistige und leibliche, einen solchen Zentralpunkt zu bilden, und da die letztern mit Sparsamkeit verwaltet wurden, so hatte die Sache Dauer. Ein zweites Studentenleben führten wir damals, aber kein rüdes, sondern ein phantasievolles. An andern Orten leben die Menschen ihrem bürgerlichen Berufe oder der Gelehrsamkeit, der Reiz des Daseyns wird als Nebensache behandelt. In unsern Anfängen dagegen war das Streben, das Feinste, Geistigste, die Spiele der Imagination, Laune, Witz, und selbst die Grille zur Praxis zu machen, oder, da Dies zu absichtlich klingen mag, wir bildeten uns ein, das Leben sey ein Spiel und könne in Impromptus ausgegeben werden. Mit Schadow hatte ich ein ganz eigenes Verhältniß. Wir waren polarisch entgegengesetzte Naturen, aber ein Zug tiefer Innigkeit wachte dennoch schnell auf und ließ die Sorge nicht emporkommen, wenn sie unter der Hand von der Mißlichkeit eines solchen Bündnisses schon damals flüsterte. Freilich fühlte ich bald, daß ich, um ihm verständlich zu seyn, in seinem Idiom mit ihm reden müsse, und Das that ich denn auch, weil ich ihn liebte, nicht aus Verstellung. Wie oft belauschten die Kastanien des schönen Hofgartens, in denen die Nachtigall flötete, oder die Wellen des Rheins, wo sie, wie geschmolzenes

Gold im Abendroth, majestätisch durch die frischgrüne Wiese schlendern, unsere wunderlichen Unterhaltungen vom Fegfeuer, oder den lieben Heiligen! Ich täuschte ihn wahrhaftig nicht, wenn ich mich ganz ernsthaft darauf einließ; ich war ihm gut und wollte gern sagen, was ihm lieb war. Es ist sonderbar mit solchen Neigungen — jener Zug der Innigkeit will mir noch nicht weichen, wenn ich ihm begegne, obgleich uns Leben und Grundsätze weit auseinander gestellt haben, und wir Beide wissen, daß wir Nichts mehr miteinander theilen können. Er führte mir einige seiner Lieblingsschüler zu, durch ihn erhielt ich *sie*, die nachmals meine Freunde geworden sind. Mit Entzücken belauschte ich das Sprossen der werdenden Kunst in den weiten Ateliers der Akademie, *sie* hörten, was bei mir entstand; von Kritik war gegenseitig nicht die Rede, uns erquickte ein naives Empfangen und Genießen. Wenn die Mitternacht bei Schwank und Gedicht, das oft aus dem Stegreife entstand, herangekommen war, und die Gläser zum letzten Male an einander klangen, dann zerstreute sich die muntere Horde, aus dem Garten heimgehend, unter den Bäumen mit muthwilligem Liede. Oder *das Gestein* wurde befahren, und in seinen buschichten Klippen, deren Fuß das Bächlein tief drunten so heimlich wäscht, stieg gehalten fröhlicher vierstimmiger Gesang auf. Nun erst die Geburtstage, die feierlichen Gelegenheiten, die Feste! Wer zählt die Maskenspiele, die Attrappen, die Pantomimen jener ersten fröhlichen Jahre? Alles wurde dramatisirt; Eigenheiten, Anekdoten, Spitznamen verarbeitete die Erfindung des Augenblicks, und wenn auch nicht Alles Brillant vom reinsten Wasser wurde, so konnte man doch mit dem Vikar sagen: **What the conversation wanted in wit, was made up in laughter.** — Zu allen diesen lustigen, feierlichen, kuriosen Dingen hatten wir ein Publikum empfänglicher Männer und Frauen, nicht selten nahm die halbe Stadt an unsern Schönbartsspielen Theil, und daß das Bild des freilich illusorischen, aber doch vergnüglichen Kunst- und Poesierausches aus goldenem Rahmen sah, war gar nicht so übel. Der Rahmen gab dem Bilde noch höhern Relief. Dieser goldene Rahmen war nämlich das Interesse des Hofes und der Vornehmen an unserm Treiben. Die Musen waren damals in diesen hohen und höchsten Kreisen durch uns Mode geworden, sie wurden zur Gesellschaft gerechnet, Vorlesungen, lebende Bilder, Gespräche über Dies und Das lösten einander auf dem glatten Parquet in gedrängter Folge ab. — Doch ich sehe Dir an, daß Du nur mit Unlust mich schildern hörst, also gib Deinem Kopfschütteln Worte, denn wir wollen heute aus unseren Herzen keine Mördergrube machen!

Digitized by Google

Der blaue Domino, dem dieſe Anrede galt, ſprach: Wenn ich Deine poetiſche Proſa höre, ſo weiß ich nicht mehr, ob ich damals geſchlafen habe. Daß ich von den ſchönen Sachen, die Du da aufbringſt, doch ſo wenig gewahr geworden bin! Ich trat freilich ſpäter, erſt kurz vor 1830, zu Euch, und Das mag Manches erklären. Vieles wird wohl ſchon vorüber geweſen ſeyn, und dann muß man ſich auch in einen Kreis erſt eine Zeit lang eingelebt haben, bevor man ſeine verborgenen Schätze kennen lernt. — Aber ſelbſt wenn ich Deiner Rede folge, ſo frage ich: War denn ein ſolcher Schaum und Schein, ein ſolches Verſteckenſpielen in fremden Kleidern etwas Schönes? Das Theatraliſche und alles dem Theatraliſchen Verwandte iſt immer ein bedenkliches Zeichen an einem ſozialen Leben. Man ſchminkt ſich nur, man legt den ſpaniſchen Mantel und die Ritterſporen nur an, wenn man ſich in eigener Haut nicht ſo recht ſelbſtſtändig weiß. Blick' auf Leſſing, das ohne Frage größte Genie der Schule. Er hat ſich von all dem Glanz und Flitter Deiner Düſſeldorfer Anfänge immerdar fern und in ſeiner ſtillen Zelle gehalten. Oft iſt ihm Das als Stolz, Eigenſinn, ſpröde Laune ausgelegt worden. Ich finde aber darin mehr einen zarten Takt ſeiner Natur, die ſtets auf ſich ruhte, und alle falſchen Anhalte verſchmähte. Auch pflegt einem ſolchen äſthetiſchen Rauſche bald eine traurige Ernüchterung zu folgen.

Ich ſah die Anfänge nicht mit Ihrem poetiſchen Auge und nicht mit Deinem kritiſchen Blicke, ſagte der rothe Domino. Geſchichte iſt mein ziemlich ernſtes Studium, da brauche ich denn hin und wieder eine Abſpannung, und amüſire mich gern. Und Amüſement boten dieſe poetiſch-artiſtiſch-ſozialen Verſuche, Das iſt nicht zu läugnen. Etwas ſtörte mich aber doch nicht ſelten. Wenn Shakespeare oder Calderon vorgetragen war, wenn in zauberiſcher Beleuchtung ſich Jeruſalem, die Hehre, in Banden und darauf triumphirend gezeigt hatte, oder Madonna in lichten Wolken zum ſchlummernden Raphael herabſchwebte, wenn das Werk eines großen Tonmeiſters aus ſicheren Kehlen geklungen hatte, wenn die bedeutendſten Reden über Religion, Katholizismus, Styl, Form, und alle Heimlichkeiten des Schönen gewechſelt worden waren, ſo folgte dieſer Feſtſpeiſe — und Nichts war ſicherer, als Das — ein Nachtiſch von Berliner Witzen, wie ſie hernachmals in Nante ihren eigentlichen Nationalkoch gefunden haben. Dieſer Zuſatz von Berliner Skurrilität zu allem Devoten, Glorioſen, Erhabenen war das Monogramm auf Ihrem Gemählde, woran es zu kennen wäre, wenn Zeitbilder ſich auf Holz oder Leinwand fixiren ließen. Für Berolinismen habe ich aber keinen Sinn, weil ſie immer nur der Ausdruck der witzigen Pauvreté und Niedertracht ſind, und ſie verdarben mir hier

Digitized by Google

Manches. Vom Herrn und Meister der Schule ging eine liebevolle Pflege dieser Blüten aus, und der schneidende Kontrast zwischen solchem Hange und der anderweitigen höheren Richtung wäre ein dankbarer Stoff für das feinere Lustspiel gewesen.

Ueberhaupt ließen sich komische Anekdoten aus jener Zeit erzählen, sagte der blaue Domino.

Die erzählt nur, sprach der Schwarze, denn Geschichte gibt es nicht von einer jüngsten Vergangenheit. Die Anekdote vertritt sie vor der Hand. Haltet aber ein arabisches Sprichwort dabei im Herzen.

Welches? fragten die beiden andern Domino's."

„Du sollst in den Brunnen, aus dem Du getrunken, keinen Stein werfen."

Nein, das will ich auch nicht, aber sagen darf Jeder, was für Genist er um den Brunnen gefunden, versetzte der blaue Domino. — Nun, die Feste jener medicäischen Periode von Düsseldorf sollten denn also immer überaus glänzend seyn, aber — sie sollten auch so wenig als möglich kosten. Diese Sparsamkeit zeigte sich besonders am Albrecht-Dürer-Feste, welches wohl der Kulminationspunkt von damals gewesen ist; denn an dreihundert Personen stark war das schauende Publikum, und in dem großen, geschmückten Galleriesaale ging es vor sich, und nahe an hundert Künstler und Dilettanten wirkten mit. Du hattest ein Stück dazu geschrieben: Albrecht Dürers Traum. Im ersten Akte ließest Du Dürer gepeinigt von den trüben Zweifeln, welche den großen Künstler von Zeit zu Zeit ergreifen, auftreten, seinen Schlummer trösteten darauf die Traumbilder der Melancholie und des Hieronymus, als Symbole des schaffenden Tiefsinns und der frohen Beschränkung; ein Geisterchor kommentirte diese kolossalen, transparenten Gestalten. Im zweiten Akte zeigte sich Dürer, versunken in begeistertes Schaffen. In diesem Dithyrambus seines Innern hörte er die Boten nicht, die ihm hohe Ehren vom Kaiser und vom Rath von Nürnberg brachten. So erschien er uns abermals im Traum, in dem wachen Künstlertraum, der über die Wirklichkeit hinaus entrückt. — Es war ganz hübsch, Du hattest dem Altvater gute Worte in den Mund gelegt, nur zu allegorisch war mir's gemacht und nicht greiflich genug. — Die beliebten lebenden Bilder durften denn auch nicht fehlen an diesem Feste. — Engel, Heilige, Apostel zeigten ihr reizendes oder ehrwürdiges Antlitz. Die Bekleidung aber wurde mit der größten Oekonomie behandelt. Weil nämlich ganze Gewänder zu viel gekostet haben würden, so kostümirte man jede Figur nur in so weit, als sie den Zuschauern sichtbar war. Auf diese Weise kam es unter Anderm, daß

Digitized by Google

ein Engel, deſſen Leib und Füße eine Wolke deckte, nur bis zum Gürtel das Gewand der himmliſchen Räume trug, von da abwärts aber ſein einfaches Hauskleidchen. Ein Apoſtel, der im Profil ſtand, war ſogar nur halb Apoſtel, auf der abgekehrten Seite ſchwarzer Frack.

Gewiſſermaßen eine Allegorie mancher Zeitrichtungen, die auch ſo halbſchlächtig nur auf den Effekt geſtellt ſind, war dieſer mangelhaft koſtümirte Engel und dieſer Profilprophet! rief der ſchwarze Domino und lachte.

Wenn ich moderne und antike Charaktere diſtinguiren ſollte, ſprach der rothe Domino, ſo würde ich behaupten, für die erſteren müſſe man immer einen beſtimmten Augenpunkt nehmen, um ſie im Koſtüm zu ſehen, um die anderen aber könne man, wie um Statuen, rund herumgehen, unbeſchadet der Wirkung. — Aber ich habe auch eine Anekdote. Bei jenem Feſte hatte der Feſtgeber erklärt, für das Koſtüm wolle er aufkommen, für alles Uebrige aber müſſe jeder der Darſtellenden ſelbſt ſorgen. Ein Prophet nun behauptete, ſein Bart gehöre zum Koſtüm, und müſſe ihm unentgeltlich geliefert werden. Darüber entſtand eine etwas warme und nicht ganz angenehme Debatte, welche über die ſchwierige Rechtsfrage verhandelte: Ob ein Prophetenbart Koſtüm oder das Uebrige ſey? und ich weiß in der That nicht, wie die Entſcheidung noch zuletzt ausgefallen iſt.

Die Haute-Volée, welche Du den goldenen Rahmen um die Düſſeldorfer Anfänge genannt haſt, empfand von Euren Bemühungen oft mehr Grauſen, als Freude, ſagte der blaue Domino. Erinnerſt Du Dich noch des Abends, wo Ihr die Szenen aus Heinrich dem Vierten aufführtet, und ihrer Wirkung auf den vornehmen Kreis Eurer Zuſchauer?

Ja wohl, verſetzte der ſchwarze Domino. Falſtaffs pfundſchwere Späße erregten dieſen zarten Gemüthern durchaus mehr Entſetzen, als Behagen, es war Alles ſehr ſtill und ernſt bei ſeinen Aufſchneidereien. Nur ein einſames Lachen klang uns, tröſtlich, wie der Geſang des frommen Einſiedlers in der Wüſte Thebais, von fern entgegen. Es kam von Uechtritz, der ganz hinten im Saale ſtand, und an unſerem Spiele ſein unbefangenes Vergnügen hatte.

Neben mir ſtand ein alter, korpulenter Kriegsmann, ſagte der rothe Domino. Der Dicke da, murmelte er, ſoll eine Satyre auf mich ſeyn. Ich finde Das aber unrecht.

Eine Dame von hoher Extraktion, die in meiner Nähe ſaß, hegte eine Beſorgniß eigener Art, fiel der blaue Domino ein. Sie flüſterte ängſtlich mit ihrer Nachbarin, und ich verſtand ſo viel, daß ſie derſelben die Furcht mittheilte, das übermäßige Embonpoint des Menſchen da ſey gewiß eine künſtliche Vorrichtung, eine Eſpece von Schrank, den

Digitized by Google

der Mensch zuletzt aufriegeln, und aus dem er allerhand frivole Späße hervorziehen werde, wie junge Hunde, einen Hampelmann, oder so Etwas.

Diese Personalitäten hatten wieder Mehrere in die Nähe der drei Domino's gebracht. Noch manche Anekdoten wurden laut, endlich aber rief der blaue Domino: Lassen wir es nun genug seyn, denn wenn man sich auch nicht ganz vor Commerage hüten kann, spricht man über den Tag und seine Geburten, so wollen wir doch nicht in die Medisance versinken.

Commerage und Medisance sind Eins und Dasselbe, sagte der Papagaigrüne.

Mit nichten, Ehrwürdigster, versetzte der blaue Domino. Medisance ist verwesendes Gespräch, Commerage dagegen werdende Novelle.

Etwas dunkel! rief der Papagaigrüne.

Alles, wovon wir gesprochen, ging überdies halb öffentlich vor, und deßhalb durften wir davon sprechen.

Scharf habt Ihr mich mit meiner poetischen Prosa, wie Ihr sie nanntet, durchgenommen, sagte der schwarze Domino. Aber gab ich denn nicht im Allgemeinen von Anfang an das Täuschende, Unwahre, Schiefe der Anfänge zu? Und soll uns die Vergangenheit nicht mindestens zur lieblichen Sage werden, in welcher auch der Oger und das Ungeheuer noch ihr Poetisches haben, da die Gegenwart selbst das Gute uns meistentheils mit ziemlich prosaischem Gruße zu bieten pflegt? — Ueberdies verschleuderten wir uns nicht in jenen Saturnalien. Es wurde sehr ernst gearbeitet in den muntern Tagen. Schadow baute mit sicher-kluger Hand an seiner Anstalt, wir gründeten den Kunstverein. Kortüm, Fallenstein, und ich machten das Statut. Der Gedanke darin, daß der Verein auch öffentliche Werke in das Leben rufen solle, der, bei diesem Verein meines Wissens zum ersten Male laut geworden, großes Aufsehen erregte, kam aber von Mosler. Lessing mahlte sein Königspaar, Bendemann die Ebräer im Exil, Sohn den Hylas, Hübener den Roland, Hildebrandt Judith und Holofernes. Ich fabulirte Tulifäntchen zusammen, schrieb Alexis und Merlin, vollendete Stücke der Epigonen. — Jede Familie muß zuweilen Besuch haben, jede Stadt bedarf der Fremden, jeder Zustand hat seine Abgehenden und Kommenden nöthig. Zur Akademie flutete periodisch, meist im Sommer, eine Woge hoher Herrschaften, enthusiastischer Liebhaber, räsonnirender Kenner heran. Reizende Damen fehlten nicht, welche gelegentlich den Pinsel zur Hand nahmen, und sich nebenbei von Verehrern unterhalten ließen. — Von den literarischen Gästen sind mir zwei im Gedächtniß besonders lieb und werth, ja der eine von ihnen war mir

Digitized by Google

ein Freund, der mir noch nicht wieder erſetzt worden iſt. Ich meine Wilhelm von Normann und Michael Beer. Normann hat ein Gedicht geſchrieben: Moſaik, an das man wieder erinnern muß, denn es iſt es werth, und in unſerer an Produktionen fruchtbaren Zeit wird ſo leicht Etwas auf eine Zeitlang vergeſſen. Moſaik iſt weiter Nichts, als Heinrichs des Vierten erſte Liebe und Untreue, ein Geſchichtchen, wie es viele gibt, kaum hat es Inhalt, aber der Dichter plaudert Das ſo naiv ab, wie Heinrich die ſchöne Gärtnerstochter beim Scheibenſchießen ſieht, raſch ihre Gunſt gewinnt, bald an derſelben Stelle, wo er mit Fleuretten geſcherzt, einer Hofdame ewige Treue ſchwört, und das arme verrathene Herz dann ſeine Glut in den Fluten kühlen muß! Dieſes einfache Geſchichtchen ſpiegelt ſich in der ſchönen Seele des Dichters ab, neckiſch und ernſt, über deren Frohſinn doch der Schatten eines edlen Schmerzes läuft.

„Ich möchte König ſeyn!“

ſo hebt er an — und ſagt uns darauf:

„Mir iſt ein eignes Reich. Da ſind Gedanken
Die Bürger, und in ihrer Mitte lebt
Als Königin die Freiheit!“ —

Provence, Neapel, und Rom, wo die drei Geſänge geſchrieben wurden, werfen ihre Himmelslichter, ihre Orangenblüten und Sternennächte in die zarten Reime, welche alle dieſe Elemente gar anmuthig zu vergleichen wiſſen. Ein bischen byroniſirt wird freilich darin, aber was thut Das? Es iſt ein Jugendprodukt, im beſten Sinne des Worts. Und jugendlich war der Dichter auch, fein und höflich, gewandt und doch hingegeben fühlend. Er hielt ſich, als er aus Italien zurückkehrte, ein Jahr in Aachen auf. Von dort kam er ab und zu hieher. Noch ſehe ich ſeine ſchlanke Geſtalt, ſeine vornehmen Züge. Eine leiſe Schwermuth lag auf dieſem ſonſt ſo heitern Weſen. Er liebte eine ſchottiſche Dame, die ſein Gedicht in rührenden Wendungen feiert, ohne Hoffnung des Beſitzes. Ach, ſchrieb er mir einmal, wäre ich in Ihrer ruhigen, geiſtigen Welt dort! Aber ich ſehe leider Alles hier wie durch Wolken und Nebel. — Endlich ebneten ſich ſeine Pfade, er durfte die Geliebte heimführen, und kaum mit ihr verbunden, ſtarb er, vor dem dreißigſten Jahre.

Mit Michael Beer hatte ich das wohlthuendſte Zuſammen- und Ineinanderleben, ruhend auf gemeinſamem Streben, Drang, vorwärts zu kommen, und Bedürfniß, Alles, was den Einen beſchäftigte und förderte, auch zum Eigenthum des Andern zu machen. Keine Schmeichelei entwürdigte dieſen Bund, Wahrheit hieß unſer Wahlſpruch. Er

war viel in Düsseldorf und auf längere Zeiten. Ich erinnere mich dieser Wochen und Monate mit einer frommen Bewegung. Die Plane und Vorsätze waren unendlich, kein Gespräch versiegte vor tiefer Mitternacht. Alles, was Literatur, Zeit, Welt uns darreichte, wurde betrachtet. Wenn ich erwäge, wie leicht ich mich damals mittheilen konnte, und wie schwerfällig ich seitdem geworden bin, komme ich mir wie ein anderer Mensch vor. Er hatte unendlich viel gesehen und gehört, denn er war fast in allen Hauptstädten von Europa gewesen; sein Reichthum, sein geselliges Talent öffneten ihm den Zugang überall. So konnte er mich denn mit einer Fülle von Anschauungen in meiner stillen Klause erquicken. Mit Recht sagt sein Biograph von ihm, daß ihm Freundschaft Bedürfniß und Lebensluft gewesen sey. Es war in der That so. Einen Theil unseres Lebens faßt der Briefwechsel in sich, den die Erben herausgegeben haben. Freilich ist oft das Beste und Bezeichnendste daraus weggelassen worden, manch kleines Lebens- und Genrebild ist getilgt. Der fremde Herausgeber durfte aber nicht anders verfahren, der persönlichen Rücksichten wegen. Ich erfuhr den Tod meines Freundes ganz unvorbereitet durch ein Zeitungsblatt, und habe nachher nur sein Grab bei München besuchen können.

Waren diese und andere dergleichen anregende Kräfte, die sich hier zu uns gesellten, nur von kurzem Leben, so traten dagegen zwei dauernd in unsern Kreis, und sind uns geblieben: Uechtritz und Schnaase. Ich kannte Alexander und Darius, der einen so heftigen Federkrieg in Berlin erregt hatte, und war nicht unempfindlich für die Größe des Gedankens geblieben, das junge Griechenthum mit dem alternden, an sich selbst siechenden Orient zusammenstoßen zu lassen. Ein wahrer, großer Gedanke lebt auch in den späteren Dramen Uechtritzens. Der Konflikt zwischen zwei solchen Gestalten, Mann und Weib, wie Alboin und Rosamunde, dieser Kampf von Haß und Liebe, dann in den Babyloniern das Prophetische, Vormessianische und Falschmessianische — das sind gewiß Griffe und Blicke, des Dichters würdig, und nur dem Dichter möglich. Rosamunde hat freilich den Fehler, daß darin an ein ungeheuerliches Faktum, welches nicht anders als äschyleisch skizzenhaft hätte gefaßt werden können, eine detaillirte psychologische Behandlung gelegt worden ist. Daß eine Tochter gezwungen wird, aus dem Schädel ihres Vaters halbberauschten Recken zu kredenzen, läßt sich nicht fein motiviren, und deßhalb bleibt in jenem Stücke ein Zwiespalt zwischen Stoff und Form. Ueberhaupt trennt Etwas den Dichter von seinen Gestalten, und wir können es nicht anders nennen, als Reflexion. Aber gerade dieses Vorwiegen des Reflektirenden in Uechtritz gab un-

fern etwas bunten Anfängen einen heilsamen Gegensatz. Sein Wissen, sein ganzes Wesen mahnte zum Nachdenken, zur Sammlung. Viel und Mancherlei wurde gleich im Beginn unseres Umgangs verhandelt, wenn wir bei hellem Tageslicht mit gewaltigen Schritten unsern Spaziergang begannen, nur eine halbe Stunde mit einander seyn wollten, und uns verwundert nach langen, selbstvergessenen Gesprächen im Abenddüster zwischen fremden Hügeln und Büschen sahen. Er hat mich über ganze Strecken der Erkenntniß aufgeklärt, Mehreres, was in den Epigonen steht, ist wörtlich früher von uns so abgesprochen worden. Zu den Mahlern trat er bald in eine große Vertraulichkeit. Er kam ganz anders mit ihnen zu stehen, als ich; seine geordneten Kenntnisse, besonders in der Historie, machten ihn auf natürlichem Wege zu ihrem Lehrer. Ich konnte sie Nichts lehren, denn ich wußte selbst nicht viel Positives. Er hat ihnen wesentlich genützt, und Das sollten sie nie vergessen! Seine Freundschaft mit Lessing war mir immer eine schöne Erscheinung. Gar herrlich ist eine solche begeisterte Vertiefung des einen Geistes in einen zweiten.

Durch Schnaase erhielt die Praxis der Kunst hier ihr Komplement, die Theorie. Die Kunstbetrachtung der Gegenwart ist auf eine würdige Stufe gekommen. Endlich sind die leeren Allgemeinheiten, abgezogen von isolirt angeschauten Perioden, welche so lange das Urtheil irre führten, zum Schweigen gebracht. Auf dem historischen Wege, die Kunst aus der Geschichte deutend, die Geschichte aus der Kunst, sucht man dem Geheimnisse ihrer Erzeugung beizukommen. Und dieser Weg ist wohl der allein richtige zu nennen. Denn die Kunst ist selbst nichts Absolutes, sie ist eine historische Erscheinung. — „Die Kunst ist nicht abhängig von der Welt, nicht eine Wirkung ihrer Revolutionen, und eben so wenig eine Macht, welche in die Kette der Ursachen und Wirkungen eingreift. Aber sie besteht auch nicht ohne Verbindung mit dem Leben, sie ist vielmehr das gewisseste Bewußtseyn der Völker, ihr verkörpertes Urtheil über den Werth der Dinge; was im Leben als geistig anerkannt ist, gestaltet sich in ihr."

So lauten ungefähr die Worte in dem Buche, welches eine der reifsten Früchte unserer Anfänge war. Ich meine die Niederländischen Briefe von Schnaase. Er gehört zu den ächten Kunstforschern unserer Tage, und ich bin überzeugt, daß die Literaturgeschichte ihm unter ihnen einen ehrenvollen Platz anweisen wird. In ihm selbst hatten Kunstgefühl und Kunsterkenntniß die natürliche Geschichte erlebt. Von dem Interesse an der Architektur, von ihrem Studio war er zu dem der übrigen Künste vorgedrungen. So hatte also die älteste Kunst

Digitized by Google

in seinem Bewußtseyn auch das älteste Datum. Dieser natürliche Entwicklungsgang, den er, unterstützt von einem ungemeinen kombinatorischen Scharfsinne und von einem sehr ausgebreiteten Wissen, gegangen ist, gibt seinen Untersuchungen die Tiefe und Unparteilichkeit, ihren Resultaten die ausgiebige Fülle und Reinheit, welche jene Briefe aus Niederland so sehr charakterisiren. Was sie aber am meisten in meinen Augen adelt, ist, daß der Scharfsinn nie zum Pikanten und Witzeluden verführt, sondern immer nur nach Wahrheit und ihrem ernsten und schlichten Ausdrucke strebt. Ich halte dieses Buch für ein Haupt- und Grundbuch; es wird auch schon jetzt in dem Kreise der Wissenden mit großer Achtung genannt. Populär kann es aber nie werden, denn es will mit Ernst, mit Selbstentäußerung, und Hingebung an die Operationen des Verfassers studirt seyn. Möglich aber wäre es, daß wir späterhin manchem Räsonnement begegneten, welches, ohne das Ursprungszeugniß aufzuweisen, doch im Garten meines Freundes gewachsen.

Ich muß gestehen, daß ich mich nicht ganz habe hindurcharbeiten können, sagte der blaue Domino. Zweierlei verleidete mir die Lektüre. Einmal schien mir das Buch kein recht in sich geschlossenes Buch zu seyn, und dann kam es mir auch so vor, als ob der Autor zuweilen seine Nadeln so fein schliffe, daß sie ihm unter den Händen zerbrachen.

Den ersten Tadel gebe ich zu, sagte der schwarze Domino. Die leichten Reiseschilderungen, welche sich zwischen die tiefsinnigen Deduktionen schieben, sind eher ein falscher Reiz, als ein Schmuck; auch hätte der Belehrende hin und wieder Mittelglieder den Lesern zu finden überlassen sollen. Den zweiten Tadel muß ich verneinen. Dein Gleichniß von den Nadeln bei Seite gesetzt, sage ich: auf der Höhe weht eine andere Luft, als unten im Thale. Sie kann dem Athmenden dünn und scharf vorkommen, aber sie ist nun eben die Luft der Höhe. Will man einmal mit der Kunstbetrachtung aus der Fläche, in welcher sich allerhand materialistische oder religiös-patriotische Dünste ihr anhängen, emporsteigen zu der reinen Höhe, wo die rechten Messungen anzustellen sind, so muß man sich die Luftschicht der Höhe gefallen lassen.

Der rothe Domino rief lächelnd: Sie sollten Ihrem Panegyrikus durch ein Resumé aus dem Buche für uns Thalleute etwas spezifisches Gewicht geben!

Ich kann es nicht. Was hälfe es, daß ich sagte, der Wanderer geht von Osten nach Westen, von Rotterdam über den Haag, Leiden, Antwerpen, Gent, Brügge, bis in Französisch-Flandern, er durchmißt auf diesem Weg das Gebiet der Kunst von ihrem letzten Ausgang bis zu den ältesten Anfängen, und gelangt endlich auf einen Gipfel, von

dem er die Theilung der künſtleriſchen Arbeit unter den Völkern der Erde ſeit den Ebräern bis zum Siecle herab erblickt, gleichſam eine Generalkarte des Genius? Er findet unterwegs, daß die Landſchaft die Natur darſtelle, als Wohnſitz des Menſchen im größten Sinne gefaßt, er mittelt aus, warum die Architektur in ihr ihre nothwendige Stelle finde, aber als Ruine, und trifft ſo auf den richtigen Gegenſatz dieſer noch wenig verſtandenen Art zur hiſtoriſchen Kunſt, wodurch ſie den von dieſer leer gelaſſenen Raum ausfüllt. Er macht uns klar, daß das frühere Mittelalter nur den architektoniſchen Blick gehabt habe und haben können, und daß es in ſeinen mahleriſchen Geſtalten wirklich dieſe architektoniſche Schönheit erblickt habe, ſo dürr und mathematiſch ſie uns vorkommen mögen. Er vindizirt dem Genre ſeine Stelle, geblößt und offen gelegt durch die Reformation, welche das Individuum und die Natur zu Ehren brachte. Er erzählt die Geſchichte des Naturgefühls unter den Völkern, erklärt die Schule von Antwerpen aus den Schulen von Eyk und Hemling, und kommt zu der ſchwierigen Unterſuchung, was denn nun eigentlich den religiöſen Ausdruck in den Werken der religiöſen Kunſt ſchaffe? Da wird gefunden, daß nicht die Frömmigkeit des Künſtlers oder des Zeitalters dieſen Charakter hervorbringe, ſondern daß er durch das architektoniſche Element im Werke ausgeſprochen werde. — Die Kunſt, ſagt der Autor, ſteht mitten inne zwiſchen Lehre und Leben. Sie iſt ſelbſt eine Religion, Naturreligion, ſie iſt das pantheiſtiſche Element, welches keiner Religion fehlen darf.

Alle dieſe und hundert andere Gedanken, die mir noch aus dem reichen Buch einfallen möchten, würden aber davon dennoch keinen Begriff geben. Sein Organismus iſt es, was es zu Dem macht, was es iſt, und jene Aphorismen ſind nur zerſtreute Glieder, die den lebendigen Leib nicht darſtellen.

4.

Mein Freund, fuhr der ſchwarze Domino fort, war in jener erſten Zeit unſeres Zuſammenſeyns voll von den Problemen, deren Löſung er nachmals in den Niederlanden fand. Wie groß war der Drang der Mittheilung, wie rege die Luſt des Empfangens! Die Dichter werden nicht müde, den Frühling zu preiſen und die Liebe, und das von Rechtswegen. Aber was der Frühling und die Liebe der Jugend iſt, das ſind die Stunden, in denen Zwei miteinander Gedanken erzeugen und ausſchaffen, dem Mannesalter. Ein blos perſönliches Wohlgefallen iſt

zwiſchen Männern mehr nicht, als ein ſchöner Schein; wie die Ehe vollkommen wird durch das Kind, ſo bedarf die Freundſchaft des Objekts. Zeugen iſt nach Platon die That der Liebe: auch Männer müſſen im Wahren, im Gegenſtändlichen dieſe That miteinander vollbringen, ſoll ihr Bund eine Wirklichkeit bleiben. — Ich kam zu jenen guten Stunden auch nicht ohne Gabe: Merlin, den ich ſchon als Knabe durch Friedrich Schlegels Erzählung kennen gelernt und ſeitdem immerdar im Herzen getragen hatte, machte mir gerade damals die heftigſten Geburtsſchmerzen, und wollte durchaus an das Licht. Der metaphyſiſche Gehalt dieſer Fabel ſagte dem ſpekulativen Sinne meines Freundes beſonders zu; ſein liebevollſtes Intereſſe hieß mein Stammeln von ihren eigentlich unausſprechlichen Geheimniſſen willkommen. Noch erinnere ich mich des Märzabends, an dem ich ihm draußen im Freien die Intentionen der Szene zwiſchen Merlin und Satan am Grabe der Mutter bei Stonehenge klar zu machen ſuchte. Es gelang nicht ganz, denn ich trug ſie im Gefühl, nicht in Worten, bei mir. Aber uns umſtrichen die erſten, ſcharfen, Wunder verheißenden Lenzesläfte, der Mond ſchien und ſchien auch nicht, denn ein Chaos von Wolken wühlte ſich durch den Himmel. Da wies ich ihn zuletzt an Lüfte, Mond, Wolken, und Himmel als Dolmetſcher.

Schade, daß dieſes Gedicht an ſo entlegenen, unpopulären Geſtalten verläuft, ſagte der blaue Domino. Klingſor, Artus, Merlin, Lanzelot, Ginevra, die Hüter des Grals! Ja, wer denkt bei dieſen Namen ſich Etwas? Es iſt ein eigenes Unglück für Dich geweſen, daß Du mit dem Drange, den ich wohl in Deiner Arbeit erkenne, gerade zu dieſer wenig bekannten Sage geriethſt. Je dunkler, feiner, geiſtiger ein Stoff iſt, deſto planere Träger ſind ihm vonnöthen.

Dieſer Umſtand möchte noch hingehen, ſprach der rothe Domino, aber offenbar iſt für die Durchſichtigkeit und Grazie eines poetiſchen Kunſtwerks Ihre Mythe zu belaſtet durch intellektuelle Anſchauungen der ſonderbarſten Art. Die Figuren erliegen unter der metaphyſiſchen Rüſtung.

Ihr habt die beiden Fehler des Merlin, welche mich um den Gewinn gebracht haben, richtig angegeben, verſetzte der ſchwarze Domino. Als ich vor Kurzem ihn einmal wieder zur Hand nahm, erregte es mir eine eigen ſchmerzliche Empfindung, nun zu ſehen, woran es ihm gebreche. Doch brachte er mir auch ſeine Früchte. Tieck, Uechtritz, Häring widmeten ihm den tiefſten Antheil. Roſenkranz ſprach, wenn gleich mit einigem Widerſtreben, achtend über ihn. Andere ſagten, ich habe den Fauſt überbieten wollen. Der Vorwurf traf nicht. Ich war gar nicht

in das Gebiet des Fauſt eingetreten. Nicht die Sünde ſchwebte mir als das Unglück der Welt vor, ſondern der Widerſpruch. Merlin ſollte die Tragödie des Widerſpruchs werden. Die göttlichen Dinge, wenn ſie in die Erſcheinung treten, zerbrechen, dekomponiren ſich an der Erſcheinung. Selbſt das religiöſe Gefühl unterliegt dieſem Geſetze. Nur binnen gewiſſer Schranken wird es nicht zur Karrikatur, bleibt aber dann freilich jenſeit der vollen Erſcheinung ſtehen. Will es in dieſe übergehen, ſo macht es Fanatiker, Bigotte. Ich zweifle, daß irgend ein Heiliger ſich vom Lächerlichen ganz frei gehalten hat. Dieſe Betrachtungen faßte ich in Merlin ſublimirt, vergeiſtigt. Der Sohn Satans und der Jungfrau, andachttrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichſten Wahnwitz.

Ich redete vom Widerſpruch. Zuweilen liegt der Widerſpruch, der ſich ſonſt meiſtentheils vererzt zeigt, gediegen zu Tage. Ein ſonderbarer Widerſpruch, freilich mehr praktiſcher Art, begegnete mir auch in jenen Zeiten. Sie hatten, wie Ihr geſehen habt, Etwas von einer Idylle, worin freilich keine rothbebänderten Schäfer, ſondern Künſtler, Literatoren, Grafen, und Herren auftraten. Ein ganz idylliſches Verlangen regte ſich in mir, und ſein Gegenſtand war — der Wolf.

Was meinſt Du? fragte der blaue Domino.

Nun, Michael Beer war bei uns zum Beſuch, und wir ſprachen unter Anderm auch viel von Platen. Die verhängnißvolle Gabel war erſchienen, der Band Gedichte deßgleichen. Seine öſtlichen Spielereien hatten mir zwar wenig behagt, aber in den andern Sachen gefiel mir die elegante Form, die Präziſion der einzelnen Bilder und Gedanken. An manchem hübſchen Einfall in der Komödie hatte ich meine Freude gehabt. Er erregte mein Intereſſe, ich hätte ihm gern, hingegeben wie ich damals war, geſagt, wie ich von ihm denke. Ich ſprach es gegen Beer aus, und kündigte ihm meinen Vorſatz an, Platen brieflich mich nähern zu wollen. Beer machte ein ſonderbares Geſicht, und verſetzte: Das laſſen Sie doch lieber, denn — denn — Ich ſtutzte, hatte aber kein Arg. Kaum ſechs Monate ſpäter erſchien der romantiſche Oedipus, von deſſen Herannahen mein Freund ſchon gewußt hatte.

In der That würde Sie ein achtender oder verehrender Brief mit ſolcher Replik ſeltſam geſtellt haben! rief der rothe Domino.

Mein guter Genius hat mich vor dieſem Schritte, den nur unſchuldigere Zeiten zu würdigen gewußt haben würden, bewahrt, erwiederte der ſchwarze Domino. Jetzt mußte ich den mir werth gewordenen Dichter und unerwarteten Feind in anderer Weiſe begrüßen, die Polemik griff zu *ihren* Worten, obgleich mir nie in jener Zeit des Kampfes

auch nur auf einen Augenblick die Achtung vor dem Achtungswürdigen in Platen sich trübte. Heine, der so heftig wegen seines Gegenspottes getadelt wurde, betrachtete die Sache ebenfalls leicht und heiter, seine Briefe aus jener Zeit sind voll von drolligen Aeußerungen über diesen Krieg. Aeußerst komisch war der Zorn mancher Leute, die sich öffentlich vernehmen ließen. Sie schalten uns, daß wir uns unserer Haut gewehrt hatten. Doch erhielt ich auch lobende Zuschriften, die in anderer Weise lustig waren. Einer schickte mir ein Sonnett, welches so anhob:

„Du hast Dich, Edler, brav herausgebissen..."

Ein Anderer bewunderte in einem Briefe voll schöner Sachen für mich die „Milde" meiner Streitschrift.

Wie kam es, daß Du, der Du auf jeden Angriff sonst immer geschwiegen, hier den Handschuh erhobest? fragte der blaue Domino.

Eben, weil ihn ein Gegner hingeworfen hatte, mit dem man sich schlagen konnte, versetzte der Schwarze. Und übrigens macht sich dergleichen, man weiß selbst nicht wie? Es gibt Bekannte und gute Freunde, die bei solchen Gelegenheiten die friedfertigste Gesinnung in den Harnisch zu bringen vermögen. Da kommt der Eine und zuckt die Achseln, ein Zweiter bemitleidet, ein Dritter sagt: So Etwas ist doch unerhört. Ein Vierter spricht: Wir wollen gar nicht davon reden. Der Fünfte fragt: Was werden Sie dagegen thun? Noch ein paar Andere flüstern blos, wenn sie einen sehen. — Der innere Grund, warum ich schrieb, war, weil ich einen inneren Gegensatz zwischen mir und Platen fühlte, und diesen ausdrücken zu können hoffte. Ich konnte mich nicht mit seiner Präzision, Schärfe, geschweige denn mit den metrischen Verdiensten des Mannes messen, aber ich hatte auch Etwas in mir, was er nie besessen hat, und dieses Etwas war mir Poesie, meine Poesie. So entstand aus äußern Veranlassungen, doch mehr aus innern Ursachen, der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier. Campe in Hamburg verlegte ihn, wünschte aber der Beschleunigung wegen, daß ich den Druck und die Versendung selbst besorge. So ward ich Autor, Korrektor, und Spediteur meiner Polemik.

Ich besuchte Sie damals, und sah auf Ihrem Zimmer einen mächtigen geschnürten Ballen liegen, sagte der rothe Domino. Um des Himmels willen, fragte ich, was ist Das? Sie antworteten: Tausend Kavaliere stecken da drinnen.

Es war uns komisch-schauerlich, den poetischen Hohn in so materieller Wucht vor uns liegen zu sehen, erwiederte der schwarze Domino. Ich war froh, als der Fuhrmann mir das Zeug vom Hals schaffte. Nachher war mir Platen Derselbe, der er mir früher gewesen, und ich konnte

Digitized by Google

mich seiner Vorzüge erfreu'n, als ob nie ein Orbilius in die Welt gekommen wäre.

Platen, sagte der rothe Domino, ist ein eklatantes Beispiel, wie die ältere lyrische Stimmung sich bei einem Volke noch einmal zu rekonstruiren sucht, obgleich ihre Stoffe durch die Vorgänger aufgebraucht sind. Die Lyriker der Jetztzeit, die mit Heine begannen, greifen dreist in die gährenden Substanzen der Gegenwart, und gestalten sie, wie es gehen will. Die Liebe, die an ihrer eigenen Narrheit verzweifelt, das Gefühl, das an der Skepsis der materiellen Zeit hinstirbt, der Liberalismus, der Weltschmerz, Afrika, Orient, Amerika, wo möglich Südindien, durch die unzähligen Reisen in Jedes Gesichtsweite gerückt, — das sind die Themen der jetzt Berühmten. Die älteren Lyriker hatten Natur und Blüten, sehnsüchtige Liebe, zarte Scheu vor der Barbarei unseres deutschen Lebens, die Herrlichkeit südlicher und antiker Zustände gesungen. Rameler und Klopstock kontemplirten historische Personen und Ereignisse in rhetorischer Weise. Später gesellten sich zu diesen Lauten Minne, Andacht, die Klänge romantischer Vergangenheit. Ganz zuletzt fand das patriotische und Kriegsgefühl Worte. Alle diese Schätze waren ausgegeben, Uhland und Rückert beschäftigten sich mit der letzten Nachlese auf den Feldern, als Platen erschien. Er war belesen, gebildet, gelehrt sogar. Er hatte Gedanken, Gefühle, er war ein Dichter — aber keiner, in dem ein neues Evangelium der Poesie nach Offenbarung ringt. Er gehörte nicht zu Denen, die da wollen dichten, er mußte es. Aber was thun? Ein Talent war sein eigenes: das philologische. Mit diesem griff er umher unter den schon zubereiteten Stoffen, schliff sie, appretirte sie, gab ihnen Façon, eine nettere, knappere, als je eine zuvor gewesen war. Er war der Sammler, der aus zweiter Hand nahm und durch höchst geschickte Aufstellung, richtiges Licht, Säubern und Abputzen etwas Neues hervorzubringen schien: — die Sammlung. Sie gehörte ihm allerdings, dem Sammler, aber die Geister der Metzger in Erz, Gold, Stein, und Farbe, welche zu der Sammlung steuerten, gehörten ihm nicht. Nun aber genügte ihm Das Alles doch keineswegs. Ein stiller Unmuth, ein geheimes Mißbehagen ergriff ihn. Denn nur die Seele, erfüllt von fremder Größe und demüthig hingegeben an sie, oder voll von eigenem, übergewaltigem Stoffe ist in sich gesättigt und ruhig. Da begann nun das halbzornige Liebäugeln mit der Form, jenes Preisen der abstrakten Schönheit, der Schönheit schlechthin, welches immer das Ende und die Auflösung des Produktiven ist. Zugleich begann jenes Narzissenthum des Geistes, welches ihm so oft als Hochmuth bescholten worden ist. Eine traurige Zärtlichkeit! Wer sich nur liebt als Vortreff-

lichen, nicht in seinen Sünden und Thorheiten, der sieht sich selbst nicht einmal.

Viel zu scharf! Ungerecht! rief der blaue Domino.

Soll ich Dich an Deine eigne Rede über den Rhein erinnern, an Das, was Du über das große Mehr und Minder sagtest? Nenne ich Platen einen sklavischen Kopisten? Ich finde in ihm Wendungen, Gedankengänge, besonders Zusammenstellungen, die ihm angehören. Er hat seine Stelle in der Geschichte der deutschen Poesie, und that durch die Strenge und Energie des Formellen gewissermaßen einen Schreckschuß, der die Geister aus dem Schlafe der laxen Zerflossenheit erweckte. Jeder Ruhm, der ihm gebührt, sprieße über seinem Grabe bei Syrakus! Aber ein großer Dichter, wozu man ihn hat emporschrauben wollen, ist er eben so wenig, als zwanzig gute Gedanken, die Jemand hat, aus ihm den großen Denker fertig machen. Ich bleibe also bei meiner Meinung: die ältere lyrische Stimmung wollte sich in Platen noch einmal durch die metrische Form rekonstruiren, sie brachte es auf diesem Wege aber nur zu einer geschmackvollen Anthologie, und die Originalitäten, welche sie produzirte, waren Variationen über die beiden Sätze: die Schönheit ist schön — und: ich bin das größte Genie der Zeit.

Laßt uns über Größe und Kleinheit nicht rechten! mit diesen Worten nahm der schwarze Domino die Rede wieder auf. Das sind relative Begriffe, die wenig Ausbeute geben. Sehen wir ihn, wie er ist für sich! Er ist der Meister des Einzelnen. Das einzelne Bild, den Blick auf eine Spezialität, diese und jene besondere Kontemplation weiß er oft meisterhaft anzustellen, zu richten, abzurunden. Ein Ganzes aus einem Gedanken organisch zu gestalten, der das Ganze bis in das feinste Gelider durchdringt, gelingt ihm dagegen selten, und nie in Kompositionen längeren Athems, weßhalb ihm auch das höhere dramatische Gesetz immer verschlossen blieb. Wie gering, zufällig, und dürftig ist bei allem Salze der einzelnen Witze die Fabel der verhängnißvollen Gabel! Einige Begegnungs-, Lausche-, und Erkennungsszenen — das ist das Ganze. Die Figuren ohne komische Konsistenz. Das Gespenst einer albernen Ahnfrau, die zuletzt, man weiß nicht warum, ein ätherischer Genius wird.

Die Irrthümer des Gefühls sind rührend und schön, die Irrthümer des Verstandes barock und trocken. Platens Verstand hatte sich an Aristophanes perturbirt, nicht sein Gefühl. Er wollte Aristophanes nachahmen. Ein unglücklicher Irrthum! Aristophanes ist nicht nachzuahmen. Es gibt Dichter, die unter Bedingungen hingestellt sind, welche sich nie wiederholen. Solche Dichter sind darin sie selbst, daß

sie diese Bedingungen abspiegeln. Wie ist ihnen also beizukommen, wenn jeder ähnliche Grund und Boden unter den Füßen fehlt? Man kann von Göthe lernen, und selbst von Shakespeare, denn wir schwimmen doch noch im Strome, der sie trug; von Aristophanes läßt sich nicht lernen; ihn soll man genießen, an seiner hohen, göttlichen Komik kann man sich nur berauschen. Lange war freilich „der ungezogene Liebling der Grazien" den Leuten gleich jedem andern Dichter, der da sitzt in seinem Kämmerlein, allerlei seltsame Phantasmata ausheckt, und diese dann auf den Markt trägt. Man hatte sich so sehr gewöhnt, den Poeten nur immer in einem gewissen ideellen Zusammenhange mit seiner Gegenwart zu sehen, daß man auch nur diesen in Aristophanes erblicken wollte, um den es doch ganz anders stand. Endlich witterte man einen höchst realen Kontakt zwischen ihm und der Demokratie, als deren Strafredner er sonst gegolten hatte. Damit geschah ein ungeheurer Vorschritt zur bessern Erkenntniß dieses Wunders der Poesie. Nur die Demokratie erklärt Aristophanes, wie er wieder der sicherste Führer durch ihre Irrgänge ist.

Wer aber vermag sie zu schildern? Wer gibt unsern zahm gewordenen Augen ein wahres Bild von jenem orgiastischen Taumel, in dem Genialität und Verruchtheit, Stärke und Schwäche, Kunst und Roheit, Aberwitz und Tiefsinn zwischen den Speeren des peloponnesischen Kampfes, durch das Labyrinth von Sitten, greislichen Lebenssymbolen, Opfern, und Gerichten hindurch ihren verschlungenen Tanz aufführten? Zweimal ist auf Erden etwas Unbegreifliches erschienen. Ich nenne das Eine nicht, denn die ausgesprochene Parallelisirung möchte gottlos klingen, obgleich sie es nicht ist. Aber gewiß blicken wir zu jenen Zeiten, in denen die Perikleische Entfeßlung eines Volkes, wie es kein zweites je gab, ihre Früchte trug, immer nur durch denselben Nebel hin, welcher die Tage umhüllt, in denen das Saatkorn der neueren Weltgeschichte gesäet wurde. Thucydides sagt uns, daß der Zustand furchtbar gewesen sey, daß alle Begriffe von göttlichen und menschlichen Dingen sich damals gewandelt hätten. Aber diese Stadt voll Eidbruch, Bestechung, Treulosigkeit, Frechheit, Päderastie, Atheismus, reifte und zeitigte doch ihr selbst. Sie reifte und zeitigte die Feldherren Nikias, Lamachos, den in allen Lastern so großen Alcibiades, den Aufschwung zur sizilischen Expedition, die Kräfte, welche nach den furchtbarsten Niederlagen den Sieg bei den Arginusen erfochten. Sie erzeugte Sokrates und die Philosophie, Sophokles, Euripides, die Blüte der Kunst und der Rede. Und alle jene Männer und Thaten waren oder wurden während siebenundzwanzig

kurzer Jahre unter Bedrängnissen der Pest, des Hungers, des Krieges, die sonst das geistige Leben der Staaten abtödten.

In dieser gewaltigen Geburtsstätte wacht nun ein Mensch auf: witzig, phantastisch, beobachtend, wie keiner sonst. Zugleich ein Realist der kummensesten Art, öffnet er seinen Busen dem tausendstimmigen Konzerte von Athen. Was vereinzelt in allen jenen Tönen spottet, jubelt, schilt, klagt, Das versammelt dieser Genius in sich zu einer schreckhaft-komischen Harmonie. Alles in seinen Erfindungen geht über unser Maß hinaus. Zu seiner Zeit aber steht er im schicklichen Verhältniß. Er ist ein Koloß, der darum Koloß seyn darf, weil er unter den Füßen ein kolossales Piedestal hat. Auch ahne ich den Boden, auf dem seine wunderbaren Personifikationen erwuchsen. Fast zweifle ich, daß die Richterwespen, die spekulativen Wolken, der Ritt auf dem Mistkäfer in den Himmel, die Vogelstadt, der Plan der Heerlöserin, das Wägen der Verse von Äschylos und Euripides, und welche Dinge noch sonst sich da anführen ließen, die Athener entzückt haben würden, wenn alle diese grillichten Seltsamkeiten ihnen aus dem Gemache des Dichters als neue Bekanntschaften entgegen getreten wären. Mich dünkt, so bildet sich das Komische nicht, und so verfährt der echte Komiker keineswegs, der ja immer das gerade en vogue Gehende aufgreift. Wenn er den Frömmler, den Dichterling uns vorführt, gibt er uns im Bilde zusammengefaßt, was uns im Leben an hundert Schabhälsen und Verslern begegnete. — Wird also Aristophanes sich jene sinnreichen Tollheiten aus dem Nichts entsponnen haben? Nein, gewiß war unter den Athenern schon viel geplaudert worden von den Stacheln, die in den Volksgerichten stächen, von den Dünsten der neuen Spekulation, und daß man den Frieden vom Olymp holen müsse, da er auf Erden nicht mehr zu finden sey, daß der Landmann seiner am meisten bedürfe, dem dann freilich nur ein Pegasus eigener Art zu Gebot stehe. Man mochte bei der sizilischen Expedition gescherzt haben, die Projektenmacher würden sich zuletzt noch in den Lüften unter den Dohlen und Krähen ansiedeln. Genug! Ich mag Dies nicht weiter ausführen. Vielleicht aber hatte der attische Volkswitz bereits wenigstens die Embryonen der Wolken, Wespen, Vögel, des tollen Weiberplanes, der tragischen Wage erzeugt, die nun nur sein Dichter zu schönen, herrlichen Körpern machte.

Das sind freilich Konjekturen, welche die Gelehrten erst bestätigen müssen, sagte der blaue Domino. Wären sie richtig, so würden sich aus diesem Verhältniß manche Aufschlüsse über die komische Kunst des Aristophanes ergeben. Namentlich würde klar werden, warum er mit solcher Gründlichkeit mehrere seiner abenteuerlichsten Einfälle durchführen

durfte. Ein unbekanntes Bonmot wirkt nämlich nur ſchlagartig, jede Konſequenzenmacherei wird tädiös. Hat aber eine Maſſe ſich ſchon einen Einfall ausgedacht und verkörpert, ſo kann der Dichter damit wie mit einer lebenden Perſon gebahren, ſein Publikum wird ohne Ermüdung Geſchichte und Schickſale des korporell gewordenen Einfalls anhören. Wer möchte einen Roman „von dem Meſſer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt“, leſen? Eulenſpiegel dagegen, den das Volk ſich gemacht, iſt ein dankbares Sujet zu Luſtſpielen und Novellen. — Wie denkſt Du denn aber über das Bataillenpferd der Alterthumsforſcher, über die Moralität des Ariſtophanes?

Was heißt Moralität des Dichters, was iſt ſeine Moralität? rief der ſchwarze Domino. Der Dichter ſoll ganz hingegeben ſeyn an ſeine Zeit, alle ihre Stimmungen und Bezüge in ſich aufgenommen haben, und je größerer Dichter, deſto inniger wird immer dieſe Hingebung ſeyn. Daß er ſich aber dennoch frei bewahre, daß er nicht ſelbſt werde, wie ihre rohe Mannigfaltigkeit, dagegen muß ihn ein zarter Halt in ſeinem Innern, ein leiſes Gewiſſen in ſeiner Bruſt ſchützen. Dieſes poetiſche Gewiſſen wird aber nicht, wie das moraliſche, eine Negation ſeyn, eine Stimme, die blos ſagt, was zu unterlaſſen iſt; ſondern, da das Dichten ein Machen und Schaffen iſt, ſo wird das poetiſche Gewiſſen ſich äußern in einem Gegenmachen und Gegenſchaffen. Und von dieſem Gewiſſen werden ſonach unträgliche Zeichen, nämlich poſitive, an des Dichters Werken hervortreten. Bei Dante iſt Beatrice das Gewiſſen, welches von ihm ausſagt, daß er von einer himmliſchen Einheit inmitten der zerriſſenen Welt gewußt habe. Shakespeare, der gewaltige Dollmetſch der modernen Grübelei, hat eine Vorliebe für einfache Charaktere, wie Kent und Alexander Iden, für Mönche; und in allen innerlichen Kriegen ſchwebt ihm die Herrlichkeit von Altengland vor. Göthe's Liebe zur Natur iſt auch ſo ein poetiſches Gewiſſen. Seine Dichtung iſt der Reflex des Weichen, Weiblichen, Gebrochenen in den letztvergangenen Zeiten; an dem ewig feſten Knochenbau der Natur hält er ſich in ſeinem Innerſten zuſammen, und da iſt es wieder charakteriſtiſch, daß das Feſteſte und das Mathematiſche in der Natur, nämlich Gebein, Geſtein, und Farbe, ihn theils am früheſten, theils am nachhaltigſten beſchäftigt hat.

Laß mich für Dich vollenden, ſagte der blaue Domino. Von dieſem Punkte aus iſt die Moralität des Ariſtophanes allerdings zu finden. Er iſt nicht der ungezogene Grazienliebling, der nur ſo auf eigene Hand ſeine graziöſen Ungezogenheiten erſonnen hat, noch viel weniger iſt er der abſichtliche Tugendprediger in der Schellenkappe, als welchen ihn

die spätere Auffassung bezeichnete. Eben so wenig aber ist er auch der perfide, kalumniantische, gesinnungslose Demokrat, wozu ihn manche neuere Stimme machen will. Sonderbar, wenn Jemand zugleich ein so großes poetisches Genie und daneben ochlokratisch gemein seyn könnte! Will man Plato's Epigramm und das Zeugniß, welches das Gastmahl für ihn ablegt, nicht mehr gelten lassen? Die Sache war wohl diese. Das attische Leben lebte in ihm mit allen seinen erstaunlichen und großen Dingen, freilich auch nebenbei mit seinen Schatten. Keiner Partei gehörte er in seinem freien Geiste an, Demos, Exklusive, Hetärien, Oligarchen, Aristokraten stehen ihm gleich nahe. In dieser Freiheit, woraus Inkonsequenzen entspringen, liegt ein Theil seiner Größe. Er weiß von Allem, jede Nuance des Zustandes ist ihm klar. Aber er verliert sich nicht in dieses bunte Gewirr, auch er hat das Gleichgewicht in seiner Seele. Welches Gefühl aber kann nur die Gegenlast zu jener reichhaltigsten aller Darstellungen hergeben? Soll er hin und wieder züchtig reden? Niemand in Athen redet so. Soll er sogenannte edle Charaktere kontrastirend zeichnen? Kein Charakter ist unangefochten, unverspottet; alle öffentlichen Gestalten unterliegen Anklagen, die, seyen sie gerecht oder ungerecht, doch wenigstens gewiß zu objektiver Geltung Niemandes Tugend aufkommen lassen. Soll er die Götter aus der Maschine treten lassen in verehrungswürdiger Bildung? Aber der Olymp ist dem Volksglauben fast schon zum Berge geworden, wie andere Berge. Darf er die Weisheit aufführen als Trost und Heilmittel? Sie tritt in Sokrates so wunderlich einher, die Ironie gibt ihr ein so sophistisches Ansehen, sie ist in der That so sehr Ferment des Festen, Oeffentlichen, der Religion, daß sie ihm kein Organ für seine Empfindung seyn kann.

In der Gegenwart konnte also Aristophanes, wenn er nicht gemein heucheln wollte, keinen Ausdruck für sein poetisches Gewissen finden. Einst indessen war es anders. Es gab doch einst für Athen einen Tag von Marathon und von Salamis. Es gab einen Miltiades, Aristides, Themistokles. Die Poesie fand in Aeschylos ihren Mund. In der begeisterten Hingebung nun an die fromme Vergangenheit der Ahnen, in der ungeschminkten Verehrung für Aeschylos spricht das Gewissen des Dichters. Er beweist dadurch, daß er auch moralisch besser sey, als sein schimpfender oder verdächtigender Pöbel. Allerdings ist dieser Kultus nur ein schöner Traum, aber gerade ein solcher Traum genügt, der Darstellung des Mitweltlichen, die doch auch nur ein Traum ist, ein lasterhaft-genialer Traum, die Wage zu halten. Mit praktischeren Demonstrationen würde der Dichter das goldene Zaubernetz, welches

seine Phantasien umsponnen hält, schwerfällig zerrissen haben. Und Das ist folglich das Edle und die Moralität in der Seele des Komikers. Bei aller Verwandtschaft mit dem Markt von Athen fühlt sie doch die Zweideutigkeit seiner Szenen, und sucht Genügen bei den einfacheren Vätern.

Am meisten ist mir das ethische Moment in Aristophanes durch die Ritter anschaulich geworden, wo es sich selbst auf Kosten des poetischen Zusammenhangs geltend macht, sagte der schwarze Domino. Der hündische Gerber Kleon muß fortgeschimpft werden, wenn Herr Demos, neuverjüngt im Lichte der guten alten Zeit, wieder zum Vorschein kommen soll. Aber durch wen operirt sich diese Verwandlung? Durch den noch ärgeren Taugenichts, den Wursthändler. Durch diesen Widerspruch ist, wie mich dünkt, eine spezifische Wahrhaftigkeit in Aristophanes Geist ausgedrückt, der die Herrlichkeit der Väter liebt, und dennoch weiß, daß sie nicht zurückgeführt werden kann. Seht, wollte der Dichter seinen Zuschauern sagen, so saht Ihr aus, und nun fragt Euch, ob Ihr, von der argen Hand in die ärgere stets übergehend, so wieder werden könnt, ob nicht jede Verbesserung, die Euch der Wechsel der Demagogen in Euren Augen zu geben scheint, eben auch nur ein verführender Schein ist?

Der Dualismus zwischen Hohn und Begeisterung, in dem wir Aristophanes offenbar befangen sehen müssen, wenn wir ihn nicht für ein Aggregat zufällig durcheinander gewürfelter Stoffe halten wollen, ist aber auch nur ein Zug, der durch die Besseren seiner Mitwelt hindurchging. Die Sitte war meist zum Formalismus geworden, von dem man bei aller inneren Ungebundenheit gleichwohl nicht ablassen durfte, sollte das Leben noch Zusammenhang behalten. Man opferte den Göttern und lachte über sie. Die Todfeindin, Sparta, hatte ihre Freunde in der Stadt, ihre Nachäffer. Man wußte schon, daß Athen nicht die Welt sey, und doch konnte ein feiner Mann nur in Athen leben, was man Leben heißt. Diese extremen Kontraste gerannen in Alcibiades zu einem praktischen Charakter, machten ihn zum Mann des Volks, und stürzten ihn beim Volke. Sie helfen auch unsern Dichter erklären.

Mich hat es immer interessirt, den politischen Gedanken des Aristophanes zu verfolgen. Anfangs ist er noch kompakt, richtet sich auf einen reellen Gegenstand, geht aber endlich in eine Art von lustiger Verzweiflung über. Jener Gegenstand ist der Friede. Frieden will der Dichter mit Sparta. Man hat jetzt, nach zweitausend Jahren, gut philosophiren „über die Nothwendigkeit des Prozesses im attischen Leben,

der den peloponnesischen Krieg hervorbrachte," vor welcher weisen Philosophie denn der Dichter zu einem beschränkten Opponenten dieses nothwendigen Prozesses werden muß. Damals, unter Noth und Drangsal aller Art, war es wohl eine ganz probehaltige Idee, den Kampf mit der Bundesstadt für ein großes Unglück zu nehmen. In den Acharnern tritt der Friede als Idylle auf. Ein Einzelner verträgt sich auf eigene Faust mit den Feinden, und hat nun freien Markt und frohes Fest, während der kampflustige Feldherr Beulen und Wunden empfängt. So sähe es aus, wenn Friede wäre! Aber soll er kommen, muß das Hauptsinderniß hinweggeräumt werden, Kleon. Die Ritter greifen ihn an, vernichten ihn poetisch. Kleon kommt später um, freilich nicht durch die Verse des Aristophanes. Nikias schließt einen Waffenstillstand. Der Friede, der nun folgt, ist eine sonderbare Komödie. Sie drückt zugleich die anscheinende Unmöglichkeit, gründlich Eintracht zu stiften, und den Segen, der weitverbreitet sich ergießen würde, geschähe dennoch das Unwahrscheinliche, aus. Denn aus dem Olymp muß die Friedensgöttin herabgeholt werden, aus dem Olymp, den die Götter selbst, erzürnt über den Hader der Hellenen, verlassen haben. Es gelingt, und nun wird die Fruchtin, ein Symbol jenes allgemeinen Segens, als Braut heimgeführt. In keinem Stücke wird so gründlich von den Ursachen und Schattirungen des Krieges gehandelt; es scheint, daß der Dichter seiner etwas lustigen und allgemeinen Allegorie durch jenes historische Ingredieus eine Widerlage hat geben wollen. Von dem Frieden, nämlich von dem wirklichen, sagt Thucydides, daß er den Namen eines Friedens nicht verdient habe. Häkeleien, Kränkungen, Plackereien der gegenseitigen Schützlinge ließen kein Vertrauen aufkommen, es herrschten Argwohn und Gereiztseyn. In dieser fieberhaften Spannung beschloß Athen, durch Alcibiades hingerissen, den großen Zug nach Sizilien, den größten, den es je gethan. In der Stadt war ein Schwindel der wildesten Erwartungen. Daß Aristophanes ihn nicht getheilt, beweisen die Vögel, dieser Gipfel seiner Poesie. Das reale Athen ist ihm verschwunden, Wolkenkuckuksheim hat seine Stelle eingenommen. Vom Didaktischen oder Oratorischen ist in dieser Komödie keine Spur mehr; selbst die Parabasen sind rein phantastisch. Jene lustige Verzweiflung, die mit dem Jubel der Bankerottirer unmittelbar vor dem Bankbruch scherzt, hat das Werk geboren. Ein Gedanke in der Komödie ist von sublimster Schönheit. Als es zu dem Bau der lustigen Stadt kommen soll, legt Aristophanes nicht, wie ein Komiker geringerer Art gethan haben würde, den Akzent auf die Mittel und Wege dieses Baues, welche vielmehr episodisch behandelt werden,

ſondern die Hinderniſſe des neuen Reichs zu beſiegen, die Eindringlinge zurückzuſcheuchen, iſt des wackeren Rathefreundes Amt und Sorge. Dadurch wird das Phantaſtiſche aus der geraden Linie in die reizendſte Kurve umgebogen, das Imponderable erhält ein Gewicht, ein Nichts eine Geſchichte, ein Schickſal.

Aber die entſetzlichſte Niederlage beſchließt den glänzenden ſyrakuſiſchen Zug. Die Oligarchie rührt ſich. Die Demokratie iſt in der Auflöſung. Der Scherz des komiſchen Dichters ſinkt zur Erde herab. Nichts, was Männer männlich haben unternehmen können, vermochte Ruhe und Beſtand zu ſtiften. Die Weiber nehmen ſich des gemeinen Weſens an. Durch die Vorenthaltung des roheſten Bedürfniſſes erzwingt Lyſiſtrate und ihr Orden den Frieden. Das Gefühl von der völligen Umkehrung der Verhältniſſe iſt in dieſer Fabel mächtig, und erhält endlich in den Ekkleſiazuſen ſeine ſchärfſte Zuſpitzung. Der Krieg iſt vorbei; der Staat matt. In jener Komödie treten die Weiber völlig an die Stelle der Männer, und herrſchen. Die politiſche Komödie kehrt gleichſam zu ihrem erſten Genre zurück. Die Ekkleſiazuſen ſind auch eine Art von Idylle zwiſchen geſcheiten Vetteln und dümmlichten Spießbürgern. Freilich iſt dieſe Idylle ſo herb, als die der Acharner heiter war. Zwiſchen dieſem Ausgangs- und jenem Endpunkte aber hat ſich die Poeſie des Komikers als Jambographie, Allegorie, Mährchen, Intriguenfabel bewegt. In Sieg und Niederlage, vor dem Angeſichte des Feindes, hat ſie zu ſcherzen gewagt, und ſo gemahnt ſie uns, wie der ſchmetterndſte Triumphgeſang des in den äußerſten Kriſen ſich groß und ſelbſtſtändig wiſſenden helleniſchen Geiſtes.

Die Redenden ſchwiegen hierauf eine Zeitlang. Endlich ſagte der rothe Domino: Wir ſind von Platen ganz abgekommen.

Bleiben wir, wo wir ſind, verſetzte der Blaue. Die Erinnerung an eine literariſche Streitigkeit hat uns zur Betrachtung eines großen Dichters geführt. Das iſt ein gutes Ziel, von dem wir nicht zurückgehen wollen.

Ich will wenigſtens noch einen ausgleichenden Epilog halten, ſagte der ſchwarze Domino. Der romantiſche Oedipus ſcheint in der Erfindung weit beſſer zu ſeyn, als die Gabel. Zwar iſt der Gedanke, den komiſchen Helden bei den Haidſchnucken ſitzen, ihn erſt verehren und zuletzt vom Publiko und dem Verſtande aushöhnen zu laſſen, auch nicht eben von unerhörter Größe. Dagegen ſcheinen die Motive des Zerrſpiels, welches mein Zerrbild mit Puppen aufführen läßt, bunt und reich zu ſeyn.

„Scheinen? Wie ſprichſt Du denn?"

Digitized by Google

Nun, ich muß ein sonderbares Bekenntniß ablegen. Ich habe den Oedipus nie gelesen.

„Nicht gelesen?"

Nein; so müßte ich antworten, und wenn Du wie Orsina ausriefest: Nicht einmal gelesen! Ich ließ mir von einem Bekannten den Inhalt erzählen, und darauf schrieb ich meinen Kavalier.

„Gut, daß Deine Feinde Dies nicht hören. Sie würden daraus einen Zug oberflächlicher Vornehmheit mehr ableiten."

Mit Unrecht. Ich wollte mir die Laune nicht verderben zu meinem Geplänkel; ich meinte, es könne mir doch etwas Menschliches begegnen, sähe ich mich so seltsam abkonterfeit, und darum ließ ich mir am Bericht vom Bilde genügen.

5.

Mitternacht war nahe. Der Tanz im Saal machte eine Pause. Man fand sich in einzelnen Gruppen zum Souper zusammen. Die drei Domino's wollten aufstehen, und sich einer solchen Gruppe anschließen; da drang ein halbes Dutzend junger Leute, Spanier, Türken, Tyroler, herbei, und setzte sich ohne Weiteres an den Tisch der Domino's, so daß diese, welche sich von lauter angenehmen Gesellschaftern und guten Freunden umgeben sahen, nun auch sitzen blieben. Man verhandelte über die Frage, was man essen und besonders was man trinken solle, und nahm sie sehr ernsthaft. Denn, sagte der rothe Domino, der Gaumen ist uns von würdiger Unterhaltung trocken geworden, und hat deßhalb ein wohlerworbenes Recht auf würdige Anfeuchtung.

Während dieser Debatte war der papagaigrüne Domino, der nach dem fünfzehnten oder sechzehnten Robber des Spiels nun genug hatte, aus dem Zimmer gegangen. Mit bedeutendem Schmunzeln war er gegangen, und mit einem auffallenden Gefolge kehrte er zurück. Ihm folgte nämlich ein Junge, der in einem seefarbenen Tritonen- oder Fischhabit stack, und ein Kellermeister aus dem Mittelalter. Der jugendliche Triton oder fischichte Junge trug auf seinem Schuppenhaupte ein Austerbrett von dem Umfange eines Wagenrades, der Kellermeister schleppte sich mit zwei gefüllten Flaschenkörben, aus denen die wohlbekannten verpichten, drathumflochtenen Korke hervorsahen. Der Papagaigrüne ließ sich mit Grandezza Austern und Champagner auf den

Tiſch ſtellen. Was ſoll Das? riefen Alle, denen die friſchen Colcheſter Mollusken, die roth und grünen Etiketten von Forest Fourneaux père et fils à Rheims gar nicht unlieblich däuchten.

Dank, wie ihn die Praxis der Theorie darzubringen vermag, verſetzte der Papagaigrüne. Er hieß den Triton und den Kellermeiſter abtreten, und fuhr fort: Ich bin bei meinem Whiſt da ſo mit den Brocken Reflexion, Betrachtung, Unterſuchung, die von Eurem Tiſche fielen, vollgefüttert worden, daß ich ja der ſchändlich Undankbarſte ſeyn müßte, wollte ich mich nicht für dieſe himmliſchen Gaben durch einige irdiſche Nahrung revanchiren. Womit ſpeiſet man aber die Weiſen? Roſinen und Krachmandeln ſind Studentenfutter, die Götter nehmen Nichts zu ſich als Nektar und Ambroſia, die Weisheit gedeiht am beſten bei Auſtern und Champagner. Greift daher zum Gewehr, d. h. zu Meſſer, Zitrone, und Glas, ihr Drei aus Morgenland; was Euch, junge Leute, betrifft, ſo kommt Ihr freilich hier zum Feſte ohne alles Verdienſt, rein durch die Gnade des Himmels!

Ein Einfall verfehlt nie ſeine Wirkung, wenn Auſtern und Champagner ihn unterſtützen. Alle lachten, erklärten den Papagaigrünen für einen Menſchenfreund und braveren Mann, als Bürgers braver Mann geweſen, und griffen zum Gewehr. Bevor jedoch die erſte Auſter ihren Untergang fand, rief der Papagaigrüne: Halt! Ich mache zum Geſetz dieſes Intermezzo's, daß Niemand während deſſelben eine neue Abſtraktion oder ſonſtige Tiefſinnigkeit aufbringen darf. Denn gar zu Viel iſt ungeſund. Die alten Geſchichten, die Ihr begrübelt und beſprächelt habt, mögt Ihr noch vollends ausrennen laſſen, denn man darf die Natur, iſt ſie im Lauf, nicht hemmen, Neues könnnt Ihr Euch auch erzählen, ſo viel Ihr wollt, aber, ſo lieb Euch die Gnade Eures Wohlthäters iſt, nur Fakta, ſimple Fakta, handgreifliche Fakta dürft Ihr vorbringen.

Man löste die Dräthe, die Korke flogen gegen die Decke, der ungeduldige Wein ſchäumte in die rothen, flachen Schaalen. Es iſt ein Fortſchritt des Jahrhunderts, daß die peinlichen Stengelgläſer immer mehr abkommen, die dem Genie von Epernay ſo lange die unwürdigſten Feſſeln anlegten. Nach den erſten Gläſern war das munterſte Geſchwätz im Gang. Die jungen Leute ſagten, daß man im Saale über den Konventikelkram der drei Domino's vielfältig gelacht habe; dieſe verſetzten, daß ſie ſich ja ſonach um den Zweck des Feſtes, die allgemeine Fröhlichkeit, verdient gemacht hätten. Sie wurden befragt, wovon unter ihnen die Rede geweſen ſey, und darauf wurde noch einmal Ariſtophanes genannt. Die verſchiedenſten Meinungen erhoben ſich hierauf,

denn von diesem Dichter hat Jeder die seinige. Der Papagaigrüne machte aber bald der Diskussion ein Ende, indem er ausrief, Aristophanes sey ein Zotenreißer und Nichts weiter. Er brauchte eine noch kräftigere Bezeichnung, welche die Geschichte des Abends aber vergessen hat.

Er war frech, und darum gefiel er den frechen Athenern, denn das Volk bringt man immer nur durch Frechheit zu seiner Fahne, fuhr der Papagaigrüne fort.

Wenigstens muß Alles, was unterm Volke auf eine andere Stelle rücken soll, durch Usurpation bewerkstelligt werden, sagte der blaue Domino.

Richtig! rief der schwarze Domino. Ich habe davon bei der Gelegenheit, wo ich aus meiner Verborgenheit in das öffentliche Leben unserer guten Stadt übertrat, selbst die Erfahrung gemacht. Meine Thätigkeit damals war auch eine Usurpation, wenn gleich ich mir verbitten muß, daß sie eine freche genannt werde.

Wie sollen wir Das verstehen? fragte der rothe Domino.

Mein ganzes theatralisches Wirken hier war usurpirt, antwortete der schwarze Domino. Ich glaubte an meine Fähigkeit, der Bühne eine andere Gestalt zu geben, ich war so dreist, diesen Glauben durch die That auszusprechen, und usurpirte auf solche Weise die Macht, welche mir der Demos von Düsseldorf gutwillig nie übertragen haben würde.

Die jungen Leute, welche zu den Anhängern der untergegangenen Bühne gehörten, forderten den schwarzen Domino auf, ihre Geschichte zu erzählen. Er versetzte, er müsse sich selbst erst darauf besinnen, und zuvor von allem Schmerz über die Zerstörung der Anstalt frei seyn.

So bleib' bei den Anfängen, wie Du sie bezeichnet hast; erzähle uns die Anfänge Deiner Usurpation, sagte der blaue Domino. Es ist mir immer dunkel gewesen, wie an unserem mäßigen Orte, wo doch wahrhaftig der Sinn für Literatur nicht durch alle Klassen verbreitet ist, plötzlich ein Theater mit literarischer Haltung, mit dem Versuche, eine Schule der Darstellung zu gründen, hervorspringen und sich ein paar Jahre hindurch erhalten konnte.

Plötzlich geschah es auch nicht, erwiederte der schwarze Domino. Die Keime schlugen nur aus. Es war eben Alles dazu vorbereitet und reif. — Ich will Euch wohl auch von diesen Anfängen erzählen, fuhr er fort, denn ich mag mich gern in die Erinnerungen an eine glückliche, arbeitsame Periode versenken. Wenn es nur nicht dem Gebote unseres gütigen Titus hier zuwider ist.

Nein, rief der Papagaigrüne, indem er eine große Kluft ver-

schürfte, vom Theater höre ich gern plaudern. Ihr wißt ja, daß ich seit zweiundzwanzig Jahren meinen Platz abonnirt halte.

Bei Sonnenschein, und Sturm, und Regen, jeden Tag, den Gott der Herr gibt, unter klassischen Himmelszeichen und unter Sternschnuppen, mochte Seydelmann spielen, oder der Herr X, die Frau Y, das Fräulein Z, sagte der rothe Domino. Ihr seyd gleichsam die pensée immuable des Theaterauditoriums.

Daß Ihr mich aufzieht für meine Großmuth, vergebe Euch Gott der Herr, versetzte der Papagaigrüne, und trank Champagner. Das Theater ist einmal da, also müssen die Leute hineingehen, ich gehöre zu den Leuten, also muß ich in's Theater gehen.

„Gegen die Bündigkeit dieses Schlusses läßt sich Nichts einwenden. — Nun aber erzählen Sie."

Sehet zuvörderst in diesem unserem ehrwürdigen Freunde den Demos, hob der schwarze Domino an. Fest und unerschütterlich ist er, die Bretter, wie sie sind, gehören zu ihm, und er gehört zu den Brettern, wie sie auch seyn mögen. Jetzt hört von mir. Als ich hier ankam, hatte ich an einem Tage den vertraktesten Kontrast zu schauen. Mittag war's; mein erster Gang war auf die Akademie. Hallende Gänge, massive Räume empfingen mich. Schadow führte mich umher. Hübner mahlte an seinem Fischer, Lessing an der bizarren Landschaft, die das Licht von hinten empfing, so daß sich das Ritterschloß in der Mitte wie ein Schattenriß abschnitt. Hildebrandt machte Romeo und Julia, Sohn Rinald und Armida, Mücke einen Narziß. Junges, versprechendes, wenn auch noch unentwickeltes Leben in anständiger Wiege. Nachmittags hörte ich in meinem Gasthofe, es sey hier auch Theater. Der Name der Gesellschaft wurde mir genannt, die, im Herbst zusammengestoppelt, den Winter durch sich für das Wohl der Menschheit bemühe, und im Frühling, wenn die Schwalben kommen, wieder auseinander fliege. Der zweite Gang war also Abends in's Schauspielhaus. Es war nicht leicht, in das Allerheiligste dieses Tempels vorzudringen, denn dunkel, wie es sich für die Avenuen zu Mysterien ziemt, waren die Korridors, denen hin und wieder die Bedienung fehlte, so daß man in dieses und jenes Loch trat, und gegen manchen rohen Pfosten stieß man in der Dunkelheit.

Ein nichtswürdiges Lokal war's in der That, das alte Gießhaus, worin sie damals spielten, fiel der Papagaigrüne ein. Man wußte gar nicht, was man im Parterre unter den Füßen hatte, ob es noch Bruchstücke von ehemaligen Bohlen waren, oder der reine Müll. Einmal bricht ein dicker Mann mit seinem Beine durch den Fußboden seiner

Digitized by Google

Loge durch, eine Dame, die in dem Raume darunter sitzt, fällt in Ohnmacht vor Schreck über den dunkeln Körper, der da so plötzlich vor ihrem Gesichte hängt, der arme Mann renkt sich aber das Bein aus. Indessen saß sich's doch recht hübsch darin, und man war einmal daran gewöhnt. An den Logenbrüstungen umher standen auch die Namen der Theaterschriftsteller und der Komponisten angeschrieben; die Theaterschriftsteller schwarz, und die Komponisten roth. Das sah recht gut aus.

Wenn man sie nur hätte deutlich lesen können! rief der schwarze Domino. Aber, Lieber, der Kronleuchter verbreitete doch ein gar zu zartes Dämmerlicht. — Sie gaben an jenem Abende ein Stück, ich weiß nicht mehr welches. Darauf folgte eine Merkwürdigkeit. Ein Gastwirth aus der Nähe, der sich bewußt war, daß die Ader des Schönen in ihm rinne, deklamirte den Ausbruch der Verzweiflung von Kotzebue. Ich kann nicht beschreiben, mit welcher Empfindung ich mich nach diesem Kunstgenuß niederlegte, während meine Gedanken zwischen der Akademie und der sogenannten Bühne hin und her gingen. Nach und nach fügte sich in den folgenden Jahren hier allerhand zusammen. Die dilettantischen Versuche, die bei Schadow angestellt, oder durch ihn herbeigeführt wurden, halfen in dem exklusiven Kreise den Sinn für das Dramatische erregen, der sich nun nur um so ekler von den Komödianten abwendete, da die Liebhaber dem Bedürfniß wenn auch keine künstlerisch zubereitete Speise, doch etwas natürlich Geistreiches boten. Meine Vorlesungen kamen dazu. Diese neue Art, ein dramatisches Gedicht zu rezitiren, ist von Tieck erfunden und zu einer Kunst gemacht, Holtei und Andere sind ihm gefolgt; ich schloß mich gleichfalls solcher Richtung an, und hin und wieder ist mir der charakteristische Vortrag eines Werkes gelungen. Es bleibt freilich immer eine Zwitterkunst, und der Geschmack daran kann sich nur in Zeiten finden, denen die Partitur entkommen ist. Die Darstellung nämlich ist die volle Instrumentalmusik, ein gutes Spiel auf dem Flügel aber eine derartige Vorlesung — im allerglücklichsten Falle, der auch nur eintritt, wenn Organ und Individualität des Vorlesers gerade besonders zum Gedichte passen. Eine Klippe des Gelingens sind fast immer die weiblichen Rollen, bei deren Vortrag eine gewisse Affektation kaum zu vermeiden ist. Leicht wird auch die zarte Gränzlinie, welche dieses Genre von der Aktion scheidet, übersprungen. Mir begegnete es außerdem, daß ein fades oder versteinertes Gesicht gegenüber unter meinen Zuhörern mich ganz aus dem Konzept bringen konnte, weßhalb mir's denn immer am besten gelang, wenn ich in engster Häuslichkeit, beim Scheine der traulichen Lampe, den Eindruck der Dichterworte von einem empfänglichen Antlitz

wiederglänzen ſah. Nun denn, hier waren die halböffentlichen Vorleſungen, die ich zwei Winter hindurch, wie Ihr wißt, vor einem großen Kreiſe hielt, wenigſtens der Theaterſache förderlich. Iphigenie, Blaubart, Wallenſtein, König Johann, Romeo, Leben ein Traum, ſtandhafter Prinz, Däumchen, Hamlet, Prinz von Homburg, geſtiefelter Kater, König Oedipus, und Oedipus in Kolonos gingen an einigen hundert Menſchen, die nach und nach meine Zuhörer waren, in lebhafter Hörbarkeit vorüber. Es war natürlich, daß der Wunſch rege wurde, einmal doch auch ſo Etwas hier zu ſehen. Manche liefen freilich nur ſo in dieſe Vorleſungen hinein, weil ſie damals Mode waren, aber im Ganzen denke ich an den Antheil, den jene Abende ſich gewannen, mit dankbarem Vergnügen.

Das Lokal gab ihnen nebenbei auch noch einen hübſchen akademiſchen Anſtrich, ſagte der blaue Domino. Die Mahler hatten Dir ein Atelier eingeräumt, und das mußte ſich denn vor jeder Vorleſung kurzweg in den kerzenhellen Salon verwandeln, deſſen graue Wände freilich mit allerhand Zeichnungen, Farbenſkizzen, Kartons beſteckt blieben. Einſt half ich ſelbſt die Staffeleien und Gewänder in aller Eile wegräumen, die noch umher ſtanden und hingen, als die Equipagen ſchon unten im Hofe vorfuhren. Die arme Gliederpuppe wurde bei dieſer Gelegenheit ziemlich unſanft in das dunkle Nebengelaß geſchleudert, faſt wie die hölzerne Schöne in dem Hoffmann'ſchen Mährchen, welche die Liebe des jungen Phantaſten entzündet hat.

Es gehörte Dieſes und Aehnliches mit zu dem engen, behaglichen Familienzuſtande, in welchem ſich alle unſere damaligen Beſtrebungen verſchlungen hielten, erwiederte der ſchwarze Domino. — Hin und wieder kam ich mit dem Theater in Berührung. Meinen Hofer ſtudirte ich der Truppe ein, als ſie das Stück geben wollte, eben ſo nachher Clavigo zu Göthe's Todtenfeier. Darin ließ ich die Spielenden mit Zeichen der Trauer auftreten, auch ſchrieb ich einen Epilog, den Porth, der jetzt in Dresden iſt, am Katafalk ſtehend ſprach. Bald darauf hieß es in der Allgemeinen Zeitung, ich habe unſchicklicher Weiſe Göthe als Leiche auf dem Theater ſehen laſſen, noch ehe er im Grabe kalt geworden ſey. Ich ſandte der Redaktion eine berichtigende Erklärung ein, und wußte lange nicht, wem ich den guten Dienſt zu danken habe.

„Haben Sie es denn ſpäterhin erfahren?"

O ja, und auf die überraſchendſte Weiſe. Ich war einige Jahre nachher in Dresden auf einem diplomatiſchen Diner. Der alte Böttiger trat herein, und wir wurden einander vorgeſtellt. Darauf, nahe am Deſſert, als eine Pauſe in der Unterhaltung entſtand, hob der

Digitized by Google

Gelehrte, der in einer antiquarischen Zerstreuung meinen Namen überhört hatte, mit gründlich bedeutendem Tone an: Seit einigen Tagen hält sich hier der bekannte * auf, und nannte mich. Die Dame des Hauses, welche jede weitere Personalnotiz aus diesem Munde über ihren Gast an ihrer Tafel unwünschenswerth finden mochte, fiel rasch ein: Ja, und seit einigen Stunden sitzt er Ihnen gegenüber. — Böttiger schlug die Forscherangen auf, und sagte: Ei, ei, ei, freut mich ja ungemein, daß u. s. w. — Und nach einigen Komplimenten: Wie leid thut es mir, daß wir in solche Differenzen gerathen sind! — Auf meine verwunderte Frage in Betreff dieser mir ganz unbekannten Wirren ergab sich nach einigen Reden die historische Ausbeute, daß der alte Schäker der Verfasser jener Leichennotiz gewesen war.

Eines Sommers nun — fuhr der schwarze Domino fort — zogen Maurer und Zimmerleute in die scheußliche Rumpelkammer ein, deren Gerüst auch hier die Welt bedeuten sollte. Sie warfen Balken, Sparren, Bretter, Bänke, Pfeiler hinaus, und ließen Nichts als die vier nackten Wände stehen. Darauf mauerte der Maurer und der Zimmerer hieb zu. Ihnen folgte der Polirer, der Tüncher, der Meister in Schnitzwerk, der Mahler, der Vergolder. Es sägte, raspelte, hämmerte, und rumorte binnen jener Mauern. Man that hier, was man an vielen Orten letzthin gethan: man baute ein neues Theater. Die ganze Stadt interessirte sich, wie Das immer in solchem Falle geschieht, auf das lebhafteste für das entstehende Werk; daran, was denn nun sich in den neuen Räumen zutragen sollte, dachte freilich Niemand, wie Das auch meistentheils in solchem Falle zu geschehen pflegt. Ich ging auch viel ab und zu, ohne zu denken, was mir Alles da noch begegnen sollte. Eines Tages im Oktober war ich ganz allein im Gebäude. Schon stiegen die Säulen mit goldenen Knäufen am Proszenium empor, rings herum sah ich Vergoldung, an der Decke bunte Arabesken, auf der Szene standen die zierlichsten Dekorationen, die Gropius so eben gesendet hatte. Auf einmal und blitzartig that ich mir die Frage: Soll denn hier abermals nur das hübsche Gefäß gemacht worden seyn, aus demselben aber der alte saure Krätzer immer und immer wieder ausgeschenkt werden? Es kam mir so albern vor, meine Seele gerieth in eine große Bewegung. Ohne nachzudenken über Hindernisse und mögliche üble Folgen, faßte ich den Entschluß, Etwas zu stiften, was so hübsch sey, wie die Säulen, die Dekorationen, die Vergoldungen und Arabesken. Wenn ich daran zurückdenke, so muß ich sagen: es war der abenteuerlichste Einfall. Denn ich war fremd am Rhein, dem großen Publikum so gut als unbekannt, bei der Bühne ohne Hebel und

Handhabe, und Manches, was ich Andere lehren wollte, das sollte ich selbst erst noch lernen. Indessen solche Entschlüsse kommen uns wie durch eine verborgene Nothwendigkeit. Ich habe dergleichen mehrmals erlebt und es ist immer ein Resultat daraus hervorgegangen.

Noch an demselben Abende berief ich einige Freunde zusammen. Sie gingen mit Feuer auf meinen Vorschlag ein, sagten mir jeden Beistand zu, und wir stifteten einen Theaterverein. Der sollte das Organ der Gebildeten bei der Bühne seyn, den Direktor und die Truppe in Schule und Regel nehmen. Aber als die Sache angefangen war, da zeigten sich erst die Schwierigkeiten. Die ehrsamen Väter der Stadt, mit denen denn doch die Sache als eine städtische verhandelt werden mußte, machten die erstaunlichsten Gesichter über diese von einem zum andern Tage hervorgetretene Oligarchie von zum Theil ganz einflußlosen Leuten. Im Demos erhob sich eine Opposition unter den Freunden des Alten. Wir selbst begingen in dem neuen Geschäfte Fehler, ich nicht die kleinsten. Alles Das war aber noch Nichts gegen die Hemmnisse, die sich aufstauten, als der Impressar mit seiner Truppe anlangte. Zwar in Worten mußte er sich willfährig bezeigen, denn wir bezweckten ja das Heil der Kunst, welches er auch im Munde zu führen hatte. Aber im Herzen hegte er den innigsten Abscheu gegen so aufdringliche Veredlungsversuche, und selten sind wohl die Musen Jemanden so durchaus fatal geworden, als wie wir sie unserem ergrauten Schüler machten.

Wir ließen uns indessen durch Nichts abschrecken. Gelder wurden gesammelt, um Prämien an die Willfährigen vertheilen zu können, und ich setzte mich mit den Schauspielern in Verbindung. Mein Gedanke war, ein Experiment anzustellen. Die Rose bricht auf, wenn wir sie zu erziehen wissen, das Haus muß gebaut werden, damit es stehe, die Kunst kehrt zurück, wenn Kunstwerke nicht anbefohlen, sondern geliefert werden. Von dieser Praxis in meinen Gedanken ausgehend, entstand mir der Vorsatz, mit den Schauspielern eine Reihe von Aufgaben an bedeutenden Werken praktisch zu lösen, so vollkommen, als es möglich sey. Diese Versuche waren mir der Nerv der ganzen Sache. So entstanden in zwei Wintern die Vorstellungen, welche wir Subskriptionsvorstellungen nannten. Das Publikum nannte sie Mustervorstellungen, und die Schauspieler hießen sie Kunstvorstellungen, wodurch sie vielleicht andeuteten, daß in den anderen die liebe Natur walte. — Es waren aber folgende: Emilia Galotti, stille Wasser sind tief, der standhafte Prinz, der Prinz von Homburg, Don Juan, Egmont, Nathan, der Wasserträger, die Braut von Messina, Andreas Hofer. So folgten sie

sich der Zeit nach, und in den Wintern von 1832 und 1833 wurden sie gegeben. Seydelmann nahm an Nathan Theil, Weymar an der Braut und an Hofer. Uechtritz, der sich sehr warm für das Unternehmen interessirte, studirte „Stille Wasser sind tief" ein, und unterstützte mich sonst mit Rath und That. Felix Mendelssohn lieferte die beiden Opern. Mir fielen die übrigen Stücke zu.

Ich verfuhr nun so. Des Dichters Werk, dachte ich, entspringt aus einem Haupte, deßhalb kann die Reproduktion desselben vernünftiger Weise auch nur aus einem Haupte hervorgehen. Der Satz von der künstlerischen Freiheit der darstellenden Individuen ist zwar nicht ganz zu verneinen, darf aber nur eine sehr beschränkte Anwendung finden. Das Ueberwuchern jenes falschen Prinzips hat die Verwilderung und Verluderung der Bühne herbeigeführt. Ich war nun im Falle, der mir vorlag, durch Zufall und Vertrauen das Haupt geworden, und im Gefühle dieser Mission handelte ich daher —

Das war wohl möglich mit mittelmäßigen Subjekten, an eigentlichen Künstlern würde Deine Mission gescheitert seyn, unterbrach ihn der blaue Domino.

Gewiß. Nur ist denn hier klar geworden, daß mit mittelmäßigen Subjekten, die einem Haupte folgen, sich korrekte Darstellungen liefern lassen, die den wahren Kunstfreund zu erfreuen im Stande sind, während wir anderer Orten das Gedicht durch große Talente zerfleischen sehen. — Ich las also zuerst das Stück, welches gegeben werden sollte, den Schauspielern vor. Dann hielt ich mit jedem Einzelnen Spezial-Leseproben, aus denen sich die allgemeine Leseprobe aufbaute. Ertönten in dieser noch Disparitäten des Ausdrucks, so wurden die schadhaften Stellen so lange nachgebessert, und wo nichts Anderes half, vorgesprochen, bis das Ganze in der Rezitation als fertig gelten konnte. Die Aktion stellte ich darauf zuerst in Zimmerproben fest, die oft nur einzelne Akte, zuweilen nicht mehr als ein paar Szenen umfaßten.

„Warum Das?"

Damit der Darstellende in den nackten, nüchternen Wänden seine Phantasie um so mehr anspannen lernte, und die falschen Geister, die jetzt durch jeden deutschen Theaterraum flattern, die Dämonen des Gespreizten, Rhetorischen, oder der hohlen Handwerksmäßigkeit, nicht verwirrend auf ihn einwirkten. Stand das Gedicht so, ohne alle illusorische Nothkrücke, fertig da, dann ging ich mit den Leuten erst auf das Theater. Gegeben wurde das Stück nicht eher, als bis Jeder, bis zum anmeldenden Bedienten hinab, seine Sache wenigstens so gut machte, wie Naturell und Fleiß es ihm nur irgend verstatteten.

Digitized by Google

Auf diese Weise sind jene Vorstellungen entstanden, und aus dem Interesse an ihnen ging nachmals das Düsseldorfer Stadttheater hervor, welches ich drei Jahre lang geleitet habe. Denn es trat durch sie in dem Schönheitsgefühle einer großen Menge wenigstens ein glücklicher Moment ein, in dem sie Nichts als das Gute, Feine, und Würdige zu schauen begehrte, was denn eben die Anstalt realisiren sollte. — Uechtritz verfuhr eben so, und Mendelssohn in ähnlicher Art mit seinen Opern. Seinen Vorbereitungen, bei denen mich keine Besorgnisse störten, sah ich mit dem innigsten Behagen zu. Er lieferte einen Don Juan mit geringen Stimmen, wogegen freilich anderer Orten ganz andere Don Juans, Elviren, und Annen hätten genannt werden können, der aber an harmonischer Abrundung Alles hinter sich ließ, was ich zum wenigsten sonst von dieser Oper kennen gelernt habe. Alle drei waren wir nicht im Besitz einer Geheimlehre, aber wir hatten alle drei Sinn und Begeisterung für das Ganze eines Werkes, und den festen Muth, unseren Sinn durchzusetzen. Und so habe ich mir von unseren damaligen Versuchen die Grille abstrahirt, daß die Palingenesie der deutschen Bühne, wenn sie noch einmal erfolgen soll, keineswegs von einer zu entdeckenden neuen Weisheit, sondern von Entschließungen moralischer Art abhängig seyn möchte. Die Mittel sind ganz einfach, und Intendanzen und Schauspieler führen sie beständig im Munde. Aber die Ausführung ist schwer, denn sie widerspricht dem Leichtsinn, der Eitelkeit, dem Egoismus, der natürlichen Trägheit der Menschen, und darum unterbleibt sie.

Emilia Galotti, die erste Deiner Vorstellungen, war ein Ereigniß für die Stadt, sagte der blaue Domino. Alles war wochenlang darauf gespannt, man wußte nicht, was bei dem Dinge so eigentlich herauskommen sollte. Die „gelehrte Bühne," dieses Spottwort, welches nachmals Deine Widersacher zum stehenden Typus ihrer Insinuationen machten, wurde da zuerst ausgesprochen. Nun rollte der Vorhang vor dem gedrückt vollen Auditorium auf. Anfangs saßen die Leute ganz erstaunt darüber, daß Die da droben nicht so schrieen, predigten, durcheinander strudelten und stolperten, wie sonst, sondern wie Menschen sprachen und sich betrugen, und zwar wie Menschen, welche die Handlung, die sie vorstellten, Etwas anging. Nichts regte und rührte sich im Publiko. Von dem Dispüt zwischen Appiani und Marinelli aber an entzündeten sich die Zuschauer und wurden gleichsam frei vom Zwange, der sie eingeschnürt gehalten hatte. Nun fiel Szene für Szene, ja Rede für Rede der Applaus, der endlich bis zu dem Jubel stieg, in dem

Alle hervorgerufen wurden. Sie traten heraus, und ihr Sprecher erkannte Dir die Ehren des Abends zu.

Ich habe dieſe Vorſtellung nicht geſehen, denn ich kam erſt am Lendemain von einer Reiſe zurück, ſagte der rothe Domino. Wo ich aber Jemand ſprach, da hörte ich von Emilia Galotti. Wenn Zwei einander auf der Straße begegneten, ſo redeten ſie ſo, als ſey der Stadt ein Glück widerfahren. Das alte, für den gewöhnlichen Sinn abgenützte Stück hatte eine außerordentliche Wirkung hervorgebracht. Der Kredit der Sache war gegründet. Es gehörte nachher zur Obſervanz, in jeder dieſer Muſtervorſtellungen Alle hervorzurufen, wenn die Speiſe auch nicht immer ſo mundete mochte, wie jener Verſuch, die moderne Virginia zu Falle zu bringen.

Nein, Das weiß Gott! rief der Papagaigrüne. Ihr Herren dachtet immer, wenn Euch Etwas hinnahm, und Niemand Euch aus Höflichkeit widerſprach, das Publikum ſey auch Feuer und Flamme, worin es doch oft ſich kühl genug anließ. Ich weiß Das, ich, der ich immer mehr mit dem Leben zuſammengehangen habe, als Ihr. Beſonders verdarbt Ihr es mit den Leuten durch den ſtandhaften Prinzen. Glaubt nur, darin iſt rechtſchaffen gegähnt worden. Dergleichen Bigotterie paſſe nicht für die jetzigen Zeiten, hieß es da und dort. Als der fromme Prinz, ſchon halb todt, noch die lange Rede hielt, ſagte mein Nachbar: Der hat doch ein Leben, zäh wie eine Katze. Ich war recht beſorgt als Euer Freund über die Stimmung im Parterre. Hervorgerufen wurden freilich auch damals Alle, aber ich hörte beim Hinausgehen Einen den Andern fragen, wie ihm das Stück gefallen? und der Andere antwortete, es ſey Schwulſt von Eurer gewöhnlichen Fabrik geweſen.

Die jungen Leute verbiſſen ein Lachen. Der ſchwarze Domino verſetzte: Ich hatte überhaupt das ehrenvolle Unglück, bei Manchen für den Autor ſämmtlicher aufgeführter Werke zu gelten. So ſagte ein hieſiger frommer Literaturkundiger nach der Darſtellung des Nathan, durch dieſes Stück habe ſich endlich meine heimliche freigeiſteriſche Geſinnung verrathen.

Laß es gut ſeyn, ſagte der blaue Domino. Ich und noch mancher Andere dankte Dir für dieſen Abend, vielleicht am meiſten gerade für ihn. Ein eigener Zug charakteriſirte ihn, den Du vielleicht nie erfahren haſt. Während allerdings unter den Honoratioren viel gelinde Langeweile eingeriſſen war, und ſie ſchwer begreifen konnten, weßhalb denn Jemand um Ceuta ſterben wollte, haben die Menſchen auf der Gallerie von Anfang bis zu Ende ſtill und andächtig, wie bei einem Hochamte, ſich verhalten. Hier empfand alſo das Volk richtig und tief. — Aber

auch welch ein Werk! Man wird nicht müde, es zu betrachten und zu bewundern. Ihr kennt mein Gefühl für Shakespeare, Ihr wißt, wie viel gründlicher er mich berührt, als der oft theatralische, ja opernhafte Calderon. Aber in diesem einzigen Werke hat sich der große katholische Dichter in eine Sphäre geschwungen, wohin der Brite mit seinen unermeßlichen Kräften doch nicht reicht. Denn nicht um das Geschick einer großen Natur durch Schuld und Leidenschaft handelt es sich darin, sondern um das Höchste, was es überhaupt gibt, um die Läuterung eines reinen Menschen in das Reinste, in die Seligkeit. Da ist also ein Gebiet abgesteckt, welches anfängt, wo andere Dichter aufhören. Ein christlicher Märtyrer, nach unseren Begriffen der Gipfel alles Modern-Menschlichen, ist der Held dieses Gedichts, welches mir die Krone der neueren Tragödie zu seyn scheint. In der Person des Dichters wird uns hier etwas Aehnliches sichtbar, wie bei den zwei größten Tragikern des Alterthums. Aeschylos und Sophokles lieferten zum Theil deßhalb ewig mustergültige Schöpfungen, weil sie in vollkommener Einheit mit dem Volksglauben dichteten. Und so konnte nur der Katholik, der Spanier, den standhaften Prinzen schaffen, in dem der christkatholische Volksglaube seine Verklärung feiert. Lessing sagt in der Dramaturgie, bis ein Genius erscheine, der durch die That beweise, daß ein christliches Trauerspiel möglich sey, solle man dergleichen nicht aufführen, denn der Christ als Christ sey undramatisch. Seine Tugenden, die stille Gelassenheit, die unveränderliche Sanftmuth, widerstritten dem Geschäft der Tragödie, welches darin bestehe, Leidenschaften durch Leidenschaften zu reinigen. Lessing hatte Recht, denn er kannte Calderons Werk nicht, oder nur oberflächlich. Auch ist die Aufgabe nur einmal gelungen, und weder vor noch nach Calderon hat sich auch nur von fern eine Produktion dieser Tragödie annähern können. Selbst Calderon hat es nicht mehr als einmal vermocht, denn der wunderthätige Magus, der am höchsten unter seinen übrigen christlichen Dramen steht, läßt sich mit Fernando nicht vergleichen. Wie aber fing der Dichter es an, unsere Theilnahme für den Gegenstand zu erregen, der auf der Szene sonst stets langweilig wird? Wodurch hat er seinen Glaubenshelden interessant gemacht?

Der papagaigrüne Domino stand auf, und ging mit einem eigen listigen Blicke in den Saal. Er murmelte Etwas, welches aber Niemand verstand. Denn Alle hörten dem blauen Domino zu, der so fortfuhr: Ich will es mit kurzen Worten sagen: dadurch, daß der Dichter die Gesinnung, welche die Katastrophe hervorruft, nicht als eine fertige, vom Beginn des Gedichtes an, uns zeigt, sondern die Stand-

haftigkeit im Glauben vor unſeren Augen entſtehen läßt, vor unſeren Augen gleichſam die Märtyrerkrone zuſammenfügt. An einem liebenswürdigen Manne wird dieſer höchſt merkwürdige und höchſt ſchöne Einhergang uns ſchrittweiſe dargelegt. Im Anfang ſtehen wir mit Fernando noch auf gleichem Boden, wenigſtens auf der Ebene, von wo nur ein ſanfter Hügel zu ihm hinanſteigt, mit kleinen Schritten entfernt er ſich von uns, und dadurch zieht er uns ſo leiſe als unwiderſtehlich nach ſich.

Die jungen Leute waren begierig, Dies näher ausgeführt zu hören. Der ſchwarze Domino ſagte: Ich merke, man muß im geiſtigen Felde nur getroſt ſäen, und unverzagt bleiben, wenn die Frucht nicht gleich aufgeht. Für die Abſurda comica, die mir der ſtandhafte Prinz unmittelbar auf die Vorſtellung nur eintragen zu wollen ſchien, gibt mir ſechs Jahre ſpäter Deine Bewegung Erſatz, die vielleicht nicht ſo tief wäre, wenn ſich Dir das Gedicht nicht körperlich gezeigt hätte. Setze uns nun auseinander, was wir Alle wohl fühlen, nur nicht zu äußern vermögen.

Ein chriſtlicher Heereszug, geführt von zwei portugieſiſchen Infanten, betritt die Küſte von Afrika, verſetzte der blaue Domino. Der Held iſt ein junger, ſiegesmuthiger Mann, ein katholiſcher Prinz, wie jedoch, möchte man ſagen, es noch andere geben könnte. Der einzige Zug, der ihn über die übrigen Perſonen der Tragödie erhebt, iſt eine lichte Heiterkeit, hervorgehend aus Gottvertrauen zwar, doch auch aus Naturell. Alle Anderen ſind in ihrem Inneren getrübt. Den König haben wir aufſchäumend vor Zorn, Phönix in einer unbeſtimmten Melancholie, Muley von Leidenſchaft zerriſſen, Enrique durch finſtere Ahnungen bedrückt geſehen. Gegen dieſe Schatten kontraſtirt lieblich und reizend das Licht in Fernando's Seele. Aber gelinde wird der Kontraſt von der Weisheit des Dichters behandelt. Denn die Anderen ſind, ein Jeder in ſeiner Art, edel und brav. Selbſt dem König haben wir ſeinen Grimm nicht vorzuwerfen. Er iſt die natürliche Aufwallung eines kräftigen Herrſchers, dem ungerecht, wie er meinen darf, Tanger entriſſen werden ſoll, nachdem ſchon Ceuta ſchimpflich dem Halbmond verloren gegangen war. Kein Verdienſt iſt noch jene Heiterkeit Fernando's, ſie iſt nur die ſchwellende Knoſpe, welche die Blüte verſpricht, aber freilich die reichſte. Er nimmt Muley gefangen, und entläßt ihn galant, ritterlich, human, zu ſeiner Schönen. Kein devoter Akzent entſtellt die feinen Schattirungen der Rede, mit der er den edeln Feind losgibt. Selbſt tolerant iſt dieſer katholiſche Prinz. Muley wünſcht ihm Allah's Schutz. Dir, wenn Allah Gott iſt, helf' er! ruft er dem Freigelaſſenen nach.

Dieſe edelſchöne, reine, echt menſchliche Geſtalt ergreift das Schickſal. Der König von Fez nimmt ihn gefangen und ſpricht ſchon das Wort aus, um welches ſich von da an, wie um ſeine Angel, das Gedicht dreht. Nur Ceuta ſoll der Löſepreis des Infanten ſeyn. In dieſem plötzlichen Sturz hat die erſchütterte Seele des Prinzen zwei feſte Gedanken, den an ſich und ihre unentreißbare Begabung:

„Mich ſoll'n die Strahlen meiner Sphäre leiten!“

und den, daß Eduard wie ein Chriſt zu handeln habe. Wüßte er ſchon bei ſich, daß er um Ceuta nicht befreit ſeyn wolle, ſo würde er es ausſprechen. Anzunehmen, er wolle nur die greifliche Gelegenheit abwarten, wie ſie nachher kommt, um ſeinen Heldenmuth glänzender zu zeigen, hieße ihn einer frommen Renommiſterei bezichtigen, die tief unter den Intentionen des Charakters liegt. Nein. Er hat nur jene allgemeinen, faſt gegenſtandsloſen Gedanken, die den Charakter nicht mit einem Sprunge emporwerfen, ſondern höchſt behutſam vor uns ſteigern.

Daß das Loos des Menſchen Unbeſtändigkeit des Glücks heiße, daß in dieſer Unbeſtändigkeit der Infant unter den Knecht hinabſinken könne, daß aber, wer Das recht erkenne, er ſey, wer er wolle, er dulde, was er wolle, nur ein gemeines Leiden trage — ſolche Betrachtungen ſind die erſten Früchte, welche Fernando von ſeiner Gefangenſchaft zieht. Er ſpricht ſie gegen die Sklaven und gegen Muley aus. Aber noch hegt er ſanguiniſche Hoffnungen, er getröſtet ſich ſeiner Löſung. Es iſt undenkbar, daß ihm nicht die Möglichkeit eingefallen ſeyn ſollte, ſein Bruder Eduard werde Ceuta für ihn anbieten, und da er jene Hoffnungen der Befreiung hegt, ſo muß ſeiner Seele, wie ein Schatten wenigſtens, der Gedanke vorüber geſchwebt ſeyn, er könne auch um den Preis der Stadt ſich wohl allenfalls befreien laſſen. — Aber nun tritt der Fall wirklich vor ihn. Enrique kommt und trägt in ſeiner Hand die Vollmacht, die chriſtliche Stadt für den Infanten in die Hände der Ungläubigen zu übergeben. Hier beginnt die äußere und innere Kataſtrophe. — Auch der geringe Charakter iſt unter Umſtänden ſtarker Entſchlüſſe fähig, aber ſie ſind bei ihm entweder Kinder des Zufalls, oder er hat ſie in einer gewiſſen dumpfen Kälte, die man das Handeln nach Grundſätzen nennt, von vorn herein fertig. Der große Menſch ſchwankt zwiſchen Wollen und Sollen, bis der Finger Gottes das Sollen zeigt. Fernando iſt ausgezogen, Tanger der Chriſtenheit zu erobern, und nun ſteht ſein Bruder vor ihm, Ceuta um ihn der Chriſtenheit verloren gehen zu laſſen. Dieſer ernſte Kontraſt entblößt das innerſte Heiligthum ſeiner Natur. Sein Geſchick, ſeinen Beruf in den letzten Gründen durchſchauend, vollendet er ſich zum chriſtlichen Leidenshelden.

Die große Rede, in welche er seine Seele ausgießt, voll des gewaltigsten Eifers, der erhabensten Antithesen, des würdigsten Pathos, ist darum so unvergleichlich schön, weil der heroische Entschluß, um Ceuta nicht sich befreien zu lassen, den ihr Anfang verkündet, sich doch erst in ihrem Verlaufe an der Betrachtung lusitanischer Heldengröße, katholischer Pflicht, entsetzlichen Unglücks, insofern eine dem Kreuz zugeeignete Stadt zum Abfall gebracht würde, und eigener Nichtsbedeutendheit gegen ein solches Unglück stufenweise zum vollen Leben hinauslebt. Der Infant empfängt und gebiehrt in sich die Tugend der Demuth, den Grund aller christlichen Tugenden. Der Einzelne ist ein Nichts, ein Todter, ein Leichnam, wo es gilt, sich zwischen ihm und der Sache des Glaubens zu entscheiden; das ist der Schluß jener Rede. Aber wir haben seine Seele operiren sehen, dieses Resultat zu erzeugen. Und deßhalb ergreift es uns so, darum macht jene Rede einen so überaus gründlichen Eindruck. —

Das Martyrium beginnt, schärft sich, geht zu Ende. Der König läßt Fernando zu den übrigen Sklaven werfen, ihn sogar härter behandeln als sie, ihm die Nahrungsmittel versagen, endlich ihn auf dem ekelhaftesten Lager sterben. Wie entfaltet sich nun in den Banden solcher Noth der Märtyrer? Er übt die Demuth praktisch, er will nicht erkannt seyn von seinen Mitsklaven, damit keiner ihm seine Sklavendienste erleichtere. Und nun bricht aus jener Knospe, von der ich redete, leicht und natürlich die herrlichste Blüte auf. Alle menschlichen Tugenden nämlich, die ihn im Stande des Glücks zierten, zeigen sich nun wieder, nur erhöht und vom neuen Glanze der Heiligkeit übergossen. Galant bringt er der Prinzessin Blumen, aber mit sehr ernster Deutung in dem schönen Sonette, welches von dem kurzen Blühen der Blumen eindringlich handelt. Ritterlich ehren- und vasallenhaft gesinnt, verwirft er den Rettungsplan seines mohrischen Freundes, wo solche Ehrenhaftigkeit einen ganz anderen Sinn hat, als früher, denn es handelt sich nun vom eigenen Leben auf der einen Seite und nur von der Ehre und Vasallentreue eines Dritten auf der andern Seite. Endlich, im Abgrunde des Duldens, von unheilbarer Krankheit geplagt, auf dem Mist, leuchtet wieder die ursprüngliche Heiterkeit seiner Seele empor. Er freut sich in solcher entsetzlichen Pein jedes Sonnenstrahles. Aber himmlisch ist diese Heiterkeit geworden. Denn der Strahl der Sonne ist ihm nur eine Feuerzunge, Gott lobzupreisen geschickt. Er ist heiter in Gott.

Nicht indessen zur hohl-frommen Abstraktion verflüchtigt ihn der von göttlichem Geiste erfüllte Dichter. Durch alle Stadien des Märtyrerthums hindurch bleibt dieser Held Mensch, menschlicher Empfindung, ja

Schwäche zugänglich. Schon jene Rede des heroiſchen Entſchluſſes durchwebt die rührendſte Klage um ſein trauriges Loos. Nachher wollte er ſich gern von Muley retten laſſen, ehe und bevor die Ehre des Freundes durch dieſe Rettung gefährdet ſchien. Zuletzt im äußerſten Elend fleht er den König um Erbarmen an.

Lange iſt mir die innere Nothwendigkeit dieſer zweiten Prachtrede, und warum ſie von der Bitte überſpringt zum Ausdruck des hohen Glaubensſtolzes, dunkel geblieben. Endlich habe ich ſie mir einfach aus der Situation erklärt. Fernando will wirklich, ſeine Schmerzen fühlend, den König nur um Erbarmen bitten. Aber auf dem Gipfel des Unglücks fühlt ſich eine hohe Natur von der Poeſie umweht, welche nichts Geringes, Individuelles mehr aufkommen läßt, ſondern den eigenen einzelnen Fall zum Symbol des allgemein Menſchlichen erweitert. Deßhalb ſieht er im Könige den König, den König an ſich, in ſich eben ſo den Sklaven, entkleidet von allen Glaubensbeziehungen. Und deßhalb ſtrömen ihm aus allen Reichen der Schöpfung die glänzenden Gleichniſſe zu, welche dem Könige ſagen ſollen, ein König müſſe barmherzig ſeyn. Im ſchärfſten Gegenſatze zeigt hier Calderon die himmliſche Majeſtät des Geiſtes, welche unter Lumpen und Eiterbeulen nicht verloren geht, der irdiſchen Majeſtät gegenüber. Aber während der Rede erſchöpft ſich der Reſt ſeiner Lebenskraft, ſchon fühlt er den Tod herannahen, und nun kehrt er in das chriſtkatholiſche Bewußtſeyn zurück, welches denn durch den triumphirenden Ausgang der Rede das entſprechende Wort findet. Noch tönt dieſes Wort in dem Rufe gegen Phönix, daß, ſo ſchön ſie ſey, ſie doch nicht mehr werth ſey als er, er vielleicht mehr als ſie. — Nun koſtet er den Tod in dem tiefen Spruche gegen Don Juan, daß der Menſch in den irdiſchen Schranken an ſich ſelbſt erkranke, daß er ſeine größte Krankheit ſey. Nur kurz aber iſt dieſe Verfinſterung. Gleich erhebt er ſich zu dem Genuſſe der anbrechenden Seligkeit; er befiehlt, daß nach dem Verſcheiden ihm ſein Ordenskleid angelegt werde, und endet in der getroſten Hoffnung auf die Ehren des Altars.

So ſtirbt er, und ſo iſt er würdig geworden, als verklärter Geiſt das Heer zum Siege zu führen. Im Ajax des Sophokles wird nach dem Tode des Helden noch lange für deſſen Beſtattung gekämpft. Hier iſt ein Aehnliches in chriſtlicher Sphäre. Fernando ſtarb, aber eine ganze Handlung bewegt ſich noch um ihn. Der kalte, ekle Leichnam des Prinzen wird Preis für die prangende Schönheit der Phönix. Außer dem allgemein menſchlichen Wunſche, die ſterbliche Hülle einer geliebten Perſon zu beſitzen, wirkt hier ein großes populär-katholiſches Motiv.

Nur die wirkliche Gruft eines Seligen macht die Weiheſtatt möglich, und daß eine ſolche entſtehen könne, darum müſſen die Portugieſen den Leichnam beſitzen. Der Schluß iſt von der Reinheit und Ruhe des Epos. Sie tragen die Leiche zu den Schiffen, und Alfonſo eröffnet uns die Ausſicht in den Tempel, der ſich über den Reſten des Märtyrers erheben wird. — Weil aber die Läuterung, welche das Gedicht darſtellt, nicht blos das Geſchick eines Einzelnen iſt, ſondern an Fernando's Dulden und Glorie ſich die Erhaltung eines chriſtlichen Gebietes und der endliche Triumph der chriſtlichen Waffen knüpft, ſo gewinnt die Handlung die Verleiblichung, die hiſtoriſche Größe und Weite, welche der Tragödie ſo wohl thut.

Welche aber iſt die Schuld des Fernando? denn ohne Schuld wird doch Niemand zum tragiſchen Helden. Sie iſt ſehr leiſe angedeutet, ſie würde auf der gewöhnlichen moraliſchen Wage kaum die Schale drücken, aber da iſt ſie.

Der Menſch ſoll im Augenblick einer großen Unternehmung ſich ſo klar, beſcheiden, und einfach halten, als möglich. Sehen wir dagegen, wie Fernando die afrikaniſche Küſte betritt. Ja, es iſt wahr, dieſe Reden, durch und durch geſättigt von unverwüſtlicher Fröhlichkeit, ſind herrlich, aber miſcht ſich dem Sinne, aus dem ſie hervorgehen, nicht ein gewiſſer Rauſch heroiſchen Leichtſinns bei? Soll ein chriſtlicher Heerführer ſo keck Zeichen hin und her deuten, wie Fernando thut? Er ſpielt zugleich hier offenbar mit den Beziehungen. Enrique's Fallen bei der Ausſchiffung ſoll ein glückliches Zeichen ſeyn, die trüben Erſcheinungen, welche Jenen beſorgt gemacht haben, ſind nur den Mohren finiſter, und dann ſoll doch wieder dieſe ganze Welt des Ahnungsvollen ein Nichts ſeyn. Das ſind Widerſprüche, die eben jenen Rauſch bezeichnen, den ich meinte. Oder wird man mir einwerfen, Fernando treibe nur ſeinen Scherz in der Deutung der Zeichen, wolle ſagen: dergleichen läßt ſich ſo oder ſo auslegen, ſo erwiedere ich, einem chriſtlichen Heerführer ſoll eben bei ſo ernſtem Anlaß nicht ſcherzhaft zu Muthe ſeyn.

... „Soll uns nicht des Sieges Lohn erfreuen,
So werden wir beglückt zum Tode ſchreiten!“

ruft Fernando. Darin liegt eine Herausforderung, die das Schickſal leicht anzunehmen pflegt. Der ganze Verlauf der Tragödie zeigt, daß das zum Tode ſchreiten nicht ſo ganz beglückt ſey, wie der überkühne Muth vorausſagte. Ueberhaupt iſt es mißlich, die letzten Dinge gewiſſermaßen ſich voraus zu beſtellen. Der Held denkt an den raſchen Tod in der Schlacht, und Gott führt ihn zum Ende im ſchimpflichſten Elend.

Der heroiſche Leichtſinn Fernando's bethätigt ſich in der Szene mit

Muley. Vom Heere getrennt, denkt er nicht an seine erste und oberste Pflicht, dem Heere durch die schnellste Rückkehr seinen Feldherrn wieder zu geben, sondern verliert sich in das humane und großmüthige Interesse an dem Privatschicksale seines Feindes. Hier ist eine gefährliche Sicherheit wahrzunehmen, und zugleich ein leises Ueberschlagen und Abweichen von dem strengen Pflichtenkreise des geistlichen Ordens, dessen Großmeister er ist, in die zarten Tugenden des weltlichen Ritterthumes. Als Haupt jenes Ordens hat er das Gelübde über sich, mit den Ungläubigen Krieg zu führen, nicht aber sich um ihre Liebesschmerzen und Liebeshändel zu bekümmern.

In diesen Dingen also finde ich die Schuld des Infanten. Aber allerdings ist sie eine so schöne, daß ohne sie der Charakter nicht so liebenswürdig wäre, wie er ist. Sie ist die kleine Unregelmäßigkeit, welche einer sonst vollkommenen Gesichtsbildung erst den reizendsten Ausdruck gibt. Ich mag nicht in Calderon hineindeuten, möglich aber, ja sogar glaublich ist, daß, wenn Fernando besonnen früh zum Heere gekehrt seyn würde, die Unruhe um ihn, das Suchen nach ihm vermieden, der Umschließung des Christenheeres durch Tarudante und den König von Fez ausgewichen, und die Gefangennehmung des Helden nicht erfolgt wäre. So könnte selbst die Katastrophe als äußere Folge jener Schuld erscheinen. Vielleicht ließ hier der Dichter mit Absicht Alles in einem gewissen Dämmer. Habe ich aber Recht, so ist sein Verdienst folgendermaßen zu fassen: Er weiß uns darzustellen, wie ein Minimum von Schuld ein Maximum von Leiden erzeuge, wobei wir an den Spruch erinnert werden, daß Gott züchtige, den er liebe. Er läßt den Charakter des Helden sich vollenden in einer ganz übersinnlichen Region, und zugleich an dem Undankbarsten, was es für die Poesie gibt, nämlich an einem fortgesetzten Leiden. Dennoch versteht er es, dem Charakter die populärste Deutlichkeit zu geben, und zugleich das Dulden in ein Handeln umzuschaffen, in das christliche Handeln, weil auf jeder Leidensstufe eine neue Gemüthsthat von Fernando gethan wird. Endlich steht Fernando, wo Niemand von uns zu stehen kommen wird. Weil aber der Dichter unsere Phantasie mit ihm wandern machte, so kommt er uns wie ein vertrautes Mitwesen vor, selbst als der Heiligenschein bereits sein Haupt umleuchtet.

Digitized by Google

e.

Ich widmete damals, vor sechs Jahren, diesem großen Gedichte die Sorgfalt, welche es unerläßlich fordert, sagte der schwarze Domino. In meiner Bearbeitung hatte ich den Spaßmacher gestrichen, den Luxus in den Szenen des mohrischen Personenkreises beschränkt, die wunderliche Audienz von Alfonso und Tarudante durch einfache Botenmeldungen zu ersetzen versucht. Denn auch in diesem hohen Werke hat Calderon nicht von seinen uns ungenießbaren Seltsamkeiten ablassen mögen, und sie stören darin doppelt. Ehe ich den Schauspielern das Stück vorlas, las ich ihnen ein Kollegium über den Angriff eines solchen Werkes und über die Rezitation des Verses, damit der Trochäus und die Strophe klinge und nicht so theaterüblich herabgeleiert werde. Sie kamen auch wirklich in eine gesammelte Stimmung für die Aufgabe. Die Vorbereitungen selbst wurden durch einen Wetteifer freundschaftlichen Mitwirkens verschönt. Schadow gab mir eine kleine, klösterlich abgelegene Zelle auf der Akademie zu den Leseproben her. Man mußte an allerhand Polterkram vorbei durch die unbesuchtesten Gänge wandern, und war in dem engen Gemache wie von aller Welt abgeschieden. Unter den Fenstern rauschte der Rhein, die weißen Wände röthete die Frühlingssonne. Bei dem Klange der Wellen, in dem rosigen Schein wurden da Sylben gemessen, Akzente festgestellt, die Schattirungen der Rede ausgearbeitet. Schirmer entwarf mir den Prospekt von Fez, Hildebrandt stellte die Ausschiffungs- und Kriegsgruppen, Felix Mendelssohn schrieb die Musik zum Werke; zwei herrliche Sklavenchöre nämlich, und einen ganz originellen, wie aufgelöste katholische Kirchenhymnen klingenden Marsch, zur Erscheinung des Geistes. Es waren gute Tage! — Mich freut es, daß ich mit der Exposition Deinen Sinn getroffen habe. Ich wirkte nämlich dahin, daß Grua, der den Prinzen spielte, in den ersten Szenen die Rolle ohne die herkömmlichen Bezeichnungen der Devotion, leicht, ritterlich-froh und wagemuthig nahm.

Wie wurden Sie aber überhaupt mit der Truppe, deren Vorgesetzter Sie doch nicht waren, fertig? fragten mehrere junge Leute.

Gut, übel, friedlich, kriegerisch, heute so, morgen so, versetzte der schwarze Domino. Das Schauspielervölkchen hat noch Niemand erschöpfend beschrieben, man muß mit ihm zu thun bekommen, um es kennen zu lernen. Das Sonderbarste ist, daß seine Launen wirklich nach nothwendigen Naturgesetzen zu entstehen scheinen. Denn auch bei Dilettanten, wenn sie Komödie spielen, zeigen sich unverzüglich alle Rücken und Tücken ihrer Kollegen vom Fach. Meine Akten aus jener Zeit sind lustig zu lesen, jeden Tag bekam ich wenigstens drei Billets,

denn die Schauspieler geben Alles schriftlich von sich. Da widmet mir Einer brieflich seine „ungeheuchelte Verehrung", der wenige Blätter später mir rund heraus erklärt, seine Nerven litten von meiner Behandlung! die Liebhaberin schmollt und wird wieder gut, der Held poltert, streckt sich aber doch nach der Decke; der Intriguant und Bösewicht war im Ganzen der Vernünftigste und meine beste Stütze. Alle schrieen über Ungerechtigkeit und Tyrannei, und zuletzt that Jeder seine Schuldigkeit. Die gelungene Emilia Galotti hatte die Tradition erzeugt, daß der Sieg unter diesen Fahnen blühe, und die Schauspieler sind Sklaven der Tradition, welche das einzig Feste in dieser Kunst des Augenblicks ist. Die Sache marschirte, was kümmerte mich das Halloh unterweges?

Eine jener sogenannten Mustervorstellungen, Nathan, war besonders merkwürdig durch Seydelmann, der den Nathan gab. Fein und klug, wie er ist, und das Terrain, auf das er denn doch nun einmal getreten war, mit richtigem Blicke würdigend, gab er meiner Bitte, um der Anderen willen die Mühe der Vorbereitungen nicht zu scheuen, das willfährigste Gehör, und machte die ihm gewiß sehr langweiligen Proben alle mit durch, selbst einige Zimmerproben.

Ueber ihn erhob sich auch hier der Streit, ob er ein Genie sey oder nur ein berechnender Verstandesmensch, sagte der rothe Domino. Für mich ein höchst ungereimter Dispüt. Ich denke, wenn ein Mann mit einer schweren Zunge, einem von Natur stumpfen Organ, und einer eben nicht sonderlichen Figur so erstaunenswürdige Dinge zu Stande bringt, wie Seydelmann, so kann man schon zufrieden seyn und Gott danken, der so viel Scharfsinn, Beobachtung, und Verstand in einem Individuum versammelte.

Seine Masken und die Nichtigkeiten, an welche er die reichste Kunst verspendet, habe ich mit der größten Bewunderung gesehen, sagte der blaue Domino. Vatel — was steht dieser Darstellung gleich? Daß er den König im Tagsbefehl in Haltung, Spiel, Gestus, genau zu porträtiren wußte, will bei einem solchen Künstler noch nicht viel sagen. Aber er stattete die Rede mit einem so elegischen, zuweilen halb singenden Abklingen aus, daß mich diese Erfindung, die aus dem tiefsten Anschauen hervorging, erschütterte und mir die ganze historische Einsamkeit des großen Fürsten vor den bewegten Sinn brachte. Fast aber scheint es, daß der Künstler ein leeres Gefäß vor sich haben muß, um seinen Reichthum ausschütten zu können. Wo ein Werk ihm entgegentritt, stellt sich die Sache etwas anders. Er liefert da auch immer das Bedeutende, nur nicht immer Das, was das Werk will. Nathan, Clavigo, Mephistopheles sah ich von ihm mit einem Gemisch von Hin-

gebung und Widerſtreben. Nathan ſpielte er im Tone eines Herder'ſchen Humanitätspredigers und in ſolcher Auffaſſung vortrefflich, aber die fein-ſarkaſtiſche Zumiſchung, die dem Juden nicht fehlen darf, blieb aus. Aus Mephiſtopheles machte er einen erdichten, knarrenden Geiſt, mit eiſerner Konſequenz, es iſt wahr; aber wo war der Marinelli der Hölle, den Göthe im Sinne hatte? Dagegen verhielt ſich im Clavigo das Ding wieder umgekehrt. Mir war Carlos, dieſer gerade, durchaus rechtliche und wohlmeinende Freund, wie ihn Seydelmann uns zeichnete, die am meiſten tragiſche Figur, weil ein ſo über den Andern ſtehender Menſch ſich doch ſo gröblich irren und an einem Lump, wie Clavigo, den treuen Antheil als an einer bevorzugten Natur nehmen konnte.

Was ſoll er machen? rief der ſchwarze Domino. Er ſteht in einer zertrümmerten Kunſtwelt, und kein Schauſpieler kann ſie wieder zuſammenfügen. Er hat das Gefühl überwiegender Begabung in ſich — was ſoll er machen? frage ich. Er macht ſich zum Mittelpunkt, um wenigſtens ſelbſt Etwas zu ſeyn, da das Ganze ein Nichts iſt. Ohne ſeine Schuld außer Stand geſetzt, in ein Ganzes beſcheiden, wahr, ſubordinirt einzugreifen, bildet er ſich durch Miſchung, Entmiſchung, Kombination, Bizarrerie eine eigene kleine egoiſtiſche Welt. Wenn der Styl verſtarb, leben die Grillen auf. Seydelmann iſt wenigſtens die genialſte Grille der heutigen Schauſpielerei.

Man wollte weiter über dieſen Künſtler reden, aber ein laut hallendes Vivat aus mehreren hundert Kehlen im Saale unterbrach das Geſpräch. Trompeten und Pauken ſchmetterten und wirbelten; der Jubel wollte nicht enden. Die jungen Leute eilten nach dem Orte, wo dieſe laute Ehrenbezeugung erklang; die Domino's vermochten endlich herauszuhören, daß ſie Schadow'n galt.

Einer von ihnen wendete ſich ab und zog ſein Tuch hervor. Die Andern lächelten, denn ſie kannten die Schwäche ihres Freundes.

Ja, rief er, nachdem er ſeine Thränen getrocknet, halb ärgerlich, halb mitlachend, es iſt ein verwünſchter Naturfehler bei mir, daß ich weinen muß, jedesmal, wenn ich ein Vivat höre. Oft iſt mir dabei in der Seele gar nicht weinerlich zu Muthe geweſen, und dennoch brach das Waſſer hervor. Es muß wohl mein Sinn für thatſächliche Momente ſeyn, der mich zu einem ſo unfreiwillig Gerührten macht.

Sein Nachbar ſagte: Nun, hier darfſt Du allenfalls bewegt ſeyn, denn Der, dem da ein paar hundert Jünglinge huldigen, hat Außerordentliches geleiſtet.

Gewiß, verſetzte der Andere. Wir haben hier gleichſam ein fait accompli, eine vollendete Thatſache vor uns. Und vor denen hegen

selbst die Regierungen Ehrfurcht. — Die Wahrheit, daß man etwas Seyendes für seyend halten, daran nicht nergeln noch mäkeln soll, ist ein Gewinn in dem Denken unserer Epoche. Wir haben hier Großes werden sehen. Ein Mann kommt vor dreizehn Jahren daher, gefolgt von fünf Schülern, die recht hübsche Sachen gemacht haben, doch aber noch völlig unfertig sind. Er betritt ein fremdes Terrain, ohne mächtige Verbindungen zu haben, er muß sich Alles erst selbst schaffen. Sein Gouvernement unterstützt ihn wohl, jedoch nur mäßig; keines Königes mächtiger Arm hält ihn, stellt ihm die geniusentflammenden Aufgaben. Einen Namen bringt er mit, genannt allerdings in der Kunstwelt, keineswegs aber mit der Glorie allgemeiner Berühmtheit umgeben. Und nach dreizehn Jahren steht er an der Spitze einer Anstalt, worin die Hunderte nun fast statt der ursprünglichen Einheiten zählen. Die Räume sind zu eng für den Andrang, der Ruf der Anstalt geht durch Europa, und zieht die Lehrlinge aus allen Landen, bis zum hohen Norden hinauf, herbei. Die Werke der Schule zieren Königs- und Kaiserpaläste, die Erben großer Reiche besuchen den Chef und treten zum Theil unter sein Dach. Der Kunstverein, der doch auch ohne ihn nicht entstanden wäre, hat jährlich über zwanzigtausend Thaler zu verwenden. Die Schule sandte Kolonien aus nach Dresden und Frankfurt. Was aber noch mehr: das Haupt wurde längst von den Gliedern überflügelt und dennoch lösen sich viele der edelsten Glieder nicht ab, wohl wissend, daß der Zusammenhang, wie er war, ihnen auch noch jetzt fromme. Dieser Organismus findet nun aber immer noch seinen Schwerpunkt im Stifter, obgleich fast alle jüngeren Meister ganz abweichend von ihm denken. Man würde es wohl empfinden, wenn er dauernd von seiner Schöpfung zurückträte. — Ist das nun keine Thatsache, so gibt es überhaupt keine. Und nur seltene Eigenschaften konnten sie schaffen.

Man sollte denn aber endlich sie nennen, einen historisch gewordenen Namen nicht mit falschen Bezeichnungen verdunkeln oder durch ausweichende Reden verwischen! rief der schwarze Domino. Kläglich dreht sich das Urtheil über die Werke des Mannes, von dem wir reden, krümmt sich und windet sich, um das öffentliche Geheimniß nicht laut werden zu lassen: daß Schadow kein Genie sey. Oder wollt Ihr es behaupten, so nennt mir den Jünger von Bedeutung, dem er seine Farbe und Zeichnung gegeben, nennt mir das Werk von ihm, welchem die Nation ihre Stimme ertheilt hätte! Alles, was hier Berühmtes entstand, entstand durch die Schule, die im eigentlichen Sinne doch nicht seine Schule ist.

Laßt uns nicht in Negationen und Antitheſen uns verlieren! sagte

der blaue Domino. Auch die Kunst hat, dem Gesetze der Zeit folgend, einen repräsentativen Charakter angenommen. In einem repräsentativen Staate aber gedeiht der große Selbstherrscher nicht, ein gescheiter, balancirender Louis Philipp ist die Persönlichkeit, die ihm eignet. Das wahre Genie würde in seinem hohen Drange, in seinem unbekümmerten Stolze, nie Etwas wie die Düsseldorfer Schule hervorgebracht haben. Cornelius, den ein seltsamer Irrthum hier, wo es Nichts al fresco zu mahlen gab, zuerst zum Direktor gemacht hatte, ging, ohne eine Spur zu hinterlassen. Freilich war er nur kurz hier, er ist aber von der Art, daß er unter keiner Bedingung hier hätte lange ausdauern können. Schadow kam, und da waren nun die Qualitäten, die hieher gehören. Anstatt des urkräftigen Schaffens, welches sich nur um sich bekümmert, hatte er eine allseitige Empfänglichkeit, und jene Fürstengabe, die Fähigkeiten zu sehen und jede an ihren Ort zu stellen. Der Verstand ist das Dominirende in ihm, unterstützt von einer zähen Beharrlichkeit. Ich sage nicht, daß ihm Gefühl und Phantasie fehlen, aber sie stehen unter der Herrschaft des Kopfes. Er verwendet sie, gebraucht sie, anstatt sich von ihnen hinreißen zu lassen. Wer die Jahre her gesehen hat, wie er fest und klug, nie seine Absichten aus dem Auge verlierend, Charaktere und Schwächen berechnend und behandelnd, zur rechten Zeit sich schmiegend und im günstigen Augenblicke imponirend, sein Reich gründete und führte, der hat etwas Merkwürdiges gesehen.

Du hast mir nur das Wort aus dem Munde genommen, sagte der schwarze Domino. Meine Meinung konnte nicht seyn, ihn herabzusetzen. — Ich glaube, daß ein Verein solcher Eigenschaften, wie er sie besitzt, fähig machen würde, die öffentlichen Angelegenheiten unter den schwierigsten Umständen zu führen. Schadow wäre gewiß ein tüchtiger Staatsmann geworden, hätten die Sterne ihm die Feder des Diplomaten statt des Pinsels zugewiesen.

Meine historische Betrachtung läßt mich solche Eventualitäten nicht aufstellen, sagte der rothe Domino. Ich unterscheide vielmehr in Schadow zwei geschichtliche Personen: den vor der italienischen Reise im Jahre 1830 und den nachher. Jener hatte wirklich die allseitigste Empfänglichkeit, er war gutmüthig, wohlwollend, konnte selbst naiv seyn. Zwar war er auch damals schon christkatholisch in seinem Künstlerherzen gesinnt, er mahlte (außer Portraits) nur heilige Bilder und nannte die religiöse Kunst die höchste. Aber Alles Das war doch nur mehr Privatliebhaberei. Daneben war er der humanste Patron der Landschaft, des Humors, des Genre's, selbst wenn dieses bis zu Kegelbahnen und Trinkstuben hinabstieg. Er gab da Rath, kritisirte, emendirte treu, fleißig,

einsichtsvoll, wie an Engelsflügeln und Madonnengesichtern. Rührend war seine Freude, wenn Etwas gelang, es gelang, wo es seyn mochte. Schrötter, der von der Kupferstecherei zum Mahlen übergegangen war, konnte erst lange der Farbe nicht mächtig werden. Wißt Ihr nun noch, wie Schadow einst, wen er von Bekannten traf, vor Schrötters Bild rief, und Jedem als ein Ereigniß ankündigte, daß der Reflex der Abendsonne auf dem Rockärmel des alten Fischers in der Mitte der Gruppe so schön gelungen sey, daß nun endlich Schrötter die Farbe habe? Solcher Dinge kamen damals unzählige vor. Den rationalistischen Lessing liebte er mit väterlicher Zuneigung. Mit Literatur, Poesie hielt er sich in Berührung, abweichende Meinungen brachten ihn nicht auf, machten ihn nicht stumm. — In Italien aber wachten die alten Reminiszenzen auf, die große religiöse Kunst hatte ihm von Neuem so imponirt, daß er zurückkam, nicht als ein Halbverwandelter, wie Sie ihn früher genannt haben, sondern als ein Geblendeter, oder wenn man im Bilderkreise seiner Kunst bleiben will, mit übermahltem Geiste. Denn ich muß sagen, daß ich für meine Person immer noch an das Richtige und Natürliche in seinem Wesen glaube, welches eben ist, das Gute und Schöne in jeder Richtung zu lieben und zu pflegen. Freilich ist die Uebermahlung jetzt stark. Nicht plötzlich trat sie hervor, sondern die Kruste setzte sich nach und nach an. Krankheiten, Verstimmungen mögen mit eingewirkt haben. Die Schüler wurden berühmter, als er, und wodurch wurden sie berühmt? Nicht durch Himmelfahrten und heilige Familien, sondern durch die Landschaft, durch das Genre, das romantische sowohl, als das reale. Wer wird ihn schelten, wenn selbst etwas Gereiztheit sich seiner Empfindung beigemischt hat? Genug, es sollte nun mit aller Gewalt eine religiöse Schule am Rheine erblühen. Das hatte zur Folge, daß eine stille Entfremdung sich zwischen ihm und den meisten Heroen der Anstalt allmählig einschlich. Niemanden hat er absichtlich gekränkt oder zurückgesetzt; gegen solche Beschuldigung, welche der Klatsch auch gegen ihn erhoben hat, muß man ihn durchaus vertheidigen. Aber die Dinge wirkten, und sie sind immer mächtiger, als jede Absicht. Nun bringen sie ihm noch Vivats, es ist wahr, aber die eigentlich Bedeutenden rufen doch nur mit aus Pietät und Dankbarkeit, ein lebendiges Gefühl des Zusammenwirkens mit ihm stiftet die Verbindung nicht, welche allerdings, wie ich sagte, noch besteht. Sie sehen einander als eine Nothwendigkeit an, er sie, sie ihn, das ist ihre Gegenwart zu einander, und darüber hinaus liegt freilich ein viel schöneres, ein weit beglückenderes Verhältniß. Geistigen Einflüssen, welche die jetzige Befangenheit irre machen könnten, hat er sich zu entziehen gewußt. Praktisch aber brachte er es

nur zur Bevölkerung jener drei oder vier Ateliers, welche Galiläa ſcherzweiſe genannt werden, und worin man ſich zur Ehre Gottes unfruchtbar genug abquält.

„Deger? Vergiſſeſt Du Deger'n?"

Deger iſt ein reiner, ſchöner Menſch, er iſt der hervorragendſte unter den frommen Mahlern, und auf ihn rechnete Schadow wohl auch am meiſten, als Stütze der ſogenannten höheren Richtung. Aber ich frage: tragen denn dieſe abgedämpften Farben des Lieblingsſchülers, dieſe zärtelnden Engel, dieſe kindlich frommen, oder mit dem hektiſch ſchmachtenden Zuge um das Auge verſehenen Madonnen die Bürgſchaft langen Lebens in ſich? Sieht man ſie ſich nicht ſchon jetzt müde, je länger man ſie anſieht? Spricht ſich denn in dieſer frauenhaften Milde und Unſchuld der chriſtliche Geiſt der jüngſten Vergangenheit oder der Gegenwart aus? Und den müßte doch ein Meiſter zu erfaſſen wiſſen, wenn ihm gelingen ſollte, einen neuen dauernden Typus chriſtlicher Kunſt zu finden, denn in den Leib ſeiner Mutter kann Niemand zurückkehren, auch die Kunſt nicht. Sind nun nicht gerade die Beſten, die Wahrhaftigſten der Jetztwelt durch allen Spott und Zweifel der Heiden hindurch gegangen, bevor ſie zum Erlöſer gelangten? So möchte denn wohl ein Pauliniſches Bewußtſeyn eher, als die legendenhafte Süßigkeit, aus den neuen chriſtlichen Bildern blicken müſſen, ſollten ſie zur Höhe der Zeit ſich erheben, auf dieſer Höhe ſich erhalten. Nicht die wimperſenkende Madonna, ſondern der in den leuchtenden Lichtern des Himmels über den geiſtvollen Verfolger triumphirende Chriſtus ſcheint mir der Vorwurf der neueren religiöſen Kunſt zu ſeyn, wenn eine ſolche entſtehen ſoll. Deger nahm in ſeinen erſten Chriſtkindern dazu einen Anſatz, ſie hatten etwas Tapferſchreitendes, Siegreichblickendes. Nachher iſt er hievon wieder zurückgewichen in die Reminiszenz an Fieſole. Zuletzt ſah ich eine Zeichnung von ihm: die Himmelfahrt. Der Erlöſer blickt wehmüthig ſegnend zu den Apoſteln hinunter. Alſo auch hier Empfindſamkeit! dachte ich. Daß der Sohn ſich ſetzt zur Rechten des Vaters, das iſt das göttliche Faktum, und wird nun wohl deſſen erhabene Majeſtät durch dieſe weiche Gebärde ausgedrückt? Man muß erwarten, wie den Künſtler Italien, wo er ſich jetzt befindet, vollenden wird, denn ſeine Bahn iſt ja noch nicht geſchloſſen.

Man kommt, wenn man im Stillen für ſich die Dinge betrachtet, immer mit dem Urtheile des Tages in's Gedränge, ſagte der ſchwarze Domino. So iſt es mir mit den Anſichten über unſere Schule gegangen,

nachdem der erste lyrische Taumel der Anfänge vorüber war, und das Urtheil in seine Rechte trat. Vor acht, neun Jahren sollten hier lauter werdende Michel Angelo's, Raphael's, Rembrandt's, Ruysdael's umherwandeln. Ich liebte meine Freunde wahrhaftig von Herzen und freute mich jedes guten Bildes, das von ihnen kam, aber ich hatte denn doch Dresden, Berlin, Kassel, München, Pommersfelden, Amsterdam, den Haag gesehen, und wußte ungefähr, wie die alten Sachen aus den Rahmen schauten. Ich vermißte bei den unsrigen Etwas: die geniale Sicherheit, das à plomb der alten Meister, die überzeugende Kraft und Nothwendigkeit der Gestalten. Versuche sah ich, höchst tüchtige Versuche, aber schwankend zwischen der Kühnheit des Individuums, immer nur sich und sein Personellstes auszudrücken, und der Scheu, Fehler zu begehen. Diese Furcht vor gemahlten kühnen dummen Streichen war immer ein charakteristischer Zug der hiesigen Schule. — Jetzt beginnt das Blatt sich zu wenden. Eine Umstimmung der Meinung naht ganz sichtbar an. Zwar bestellen und kaufen die Liebhaber noch reichlich, aber das Urtheil der Stimmführer spricht doch schon seit einigen Jahren häufig vom Düsseldorfer Schmerz, von der Weichlichkeit, vom stereotyp gewordenen Brüten. Ungerecht abermals. Man muß nie eine Richtung in ihren Schwächen angreifen, noch sie darin vertheidigen wollen. Geben wir daher die Goldschmidtstöchterlein, die Kirchengängerinnen, die Nonnen, Pagen, Ritter willig den Stickmustern preis, in welche sie so rasch übergingen! Die Stärken der Schule haben aber unläugbar eine allgemeine geistige Stimmung der Nation, von welcher sie sich in ihrem Bewußtseyn erst jetzt loszumachen beginnt, in Form und Farbe gebracht. Und wenn diese Stimmung eben die sentimental-romantische war, und wenn darin das Weiche, Ferne, Musikalische, Kontemplative anstatt des Starken, Nahen, Plastischen, Handelnden vorwaltete, warum scheltet Ihr die Mahlerei, da Ihr die Poesie gelobt habt, der Ihr Alle einen Theil Euerer Bildung verdankt? Die Poesie ging voran, die Mahlerei folgte, und es wurde hier Etwas wahr, was Louis de Maynard in seiner Betrachtung über die neuere Kunst der Franzosen einmal sagte: l'idée passe du papier à la toile.

Nur müssen Sie mir eine Bemerkung erlauben, versetzte der rothe Domino. Der Scherz über die sogenannte Zopfperiode des achtzehnten Jahrhunderts ist in unserer Schule bekanntlich ein stehender geworden. Ich aber möchte sagen, daß selbst aus manchen Stärken unserer Besten abermals ein Zopf hervorsieht, freilich viel vornehmer und poetischer zusammengeflochten, als der alte pudrichte.

Digitized by Google

Der schwarze Domino erwiederte: Es fehlt der Schule mit einem Worte die letzte Weihe, die naive Ursprünglichkeit, welche die Haare entweder frei wallen läßt, oder kurzweg abschneidet. Das ist aber nicht die Schuld der Einzelnen. Darin tritt das Mißgeschick des Urverhältnisses zu Tage. Das unbedingt Große geschieht doch nur, in der Kunst wie im Leben, wenn ein großer Praktiker auftritt, positiv leistend und die Geister entweder in die Nachahmung fortreißend, oder sie zu selbstständigen Gegensätzen treibend und nöthigend. Das war hier nicht der Fall. Das Höchste kann aber nicht kommen, wenn nur durch Methode, Kritik, Einsicht, Klugheit, gleichsam zur Kunst die Gelegenheit gemacht wird. Und nur Das geschah hier. Die Einzelnen waren also, bei aller Unterweisung in den Vorhallen, im Allerheiligsten dennoch lediglich auf sich gewiesen. Nun hätte unter ihnen ein wahrhaft tonangebender Meister im höchsten Sinne des Wortes entstehen können, und Viele haben Lessing diesen Meister genannt. Er kann es werden, noch ist er es aber nicht. Für sich hat er genug, aber für eine echte Schule hat er nicht genug. Es fehlt ihm die Weite des Blickes, es fehlt ihm der Muth, die großen Erscheinungen seiner Kunst in's Auge zu fassen auf die Gefahr hin, eine Zeitlang an sich irre zu werden. Dieses Versunkensein in sich geht so weit, daß er es bisher standhaft abgelehnt hat, Gallerien und Museen zu beschauen. So lange eine solche Isolirung fortdauert, wird auch in seinen Werken etwas Starres und Monotones sichtbar bleiben, welches, für meinen Blick wenigstens, diese große Kraft noch gefesselt hält. Groß und gewaltig ist sie, und davon erlebte ich kürzlich in Frankfurt die Bestätigung für mich. Sein Ezzelin war das einzige unter den neueren Bildern des Museums, welches mir neben den alten Werken Stich hielt.

Die Schule hatte einen Grundfehler, sie besaß schon in ihren ersten Anfängen eine Vorstellung von sich, von ihrer Mission, von der sogenannten Würde der Kunst; sagte der rothe Domino. Freilich entsprang auch er aus dem Umstande, daß der Gründer mehr ein Theoretiker als ein Praktiker war, denn lediglich für die Theorie stellen sich dergleichen Abstraktionen ein, der echte Praktiker hat nur Vorstellungen von seinen Stoffen, und wenn er an seine Kunst denkt, so ist sie ihm ein Aggregat bewährter Handwerksgeheimnisse. Jenes mythische Gefühl aber von der besondern Vornehmigkeit des Berufes, oder von dem Berufe selbst, als einer intellektuellen Luftgestalt, welches der Meister, wie er nur konnte, den Jüngern einzuimpfen suchte, hat, abgesehen von dem schädlichen Einflusse auf die moralische Physiognomie der Schule, Manchen auch in seiner Kunst geirrt, in Gebiete getrieben, in welche er nicht

Digitized by Google

gehörte, — Allen vielleicht bis auf den heutigen Tag noch ein Etwas vor das Auge geschoben, daß sie mit dem letzten, schärfsten Mahlerblicke die Dinge nicht sehen, wie sie eben einzig und allein für den Mahler vorhanden seyn sollen. Sie sehen die Dinge zu natürlich zugleich und zu unwahr, die rechte Mitte ist hier noch zu entdecken.

Ihr dreht Euch im Kreise um den eigentlichen Punkt, wie Leute, die, im Walde verirrt, das Haus suchen, das zwanzig Schritte von ihren tappenden Füßen liegt, sagte der blaue Domino.

Nun, nun, nur nicht so unsanft zurechtgewiesen! riefen die beiden Andern. Sey uns ein freundlicher Leiter!

Der blaue Domino versetzte: Die Farbe fehlt noch der Düsseldorfer Schule; die eigene, selbstständig gefundene Farbe. Die Farbe ist dem Mahler, was das Wort dem Dichter; er denkt, fühlt, phantasirt in ihr. Sie ist aber nicht das Roth und Blau, das da klebrig auf der Palette steht, sondern die Verwandlung, welche Zinnober und Ultramarin im Geiste des Künstlers erleiden. Das ist eine so wunderbare Metamorphose, wie die von Gemüse und Fleisch in Blut und Nervengeist. Nicht die Farbe, wie sie in der Natur ist, kann der Mahler brauchen, sondern ein begünstigter Genius operirt jene Metamorphose in sich, und die Geister zweiten Ranges empfangen die Farbe von Mustern. Die Kunst empfängt von der Kunst. Man kann nun in Euere Ansichten eingehen und sagen: eben weil der Schule ein großes schaffendes Vorbild fehlte, suchte sie in ihrer Rathlosigkeit nach einem Halt, und den sollte ihr die beliebte Natürlichkeit des Kolorits, oder das Kolorit nach der Natur bieten. Aber eine Farbe kann so unnatürlich wie möglich, und dennoch völlig kunstwahr seyn. Seht Tizians Venus in der Nähe, es ist etwas Grauröthliches da auf die Leinwand gestrichen; tretet zurück und das lebendigste Fleisch wallt Euch entgegen. Ich habe spanische Bilder gesehen. Dicht vor der Tafel sah ich nur schwarze und weiße und blutrothe Striche, vier Schritte davon entzückten mich Magdalenengesichter, büßend im Ausdruck der tiefsten Reue. Die Farbe ist eine große Entdeckung. Unzählige Versuche müssen dieser vorhergehen. Zwei Jahrhunderte lang und länger war sie aller Orten abhanden gekommen: sollen fünfzehn Jahre hier hingereicht haben, sie wieder zu finden? Es gab alte Meister, die so eifersüchtig auf diesen Punkt hielten, daß sie das Geheimniß, wie sie ihre Palette ausrüsteten, mit in das Grab nahmen. Ich glaube aber, daß die ächte mahlerische Farbe auch hier noch entdeckt werden wird, denn so viele und bedeutende Kräfte können sich nicht wie durch ein Wunder zusammengefunden haben, ohne zuletzt ein Endziel zu erreichen.

Digitized by Google

Ueberhaupt haben wir ja von den Mängeln der Schule nur geredet, um ſie aus dem Zwielicht allgemeiner Redensarten, lobender und tadelnder, uns zur deutlichen Geſtaltung zu bringen, ſagte der rothe Domino. Denn über ihre Verdienſte ſind wir einverſtanden. Sie iſt da, eine unter ganz eigenen hiſtoriſchen Umſtänden entſproſſene Zunft, die, ſich gliedernd in Meiſter, Lehrlinge, und Geſellen, bei allem innerlichen Hader, der nicht länger abgeläugnet werden darf, doch durch ein unſichtbares Etwas noch immer zuſammengehalten wird. Der Urtypus dieſer Zunft war der Geiſt, welcher in der Literatur hauptſächlich durch Göthe, Tieck, Uhland ausgeſprochen iſt. Dieſer Geiſt verſetzte ſich mit etwas norddeutſcher Reflexion, und ſuchte mahleriſche Konſiſtenz zu gewinnen durch die treueſten und fleißigſten Studien nach der ſinnlichen Natur. Später traten Münchener, franzöſiſche, niederländiſche Einflüſſe auf, und es fand ein gegenſeitiges Aſſimiliren des Urſprünglichen und Nachgeborenen ſtatt, am augenfälligſten in der Landſchaft, doch auch zu Zeiten bemerkbar im Genre, und ſelbſt in der Hiſtorie nicht ganz verborgen. Ein Eklektizismus, nicht im rohen, ſondern im feineren und geiſtigeren Sinne, herrſcht; auch dieſer iſt eine vollendete Thatſache, und aus ihr werden ſich gewiß noch große Folgen ergeben.

Der blaue Domino ſtand auf. Ich freue mich dieſes Abends, ſagte er. Wir haben kein Platoniſches Geſpräch geführt, in dem Einer die Weisheit hat und mit verſtellter Unwiſſenheit die Andern belehrt, ſondern es war eine deutſche Unterhaltung. Jeder gab ſeinen Scherf, im Sinne und Gemüth waren wir einig, und nur die Auffaſſungen waren hin und wieder verſchieden. So iſt es uns gelungen, die Düſſeldorfer Anfänge uns vorzuführen, keine unverächtliche Station im Geſammtleben des Vaterlandes. Wie Viel wäre noch zu ſprechen! Wie gern unterſuchte ich, nur bei unſerer letzten Materie ſtehen bleibend, mit Euch: Welche moraliſche Geſtalt der Mahler durch ſeine Kunſt erhält und wie eine Künſtlergilde auf den Geiſt einer ganzen Stadt, darin ſie waltet, influenzirt? Wir würden da auch gewiß auf beſtimmte Reſultate im Guten wie im Schlimmen kommen. Wir würden finden, daß auch in dieſem Gebiete Stand und Beruf den Menſchen fertig machen helfen. Der Soldat wird durch die Waffen tapfer und ehrenzart, aber auch leicht rauh und hochfahrend; der Dichter durchſchaut in ſeinem einſamen Zimmer alle Räthſel der Welt, aber manche Grille pflegt nebenbei in dieſer Einſamkeit zu niſten; der Richter iſt gerecht, aber der Aktenſtaub kann ihn moraliſch engbrüſtig machen. Und ſo würden wir finden, daß der Mahler, durch das beſtändige Vertiefen in die Form und in das äußerlich Erſcheinende, zwar für ſein Leben eine ausgeprägte Geſtalt

und eine frohe Sichtbarkeit gewinnt, zugleich aber in Gefahr ſteht, ſich ſelbſt in der Aeußerlichkeit zu verlieren, und den Sinn für die innerſten Beziehungen des Daſeyns, ſo wie den Maßſtab für die höchſte Würde des Menſchlichen, die in einem unſichtbaren Reiche thront, einzubüßen. Endlich würden wir finden, daß eine Stadt durch das in ihr vorherrſchende künſtleriſche Element zwar ein buntes und mannigfaltiges Anſehen erhält, welches aber doch zuweilen Etwas von einem Schaugerichte hat, und daß vielen ſchwächeren Seelen in ihr, unter dem Schwelgen in Formen und Bildern, die Anlage zum Ernſt und zur gründlichen Durchbildung des Geiſtes abhanden kommt. — Aber es iſt zwei Uhr Morgens, immer gedrängter fahren die Wagen ab, die älteren Leute ſind faſt alle weg, und nur das junge Volk tanzt noch, als ſolle Das dauern bis zum jüngſten Tage.

Puck ſprang vorüber. Eine Verſchwörung iſt im Gange! rief er und verſchwand durch eine Seitenthüre.

Die drei Domino's wußten nicht, was die Worte bedeuten ſollten. Der ſchwarze Domino goß aus der letzten Flaſche die Gläſer bis zum Rande voll und rief: Laß uns den drei Nornen opfern, welche die Zeit weben. Sie heißen Wurd, Werdandi, und Skuld.

Der rothe Domino erhob ſein Glas und ſprach: So nenne ich Wurd, die Vergangenheit. Ihr gilt mein Opfer. So viele verſchiedenartige Menſchen, auf engem Raume zuſammengedrängt, mußten manche Reibung erzeugen. Ich ſprach einſt mit einem Freunde über das Unbehagliche unſeres Lebens, was in Soupçons und Uebelnehmereien ſich abhetzte. Laß es gut ſeyn, ſagte er, es iſt ein Zuſtand wie im Mittelalter. Die Barone halten ſich auf ihren Burgen, machen einander Fehde, werfen einander die Schutzbefohlenen nieder. Es iſt doch Leben und Kraft in dieſem Getreibe, und Jeder vertraut ſeiner Fauſt. — Wurd ſey geprieſen!

Ich beuge mich vor Skuld, der Zukunft, ſagte der blaue Domino. Ohne Wort iſt der Dienſt dieſer Norne, wir wollen ihr, ſtille Hoffnung im Herzen, entgegengehen.

Durch Eure Liſt fällt mir Werdandi zu, die Gegenwart! rief der ſchwarze Domino. Alſo...

Aber er konnte nicht ausreden. Denn der Papagaigrüne war in das Zimmer getreten, begleitet vom Zeremonienmeiſter im geſtickten Hofkleide, mit Allongenperücke und dem goldenen Stabe. Nichts fällt Euch allen Dreien zu, als ein Tanz im Saale mit der Dame, die eben an der Tour im Kotillon iſt; ſagte er. Sie läßt Euch durch mich und dieſen Chevalier hier holen. Die Tour aber iſt, daß Ihr unermüdlichen

Redner die Dame umtanzt, sie dann das Taschentuch emporwirft, und der Glückliche, welcher es haſcht, mit ihr herum walzen darf.

Was war zu thun? Werdandi kam in diesem Zimmer um ihren Opferspruch. Der Zeremonienmeister trat vor, die Domino's folgten, der papagaigrüne Verschwörer schloß. Im Saale empfing den Zug fröhliches Gelächter. Papagena, ein reizendes Mädchen im buntesten Federkleide, stand in der Mitte des weiten Tanzkreises. Die Geschichte sagt nicht, ob die Domino's mit ihr getanzt haben, oder ob sie sich mit einem Scherze auslösten gegen sie, die wohl für ein Bild der blühendsten Gegenwart gelten konnte.

Digitized by Google

G. Depping.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Deutschen in Paris.

Von

G. Depping.

Wenn ein deutscher Student von der Universität relegirt worden ist, oder wenn ein preußischer Auskultant, voll Verzweiflung über den langen Schweif von Referendarien, welche vor ihm zu versorgen sind, nicht einmal die Hoffnung hegen darf, eine Braut zu erhalten, geschweige denn zu heirathen, so wendet er zuweilen sein Auge wehmüthig gen Paris, und hat er eben so viele Entschlossenheit als Sehnsucht, so schnürt er sein Bündel, versieht sich mit einem Empfehlungsschreiben an irgend einen Landsmann in Paris, sey es Bankier, Schneider, oder Studiosus, und erscheint eines Morgens bei diesem, mit der dringenden Bitte, ihm sogleich eine Anstellung zu verschaffen. Er spricht bereits ziemlich geläufig sein Comment vous portez-vous, oder quelle heure est-il aus, und zweifelt daher gar nicht, daß man ihn für fähig erachten werde, die Erziehung des Sohnes eines Pair de France zu übernehmen, oder Buchhalter auf einem Bankierkomptoir zu werden, oder Feuilletons für ein Pariser Journal, das Stück zu 200 Franken, zu schreiben, und er ermangelt selten, seinen in Paris angesiedelten Landsmann der Gleichgültigkeit oder der Deutschlosigkeit zu beschuldigen, wenn dieser ihm die Schwierigkeiten seines Unternehmens vorstellt und ihn zu entlänschen sucht, kommt gar nicht wieder, und sucht sich anders durchzuhelfen, indeß das wenige mitgebrachte Geld mit jedem Tage sich verringert. Durch

vieles Herumlaufen treibt er einige Landsleute auf, die ihm aber Nichts weiter geben können, als tröstende Worte und Theilnahmebezeugungen. Er sieht an dem Laden eines Handwerkers einen deutschen Namen, und geht hinein, in der Hoffnung, deutsche Biederkeit und Gastfreundschaft bei diesem zu finden. Der Handwerker ist wirklich ein Deutscher; da es ihm aber weit mehr um Kunden als um Landsleute zu thun ist, und er merkt, daß der Fremde keinen andern Zweck hat, als deutsch mit ihm zu sprechen, welches zu seinem Pot-au-feu gar Nichts beiträgt, so fertigt er ihn kurz ab, und der junge Reisende wird eben so ungehalten auf die Deutschen, als auf die Franzosen, und reiset mit Groll im Herzen nach Algier oder nach Amerika, wofern ihm nicht gar sein Gastwirth aus Mangel an Zahlung seinen Bündel und seinen Reisepaß zurückbehält, und ihn dadurch noch viel elender macht, als er schon war.

Das ist die Geschichte manches jungen Deutschen, den ich in Paris habe ankommen sehen. Viele geriethen in einen sehr bedauernswerthen Zustand, und hatten Ursache genug, ihren Entschluß, nach Paris zu kommen, herzlich zu bereuen. Ueberhaupt ist die Lage derjenigen Deutschen, welche nach Paris gehen, um ihr Fortkommen hier zu finden, ganz anders, als diejenige der Deutschen, welche eine Zeitlang sich hier auf ihre Kosten aufhalten, um sich zu belustigen oder zu belehren, oder um Beides zugleich zu thun. Jedwede dieser Klassen von Reisenden verdient eine eigene Betrachtung.

Am kürzesten wird die Klasse der zu ihrer Belustigung in Paris sich aufhaltenden Deutschen abgefertigt werden können. Wenn sie keine Kreditbriefe an einen Bankier mitbringen, wodurch sie in Stand gesetzt werden, lange zu verweilen, so pflegen sie Museen, Bibliotheken, Kirchen, Naturalien- und Münzkabinette zu durchlaufen, Schauspiele, Bälle, und Konzerte zu besuchen, einer Sitzung der Deputirtenkammer beizuwohnen, im Palais-royal, auf den Boulevards, und den Champs-élysés umherzuschlendern, auf der Eisenbahn nach St. Cloud, Versailles, und St. Germain zu fahren, für ihre Frauen, Schwestern, oder Bräute sich mit neuen Moden zu versehen, und dann wieder vergnügt nach Hause zurückzukehren, wo sie lange von Paris zu erzählen haben.

Zuweilen haben sich in ihrem Gedächtnisse, bei dem schnellen Wechsel der Eindrücke, die Thatsachen etwas verwirrt, und die Reisenden erzählen daher sehr sonderbare Dinge, welche den vernünftigen Zuhörern nicht glaublich vorkommen, und es auch wirklich nicht sind. Dergleichen Behauptungen oder verworrene Erinnerungen gehen auch wohl in den Druck über. Man hüte sich vor den Erzählungen der Reisenden, welche

Digitized by Google

Alles im Vorbeigehen oder -Laufen gesehen haben! Wenige besitzen die Gabe, in kurzer Zeit gut und richtig zu beobachten.

Der Reisenden, welche nach Paris kommen, um sich zu belehren, und um die hier aufgehäuften, dem Publikum so freigebig zum Gebrauche dargestellten wissenschaftlichen Schätze zu benützen, liefert Deutschland mehr, als irgend ein anderes Land. Beständig sieht man eine Menge junger Deutschen in den Bibliotheken, Museen, Hospitälern, und andern öffentlichen Anstalten. Die Franzosen bewundern ihren Fleiß und auch ihre Gelehrsamkeit. Diese Fremden benützen oft, was von Einheimischen vernachläßigt wird, und ziehen Dinge aus der Verborgenheit hervor, deren Daseyn man kaum ahnete, oder welche man der Aufmerksamkeit und der Bekanntmachung nicht würdig erachtete.

Nicht selten bemerkt man jedoch an diesen Reisenden eine Tadelsucht, welche aus übertriebenem Patriotismus herzurühren scheint, und von einigen Deutschthümlern angeschürt wird. Die Pariser Künstler sind alle in ihren Augen Stümper, die Pariser Gelehrten Schüler, die Pariser Politiker Marktschreier, und die Pariser Bürger leichtsinniges Volk, ohne Ernst, Gemüthlichkeit, und Gastfreundschaft. Mit diesen Vorurtheilen kommen sie nach Paris, mit denselben gehen sie wieder fort, ohne daß irgend Etwas vermögend wäre, sie eines Bessern zu belehren. Ich habe sehr schätzenswerthe Männer gesehen, welche sich ernsthaft darüber beklagten, daß das Land unpoetisch, das Volk entsetzlich prosaisch, nicht einmal höflich und zuvorkommend gegen Fremde sey, daß Gelehrte, welche in Paris ankommen, auf lauter Schwierigkeiten stoßen, kurz, daß Nichts einen Deutschen in Paris befriedigen könne. Man hätte eher einen Mohren weiß gewaschen, als sie von diesen Vorurtheilen befreit.

Alle diese Reisende sind jedoch nur eine vorübergehende Erscheinung. Mehr Aufmerksamkeit verdienen zu unserm jetzigen Zwecke die in Paris angesiedelten oder sich länger hier aufhaltenden Deutschen, welche ihre Talente oder ihre Fertigkeit in irgend einem Fache an den Tag legen wollen, um sich dadurch einen Unterhalt zu verschaffen, der in ihrem Vaterlande nicht so leicht zu erwerben seyn würde. Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein ausgezeichnetes Talent und viele Geschicklichkeit in großen Städten bessere Anerkennung und größere Belohnung finden, als an kleinen Orten, und daß da, wo Ueppigkeit und Ueberfluß herrschen, auch mehr zu gewinnen ist, als wo man sparsam lebt, und mit Wenigem auskommen muß.

Deutsche Handwerker sind im Allgemeinen fleißig, sparsam, und nähren sich schlecht, folglich mit geringem Aufwande. Wenn sie ihr

Digitized by Google

Handwerk gut verstehen, so sind sie also ziemlich gewiß, daß sie in Paris Arbeit finden, und Geld verdienen. Daher kommen deutsche Handwerker in Menge hieher, und machen einen nicht unbedeutenden Theil der handthierenden Bevölkerung aus. Ein Umstand darf nicht vergessen werden, welcher ihr Unterkommen fördert. Im Allgemeinen genommen sind sie redlich, und flößen Zutrauen ein. Das alte Sprüchwort: Ehrlichkeit währt am längsten, bestätigt sich in der Ferne wie zu Hause, und im Grunde ist der beste Empfehlungsbrief auf der Reise ein redliches Betragen.

Deutschland liefert der Stadt Paris, und zum Theile auch andern Städten Frankreichs, eine Menge Schuster-, Schneider-, Tischler-, Schmiede-, Schlosser-, Sattler-, und Gerber-Gesellen. Die Vorstadt St. Antoine besonders ist voll von deutschen Handwerkern. Sie haben ihre deutschen Logierhäuser, Speisewirthe, und Bier- oder Weinschenken. Manche bleiben in beständigem Verkehr mit ihren Landsleuten, arbeiten und wohnen bei Deutschen, lernen kein Französisch, und kennen bei ihrer Rückkehr nach Deutschland die Franzosen nicht besser, als sie dieselben bei ihrer Ankunft kannten. Nur ihr Handwerk verstehen sie besser; denn die Arbeit ist schöner und künstlicher in Paris, als anderswo, und auch der geistesbeschränkteste Handwerker sieht bald ein, daß er sich vervollkommnen muß, um dem herrschenden Geschmack gemäß zu arbeiten, Besteller und Meister zu befriedigen, und höhern Lohn zu verdienen. Der Eigennutz macht ihn scharfsichtig und spornt seinen Fleiß an. Was diese Leute also von den Parisern annehmen und sich aneignen, besteht einzig in einer größeren technischen Fertigkeit: in jeder andern Hinsicht bleiben sie Deutsche, und Paris hat an ihnen Nichts verdorben noch gebessert, sondern gibt sie ihrem Vaterlande zurück, wie sie waren. Nur diejenigen, welche nicht umhin können, mit den Parisern in Berührung zu kommen, und fremde Sprache und Sitten sich anzueignen, werden in ihrem Umgange geschliffener, in ihrem Anzuge sorgfältiger und gezierter, in ihrer Urtheilungskraft scharfsinniger. Es laufen auch einige mitunter, welche Dies übertreiben, und Gecken werden.

Am Sonntage, wenn das Volk haufenweise außerhalb der Barrièren strömt, um sich im Freien, und besonders in den Gärten der vielen hundert Schenken zu belustigen, welche vor der Stadt liegen, und gleichsam einen breiten Saum um dieselbe bilden, sieht man oft viele deutsche Gesellen beisammen sitzen; man erkennt sie mitten unter den Franzosen an ihrem ruhigen Wesen, ihrer gutmüthigen Physiognomie, und ihren Tabakspfeifen, welche von ihnen unzertrennlich sind. Am Abende, wenn der Wein die Zunge gelöst und das träge Blut in schnellern Umlauf

geſetzt hat, kehren ſie unter deutſchem Geſange, der zuweilen nicht ohne Anmuth iſt, in die Stadt zurück.

In der erſten Zeit meines Aufenthalts in Paris hatte ich an einem ſchwülen Sommertage den Montmartre beſtiegen, von welchem herab man eine herrliche Ausſicht über die ungeheure, am Fuße des Berges und an den beiden Seineufern weit ausgebreitete Stadt genießt. Es war ein Sonntag; die am Abhange liegenden Schenken ertönten von Tanzmuſik und fröhlichem Geräuſche, indeß tiefe Stille auf dem großen, mit Leichenſteinen gleichſam bepflanzten Friedhofe herrſchte, welcher ebenfalls am Abhange des Montmartre liegt. Die bereits untergegangene Sonne erhellte nur noch ein wenig den Himmel hinter dem Mont-Valérien zu meiner Rechten; auf der entgegengeſetzten Seite war ſchon Nacht, und eine Menge Lichter glänzte aus den vielen Luſtgärten hervor; ein düſterer Nebel hüllte die unabſehbare Häuſermaſſe der in der Tiefe liegenden Stadt ein, und nur einige Thürme und Kuppeln ſchimmerten ein wenig aus der nebelichten Hülle hervor. Ich dachte mit Sehnſucht an mein Vaterland, an die Verwandten und Freunde, welche ich daſelbſt zurückgelaſſen hatte; ich ſann darüber nach, was mir das Schickſal in dem fremden Lande, worein ich verſetzt war, wohl aufbehalten möge. Plötzlich ertönte in der Ferne ein deutſches Lied, das ich in meiner Jugend oft gehört, und in fröhlichen Verhältniſſen ſelbſt mitgeſungen hatte. Es wurde von mehreren Stimmen geſungen, und die Töne verloren ſich allmählig nach der Stadt zu. In dieſer Stimmung rührte es mich bis zu Thränen, und Diejenigen, die es ſo luſtig ſangen, ahneten wohl nicht, daß es auf einen ungeſehenen Landsmann eine ſo wehmüthige Wirkung hervorbrächte.

Dieſe Sonntags-Exkurſionen der deutſchen Handwerker endigen jedoch nicht immer mit Geſang und in harmoniſcher Einigkeit. Leider ſtört Trunkenheit und Streitſucht nur zu oft ihre Erholungen **extra muros**, und es iſt nichts Seltenes, daß das Polizeigericht über die Folgen der ſonn- und auch wohl der montägigen Vorfälle, als da ſind: blutige Köpfe, Zerſchlagen der Flaſchen und Scheiben, Widerſtand gegen die herbeigeholte Wache, Abprügeln der Wirthsleute, Schimpfreden und Injurien, abzuurtheilen hat. Querelle d'Allemand iſt ſchon lange in der franzöſiſchen Sprache ein gewöhnlicher Ausdruck zur Bezeichnung eines Streites um eine Kleinigkeit, und wahrſcheinlich kommt er von dem Hadern der deutſchen Handwerksburſchen in den Schenken her.

Ich wünſchte Nichts ſo ſehr, als daß dieſe handthierenden Landsleute den Pariſern nicht allein das Beiſpiel des Fleißes und der Beharrlichkeit gäben, ſondern ihnen auch mit dem Beiſpiel unverdorbener Sitten, der

Nüchternheit, und der Friedfertigkeit vorgingen: leider habe ich diese Art Auszeichnung an ihnen nicht bemerken können. Nicht als ob es nicht auch reine und unverdorbene Seelen, sehr nüchterne Leute, und recht gute Freunde und Nachbarn unter ihnen gäbe; aber im Ganzen genommen sind sie doch in ihrer sittlichen Aufführung nicht besser, als Diejenigen, zu denen sie kommen, und Paris, welches einige Personen in Deutschland aus lauter Gallophobie für einen wahren Sündenpfuhl ausgeben, kann eben nicht Viel an ihnen verderben. An Mäßigkeit im Trinken und an Friedfertigkeit pflegen sie den Parisern gleichen Standes sogar nachzustehen. Freilich bietet sich ihnen hier mehr verführerische Gelegenheit dar, zügellosen Lüsten zu fröhnen, als in einer kleinen Stadt Deutschlands oder eines andern Reiches, und schon der Umstand, daß man unbemerkt das Böse verüben kann, ist im Stande, einen schwachen Menschen hinzureißen; aber dagegen hat man in einer solchen Stadt, wie Paris, auch mehr Gelegenheit, edle und gute Sitten vor Augen zu bekommen. Die Deutschen sehen, wie die gebildeten und wohlerzogenen Pariser Anstand im Aeußern beobachten, wie sie ihre Frauen und Kinder zartsinnig behandeln, und wie überhaupt die hier verbreitete Bildung über das ganze Betragen einen Glanz wirft, welcher der Gegensatz der Lüderlichkeit und Herabwürdigung ist. Selten behandeln deutsche Handwerker hier ihre Frauen und Kinder mit derselben Zärtlichkeit, wie die Pariser, und haben in dieser Hinsicht Manches von ihnen zu lernen.

Die deutschen Gauen sind voll von Handwerkern, welche sich zu Paris in ihrem Gewerbe vervollkommt haben. Aber manche bleiben in Frankreich, besonders in Paris, heirathen Handwerkerstöchter oder sogenannte Ouvrières, werden Stadtbürger, und vergessen ihr Vaterland, ihre Sprache, und ihre vaterländischen Sitten, ohne jedoch völlige Franzosen zu werden. Sie bleiben fleißige Hausväter, und sind zwar keine zärtlichen, aber doch meistens getreue Gatten. Ihre Kinder sind völlige Pariser, und haben weit Mehr von der Mutter, als vom Vater. Haben sie ausgezeichnete Geschicklichkeit, und begünstigt das Glück ihre Unternehmungen, so werden sie Eigenthümer liegender Güter, Wahlherren, erhalten Besuche und Umlaufschreiben mit schönen Versprechungen von den Kandidaten kurz vor den Deputirtenwahlen, und nehmen also Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten ihres neuen Vaterlandes. Alsdann beschäftigen sie eine Menge Arbeiter, einheimische und fremde, und gewähren zuweilen fünfzig bis hundert Familien ihren Unterhalt, und haben bedeutende Werkstätten. Zu dieser Klasse gehörte Nast, der Porzelanfabrikant, welcher seinen Kindern ein großes Vermögen hinterlassen hat.

Digitized by Google

Obschon sich deutsche Handwerker hier wenig um Politik bekümmern, so bleibt ein langer Aufenthalt unter einer Volksmenge, bei welcher die Politik sich in das gesellige Leben verwebt hat, nicht ohne Wirkung auf sie. Sie sehen, daß die Geburt hier keine Vorrechte gibt, noch Achtung gebieten kann, wie in ihrem Vaterlande, daß in Zeitungen, auf der Bühne, im Gespräche, politische Meinungen frei geäußert werden, daß nicht Willkühr des Herrschers, sondern das Gesetz gebietet, und ihnen Schutz gegen Unterdrückung und Eigenmacht gewährt. Betrachtung und Vergleichung entsteht von selbst, und zuletzt kehren sie mit andern Gedanken nach Deutschland zurück, als sie es verlassen hatten. Auch hat es nicht an Parteien gefehlt, welche auf sie nach einer besondern Richtung hin zu wirken gesucht haben. So z. B. als man vor einigen Jahren in Deutschland bemüht war, den Leuten die politischen Gedanken auszutreiben und die Presse unter strengere Aufsicht zu stellen, entstand zu Paris eine Reaktion dagegen, und deutsche Politiker waren emsig bemüht, bei ihren Landsleuten in Paris den Hang zur Politik hervorzubringen oder zu verstärken, beförderten Zusammenkünfte unter ihnen, vertheilten politische Broschüren in den Werkstätten der Deutschen, so wie auch in ihren Logis, und schoben einige Exemplare in die Ränzel derselben, wenn sie von der Wanderschaft wieder nach ihrem Vaterlande zurückkehrten.

Die Protestanten in Paris haben einen Hilfsverein (société de prévoyance), welcher die Handwerker an Sparsamkeit gewöhnt und ihnen Hilfe ertheilt, wenn sie deren bedürfen. Der größte Theil der in diesem Verein Eingeschriebenen besteht aus deutschen und schweizerischen Professionisten. Es ist schade, daß die Katholischen nicht einen ähnlichen Verein gestiftet haben, zum Besten ihrer deutschen Religionsbrüder. Erstere haben auch eine deutsche Kirche und Schule, welches Beides ebenfalls den katholischen Deutschen fehlt. Nur zuweilen nimmt sich irgend ein elsaßer katholischer Priester der Kinder armer deutscher Eltern an, und katechisirt mit ihnen.

Eine eigene Klasse deutscher Professionisten in Paris bilden die Instrumentenmacher; sie sind fast im ausschließlichen Besitze der Werkstätten, worin Klaviere verfertigt werden. Erhard ist unter ihnen der erste und angesehenste geworden. Ihm hat die Klavierfabrik wichtige Verbesserungen zu verdanken. Er hatte nicht allein ausgebreitete Kenntnisse in seinem Fache, sondern war auch ein großer Kunstkenner, und seine Gemähldesammlung zu La Muette neben Paris war allgemein berühmt. Obschon sein Haus unter seinen Nachkommen oder Nachfolgern sein deutsches Wesen großentheils verloren hat, so ist es doch der Sam-

melpunkt deutscher Virtuosen geblieben, und noch werden die großen Säle dieses Hauses und die Erhard'schen Flügel bei den Konzerten gebraucht, welche deutsche Virtuosen in Paris geben. Jetzt macht Pape und auch Herz ihm den Rang streitig; denn auch ihre Salons und Flügel werden von konzertgebenden deutschen Künstlern benützt.

Tonkünstler liefert Deutschland beständig in Menge; die Regimentsmusik, die Theaterorchester, sogar die Tanzorchester sind voll von deutschen Tonkünstlern, meistens jungen Leuten, denen man ihre deutsche Abkunft am Gesicht ansieht, und die hier zwar kein glänzendes Leben führen, aber doch ihre Nahrung finden, zumal da sie auch Musiklektionen geben. Selten zeigen diese jungen Leute aber eine hohe Bildung, und sie halten sich meistens in einer niedern Sphäre, wofern ein ausgezeichnetes Talent sie nicht hervorhebt. Im letzten Falle werden sie berühmt, wohlhabend, und in die besten Gesellschaften gerufen. Kalkbrenner, Herz, Zimmermann, Hermann, Karr können als Beispiele gelten.

Eine nicht mindere Anzahl von Sprachmeistern und Informatoren liefert Deutschland der Hauptstadt Frankreichs. Von der Flut der Universitätsstudenten ergießt sich ein Theil nach der Seine hin. Die Sprachmeister sind der Regel nach alle aus Sachsen, weil jeder Franzose den festen Glauben hat, daß nur in Sachsen echtes Deutsch gesprochen werde. Die Informatoren aber dürfen aus allen Gegenden Deutschlands kommen, sogar aus Pommern und Westphalen, da die Pariser bis jetzt noch keine Gegend Deutschlands als dem Informationstalente besonders günstig anerkannt haben. Die Sprachmeister lassen sich in den Intelligenzblättern und auf Anschlagzetteln ankündigen, besitzen oft das Geheimniß, ihren Schülern das Deutsche in einem Dutzend Lektionen beizubringen, oder haben wenigstens eine ganz vortreffliche Methode zum schnellern Lehren des Deutschen. Denn in Paris hat Jeder vollauf zu thun, und folglich wenig Zeit zum Erlernen der Sprachen.

Unter zwanzig oder dreißig deutschen Sprachlehrern gelingt es einem, Lehrer in einer öffentlichen Anstalt zu werden, und eine Sprachlehre und ein Wörterbuch aus seiner Feder bekannt machen und in Aufnahme bringen zu können. Dann wird er bekannt, und die Privatschüler kommen häufiger herbei. Will es mit den einzelnen Schülern nicht gehen, so kündigt er in Zeitungen und durch Anschlagzettel einen cours public an, etwa einen für die Damen und einen andern für die Herren, unterweist nach Robertsons, Jaquotots, oder sonst einer gerade beliebten Methode, fängt alle Monate seinen Cours von Neuem an, um Gelegenheit zu bekommen, auch wieder eine neue Ankündigung mit

großen Buchstaben anschlagen zu lassen, und will es auch damit nicht gehen, so sucht er aus Verzweiflung eine etablirte Französin zu heirathen, oder wird Korrespondent eines deutschen Blattes. Denn da fünfzig Tag-, Wochen-, und Monatsblätter und Schriften in Deutschland sich ihrer Korrespondenz rühmen wollen, so müßte ein deutscher Lehrer in Paris wahrlich vom Himmel verlassen seyn, wenn nicht aus irgend einem Winkel Schwabens, Meklenburgs, Schlesiens, oder einer andern deutschen Provinz ein Aufruf zum Korrespondiren an ihn gelangte. Korrespondiren ist ein Talent, das bei jedem Deutschen in Paris vorausgesetzt wird, und, wie die Herausgeber deutscher Blätter wähnen, mit der Luft in dieser Hauptstadt eingeathmet wird. Daß der zum Korrespondiren Aufgeforderte ein Geächteter ist, und in deutschen Kanzleien übel angeschrieben steht, sogar daß man ihm das Schreiben untersagt hat, wie man im Alterthum den Geächteten Feuer und Wasser untersagte, thut Nichts zur Sache und macht keine Schwierigkeit. Denn es ist ja Nichts leichter für den Korrespondenten, als sich einen andern Namen zu geben, und sich statt Trarel zum Beispiele Victor Lenz oder Anacharsis Germanicus zu unterzeichnen, wobei er noch die Annehmlichkeit hat, sich über die Verpöner seiner Person und seines Namens lustig machen zu können.

Das Informationswesen wird natürlich auf keine so lärmende Weise betrieben, als das Sprachmeisterwesen. Man wird nur durch Privatempfehlung Informator; diejenigen Familien, welche deutsche Informatoren suchen, sind entweder altadeliche Legitimisten, welche für ihre Söhne den Kontakt mit der jetzigen, leider liberalen Welt fürchten, daher einen Fremden zum Hauslehrer nehmen, und sich mit demselben in ihre Landschlösser verstecken, bis der Zögling völlig unterrichtet hervortreten kann; oder es sind entschiedene Liberale, welche den Werth deutscher Gelehrsamkeit kennen, und ihren Söhnen Etwas davon mitzutheilen wünschen; oder endlich sind es Fremde, besonders Gesandte, fungirende oder gewesene. Mit diesen hat es der deutsche Informator zuweilen am schlimmsten. Ich habe einen jungen und guten Landsmann gekannt, welcher Informator bei einem sich hier aufhaltenden russischen Grafen war. Dieser erwies ihm zuweilen die Ehre, mit ihm zu sprechen, wenn sie allein waren; aber die Frau Gräfin hielt es nicht der Mühe werth, eines Informators wegen die Augen aufzuschlagen oder den Mund zu öffnen. Der arme Mensch mußte am Ende der Tafel sitzen, konnte mit Niemand sprechen, und wurde erst dann bedient, wenn Niemand anders mehr zu bedienen war.

Weit besser haben es deutsche Informatoren bei den altadelichen

Familien, welche noch Etwas vom ehemaligen Hofton beibehalten, herablassend und gefällig sind, und, wenn auch nicht freigebig mit ihrem Beutel, wenigstens die angenehmen Worte nicht sparen. Unvermerkt bildet der Informator sich selbst beim Erziehen seines Zöglings; am Ende der Erziehung hat er einen kleinen Schimmer von französischer Glätte an sich, und kann sich kühn dem deutschen Adel, wenn er des Erziehens noch nicht müde ist, als einen Mann von gutem Tone empfehlen.

Die deutschen Aerzte in Paris geben Stoff zu mehrern Betrachtungen. Einige derselben sind grundgelehrt, kennen alle Theorien, welche seit der Sündflut aufgetaucht sind, um die Menschen von ihren leiblichen Uebeln zu befreien, und, wenn sie auch die Krankheiten nicht wegschaffen, doch die Namen derselben umwandeln, sind sehr unzufrieden mit französischer Arzneikunde, und wollen höchstens gestehen, daß einige französische Wundärzte gar nicht übel operiren. Zuweilen schreiben sie auch Bücher darüber. Damit kommen sie aber selten weiter, und haben nur wenige Kranke, meistens Deutsche, zu behandeln, obschon sie zehn bis zwanzig Jahre hier praktiziren.

Dagegen gibt es andere, welche gleichsam mit der Thüre in's Haus fallen; denn kaum sind sie von der Diligence abgestiegen, so lassen sie auch schon große Ankündigungen drucken: sie haben unfehlbare Mittel, den Staar, das Podagra, oder die Wassersucht wegzukuriren, sie lassen sich von ihren völlig genesenen Patienten gedruckte Danksagungen abstatten, und könnten mit einer Schaar unterzeichneter Klienten, wie römische Patrizier über's Forum einherziehen. Durch das Gepolter, welches sie verursachen, gelingt es ihnen zuweilen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, wozu in einer so geräuschvollen Stadt, wo der einheimischen Marktschreier schon so viele sind, immer Viel gehört. Hie und da verlangt ein verzweifelnder Podagrist, den zehn unfehlbare Heilmittel nicht kurirt haben, ein Blinder, ein an den Folgen seiner Lüderlichkeit leidender Débauché nach ihnen; die aus Deutschland mitgebrachte Heilmethode wird versucht, und — gelingt oder mißlingt, je nachdem es fällt. Im ersten Falle zieht der Genesene einen neuen Kranken herbei, und unterzeichnet ein dankbares Attestat. Zuweilen wird der deutsche Arzt dadurch bekannt, und sogar berühmt. Dann strömen die Kranken herbei, oder lassen den Wundermann rufen; dann schelten aber auch französische Redaktoren ärztlicher Tages- oder Wochenblätter auf ihn; die Worte Charlatan und Scharlatan werden ihm an den Kopf geworfen; er hält sich für verbunden, darauf zu antworten; der Streit wird heftiger, und zuletzt muß sich das Polizeigericht mit der Injurienklage des ärztlichen Mannes abgeben. Vor vielen Jahren

wurde beſtändig in den Intelligenzblättern ein gewiſſes Mettenberg'ſches Waſſer als probat gegen ein Dutzend Krankheiten gerühmt. Ein bekannter Apotheker, Cadet Gaſſicourt, ereiferte ſich wider dieſes vorgebliche Wunderwaſſer, ſchrieb in mediziniſchen Blättern über den Mißbrauch und über die Gefahr ſolcher prunkenden, trügeriſchen Anzeigen, und ſchalt Mettenberg einen Charlatan, einen öffentlichen Vergifter. Dieſer führte Klage wider den Pariſer Apotheker als wider einen Verläumder. Das Gericht hatte nicht die Eigenſchaften des in Frage ſtehenden Waſſers, ſondern blos das Ehrenrührige der Cadet Gaſſicourt'ſchen Beſchuldigung zu beurtheilen, erkannte, daß dieſelbe wirklich die Ehre Mettenbergs mit Stumpf und Stiel ausrottete, und verurtheilte den Mann, welcher aus zu viel Eifer für's gemeine Wohl den fremden Doktor angegriffen hatte, zu einer ſtarken Geldbuße. Das Mettenberg'ſche Waſſer wurde dadurch um Nichts beſſer; aber Cadet Gaſſicourt härmte ſich ab, und das Urtheil des Polizeigerichts ſoll ſeinen Tod beſchleunigt haben.

Hat eine neue Heilmethode Aufſehen in Deutſchland erregt, ſind einige Fürſten oder Fürſtinnen dadurch geheilt worden, und iſt ſie in Mode übergegangen, ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß bald ein Schwarm deutſcher Aerzte ſie ganz friſch nach Paris verpflanzen wird. Mit Hilfe der Zeitungsposaunen gelingt es dann zuweilen, auch hier die Sache zu einer Mode zu erheben; iſt es einmal ſo weit gekommen, ſo machen die Aerzte vortreffliche Geſchäfte, und gewinnen viel Geld, worum es den meiſten zu thun war. Man weiß, daß Hahnemann in Paris faſt noch mehr zu Rathe gezogen wird, als es in Deutſchland der Fall war, und man ſagt, daß ſein Vorzimmer zuweilen dergeſtalt von Patienten angefüllt iſt, daß ſeine Frau ihm helfen muß, um ſie alle mit Rezepten abzufertigen.

Dieſer reichliche Erfolg geht jedoch nicht ohne alle Unannehmlichkeit ab; denn die kleinen, über Alles ſpottenden Tagesblätter verſchonen die fremden Wunderdoktoren noch viel weniger, als die einheimiſchen, und laſſen ihren Witz über ſie aus, welches dann zu Karrikaturen, und, wenn die Sache allgemeines Aufſehen erregt, zu Vaudevilles Anlaß gibt. Gall und Hahnemann haben es erfahren.

Dieſe Unannehmlichkeit kann kein Fremder vermeiden, welcher in Paris mit einer neuen und ſonderbaren Erfindung auftritt, und den Beutel der Pariſer in Anſpruch nimmt, um ihnen ſeine Kunſt zu zeigen. Wenn Jemand in Deutſchland etwas Unerhörtes erfunden hat, ſo verfehlen ſeine Verwandten und Freunde ſelten, ihm einſtimmig zuzurufen: Eilen Sie damit nach Paris oder London, und Ihr Glück iſt ſicher!

Der Erfinder steuert nun wohlgemuth auf die Hauptstadt los, ohne die Klippen zu ahnen, woran schon so Manche gescheitert sind.

Der Pariser liebt das Neue und Unerhörte, läuft zu dem Außerordentlichen, zahlt, um es zu sehen oder zu genießen, aber beim Zahlen behält er sich stillschweigend das Recht vor, den Erfinder auszulachen, wenn dieser seiner Erwartung nicht entspricht. Wie haben sie nicht über den Wiener Uhrenmacher Degen gelacht, als er mit seiner allerdings sehr künstlich eingerichteten Flugmaschine die Luft zu durchziehen versprach, statt dessen aber nur Furchen in den Sand des Marsfeldes schnitt? Eben so über Feinäugel (der sich hier Finaigle nannte, woraus ein Spötter Finmerle machte), als er vermittelst seiner Mnemonik das Gedächtniß der Pariser schärfen wollte. Galls Protuberanzen sind noch jetzt, nach zwanzig Jahren, ein Gegenstand des Spottes für sie.

Ueberhaupt hält es schwer, die Pariser zu täuschen, wenn nicht Nationalvorurtheile mit in's Spiel kommen; denn es gibt eine außerordentliche Menge hellsehender Leute unter ihnen, und sie sehen zu Viel, als daß sie nicht eine gewisse Fertigkeit im Unterscheiden des Wahren und Falschen erlangen sollten. Sogar Mälzel ist hier mit seiner von Kempelen'schen Schachmaschine, welche ganz Deutschland und England, und freilich auch Frankreich hinter's Licht geführt hatte, um sein Geheimniß gekommen. Der hiesige Schachklubb hatte es ausgewittert, daß nur ein sehr geschickter, im Kasten verborgener Spieler solche Züge thun könne, als von der hölzernen Figur gezogen wurden, und bald kannte man die Leute, welche sich dazu brauchen ließen.

An Wunder glaubt man in Paris nicht, und durch Scharfsinn reduzirt man vieles anscheinlich Große und Wunderbare zu einem gewöhnlichen Maßstabe.

Paris zählt manche deutsche Handelshäuser, christliche und jüdische; die Kommis darin pflegen um einige Grade barscher und gröber zu seyn, als die französischen, und die Herren Prinzipale sind allzusehr in ihre Handelsspekulationen vertieft, als daß sie Zeit und Lust hätten, sich viel mit ihren Landsleuten abzugeben, wofern diese nicht die Ehre haben, ihre Korrespondenten, Kommissionäre, oder Kunden zu seyn. In den Bankierhäusern ist es etwas anders. Denn eben weil diesen viele Deutsche von ihren Korrespondenten empfohlen werden, können sie nicht umhin, dieselben zu ihren Soiréen, Bällen, und Landpartien einzuladen. Einige wenige erweisen sich gastfreundlich vielmehr aus Geselligkeit und Vaterlandsliebe, als aus Pflicht oder aus eigennützigen Absichten, und in solchen Häusern findet der reisende Deutsche zuweilen die angenehmsten Genüsse, die er in der Fremde haben kann, als die

Unterhaltung mit interessanten Leuten, deutsche Musik, deutsche Vorlesungen, deutsche Belustigungen, kurz, lauter Deutsches in eleganter Vereinigung mitten in der Hauptstadt eines fremden Reiches.

Seitdem die abscheulichen privilegirten Spielhäuser in Frankreich nicht mehr geduldet werden, hat gottlob auch die Zahl der deutschen, wie anderer fremden Abenteurer und Chevaliers d'industrie abgenommen; sie gehen nun wahrscheinlich nach deutschen Badeorten, wo noch Gimpel zu fangen, Gelder zu haschen sind. Kleine Avanturiers kommen aber noch immer an, und suchen von ihren Landsleuten etwas Weniges zu erbeuten. Bald haben sich ihre Wechsel durch einen Zufall verspätet, werden aber unfehlbar mit der nächsten Post ankommen; bald hat ein Gauner sie bestohlen; sie befinden sich in großer Verlegenheit, obwohl sie im Stande sind, den Verlust bald wieder gut zu machen. Einstweilen verlangen sie zu borgen, und sind bereit, die besten Schuldverschreibungen dafür auszustellen. Sie haben eine merkwürdige Spürfähigkeit, und selten ist ein Deutscher, er mag auch so verborgen leben als er will, fähig, ihrem Späherauge und ihrem Anliegen zu entgehen. Ein Vortheil ist jedoch dabei, diesen Abenteurern ihre Bitte zu gewähren; man kann sicher darauf rechnen, daß man sie von nun an nicht mehr erblicken wird, und ihrer Zudringlichkeit los ist.

Seitdem keine Spielbänke mehr da sind, empfängt auch die Schuldnerhaft in der Clichystraße weniger Deutsche, als sonst; denn sie haben nun weniger Gelegenheit, sich schnell zu Grunde zu richten, sie müßten denn etwa an der Börse auf's Steigen oder Sinken der Staatseffekten spekuliren, und daselbst große Geldsummen auf's Spiel setzen, oder sich blindlings in allerlei Ausschweifungen stürzen, und, auf ihren Namen und Familie pochend, so viel Kredit finden, daß sie große Schulden machen können. Von Zeit zu Zeit empfängt diese Schuldnerhaft jedoch noch irgend einen deutschen Grafen oder Freiherrn, und läßt ihn nicht eher wieder fahren, als bis er mit Hilfe seiner Familie die Gläubiger befriedigt hat, oder bis letztere müde werden, für seine Nahrung eine monatliche Summe herzugeben.

Vor der großen Revolution machten sich die Pariser über die ankommenden deutschen Landjunker lustig, welche Nichts im Kopfe hatten, als Ahnenstolz, und mit nichts Anderem begabt waren, als mit etwas Geld. Ein witziger Pariser Schriftsteller, Bonneville, schrieb damals im Namen und im Sinne eines solchen rohen und unwissenden Landjunkers einige Briefe, worin der Reisende seinen Vater mit hautement bien né, gracieux sieur Papa (Hochwohlgeborner, gnädiger Herr Papa!) anredet, ihm seine Betrachtungen über Paris und die Geschichte seiner

Abenteuer mittheilt, sich über den Tanzmeister ereifert, der die Verwegenheit gehabt habe, ihm die Füße auswärts zu drehen, und sich wundert, wie gute Freunde und schöne Damen, welche sicher adeliche müßten gewesen seyn, da sie die Namen seiner väterlichen Güter in Deutschland auswendig wußten, ihm all sein Geld, das er an demselben Tage beim Bankier erhoben, im Spiele abgewonnen haben, aber doch so gütig gewesen sind, ihm so viel zu lassen, daß er mit der Diligence wieder nach Hause fahren könne.

Solche reisende Landjunker mögen damals nichts Seltenes in Paris gewesen seyn; dieser Typus ist aber nun ganz verschwunden. Zwar gibt es hie und da noch einen aufgeblasenen Rittergutsbesitzer, welcher in Paris geprellt wird, und auf seine Unkosten Vorsicht lernt; aber so rohe und dumme Leute, wie der Bonneville'sche Landjunker, sieht man doch mit der Metzer oder Straßburger Diligence nicht mehr ankommen.

Dagegen sind auch Deutsche, welche, wie der Baron v. Grimm, einerseits mit dem diplomatischen Korps und den deutschen Fürsten, andererseits mit den glänzendsten Pariser Gesellschaften in engem Verkehr standen, französische couplets und Epigramme ganz frisch nach Deutschland schickten, und bonnes fortunes bei den Pariser Damen hatten, selten geworden. Etwas dieser Art hat sich fortgepflanzt, aber anders gestaltet. Noch gibt es Deutsche, welche geheime Berichte einschicken über das Betragen und die Aeußerungen der Deutschen, besonders der Geflüchteten, in Paris. Einige dieser heimlichen Angeber werden gut bezahlt, so daß sie eine gewisse Figur spielen, und sich in große Gesellschaften einschleichen können. Einer derselben, welcher vor einigen Jahren dies Unwesen in Paris trieb, hat mehreren seiner sich hier aufhaltenden Landsleute, welche später in ihrem Vaterlande angestellt zu werden hofften, sehr geschadet. Jedoch hierüber behalte ich mir vor, in der Fortsetzung meiner Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris mich weiter und umständlicher auszulassen.

Bei der Menge der sich in Paris aufhaltenden Deutschen sollte man voraussetzen können, daß sie nicht ermangelt haben, schon längst Vereine und Zirkel zu stiften, um sich zusammen zu finden, und sich über ihr Vaterland zu besprechen. Dies ist aber nicht der Fall. Zwar hat es nicht an Versuchen gefehlt, Etwas dieser Art zu Stande zu bringen, es hat aber niemals gelingen wollen, und nie hat man so viel bewirken können, daß ein oder zwei deutsche Lesekabinette mit Zeitungen und Zeitschriften errichtet und unterhalten würden.

Digitized by Google

Dies rührt wohl daher, daß die Deutschen, als zu verschiedenen Staaten gehörig, verschiedene Ansichten und Gesinnungen hegend, in der Fremde nicht so zusammenhalten, wie Franzosen oder Engländer; ferner, daß Paris zu viel Zerstreuung darbietet, und den Fremden zu leicht der Eingang in französische Gesellschaften eröffnet wird, als daß sie nöthig hätten, kostspielige Klubbs zu errichten, um sich unter einander zu belustigen. In sehr bewegten Zeiten mag auch der Abscheu vor geheimen Spähern manche Deutsche abgehalten haben, in vertraulichen Zirkeln zusammen zu kommen, und sich freimüthig über ihr Vaterland zu unterhalten. Ein Hauptvortheil der Pariser Gesellschaften ist die Redefreiheit, deren man darin genießt. In die deutschen Zirkel würden sich die fremden Späher bald einschleichen, und den Mitgliedern alles Vergnügen verleiden.

Der Wunsch, die in Frankreich herrschende Preßfreiheit zur Aeußerung von Gedanken über deutsche Angelegenheiten zu benützen, ist mehrmals in die Seele der sich in Paris aufhaltenden Deutschen aufgestiegen, und hat zur Erscheinung mehrerer deutschen Flugschriften, wie auch zu verschiedenen Versuchen, ein deutsches Tagblatt hier zu gründen, Anlaß gegeben. Der erste hatte im Anfange dieses Jahrhunderts statt, und geschah auf Kosten eines Medizindoktors Seiffert, welcher ein Sprachreiniger seyn wollte, und es sich daher angelegen seyn ließ, alle fremden Wörter aus der deutschen Sprache zu vertreiben, und dafür neue zu schaffen, wodurch dann die sonderbarste Sprache entstand, welche, um verstanden zu werden, ein eigenes Wörterbuch erfordert hätte. Kein Franzose hat wahrscheinlich Etwas von dieser Zeitung begriffen; schon Deutsche hatten außerordentliche Mühe, sie geläufig zu lesen. In politischer Hinsicht war dies Tagblatt unbedeutend, denn es enthielt meistens nur Nachrichten aus französischen Blättern; aber als Versuch einer kauderwelschen Sprachreinigung ist dieses Blatt ein Kuriosum; ich zweifle, ob irgendwo ein vollständiges Exemplar davon vorhanden ist. Dr. Seiffert hat auch ein medizinisches Buch in derselben Sprache, oder in demselben Kauderwelsch, abgefaßt und in Paris drucken lassen. Wahrscheinlich ist der größte Theil der Exemplare im Laden geblieben.

Ein zweiter Versuch, ein deutsches Tagblatt in Paris zu gründen, geschah im Jahre 1815, nach der zweiten Einnahme der Stadt durch die Heere der verbündeten Mächte. Ein gewisser Lamort aus Metz, welcher, wie ich glaube, am Mercure de la Roer gearbeitet hatte, hielt den Zeitpunkt für günstig, um den Deutschen in Frankreich eine Zeitung zu geben. Somit entstand seine Pariser Zeitung; sie hielt

nicht so lange Bestand, als die Besatzung Frankreichs durch die Alliirten, und ist im Jahre 1816 spurlos untergegangen.

Zum dritten Male versuchte zehn Jahre nachher Jemand eine Pariser deutsche Zeitung herauszugeben; es wurden wieder einige Deutsche angeworben; das Blatt schlich sich auf Kosten des Verfassers eine Zeitlang fort, und mußte dann, wie die vorigen, aus Mangel an Kapitalien und Abonnenten aufhören.

Diese vergeblichen und kostspieligen Versuche hätten von jedem neuen Unternehmen der Art abschrecken sollen. Dennoch hatte Jemand im Jahre 1838 den Muth, zum vierten Male ein Pariser Tagblatt in deutscher Sprache zu beginnen. Es traten einige in Paris sich aufhaltende Literaten dazu beisammen; eine politische Tendenz schien abermals nicht hervorzutreten, weil, wie es hieß, die Herausgeber es für nöthig hielten, sich mit den deutschen Mächten nicht zu entzweien, und daher so politisch unbedeutend bleiben wollten, daß sie ihnen auch nicht das geringste Mißtrauen einflößen könnten. Das Blatt wurde bis zu Anfang des Jahres 1839 fortgesetzt, und hörte, wiederum mit großem Verluste für die Unternehmer, auf.

Wer nach so häufigem Mißlingen nochmals einen Versuch wagen wollte, müßte ein Thor seyn, und Lust haben, sein Geld unnütz zu verschwenden. Wozu auch ein deutsches Blatt in Paris, wo es so viele freie Organe der öffentlichen Meinung, so unverhohlene Aeußerungen des Geistes aller Parteien und Sekten gibt? Wer nur einigermaßen gebildet ist, versteht so viel französisch, daß er die Pariser Tagblätter lesen kann, und für Handwerker sind große Blätter, wie jene waren, zu theuer, zu lang, und zu ernsthaft geschrieben.

Politische Zeitschriften, besonders im demokratischen Sinne, haben einige Geflüchtete, als Trarel und Venedey, angefangen, aber nicht lange fortsetzen können; sie waren vorzüglich an die Landsleute des rechten Rheinufers gerichtet. Dagegen versuchten andere demokratische Deutsche den Franzosen ihre Gefühle und Ansichten mitzutheilen, wie Börne in seiner Zeitschrift **La Balance** (eine Reminiszenz seiner ehemaligen Wage) that, die sich auch nur zwei bis drei Heftchen weit erstreckte, und wie Heine noch jetzt mit seinen prosaischen und dichterischen Werken thut.

Deutsche Buchhandlungen bestehen in Paris mehrere seit der großen Revolution. Die älteste und bedeutendste ist wohl diejenige des Straßburger Hauses Treuttel und Würz; eine der jüngsten, welche sich aber hoffentlich halten wird, ist diejenige, welche Brockhaus unter der Firma Brockhaus et Avenarius angelegt hat, und womit auch ein deutsches Lesekabinett verbunden ist. Andere Buchhandlungen haben sich nur

einige Jahre lang halten können. Eine furchtbare Nachdruckeranstalt für's Deutsche, diejenige der Gebrüder Tetot, welche die sämmtlichen Werke Göthe's, Schiller's, Jean Paul's, und Tieck's nachgedruckt und im nördlichen und östlichen Europa stark in Umlauf gesetzt hat, mag dem deutschen Buchhandel nicht wenig geschadet haben. Das Unternehmen hat jedoch durch den Bankerott der Unternehmer aufgehört, und im Mai 1840 wurden die clichés dieser stereotypirten, ziemlich schönen und doch wohlfeilen Ausgaben, welche ungeheure Kapitalien erfordert haben müssen, in öffentlicher Versteigerung veräußert.

Es sollte also scheinen, daß es nicht allein schwer ist, etwas rechtliches Deutsches in Paris zu gründen, sondern daß sogar das Unrechtliche, so klar auch der Gewinn davon scheinen mag, daselbst nicht gedeihen will. Letzteres würde eben nicht zu beklagen seyn, wenn nur Ersteres anders wäre.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Buchner.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der deutsche Advokat.

Mitgetheilt

von

Karl Buchner.

Wollte ich Advokat werden? — Nein! — Und warum nicht? — Es fällt mir schwer, einen Grund hiefür anzugeben; geschweige einen vernünftigen. Wie die Geschichte in Mythen sich verliert, so unsere Ueberlegungen, unsere Ueberzeugungen, unsere Entschlüsse in ein gewisses Etwas, was Erinnerung genannt werden kann, und jedenfalls nicht viel jünger ist, als wir selbst. Oder man könnte es auch mit unbewußt aufgenommenen und angelernten Dingen bezeichnen, oder mit Pettschaften, welche wir am Ufer unserer Kinderzeit unter Muscheln und Steinchen fanden, und womit wir bis in's Alter hinein unsere Thaten besiegeln. Eltern, Geschwister, und frühe Freunde brachten links und rechts um uns her dem Irdischen ihren Zoll, aber jene Erinnerungen, jene unbewußt aufgenommenen und angelernten Dinge wollen regelmäßig nur mit uns selbst zu Grabe gehen. Nicht unbedingt und nicht durchaus zu verdammen, wenn spätere selbstständige Prüfung sie wiederholt vornimmt und gut heißt, sind sie doch weit häufiger Klippen, als Anker, weit häufiger Irrlichter, als Leitsterne. — Und so, indem ich von meiner Jugend und von meinen Erinnerungen erzähle, erzähle ich zugleich von meinen Ansichten und von meinen Entschlüssen.

Digitized by Google

Dem Hause meiner Eltern gegenüber hatte ein Advokat gewohnt. Die Klienten flogen ihm zu, und besonders an Wochenmarkttagen war eine Menge Stöcke von Bürgermeistern, Schultheißen, Gemeinderechnern, Kastenmeistern, Kirchenvorständen, oder sonstigen Titel- und Würdenträgern der Dörfer unsers Fürstenthumes, reihenweise an die Wand seines Hauses hingestellt. Ich konnte Das sehr gut sehen, weil ein breites Gitterthor vor dem Hause des Advokaten sich befand. Aber auch noch aus einem andern Grunde blieb jener Umstand meinem Gedächtnisse eingeprägt. Unser Lehrer nämlich erzählte uns einstmals von den Keilschriften der alten Perser und Babylonier, von jenen sonderbaren, steifen, keilförmigen Schriftzügen, welche so lang die Qual der Auslegungskunst unserer Alterthumsforscher waren, und theilweise noch sind. „Seht!" rief unser Lehrer, „so standen sie an der Wand!" und sein langer rechter Arm wies dabei nach der weißgrauen Klassenwand, indem er ellenlange, mehr oder minder perpendikuläre Striche mit dem dürren Finger in die Luft hinein zeichnete. Die Jugend will sehen, und wo sie Nichts sieht, da ist ihre Einbildungskraft geschäftig, den Diener des Sehtrieb's abzugeben. Also sah ich wirklich die keilförmigen Züge an unserer weißgrauen Klassenwand. Welche Aehnlichkeit hatten sie in Stellung und Form mit den Stöcken an der Hauswand des Advokaten! — Die Lehrstunde war geendigt, mein Zehnuhrbrod verzehrt. Auf dem Dachstübchen, das wir Kinder inne hatten, saß ich, Alterthümer repetirend; — diesmal mit Abbildungen. Ich meine die Keilschrift, unserm Hause gegenüber. Und von da an blieb sie mir unvergeßlich. Gerade so mochten die persischen Keilschriften an den Wänden von Pasargadä und Persepolis geprangt haben, wie hier die deutschen; und wenn jene den Ruhm und die Thaten von Darius, Xerxes, und Artaxerxes priesen, so priesen diese mit eben so viel Emphase, und wahrscheinlich mit mehr Wahrheit, den Ruhm und die Thaten unsers Nachbar-Advokaten.

Dessenungeachtet fand ich das Schicksal desselben nicht sehr beneidenswerth. Gewiß hatte man Achtung vor seinen Kenntnissen, denn man suchte ihn auf, wo man eines geschickten Advokaten benöthigt war. Auch konnte man, wie ich mich noch sehr gut erinnere, seiner Person die vollständigste Hochachtung nicht versagen. Aber von seinem Geschäfte, von seinem Amte her zog ein wenn nicht gerade dunkler, doch zweideutig schillernder Schleier über jene Hochachtung. Es war wie späterhin mit dem Quoique Bourbon der Dynastie Ludwig-Philipps. Obgleich Advokat, so ist er doch ein redlicher Mann. Obgleich Advokat, so darf man doch ruhig an seinem Busen schlafen. —

Wirklich schlafen? wie an dem Busen eines Freundes, dessen Auge für uns wacht, wenn das unsrige in Müdigkeit oder in Kummer sich geschlossen hat? Nein, gewiß nicht! Allzuviel vertrauen, hieße da allzu unvorsichtig seyn. Der Advokat könnte sich von seinem, oder vielmehr von dem Naturtrieb seines Geschäftes übermannen lassen, und — Tiger oder Vampyr — der Schläfer am Busen wäre dann verloren.

Schon die nachläßige, fast beleidigende Weise, mit welcher das Volk den Titel des Advokaten spricht oder schreibt, — wenigstens in demjenigen Theile Deutschlands, welchen ich bewohne, — legte mir Zeugniß ab von Dem, was es vom Advokaten halte. Ich erinnere mich, daß einige Briefe an jenen Advokaten irre getragen wurden und in das Haus meiner Eltern gelangten. Hungrig auf Adressen gleich Königen, die ein neues Regierungssystem zu befestigen suchen, (aber doch nur auf Brief-Adressen), unterwarf ich jedesmal die Aufschriften jener Briefe einer genauen Ansicht. Gewöhnlich war denn da Advokat mit den bedenklichen Buchstaben A, ff, e, begonnen, und wenn ich mir auch sagen mußte, daß Das nur von der Unkunde des Volks, ursprünglich lateinische Wörter richtig zu schreiben, herkomme, so blieb immer doch ein Theil des Gefühls, welches die Form der Adresse in mir erzeugt hatte.

Auch führten Einflüsterungen der verschiedensten Art ihm ähnliche Gefühle als Verstärkung zu. Ich rechne dahin, daß ein reicher Vetter, (den wir deßhalb auch nur den „Geldvetter" nannten), mehrfach im Beiseyn von uns Kindern über die Advokaten schalt und schimpfte, und dabei der Sprichwörter: „Advokaten, Schadvokaten," und „Juristen sind böse Christen" sich bediente. Bei ihm und uns war kein Zweifel darüber, daß unter den Juristen einzig hier die Advokaten gemeint seyen. Denn einen Hofgerichtsrath oder gar einen Obertribunalrath al pari einem bösen Christen zu stellen, stritt schon gegen diejenigen Grundsätze der gesellschaftlichen und bürgerlichen Subordination, welche Schulkindern und Gymnasiasten unmittelbar nach dem Gebote des unbedingten Gehorsams beigebracht zu werden pflegen.

Ueber dem Nachbar-Advokaten wohnte ein Staatsdiener. Man weiß, was Das sagen will. Ein Staatsdiener hat den Staat unmittelbar auf seinen Schultern, wie der Berg Atlas den Himmel. Also ist es auch billig, daß alle Gestirne dieses Himmels zunächst auf ihn herablächeln. Nun war zwar jener Staatsdiener, der sehr symbolisch über dem Advokaten wandelte, keiner jener höheren Staatsdiener, welchen von den Sternen des Himmels, den sie tragen, einzelne, besonders große, auf die Gallaröcke fallen, und dort als etwas Himmlisches hängen

bleiben, aber eben so wenig gehörte er zu deren niederen Klassen. Er war erst Tagschreiber und dann Botenmeister gewesen, und hatte endlich mit dem Titel „Rath" eine ruhige Stelle als Registrator bei einer kleinen Finanzbehörde erhalten.

Noch jetzt sehe ich ihn im Geist aus dem Hause heraus der Gitterthüre zuschreiten, sie gewandt öffnen, und dann nach seinem Bureau mit der Würde eines Staatsmannes und mit der Selbstgefälligkeit eines Stutzers sich bewegen. Auch that er Das mit weit mehr Erfolg, als jener afrikanische Häuptling, der, splitternackt und blos zum Putz eine Feder eingesteckt, sich für den größten Monarchen der Welt erklärte. Vielmehr machten, wenn der „Rath" vorüber ging, die Kanzleidiener ehrerbietig Front; die herrschaftlichen Feuerschürer, wenn ihm dergleichen aufstießen, stürzten fast vor ihm zusammen, und selbst die rüstigen Diener der Polizei, dieses Fatums über dem Jupiter, griffen an ihren Hut. Wie mächtig, ja, ich möchte sagen, wie gewaltsam mußte Das auf einen ehrgeizigen Knaben, wie ich einer war, einwirken! Aber nicht genug, daß die Stärke dem „Rath" ihre Huldigungen darbrachte: auch die Schönheit war geneigt, die seinigen dankbar anzunehmen. Oder kann ich mich seiner und anerkennender hinsichtlich der Madamen und Demoiselle ausdrücken, welche mit eingekauften Gemüsen, Früchten, und Suppenkräutern gerade zur selben Zeit Vormittags vom Markte kamen, zu welcher der „Rath" nach seinem Bureau wanderte? Wie freundlich empfingen sie den schöngeschwungenen Gruß des „Raths," wie verbindlich beantworteten sie seine Fragen! Der „Rath" war zwar noch Junggesell, aber nicht mehr jung; es ist also anzunehmen, daß, was jene Eigenschaft ihm an persönlichem Verdienste zulegte, ihm diese wieder entzog. Und dennoch dieses Etwas an ihm, was an Wilhelm den Eroberer erinnerte, aber freilich ganz anders die Frauen für sich gewann, als jener Wilhelm mit der seinigen gethan haben soll, nämlich nicht mit Ohrfeigen!

Eines Vormittags sollte ich an den „Rath" im Auftrage meines Vaters eine Ausrichtung besorgen. Es hatte neun Uhr geschlagen, und deßhalb war wahrscheinlich, daß er, einen kleinen Blumenstrauß in der Hand, wie er ihn Sommers regelmäßig zu tragen pflegte, den Weg nach seinem Bureau bereits betreten habe. Dessenungeachtet versuchte ich, ob er nicht noch zu Hause sey.

Im unteren Stockwerke, — demjenigen nämlich, welches der Advokat bewohnte, — standen ein paar Bauern auf dem Gange. Zugleich überzeugte mich ein Blick in's Geschäftszimmer des Advokaten, daß dieses nicht zum reinlichsten gehalten sey. Auf hohen Repositorien

Digitized by Google

lagen unschön gebündelte Akten, die Stühle waren mit ähnlichem unschönen Hausrath bedeckt, und nächst den Fenstern, aber doch in ziemlicher Dunkelheit, hingen zwei Schreiber an ihren Stehpultchen, wie Dachdecker auf den Dächern. Der Advokat selbst thronte auf einem ledernen, ziemlich schmutzigen Lehnstuhle vor einem mit zerrissenem Wachstuche beschlagenen Schreibtische. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, das Aussehen des Advokaten sey um Vieles besser gewesen, als das Aussehen seiner Umgebungen. Ein verblichener Schlafrock, eine übelgeschlungene Halsbinde, und bedeutend abgetretene Pantoffeln erhielten — wenn ich mich eines juristischen Ausdrucks bedienen darf — keineswegs ihre Kompensation durch ein schön bordirtes Rehfell, welches wahrscheinlich dem Advokaten von einer dankbaren Klientin verehrt worden war, und zu seinen Füßen sich ausbreitete. Der Advokat sah gerade in Akten, und das Ganze hätte als Stillleben im eigentlichsten Sinne des Worts gelten können, wären nicht gleichzeitig zwei Männer beschäftigt gewesen, unter heftigen Gebärden dem Advokaten ihre Angelegenheit auseinander zu setzen. Aber es hielt Das schwer, denn immer wurden sie durch die keifende Stimme einer daneben stehenden Weibsperson unterbrochen, welche auch bei dem Handel betheiligt schien. Der Advokat trug mit Geduld, was nicht zu ändern war. Zum höchsten blies er eine etwas stärkere Rauchwolke aus dem meerschaumenen Pfeifenkopfe, welcher, Trost, Labsal, und vielleicht auch Rathgeber des Advokaten, zwischen den auf dem Tisch befindlichen Papieren sich behaglich lagerte.

Einige Minuten fesselte mich — mehr die Abneigung, als die Neigung an diesen Anblick. Ja, vielleicht wäre ich jenem räthselhaften Triebe, der gerade auf Unheimliches oder Widerliches am unverwandtesten unsere Augen richten heißt, noch längere Zeit gefolgt, hätte nicht der Hund des Advokaten plötzlich Neigung bezeigt, mit meinen Beinen eine etwas nähere Bekanntschaft zu machen. Ich entfernte mich also eilig, und ein paar flinke Sprünge brachten mich in das Stockwerk, welches der „Rath" bewohnte.

Aber dieser war bereits wirklich ausgeflogen. Die Zimmerthüren standen offen; die Fenster thaten's; der Sonnenschein eines herrlichen Junitages fiel durch die leise wallenden, schneeweißen Vorhänge. Und in den Zimmern! Da hingen schöne Oelgemählde in goldnen Rahmen; eine hübsche Pendule klopfte ihren gleichmäßigen Sekundentakt; zierlich eingebundene Bücher blinkten aus den Nußbaumschränken, und eine Büste des Sokrates — der Himmel weiß, wie der „Rath" gerade auf den Sokrates gefallen war! — sah mit seinem unschönen, aber

dabei freundlichen und würdigen Geſichte in das Nebenzimmer hinein, gerade auf das Bett des „Raths“. Alles war geſcheuert, gebohnt, mit reinlichem Sand beſtreut. Mein Herz hüpfte mir vor Wohlbehagen. Die ältliche Haushälterin beſchied mich, daß der Herr „Rath“ in Geſchäften ausgegangen und auf's Bureau ſey, und dieſer ſcheinbare Pleonasmus that jedenfalls dieſelben Dienſte, wie Pleonasmen oder Unwahrheiten in hohen Titeln thun, — er imponirte. Da mein Auftrag eilig war, ſo durfte ich mir das Herz faſſen, zu fragen, ob ich auch wohl auf das Bureau des Herrn „Raths“ gehen dürfe. Eigentlich aber fragte ich nur, um mir die herrliche Einrichtung ſeines Wohnzimmers noch etwas länger zu beſehen. Die Antwort war bejahend, und ich folgte dem Herrn „Rath“ auf ſein Bureau.

Der gute Mann trat dort mit Freundlichkeit auf mich zu. War ſeine Wohnung im Hauſe des Advokaten eine hübſche irdiſche Welt, ſo ließ ſich ſein Aufenthalt in der Kanzlei mit einer hübſchen Mondswelt (inſoweit wir Kenntniſſe davon haben) vergleichen. Einige Gebirge — von Akten, aber kleine; wenig Waſſer — höchſtens in der Flaſche, die der Kanzleiwärter, (ebenfalls ein Staatsdiener), zweimal des Tages friſch füllen mußte; eine dünne Atmoſphäre — weil Niemand in's Zimmer kam, als der „Rath,“ der Kanzleiwärter, und, alle Woche zweimal, der Präſident. Aber Dies hinderte den „Rath“ nicht, eine ganz artige Blumenwelt über den Kämmen der Gebirge anzubauen, und zwiſchen den Freuden des Waſſertrinkens an den Erſcheinungen der damaligen Tagesliteratur ſich zu ergötzen.

Lieber Himmel, dachte ich bei mir, als ich nach gemachter Ausrichtung nach Hauſe ſchlenderte, wie hübſch iſt es doch beim „Rath,“ und wie häßlich beim Advokaten! Hätte man mich an dieſem Tage, und noch an vielen folgenden, gefragt, was ich werden wolle, meine Antwort wäre geweſen: Rath. Auch bewies ich dem „Rath“ von da an eine wo möglich noch größere Aufmerkſamkeit, als zuvor. Ich grüßte ihn über die Straße hin, und als er einmal in meiner Nähe nießte, ſagte ich: „Ihr Wohlſeyn, Herr Rath!“ Der Advokat aber war mir erklärt fatal geworden. Ich ſuchte einem Gruß für ihn auszuweichen, und da manchmal einer ſeiner Söhne zu mir kam, und mich nachher Jemand fragte: wie der Kleine heiße, und was ſein Vater ſey? ſo antwortete ich auf die letztere Frage: „Ach, ſein Vater iſt nur Advokat!“

Indeſſen, „Rath“ oder nur Advokat, der Tod erwartet Alle. Allzuvieles Sitzen und ein Aerger im Geſchäft hatten dem Advokaten den ſeinigen ſchon im beſten Mannesalter zugezogen. Dabei ergab ſich noch ein übler Umſtand. Der Advokat hatte nämlich mancherlei Güterkäufe

gemacht, die sich späterhin nicht zum besten rentirten. Andere Spekulationen waren ebenfalls, mit geringen Ausnahmen, ungünstig für den Advokaten ausgefallen. Man konnte ihn bei diesen verschiedenen Geschäften auch nicht entfernt einer Unredlichkeit zeihen, selbst kaum einer Ungeschicklichkeit. Er war einem nur zu oft vorkommenden Triebe von Advokaten, welche Praxis und Ruf haben, gefolgt, noch neben dem Advokaten her den Geschäfts- und Handelsmann zu spielen. Gerade jene ihre reichliche Praxis und ihr Ruf ist ihnen dazu die Brücke. Man traut nicht blos ihrem Charakter und ihren Kenntnissen, sondern auch den Geldmitteln, welche man bei ihnen unterstellt; man verlockt, man bestimmt sie, und sie selbst lassen sich häufig nur allzuleicht verlocken und bestimmen. Kommt dazu ein frühzeitiger oder überhaupt unvorhergesehener Tod, dann zerflattern schnell die Fäden, womit der Bau des Ganzen doch noch vielleicht hätte zusammengehalten werden können. Man muß an das Eintreiben der Ausstände, an den Verkauf der Immobilien — Alles Das mit Opfern — denken; die Mitspekulanten werden Gläubiger, die Vertrauenden Zweifler. Erwartungsvoll richtet sich das Publikum auf die Zehen, um zu sehen, was es geben soll. Aehnlich nach dem Tode unsers Advokaten. Sein Wohnhaus mußte verkauft werden. Andere Immobilien, theils im Lande, theils außerhalb desselben erworben, mußten's ebenfalls. Als endlich Alles gerichtet und geschlichtet war, hatte die Wittwe des Advokaten gerade noch so Viel gerettet, um nothdürftig zu leben, und ihren Kindern eine angemessene Erziehung zu geben. Sie zog aber aus der Residenz in ein Landstädtchen, weil sie da Verwandte hatte, und Wohnung, so wie Lebensmittel, um Vieles dort billiger waren.

Einige Wochen nach dem Tode des Advokaten hatte auch der „Rath" das Zeitliche gesegnet. Um jenem Sokrates eine Xantippe zu geben, (so behaupteten scherzhafte Leute), war er mit seiner Haushälterin noch spät in den heiligen Bund der Ehe getreten. Die Gute überlebte ihn, offenbar aus keinem andern Grunde, als der Thränen willen, die sie nun noch in reichem Maße ihm nachzuweinen beabsichtigte. Abgesehen hiervon, hatte sie keinen Grund, zu klagen. Der „Rath" war nicht reich gestorben, aber auch nicht unvermögend. Dabei bezog seine Wittwe Pension vom Staate. Sie suchte sich also ein Logis in einer der hübschesten Straßen der Residenz aus, etwas kleiner, als das beim Advokaten, aber doch groß genug, um den Oelgemählden, der Pendule, den Büchern, dem Sokrates, und den Blumen von den Kämmen der Mondgebirge ihres seligen Eheherrn, des „Rath's", passende Stellen zu geben.

Digitized by Google

Ein Sekretär, also abermals ein Staatsdiener, bezog nun die beiden leer gewordenen Quartiere. Er hatte eine große Familie, durch seine Frau Vermögen, aber auch sonst ein gutes Auskommen. Die Stadt erzählte von ihm: einst, in jüngeren Jahren, zum Assessor ernannt, habe er nicht getraut, vom Sekretärstisch hinüber an den Sessionstisch sich zu verfügen, und so sey er, wie eine gestrandete Fregatte, wenn auch nicht auf, doch an dem Sekretärstische allebenslänglich sitzen geblieben. Aber Das that seinem Werthe, der guten Meinung von ihm, und jedenfalls seiner Besoldung nicht den mindesten Abbruch. Späterhin ward er gleichfalls zum „Rath" ernannt, und dabei noch außerdem mit dem Verdienstorden dekorirt.

Der Zufall wollte, daß ich, nach beendigten rechtswissenschaftlichen Studien, bei derselben Behörde mich für den Staatsdienst vorbereitete, welcher der gestrandete Assessor fortgesetzt seine Dienste als Sekretär widmete. Hier hatte ich denn Gelegenheit, seinem — wenn ich so sagen darf — mechanisch-geschäftlichen Talente meine vollste Bewunderung zu zollen. Dieses Talent beruhte zunächst auf der Kenntniß der Fächer eines großen tannenen Repositoriums, welches an einer der Wände des Sekretariats aufgestellt war. Auch hätte man sehr unrecht gethan, diese eben erwähnte Kenntniß deßhalb mit geringschätzenden Augen anzusehen, weil groß geschriebene Worte über jedem einzelnen Fache deutlich sagten, welche Sorte der üblichen Geschäftsformularien darin zu finden sey. Denn gerade in dem Umstande, daß der gestrandete Assessor, in Folge vieler Uebung, jene Ueberschriften gar nicht mehr anzusehen brauchte, und doch das Rechte fand, fußte der hauptsächlichste Theil seines mechanisch-geschäftlichen Talents.

Zwischen Konzipiren und Kontrasigniren, so wie jenen süßen, verstohlenen Freuden, welche ihm auf dem Kanzleigange bei einem frischen Wecke und einem Fläschchen Aquavit bisweilen zu Theil wurden, hatte der gestrandete Assessor diejenige Zeit seines Lebens erreicht, wo er sein Dienstjubiläum feiern konnte. Ich bin kein Freund solcher Jubiläen; da indessen die meisten Angestellten meines Wohnorts dem Jubiläumsmahle beiwohnten, so schloß ich mich ebenfalls nicht davon aus. Der gestrandete Assessor aß zur Feier seines Ehrentages drei Teller voll Krebssuppe, und war bei den folgenden Gerichten bemüht, nicht aus der Konsequenz zu fallen. Sodann wurden Lieder gesungen, zu Ehren des Jubilars „eigens gedichtet." Weiter steckte der jüngste Auskultator, nach eingeschenktem Kaffee, mit einem als Fidibus zusammengekegten Stempelbogen die Tabakspfeife des Jubilars an. Ueberhaupt aber gab sich unter den sonst ziemlich zersplitterten und selbst feindseligen

Anwesenden eine ungeheure Einigkeit kund: man lachte, trank, und erneuerte alte Brüderschaften. —

Glückseliger Jubilar! Ja, noch jetzt, wo deine irdischen Freuden (Leiden hattest du keine) längst von dir abgethan sind, und dein — ich sage das ohne Scherz — milder und menschenfreundlicher Geist in neuen Formen beglückend und beglückt sich bewegt, noch jetzt beneide ich dich bisweilen des Schicksals wegen, was dir hienieden beschieden gewesen ist! Nicht, weil du „Rath" und Träger eines hohen Ordens warst; nicht, weil dir als Staatsdiener mit Rathsrang der besondere Ehrenvorzug zu Theil wurde, daß ein Kanzleidiener mit beflortem Stabe deinem Sarge voranschritt, sondern weil du in dir selbst so heiter und selig warst, und deine frischen Wangen, dein artiger Leibesumfang, ja, jede Bewegung deiner heitern Augen, so entschiedenes Zeugniß dafür ablegten. — — — —

Indem ich bis hieher gekommen bin, glaube ich hinlänglich viel von Demjenigen gesagt zu haben, was zunächst der Gegenstand meiner Erzählung war. Jene Erinnerungen und Jugendeindrücke, jene unbewußt aufgenommenen und angelernten Dinge, welche sich nach und nach zu Ansichten und Entschlüssen in mir verfestigt hatten, liegen nun offen da. Der Leser weiß, daß, während negativ ich von Advokaten und Advokatenstand Nichts wissen wollte, zugleich positiv eine entschiedene Neigung für den Stand der Staatsdiener in mir emporkeimte. Allerdings lehnte sich diese Neigung, wie jene Abneigung, zunächst an die Eitelkeit der Jugend und an ihr schnelles Bereitseyn, sich durch Aeußerlichkeiten der Personen und der Lagen bestechen zu lassen; aber ich will ja weder der Jugend, noch Dem, was auf sie einwirkt, hier ein Lobeszeugniß schreiben; — genug, daß die Sache bestand.

Und die Sache besteht noch!

Nicht als ob ich verkennte, daß jene Jugendbegebenheiten — sehr bald wenigstens — von dem Essig der Ironie angegriffen werden mußten. Oder als ob mir hätte unbekannt bleiben können, daß, wenn Wichtigthuerei, Zeitverderb, Formelkrämerei, Geistlosigkeit, Selbstzufriedenheit, und innere Nichtigkeit bei vielleicht noch so viel Bonhommie, hübschem Logis, und ansehnlichem Vermögen, Eigenschaften sind, welche Kindern und jungen Leuten imponiren, auf dieselben Eigenschaften hin auch manche Advokaten zu imponiren im Stande wären. Oder als ob ich übersähe, daß es galeerenhaft arbeitende Staatsdiener gibt, die dessenungeachtet nur auf halbem Solde sich befinden; Staatsdiener, die, besonders in den unteren und selbst in den mittleren Graden der Anstellung, um leben zu können, aus eigenen Mitteln beständig zusetzen müssen;

Staatsdiener, denen es bei allen glänzenden Kenntnissen, bei aller Tüchtigkeit, und bei allem Fleiße mit einem Vorwärtskommen nicht glücken will. Die Verhältnisse haben sich eben auch da, aus mancherlei Ursachen, für den Staatsdiener verschlimmert. Kurz, gewisse einzelne Fehler und Tugenden des Menschen, so wie des Geschäftsmannes, sind nicht nothwendig an den Staatsdiener- oder an den Advokatenstand gebunden, eben so wenig gewisse allgemeine Lagen und Schicksale; sie können hinüber und herüber wechseln, wie das Wild bei nahe an einander gränzenden Jagdbezirken thut. Aber dessenungeachtet bleibt eine ursprüngliche und innerliche Geschiedenheit im Thun und Lassen, im Seyn und Wesen, in Stellung und Umständen des Staatsdieners und des Advokaten; es macht sich eine Wahrscheinlichkeit bei beiden geltend, eine Wahrscheinlichkeit, welche ich das Angebot des Schicksals nennen möchte, und wobei das Schicksal sich nicht leicht selbst abbietet.

Auch wird das Urtheil der Menschen stets geneigt seyn, Dem, was als eine Art traditionellen Gesetzes aus jenem Angebote des Schicksals sich entwickelt, seine Anerkennung zu gewähren. Es wird begreiflich finden, daß ein staatsdienerlicher Subalternbeamter seine nicht allzu lang gemessenen Kanzleistunden habe. Es wird weiter begreiflich finden, daß ein Staatsdiener, nach überstandenem Noviziat, zu höheren und immer höheren Ehren steige, ohne daß ihn ein Advokat darin unterbrechen dürfte. Es wird Behaglichkeit des Lebens, Auskommen, Ehrenauszeichnungen aller Art, Unterstützungsgehalte im Alter oder bei andauernden Krankheiten, Sorge für Frau und Kinder durch den Staat — Das Alles wird es beim Staatsdiener an seinem Platze, das Gegentheil davon bedenklich und selbst ungerecht finden, während beim Advokaten die Gunst des Schicksals als etwas Besonderes, seine Ungunst aber als etwas ganz Begreifliches, und selbst als etwas sich von selbst Verstehendes aufgenommen wird. Das Urtheil der Menschen hält dafür, daß der Advokat arbeiten müsse, ungefähr so, wie Adam nach dem Sündenfall verurtheilt wurde, im Schweiße des Angesichts sein Brod zu essen. Tüchtigkeit und Geschicklichkeit werden vom Advokaten verlangt, und ihre Anwesenheit ihm weniger als Verdienst, denn ihre Abwesenheit als Schuld angerechnet. Anders beim Staatsdiener. Dem Advokaten gegenüber ist die Welt ein knauseriger Wucherer, der ihm sein „Soll", kaum aber jemals sein „Hat" offen hält.

Bedarf es der Erläuterung, daß ich hier von deutschen Advokaten rede? Die Ueberschrift predigt Dies, und — der Inhalt.

Digitized by Google

Noch bin ich nicht in dieser meiner Darstellung über die Gränzen Deutschlands hinausgewandert. Noch umweht mich, bei Schilderung dieser allgemeineren Zustände des Advokatenstandes, im Kontraste mit dem begünstigteren Staatsdienerstande, vaterländische Luft. Ich weiß, daß es auch in Deutschland nicht immer so bleiben muß. Ich weiß sogar, daß sich in Deutschland gar Manches in diesen Beziehungen bereits gebessert hat. Zunächst im äußersten Westen unseres Vaterlandes. Wie lange vor der Entdeckung Amerika's durch Columbus (ebenfalls aus Westen) kostbare Hölzer auf dem atlantischen Ozean herüber an die Küsten der iberischen Halbinsel geschwommen sind, so kamen, auf dem Ozean der Zeit und welterschütternder Ereignisse, von Frankreich und England wichtige Institutionen, heilsame Gesetze an den Gränzen unseres deutschen Vaterlandes an, und haben dort, noch Leben in sich tragend, kräftige Wurzeln geschlagen. Nicht als ob sie immer Fremdlinge bei uns gewesen wären. Im Gegentheile, gerade in Deutschland, in den Völkern germanischen Ursprungs, hatten sie ursprünglich ihre Heimath. Nach einer eigenthümlichen Schickung aber, welche des Tragischen nicht entbehrt, wurden ihre Zweige und Aeste nach fernen Ländern gebracht, während der Mutterstamm allmählig zermürbte und erstarb. Nur unter Mühen und Beschwerden fanden die unterdessen im Auslande zu kräftigen Bäumen herangewachsenen Zweige den alten Boden wieder, aus dem sie entsprossen. Diese Institutionen, diese Gesetze, in Verbindung mit einem freien politischen Leben, bedingen auch die Wiedergeburt des deutschen Advokatenstandes.

Hierauf gedenke ich späterhin zurückzukommen. Vorerst habe ich nur die Gegenwart unseres Advokatenstandes in ihrem Grundtypus festgehalten. Verfuhr ich unrichtig dabei? Will man mir Beispiele entgegenstellen, wo der Advokat prunkender lebte, und sich dabei eines weit reicheren Einkommens erfreute, als der Staatsdiener? Solche Beispiele läugne ich ja nicht, sondern ich läugne nur, daß sie mehr seyen, als einzelne; ich läugne nur, daß sich aus jenen Umständen des Prunks und des Einkommens Schlüsse für die Stellung des Advokatenstandes im Ganzen ableiten ließen.

O, auch ich habe deutsche Advokaten in glänzenden Phaëtons, bordirte Kutscher auf dem Bocke und glänzende Jäger hintenauf sitzend, durch die Straßen jagen, ihre Zimmer (selbst ihre Arbeitszimmer) von übermäßigem Prunke strahlen sehen! Ich selbst wandelte wohl bisweilen, inmitten einer glänzenden Gesellschaft, unter dem Gefunkel ihrer Kronleuchter hin. Aber, frage ich, hatten jener Aufwand

Digitized by Google

und dieſe Feſtlichkeit nicht einen Charakter — ich möchte ſagen — zweiten oder dritten Rangs, wenn es hieß: der oder der Advokat iſt der Urheber derſelben? Anders, wenn es geheißen hätte: der Regierungsrath, der Finanzaſſeſſor, der Präſident, der (adelige) Auskultator iſt's! Nach ihren vorbeirollenden Equipagen, nach ihren erleuchteten Fenſtern hätte man mit andächtiger Scheu geſehen, während dem Advokaten, der ſich ſo hoch verſtieg, Spitznamen dafür zu Theil wurden.

Ich konnte den Advokaten nicht dagegen in Schutz nehmen. Ein Advokat ſoll zunächſt Plebeſer im beſſeren Sinne des Wortes ſeyn. Er ſoll, wenn er auch Aufwand in der bezeichneten Weiſe machen kann, ohne ſeinen Glücksſtand zu gefährden, doch lieber in einfacher Tüchtigkeit, ſchlichten Sitten, und kräftiger Bürgerlichkeit eine Auszeichnung ſuchen. Aber deſſenungeachtet finde ich ſonderbar, daß dem Staatsdiener die Eigenſchaft der Ebenbürtigkeit nicht fehlt, wenn er ſeine Mußeſtunden mit ſo koſtbaren Vergnügungen vermählt, während, wenn ein Advokat das Nämliche thut, von Mesalliance die Rede iſt.

Nur der Staatsdiener wird aufgenommen in den Begriff der Macht und der Würdigkeit, welchen der Staat als eine Art Hermelinmantel über die Schultern geworfen hat. Wo einem Stande ſo viele und ſo große Vorzüge zugeſchieden ſind, da ſind Vorzüge, welche Einzelne des untergeordneten Standes, der ſchlechteren Kaſte, auch äußerlich vor Einzelnen des herrſchenden Standes geltend machen können, nur Ausnahmen von der Regel. Im voraus kann für Jeden nur Dasjenige verbürgt werden, was die Regel ſelbſt mit ſich bringt. Ohne allzu eitel oder allzu waghaft genannt zu werden, wird Keiner auf ein Mehreres Anſpruch machen dürfen.

Dieſe Anſichten gingen mir in ihrer genaueren Entwicklung und deßhalb gerade in ihrer Milderung und Vermittlung noch ab, als ich ſelbſt zwiſchen Staatsdiener und Advokat die nicht länger mehr zu verſchiebende Wahl treffen ſollte.

Ich nahm nun Partei gegen den günſtiger geſtellten Staatsdiener. Ich fragte mürriſch, was der Advokat verbrochen habe, daß ihm nicht wenigſtens einigermaßen dieſelbe Fürſorge blühe, daß man ihm die Laſten des Staatsdieners aufbürde, ohne deſſen Vortheile ihm zuzuwenden? O ich ging die ganze alte und neuere Geſchichte in Gedanken durch, um Bilder und Vergleichungen aufzufinden, welche den Advokatenſtand, entgegen dem Staatsdienerſtande, in ein günſtiges Licht zu ſetzen und meinem Verdruß gegen den Staatsdienerſtand Waffen in

Digitized by Google

die Hand zu geben vermochten. Ich bestritt dem Staate das Recht, gegen den Advokatenstand ein unväterlicher Abraham zu seyn. Wie ich jetzt die Sache ansah, war der Advokat von der jüngeren und schöneren Gattin entsprossen. Ein Ismael, mußte er, an der Hand seiner Mutter Hagar, durch die Wüste wandern, während zu Hause die alte Sarah den kleinen Isaak hätschelte. Dabei spürte ich das größte Verlangen in mir, den Entbehrungen des kleinen Ismael mich anzuschließen. Auch noch nach Anderem spürte ich Verlangen. Zum Beispiel, als eine Art Ludwig XIV. in den Staatsrath zu treten, mit Reitgerte und Sporen, und den Staatsrath in Furcht und Schrecken zu setzen. Oder irgend einen Sessionstisch umzuwerfen, wie die Verschwornen vor der Ermordung der Wallensteinischen Generale mit dem Tisch in Eger thaten. Oder als Bonaparte einen Saal räumen zu lassen, worin Einer vorlas, Einer zuhörte, Zwei in der Fensternische plauderten, Zwei ab- und zugingen, und Drei in Akten schrieben oder bereits aufgenommene schriftliche Verfügungen zeichneten. Noch wußte ich recht gut, daß jenes näselnde, eintönige, langweilige Vorlesen Referiren genannt wird. Aber alle heilige Scheu war von mir gewichen, welche der Ruf: „Es wird referirt!" dem Auskultator einflößt, und unbedenklich ließ ich die Bajonette meiner Grenadiere blitzen. Doch — wie sich von selbst versteht — nicht zu Gunsten des absoluten Prinzips, sondern zu Gunsten des Advokatenstandes, den ich durch die privilegirte Korporation des Staatsdienerstandes auf das Aeußerste gefährdet und gekränkt hielt.

Sehr wahrscheinlich wird man diese theilweise Aenderung meiner Ansichten für höchst unmotivirt erklären. Auch thäte man einigermaßen recht daran. Aber es war ein Umstand eingetreten, der von jeher mit der Anschauungsweise und den Planen der Menschen sein eigenes, bald neckisches und bald tolles Spiel getrieben hat. Ich liebte. Sie, die Liebe, die nach den steilsten Zinnen des Olymps und in die tiefsten Tiefen des Orkus ihre ewig flammende Leuchte hält, hielt sie auch, wärmend und aufklärend, in den Zwiespalt meiner Entschließungen.

Als Advokat konnte ich heirathen, — damit war Alles gegeben. Also nahm ich mich des Advokatenstandes, der ja nun nächstens mein Stand werden sollte, kräftig an, und wenn ich auch sein Schicksal nicht bessern konnte, so konnte ich doch — Das war ich überzeugt — die Ungerechtigkeit dieses Schicksals darthun. Allerdings sprang dabei mein Eifer etwas in's Extrem, wenn er Reitpeitschen in die Höhe hob, ehrwürdige Sessionstische umwarf, und Bajonette blitzen ließ, aber

dem Eifer eines jungen Konvertiten, der zugleich bis über die Ohren verliebt war, wird man wohl schon Etwas zu gute halten.

Advokaten haben nicht nothwendig eine Praxis, indessen haben sie doch vielleicht eine Praxis und jedenfalls einen Titel, was in Deutschland (dem Titellande, wie Kant es nannte) nicht das Geringste ist. Die Werbung um ein Mädchen entbehrte so den Makel des Lächerlichen. Kurz, — ich ward Advokat, warb, und heirathete. Daß ein Advokat, und sogar eine Advokatin, die gewöhnlichen materiellen Dinge nicht entbehren könne, welche im Worte Lebensunterhalt so bündig zusammengedrängt sind, und daß der Mensch nicht Eintagsfliege genug sey, um seine Heirath mit dem alsbaldigen Tode zu endigen, wußte ich allerdings. Auch wollte ich in den Besitz jener Dinge mich setzen, und ich kann nicht anders sagen, als daß die Umstände mich bei diesem gewiß löblichen Vorhaben auf's beste unterstützten.

Einige Kollegen steuerten den jungen Advokaten mit abgängigen oder ihnen unangenehmen Prozessen aus; Verwandte und Freunde suchten unter ihren bösen Zinsenzählern nach, und übertrugen ihm Zinsenklagen und Kapitalaufkündigungen; ein Pathe, der Kaufmann war, klopfte — ein technischer Ausdruck! — seine Handelsbücher aus, und versah mich mit Stoff zu Klagen „punoto debiti". Außerdem fielen mir, gerade in den ersten Tagen meiner Advokatur, mehrere zahlbare Vertheidigungsschriften in Kriminalsachen zur Ausarbeitung zu. Diese Kriminalsachen behandelten zufällig Dinge, welche einem jungen, leicht erröthenden Liebhaber und Bräutigam anstößig genug erscheinen mußten. Indessen, es half Nichts, die Vertheidigungsschriften mußten eingereicht und das Geld dafür verdient seyn. Noch heute, wenn ich an meine alten, durchstrichenen Deservitenbücher komme, kann ich mich eines Lächelns über die wunderlichen und bedenklichen Gestalten nicht erwehren, welche mich beim Eintritte in den Tempel der praktischen Themis angrinsten.

Aber auch auf lieblichere Weise sind jene Zeiten meiner beginnenden Advokatur mir noch im Gedächtniß. Die Wohnung, welche ich mit meiner jungen Frau bezogen hatte, war klein. Eben so unser Umgang. Wir suchten uns und flohen deßhalb vielleicht etwas zu sehr die Menschen. Eine Arbeitsstube, oder, wie man aufbinderisch sagt, ein Bureau, gehört nothwendig zum Begriffe Dessen, was ein Advokat an Zimmern inne haben muß. Die meinige ging nach dem Garten. Sie war freundlich, reinlich, nicht mit so vielen Akten ausgeziert, als die meines seligen Kollegen mit der Kreisschrift, aber anspre-

Digitized by Google

chender. Statt der zwei Schreiber, welche Jenem beständig zu Dienste waren, kam jeden Morgen ein dicker, ältlicher Mann zu mir, holte, was an Abschriften zu fertigen war, und brachte mir's am andern Morgen wieder. Außerdem schrieb ich Vieles selbst. Meine Frau huschte oft aus ihrem Zimmerchen in meine Arbeitsstube, setzte sich an meinen Pult, und strickte. Hatte ich eine Seite vollgeschrieben, oder einen Brief beendigt, oder waren mir die juristischen Gedanken ausgegangen, dann plauderten wir zusammen. Diese Konferenzen waren meine liebsten. Nicht in mein Journal trug ich sie ein, wohl aber in das Buch süßer Erinnerungen. Der Mund, welcher so anmuthig dabei in Bewegung gewesen war, saldirte sie auch regelmäßig alsbald mit frischer, warmer Münze. Schon eine Zeitlang vorher hatte ich die Schreibfeder niedergelegt und mich zu meiner Frau auf's Sofa gesetzt; ihr dagegen war der Strickstrumpf aus der Hand gefallen, und wir Beide empfanden die Wonnigkeit des far niente so sehr, als jemals Einer unter dem Himmel von Neapel.

Welche Erwartung aber, wenn Schritte auf dem Gange laut wurden, ein leises Räuspern, ein Abkratzen der Füße! Es waren ganz gewiß neue Klienten. Eben lasen sie den Zettel an meiner Thüre, worauf mit mächtigen Frakturbuchstaben geschrieben stand, daß der Advokat N. N. hier wohne. Richtig! Jetzt klopfte es. Meine Frau nahm Reißaus, um nicht zu stören, oder richtiger, um nicht gestört zu werden, und — ein Bettler trat herein, oder eine Orgelmamsell, die Geld sammelte, oder der Ausläufer einer Buchhandlung mit einer Subskribentenliste. Traurige Täuschungen! Doch kam's auch besser. Der Briefträger brachte zwei Briefe: im einen wurde mir ein Prozeß übertragen, im andern exponirte man mir den Inhalt einer Vorstellung, welche ich so bald als möglich fertigen und einreichen sollte. Oder mehrere neue Partien stellten sich persönlich ein. Zwar war die eine eine Armenpartie, aber was that's? Vielleicht ward die Sache gewonnen, und wenn nicht, so galt sie als Uebung und Versuch.

Gar hübsch war's, wenn meine Frau ihr Köpfchen wieder zur Thüre hereinstreckte, um zu sehen, ob ich nicht mehr beschäftigt sey. Dann neckte ich sie wohl zuerst, indem ich ihr von einer wunderhübschen neuen Klientin erzählte, die selbst nach erörterter Rechtssache gar nicht habe weichen und wanken wollen, bis ich sie, statt ein Kreuz zu schlagen, mit dem Schattenriß meiner Frau gebannt habe, u. dgl. Diese Erzählungen wurden lachend aufgenommen, aber auf Wahrheit gedrungen und zu verstehen gegeben, Klientinnen der Art hätten von der Frau

die Aufkündigung des Patroziniums zu befürchten. Es war mir das ein Zeichen, meine kleine Foppere einzugestehen, und auf Versöhnung zu bringen, die dann auch, wenn gleich nur als Verzeihung, bewilligt wurde. Sodann zeigte ich meiner Frau die empfangenen beiden Briefe, sagte ihr von den neuen Partien, die Armenpartie mit eingeschlossen, und gab ihr die drei Kronenthaler, welche eine der zahlbaren Partien als Vorlage mir zugestellt hatte.

Ach, es war ein heiteres, heimliches Leben! Bei Tische aber machte ich meine Frau zur Vertrauten der mir übertragenen interessanteren Rechtsfälle, (recht gesagt, hielt ich alle für interessant,) und beseitigte die Skrupel, welche dabei in ihr aufstiegen. Auch theilte sie so sehr meinen Enthusiasmus für meinen neuen Stand, daß sie kein Bedenken trug, mir eines Tages zu eröffnen, wie sie als Braut meine Eigenschaft als Advokat ihren entfernteren Verwandten und ihren Bekannten zu verheimlichen gesucht habe. Immer habe sie nur gesagt, ihr Bräutigam sey Jurist. Der Grund dieses Verfahrens lag nicht sehr weit. Auch dachte ich nicht daran, es ihr noch nachträglich übel zu nehmen. Dagegen sprengte ihre Mittheilung doch immerhin wieder neuen Essig in die alte Wunde.

Ueberhaupt fehlte es sich nicht, daß ich, neben den Annehmlichkeiten meines Standes, auch die Mühen desselben ziemlich bald kennen lernte.

Zu diesen Mühen rechne ich zunächst einige persönliche Enttäuschungen. Die Jugend, wie jeder Unkundige, ist gewohnt, die Dinge und Personen mehr massenweis, als im Einzelnen, zu betrachten, und was sie dem Massenweisen im Guten oder Bösen ankreidet, im Guten oder Bösen dem Individuum in Rechnung zu bringen. So hatte ich als frischer Anhänger des Advokatenstandes kein Bedenken getragen, einen „Kuß der ganzen Welt," nämlich der ganzen Advokatenwelt, mit Extase zuzurufen. Die Anrede: „Herr Kollege!" freute mich auf's äusserste, mochte ich sie nun gebrauchen, oder sie von Andern bei mir in Anwendung gebracht sehen. Allerdings war auch da wieder die Eitelkeit und die Selbstliebe im Spiele, aber nicht allein. Auch verflog jene Liebhaberei bald. Nicht weniger drängten die Erfahrungen, welche ich machte, mich vom Allgemeinen zum Besondern hin. Von einem Theile meiner Kollegen konnte ich nicht mehr ganz so gut denken, als ich gerne gethan hätte. Es war das ein Riß durch meinen Himmel. Und doch schien die Zeit, in welcher ich Advokat geworden war, durchaus geeignet, tüchtige junge Männer zum Advokatenstande heranzuziehen. Einige Jahre vorher hatten nämlich die ersten politischen Untersuchungen auf den deutschen

Digitized by Google

Universitäten begonnen. Wer mehr oder minder kompromittirt dadurch war, durfte kaum hoffen, im Staatsdienste eine Anstellung zu finden, und so gestaltete sich der Advokatenstand als Bucht, in welcher die meisten Schiffe nach eingezogener burschenschaftlicher Flagge vor Anker gingen. Selbst die Gegner dieser Flagge aber konnten nicht in Abrede stellen, daß dadurch dem Advokatenstande ausgezeichnete geistige Kräfte und ein großer Fonds moralischen Werthes zugeführt würde. Indessen auch ohne jenen Umstand glaubte ich annehmen zu können, daß das Verhältniß der Unabhängigkeit und eines Erwerbs, welcher nicht auf höchsten Dekreten, sondern auf Kenntniß, Bravheit, und dem Vertrauen des Publikums beruht, dem Advokatenstande hinlänglich viele Männer zugeführt hätte, durch welche dessen große Mehrheit als tüchtig und untadelig sich darstellte.

Aehnlichen Resultaten — so nahm ich an — mußte ich an der Hand älterer Erfahrungen und tüchtiger Gewährsmänner begegnen. Die Eröffnung eines Scherbengerichts über den Werth des Advokatenstandes durch alle gebildete Nationen hindurch konnte für jenen unmöglich ungünstig ausfallen. Es galt den Versuch. Manche Bücher, welche mir bei diesem Zeugenverhör nöthig waren, hatte ich schon; andere schaffte ich mir an. Die Sache sollte nun einmal recht historisch von mir betrieben werden.

Gewiß ein löbliches Bestreben, obgleich es vielleicht deßhalb für überflüssig gehalten wird, weil ich über solche Glaubensbefestigungsmittel, nach meinem neu errungenen Standpunkte als **defensor fidei**, nämlich **advocatorum**, weit hinaus seyn mußte. Aber auf die Dauer ist die Ueberzeugung immer haltbarer, als der Enthusiasmus, obgleich am allerhaltbarsten wohl ist, wenn man Beides verbindet, wie bei Briefen, wenn man sie erst mit Oblate und dann noch mit Siegellack schließt. Dabei war ich, wie bemerkt, nach bewältigten zweien Extremen in ein neues Stadium, in das des Zweifels, getreten, und wenn auch dieser Zweifel durchaus nicht auf eine bedenkliche Weise überwog, so konnte es doch keineswegs Etwas schaden, ihm einige praktikable Stützen zu geben.

Wenn ich nur vernünftiger dabei verfahren wäre! Aber statt in die Tiefen zu gehen, schöpfte ich von der Oberfläche ab. Statt die Geschichten der Völker und die Geschichten ihrer Rechtsentwicklung, so wie ihrer politischen Institutionen zu studiren, legte ich mein Ohr an dieses oder jenes Buch, und glaubte Orakel darin zu vernehmen. Zugleich ging mir's, wie unsern alten Pädagogiarchen, welche nur von Griechenland und Rom wußten, und unter den Barbaren einzig

Digitized by Google

vielleicht den Deutschen einige Aufmerksamkeit widmeten. Doch nein, ich will mir auch nicht zu viel thun! Es ist zwar wahr, daß ich bei Griechenland und Rom verweilte, aber es geschah nur ganz kurze Zeit, und ich ging deßwegen so schnell an ihnen vorüber, um bälder nach Deutschland zu gelangen. Allerdings, England, Frankreich waren mir sehr gleichgültig. Und doch hatte der Advokatenstand in England, besonders seit Oliver Cromwell, einen so fortgesetzten und nachhaltigen Aufschwung genommen. In Frankreich weniger, obgleich auch da die alten Parlamente und die dabei bestehenden Einrichtungen gute Uebungsschulen für die Advokaten gewesen waren. Italien, Spanien, und die nordischen Reiche ließ ich ebenfalls völlig unbeachtet, und hatte auch da mehr Recht dazu. In diesem einseitigen Verfahren machten sich, wie angedeutet, die Lücken meines Jugendunterrichts geltend. Aber in diese Lücken hatte sich immerhin Etwas festgesetzt, was nicht ganz zu verachten war: nämlich die wärmste, die hingebendste Vaterlandsliebe. Deutsche waren die Besieger Rom's auf dem Felde der Waffen, Deutsche die Nacheiferer der Griechen auf dem Felde der Wissenschaften gewesen; — so faßte ich das Verhältniß Rom's und Griechenland's zu meinen Landsleuten auf! Aufrichtig liebte ich die Deutschen, und weil ich ihnen alles Gute wünschte, so war ich auch bemüht, alles Gute bei ihnen aufzufinden.

In diesem Sinne begann ich meine Wanderungen durch die mir zu Gebote stehenden Bücher. Aber auf welche Widersprüche stieß ich da! Kaum hatte ich im Kodex des Justinian gelesen, wie der Stand der Advokaten von den römischen Kaisern Leo und Anthemius in den Himmel gehoben wurde, so mußte ich auch schon auf die Erwähnung stoßen, daß Plato — der weise, der göttliche Plato! — den Advokatenstand ganz aus seiner Republik verbannt wissen wollte. Die Römer hießen ihre Advokaten clarissimi, und die alten Deutschen schnitten gerade diesen clarissimis nach der Niederlage des Varus die Zungen aus. Cicero bezeichnete das Haus des Advokaten als unzweifelhaft „das Orakel der ganzen Stadt", und Claproth — ich war damit bereits auf deutsches Gebiet gelangt — meinte in seinem „ordentlichen bürgerlichen Prozeß": die Erfahrung lehre, daß die Advokaten um so „unverschämter" seyen, je nachgiebiger der Richter sey, und umgekehrt. Das Ausschneiden der römischen Advokatenzungen durch die alten Deutschen war mir nicht so empfindlich, als das unverschämt, welches ein sonst billiger und wackerer deutscher Prozessualist auf die armen Advokaten losschleuderte. „Unverschämt!" Der Ausdruck ärgerte mich. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machten

advokatische Unverschämtheiten im Einzelnen bisweilen vorkommen. Warum aber auf eine Art angeblicher allgemeiner Erfahrung eine Art allgemeiner Regel gründen? Warum diese Regel drucken lassen?

Von Claproth wandte ich mich wieder zurück in die vierziger und fünfziger Jahre desselben Seculums. Hatte mich ein Prozessualist niedergeschlagen, so sollte ein Belletrist mich wieder aufrichten. Der Versuch war mißlich. Denn die meisten deutschen Schriftsteller um die Zeit der schlesischen Kriege und des siebenjährigen Kriegs waren — Philister. Friedrich der Große absorbirte da das poetische Interesse, Friedrich der Große mit seinem Weltblick, seinem Verstand, seinen ungeheuern Erfolgen, seinen Gallizismen in Denkart und Sprache, seinem militärisch-politischen Despotismus, und seiner religiösen und sittlichen Frivolität. Diese theilweise sich widersprechenden Eigenschaften, die doch alle ihre vollständige Genesis hatten, so wie überhaupt das Perrückenhafte jener Zeit, waren wenig geeignet, einem kecken und kräftigen Anschauen des Lebens den rechten Augenaufschlag in Deutschland zu verschaffen. Der Politiker schmachtete unter strenger Zensur, der Philosoph mußte nach Wolfischem Maße messen, der Dichter traf kaum eine andere Wahl als zwischen Steifheit oder Seichtigkeit, und wo er einmal etwas lebhafter die Zunge der Zeit rührte, that er's regelmäßig nur als preußischer, selten als deutscher Patriot. Die Schweizer, sodann in Deutschland Gottsched, Gärtner, die verschiedenen (älteren) Schlegel, Ramler, Lichtwer, Gleim, Gellert, Weiße, und eine Menge kritischer Geister gehörten mehr oder minder jenem Philistäismus an, welchem nur der klare, entschiedene Lessing, der deutsch- und freigesinnte Uz, der treffliche Sänger des Frühlings, v. Kleist, und Klopstock, zumeist als Odendichter, kräftig entgegentraten. Später sollte dann das Verständniß und das Studium Shakespeare's die Entmündigung des deutschen poetischen Geistes vervollständigen.

Aber so weit war man damals noch nicht. — Mein Auge flog hin und her unter den verblicheneren Einbänden meiner kleinen Bibliothek. Wie trübe Geister standen sie da, Leder Rück und Eck, aber vergriffen an Blättern und Kanten von fleißigeren Lesern, als unser jetziges Jahrhundert hervorbringt. — Von Cronegk, — kennt noch Jemand den Namen? In der Halle des Brockhaus'schen Konversationslexikons ist er befestigt, aber Wolfgang Menzel hat ihn in seine „deutsche Literatur" nicht mehr aufgenommen. Das Schicksal kam über ihn, das v. Cronegk selbst, der siebenundzwanzigjährige Jüngling, sterbend sich prophezeit hatte: das Schicksal, vergessen zu werden. — Es stammte von v. Cronegk eine scharfe und ungünstige Aeußerung über die Advokaten,

und ich suchte nun nach dieser Aeußerung in den beiden Bänden seiner „Schriften". Umsonst. Wahrscheinlich war von Uz, dem Herausgeber jener „Schriften", die Stelle als zu stark weggelassen worden.

Fast ein wenig mißmuthig über den mir entzogenen schwarzen Flecken, welchen ich, im Geschmack jener Zeit, in ein Schönpflästerchen umzugestalten gehofft hatte, überblickte ich nochmals meine Veteranen, und Rabener's Satyren fielen mir in die Hand.

Diese schienen mir wie gefunden für meinen Zweck. Denn Rabener war ein ehrlicher, tüchtiger Mann, dabei gutmüthig, und, insoweit ein Satyriker kann, (denn er muß die Zustände des Lebens aus der Vogelperspektive der Lachtaube und des spottenden Kukuks betrachten,) gerecht. In dem „Versuch eines Realregisters" stand da geschrieben: „Advokat. Gewissenhafter, ist einmal einer gewesen. 24. Ob das Ernst sey. ibid. Ist verhungert." Ich hatte Nichts gegen diesen Hieb zu erinnern, denn er traf das Schicksal und nicht den Charakter der Advokaten. Aber bald fand ich von „Georg Greif, einem Advokaten," erzählt: „er habe lange Finger und im Gesichte eine so dicke Haut gehabt, daß er niemals roth geworden." Und dann — in den „satyrischen Briefen" — ertheilte ein Advokat den Rath, einen falschen Eid zu schwören, unter vorsorglichem Erbieten, einen Wechsel von 3000 Thalern fälschen zu lassen. Der Rath ward abgelehnt, mit Indignation abgelehnt, von einem Kavalier, dem er gegeben worden. Als ich das Wort Kavalier las, umkreiste mich plötzlich der ganze selige Rokoko-Geschmack der Rabener'schen Zeit. Geschnörkelte Füße an Tischen und Stühlen, schwarze Theebretter mit goldgezeichneten chinesischen Figuren darin, Reifröcke, Haarbeutel, und Kavaliere! Daß Rabener nicht blos den Advokaten zum Schuft und Betrüger, sondern zugleich den Kavalier zu dessen Gewissensaufzupfer und Galgenpater gemacht hatte, tröstete mich mehr, als es mich ärgerte. Denn ich häufte in Folge dieses Umstandes nicht blos die Anklage der Verläumdung, sondern auch die eines ganz gemeinen edelmännischen Servilismus auf des Satyrikers Rabener Haupt.

Und doch war dieser Rabener, wie schon bemerkt, ein achtbarer deutscher Mann, ein liebenswürdiger Mann, dessen munteres, hübsches Gesicht mir sogar in dem abscheulichen Karlsruher Nachdrucke immer äußerst ansprechend erschienen war. Sollte derselbe Rabener sich Anschuldigungen, welche so sehr den Charakter der Allgemeinheit trugen und nirgends durch entgegengesetzte Aeußerungen in seinen Schriften auch nur einigermaßen in der Schwebe gehalten wurden, erlaubt haben, ohne in seiner Erfahrung, in seiner Ueberzeugung Bürgschaften für die

Wahrheit derselben stellen zu können? Und durfte er hoffen, mit Glück solche Anschuldigungen zu erheben, ohne gleichzeitig auf Sympathien in der Nation zu stoßen? — Diese Fragen, auf die ich keine befriedigende Antwort wußte, fielen mir schwer auf die Seele. Aber Rabener hatte zuerst als Steuerrevisor, dann als Obersteuersekretär, und zuletzt als Steuerrath in Diensten gestanden; perennirend war er als Mühlrad in der großen Bannmühle des Staats, und zwar als solches, welches Ziffern quetschte, thätig gewesen. Konnte er da nicht verlernen, gegen den natürlichen Kontroleur und Antipoden des Staatsdieners gerecht zu seyn?

Hiezu trat noch ein Umstand. Rabenern stand Liskow als warnendes Beispiel da. Dieser ausgezeichnete deutsche Satyriker hatte nicht nur mit den untern Wolkenschichten, sondern auch mit den obern, auf welchen die Jupiter dieser Erde in Person thronen, epigrammatisch angebunden. In Folge von Sarkasmen gegen den damaligen englischen Gesandten am kurfürstlich sächsischen Hofe, war er Dresden hinaus gewiesen worden. Späterhin starb gar Liskow, wie man sagt, im Gefängnisse. Und Rabener lebte nun, ein paar Jahrzehnte später, im nämlichen Dresden. Er war ein Mann mit regulirtem Hauswesen, der als Junggesell in einem anständigen Gasthause zur Mittagstafel abonnirt war, und der sein Abonnement nicht unterbrochen sehen wollte. Also hielt er es für's Klügste (und von seinem Standpunkte aus that er völlig Recht daran), die Thorheiten des Hofes und der Großen, die Laster der Throne auf sich beruhen zu lassen, und blos mit den Thorheiten und Lastern des Mittelstandes anzubinden. Wenn aber Rabener aus dem Mittelstande heraus der Göttin des Witzes Hekatomben opferte, so war es begreiflich, daß darunter auch die Advokaten, als Kern und Vertreter des Mittelstandes, nicht fehlen durften.

Diese Begreiflichkeit ließ ich aber keineswegs als Entschuldigung Rabener's gelten. Vielmehr parodirte ich die vorhin angeführte Stelle seines „Versuchs eines Realregisters" also: „Rabener. Ein Philister. Ob das Ernst sey. Bitterer." Bei der These blieb ich, und selbst Rabener's heiteres, redliches Auge zerstreute nur selten die Wolken, welche ich über seine Wahrhaftigkeit und den Werth seiner Satyre, als Spiegelbild allgemeiner Zustände seiner Zeit, zu ziehen versucht hatte.

Aehnliches, wie bei Claproth und Rabener, begegnete mir bei andern deutschen Schriftstellern. Fast immer hatte mein Finger Gelegenheit, auf der fatalen Taste der Rüge und der Abgeneigtheit gegen Advokaten und Advokatenstand auszuruhen.

Digitized by Google

Unter diesen Umständen fiel der Zeugenrotul, den ich, nach Anleitung unsers bürgerlichen Prozesses, über die Eigenschaften meines Standes mir angelegt hatte, ungünstig genug aus. „Alles verloren, nur die Ehre nicht!“ soll der erste Franz von Frankreich nach der Schlacht bei Pavia ausgerufen haben, und gerade die Ehre stand, besonders nach der Aussage der Zeugen Claproth und Rabener, für die Advokaten auf dem Spiele. Oder ist Ehre bei Lug und Trug? Oder ist Ehre bei Unverschämtheit? Die Ehre, dieses wunderliche Ding, was, wie die Gesundheit, nur dann recht empfunden wird, wenn man es nicht mehr hat, verschmäht die Gemeinschaft mit Lug, Trug, und Unverschämtheit. Kein Ersatz für sie, nirgends, aber namentlich nicht beim Advokaten, der, was er ist und wirkt, was er bedeutet, will, und soll, nur unter der Voraussetzung der Ehre ist, wirkt, bedeutet, will, und soll.

So weit war ich mit meinen Forschungen gelangt, als eines Tages der Komödienzettel meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ich besuchte sonst sehr selten unser gnädigst konzessionirtes Stadt- und Nationaltheater, weil ich dort die guten Stücke schlecht und die schlechten gut gegeben wußte. Ich wollte ächtes Gold nicht in Münzen mit Eselsköpfen ausgeprägt sehen, und Kupfer, dessen Gepräge noch ganz leidlichen Respekt einflößte, nicht als Gold mir aufhängen lassen.

Aber heute sollte gegeben werden: „Die Advokaten, ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Iffland.“ Ich kannte Iffland nur als Verfasser der „Jäger“ und der zwei letzten Akte der „Hagestolzen.“ Beide Stücke waren geeignet, für Iffland's Gesinnung und Talent eine recht günstige Meinung mir einzuflößen. Dabei hatte ich aus den Arbeiten sachkundigerer und strengerer Kritiker, als ich einer war, entnommen: daß Iffland der Bürgerlichkeit und derben Biederkeit ein hausmachenes, linnenes Zelt auf der deutschen Bühne aufgeschlagen habe; daß er die Minister und oberen Staatsbeamten als Teufel, die unteren Stände als Geplagte, und die Fürsten, deren hauptsächliche Bestimmung schien, jene ersteren aufzufüttern und dann abzuschlachten, als Götter zeichne. Dazwischen war auch wohl die Kanonisation irgend eines sonst unangesehenen Mannes, z. B. eines Juden, eines Kakerlaken, oder eines Advokaten, zu erwarten. Advokaten! Siehe da, das war ja mein Stichwort für heute, und wirklich faßte ich auch das angekündigte, mir sonst unbekannte Stück in dem ebenbezeichneten Sinne auf. Da nun Iffland jedenfalls ein wohlmeinender, auf die deutsche Schaubühne großen Einfluß ausübender Mann war, so beschloß ich um so mehr, die heutige Vorstellung nicht zu

verſäumen, als es immer angenehmer iſt, ſeiner Kanoniſation bei lebendigem Leibe beizuwohnen, als, wie Kaiſer Karl V. that, ſeinem Begräbniſſe.

Meine Familie beſtand nun ſchon nicht mehr blos aus zweien, ſondern aus drei Perſonen, nämlich noch einem kleinen Sohn, den ich Lebrecht hatte taufen laſſen, und den meine Freunde ſcherzweiſe den kleinen Advokaten nannten. Ich meinte dann, wenn er ſeinem Taufnamen nachkomme, werde er dem Advokatenſtande keine Schande machen.

Von dieſem kleinen Familienkreiſe löste oder bröckelte ſich alſo, da der Abend kam, ein Drittel in meiner Perſon los, und verfügte ſich in's Theater.

Der Vorhang ging auf, und da hatte man denn gleich den ganzen Iffland. Ein ehrlicher alter Zimmermeiſter, dem ſein Sohn, der Landrath, Geld ſchickt; ein Bedienter, der das Geld bringt, aber den Hut dabei in des Zimmermeiſters Stube auf dem Kopfe behält, bis der Zimmermeiſter ihm aufgibt, den Hut abzuthun; abermals der Zimmermeiſter, der den Bedienten mit dem Gelde fortgehen heißt, weil er es nicht wolle, und außerdem einen Riß zu machen habe; dann eine Tochter des Zimmermeiſters, die, keimender Hochmuthsgedanken wegen, erſt keine rechte Luſt hat, dem Vater das Eſſen auf den Zimmerplatz zu bringen, aber es dann doch als gehorſames Kind zu thun verſpricht; — ſo Viel ſchon in den erſten drei Auftritten. Das Andere entwickelte ſich dann weiter. Ein ſchuftiger Hofrath, der Teſtamente verfälſcht und Waiſen beſtiehlt; ein Bräutigam der Tochter des Zimmermeiſters, der als Förſter einen grünen Rock trägt, und als Iffland'ſcher Förſter nothwendig ehrlich iſt; ein läppiſcher, ſchuftiger Rath; der Ex-Landrath, der nun Geheimerath geworden, und gleichfalls ein Schuft iſt; und eine edelgeſinnte Tochter des Hofraths, welche ihrem Vater, ſo wie ihrem Bräutigam, dem Geheimenrathe, von Zeit zu Zeit tüchtig den Text lieſt, unbeſchadet ihrer Zärtlichkeit als Tochter und als Liebende.

Man ſteckt mitten im dritten Akte, und noch iſt kein Advokat zum Vorſchein gekommen, geſchweige ſein Pluralis oder Dualis. Nur ſo diskurſiv wurde über den Advokaten Wellenberger, der auf dem Zettel ſtand, und alſo nothwendig auftreten mußte, in Erfahrung gebracht, daß er alt ſey. Dabei war er vom Geheimenrathe ein „Narr" und ein „Pedant", und vom Hofrath ein „pietiſtiſcher Klopffechter" genannt worden. Der Advokat ſey zudem „ein wahrer Armenvogt", hatte der Hofrath hinzugeſetzt. — Tadel von ganz oder halb Laſterhaften iſt bekanntlich das günſtigſte Tugendzeugniß. Und ſo wußte ich nun, was ich von meinem Kollegen auf der Bühne zu erwarten hatte; denn

Iffland war zu ehrlich, um über Jemanden eine Ansicht zu erregen, die er nicht nachher auch ins Werk setzte.

Advokat Wellenberger erschien erst in der Mitte des dritten Akts. Er machte dem Geheimenrathe Vorwürfe wegen eines Urtheils, welches dieser in einer Prozeßsache zwischen dem Hofrathe und einigen armen Waisen zum Nachtheil der Letzteren gefällt hatte.

„Je mehr und länger ich dieses Papier betrachte, je mehr kommt es mir vor, wie ein aufgebrochener, zerschlagener, beraubter Gotteskasten!“ rief der Advokat. Der Schauspieler hielt dabei dem Geheimenrathe zornig das erlassene Urtheil unter die Nase, und ich freute mich des Eifers meines Kollegen auf den Brettern.

„„Sie sind unverschämt, Herr Advokat!““ herrschte der Geheimerath dagegen. Unverschämt! Da hatten wir wieder das schlimme Wort, aber in einem Sinne, in dem ich es mir gefallen lassen wollte.

„Nein, nein“, rief der Advokat entgegen, „aber muthig, muthig von Gott, wie ein mit Sinn und Recht bewaffneter alter Knecht, für Rache schreiendes Waisenrecht. Das bin ich.“

Wellenberger's warmes Herz gefiel mir fortgesetzt; eben so gefielen mir die Intentionen des Dichters. Dabei konnte ich weniger der Courwisie des Geheimenraths, als seiner Schuftigkeit, die bereits zu schmelzen angefangen hatte, es zuschreiben, daß er den Grobheiten und dem Eindringen des Advokaten mit so vieler Höflichkeit entgegen kam.

„„Ich ehre das Gefühl, das Sie beseelt, mein Herr““, sagte nämlich der Geheimerath zum Advokaten, der erklärt hatte, an ihn, qua homo, der an den jüngsten Tag glaube, appelliren zu wollen.

Sodann, nachdem der Advokat gegen den Geheimenrath geäußert, daß er ein Argument habe, was gewiß den armen Erben helfen werde, und vom Geheimenrathe ihm im voraus seine Freude darüber bezeugt worden war, rief der Advokat diesem zu: „So geben Sie mir den christlichen Bruder- und Liebeskuß,“ — was denn auch der Geheimerath that. Aber dessenungeachtet schonte ihn der Advokat nicht sehr. Er versicherte den Geheimenrath nämlich, die Stadt habe bisher das Menschenherz in ihm bezweifelt, und vermeint, es wäre in einen Geldbeutel verhaftet; und hierauf, als der Geheimerath roth wurde, daß das „für einen dirigirenden Geheimenrath ein gottgefälliges Zeichen“ sey, und er, der Advokat, werde es unter die Leute bringen.

Ich kann mir sehr gut denken, daß einem wackern Advokaten in eigenthümlichen Fällen durchaus darum zu thun ist, einem Richter, welchen er nicht schätzt, unendlich grob zu seyn. Eben so denkbar ist mir, daß ein wackerer Advokat, von Eifer, und, wenn man will, von

Leidenschaft hingerissen, dem Richter auf die Stube rücke, und ihn ungefähr eben so dort bediene, wie der Advokat Wellenberger den Geheimenrath. Weiter mag möglich seyn, daß ein solcher Richter, namentlich wenn er den Gerichtspedellen nicht sogleich bei der Hand hat, gute Miene zum bösen Spiel mache, und zum höchsten, wie auch der Geheimerath gethan, rathe, die Appellation in der gehörigen Form zu ergreifen. Endlich küßte auch wohl ein solcher Richter den Advokaten, wenn ihm von diesem ein Kuß angemuthet wurde. Aber daß dieses Letztere geschah, daß der Advokat den Kuß anbot, „den christlichen Bruder- und Liebeskuß", Das ging über meinen Horizont. Ein Kuß ist die feinste geistig-körperliche Verschmelzung, bald vom leisen Resedageruch elterlicher und kindlicher Zuneigung, bald vom Rosengeruch kräftiger Freundschaft, bald vom würzigsten Dufte hingerissener Sinnlichkeit umwallt. Ein Etikettekuß ist eine Entweihung; ein Kuß, der zur Formel herabsinkt, eine Lüge. Schmach Demjenigen, welcher die Mysterie zur Gassenläuferin macht, oder zum Knochengerippe! Und doch mußte ich den Advokaten wegen des von ihm angebotenen Kusses bewundern. Wie durch ein Privilegium, was ihm die Redlichkeit gegeben, war weder Entweihung noch Lüge dabei. Der Advokat benahm sich so tüchtig und derb, und doch dabei so gutmüthig, und doch wieder nicht allzu gutmüthig, um von der Standarte des Rechts, die er mit beiden Händen fest hielt, auch nur einen Finger sich losringen zu lassen.

Nachdem der Advokat den Geheimenrath als halbgaren Sünder in's Gebet genommen, that er's mit dem Hofrath, der durchaus nicht gar werden wollte, sondern auf den Gedanken verfiel, den Advokaten durch Gift aus der Welt zu schaffen. Aber der Advokat kam dahinter. Der Hofrath war nun in seiner Hand; was that jedoch diese Hand? Sie drückte und preßte den Hofrath nur auf so lange, als nöthig war, einigen Menschen Gutes thun zu lassen. Als der Hofrath dem Advokaten einen Ring schenken wollte, 200 Louisdors werth, nahm dieser ihn nicht an; er zeigte dem Hofrath fortgesetzt seine Verachtung, aber nicht als persönliche, sondern als angewandte Liebe zum Guten und Edeln.

Der Geheimerath hatte unterdessen seine Stelle niedergelegt, war tugendhaft geworden, und wollte, um sein Brod zu verdienen, wieder zu seinem früheren Stande als Advokat zurückkehren. Da, rief der Advokat Wellenberger heftig: „Nicht Advokat! Ich kann das Wort nicht leiden, die Menschen denken sich immer dabei einen verworrenen Knäuel Zwirn, oder einen falschen Boten, der aus der Wildniß in die Wüste fährt. Nicht Advokaten sollten wir heißen, sondern Rechtsfreunde!"

Als der Schauspieler diese Worte mit Gestikulationen sprach, wie sie wohl geeignet sind, den leibhaften Satan von sich abzuwehren, und als das Publikum mit lebhaftem Beifallssturme einfiel, da — schämte ich mich. Ein Mann, der Advokat ist, dabei ein so gütiger, lieber Mann, der, was er ansieht, mit seiner frommen Treue vergoldet, sogar ein solcher Mann will den Advokaten nicht mehr beim Namen nennen lassen, und das Publikum ruft dazu mit seinen Händen: „Amen!" Warum? Weil die Menschen beim Worte Advokat an's Verwirren oder Betrügen denken. Da soll denn der neue Name Rechtsfreund helfen!

Mein Schamgefühl war schnell in die unendlichste Neigung umgewandelt, recht tüchtig zu lachen. Ist der Giftmischer kein Giftmischer mehr, wenn man ihm den Namen Segenspender beigelegt hat, und bleibt die Natter weniger Natter, wenn sie ihre Haut wechselte? Advokat heißt Fürsprecher. Noch wörtlicher heißt's: Herbeigerufener, herbeigerufen zur Hilfe in Rechtssachen. Rechtsfreund! Der Name hat etwas Allgemeines, Vages, etwas Läppisches, er klingt wie ein Gemeinplatz, oder, wenn man Dies lieber hört, wie eine Sentenz. Advokat ist konkret, — schelte mir einer den Namen Advokaten!

Aber wollte denn Iffland den Namen Advokaten schelten? Nein, er wollte es nicht, der gute Mann! Vielmehr wollte er dem Stand oder — richtiger — der Aufgabe, der Zukunft des Standes etwas Freundliches sagen, ohne damit der Gegenwart des Standes, welche ja durch den Advokaten Wellenberger so würdig repräsentirt war, feindselig gegenüber zu treten. — Und dann faßte es mich wieder mit Armen der Liebe, als Advokat Wellenberger sprach: „Wenig schreiben, Viel thun, wenig Geld, viel Ehre, und frommen Sinn! Selten das corpus juris gefragt — oft das Herz, und allezeit die Todesstunde."

Dank dir, alter Iffland, dessen kräftige, würdige Gestalt den fernen Horizont meiner Jugend ziert, für deine gute Meinung! Ja, dein Stück hat dem deutschen Advokatenstande genützt, obgleich es zumeist das Erzeugniß einer bereits gegen den Advokatenstand im Allgemeinen günstigeren Meinung war. — Die Zeit, in welcher Iffland schrieb, gehörte schon nicht mehr dem Morast und den Niederungen an, in welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und bis in die siebziger und achtziger Jahre desselben hinein, die geselligen Zustände Deutschlands versunken gewesen waren. Wärmeres und helleres Licht flog drüber hin, als das Gestirn Friedrich vom Gestirn Joseph seine Ablösung erhalten hatte, und die großen Erscheinungen im Westen Europa's

eine neue Gestaltung der Welt und aller öffentlichen Verhältnisse verkündigten.

Noch befand ich mich unter dem freundlichen Einflusse Iffland'scher Reminiszenzen, als mir Jean Paul's Geschichte des Armenadvokaten Siebenkäs in die Hände fiel. Ich liebte Jean Paul, als wenn ich eine schöne Seele oder eine Jungfrau und kein Advokat gewesen wäre. Ich beugte mich gerne nach seinen Blumen und Bäumen, die von Gewürz troffen, und nach seinem Herzen, das von Hoch zu Tief, von Ernst zu Scherz, aber stets von Wärme zu Wärme flog. Wenn seine Personen mich weniger ansprachen, so stand ich hiebei nicht allein. Am meisten noch — und unter diesen einige recht sehr — gefielen mir die Derben, Komischen, die eigentlichen Charakterbilder. Also auch Siebenkäs. Am guten, freundlichen, genügsamen, braven Siebenkäs ärgerte mich jedoch zuletzt der Einfall, sich todt zu stellen, um anderwärts heirathen zu lassen und selbst heirathen zu können. Ich schalt Dies, und was daran hing, unmoralisch und schlecht; denn die wunde Stelle, welche ich als Advokat mit mir trug, wurde unangenehm davon berührt. Statt dem Dichter vorzuwerfen, daß er diesen Theil des Ganzen auf Kosten der Wahrscheinlichkeit und des Charakters seines Helden nicht zum besten komponirt, mit andern Worten: daß er hier (was ihm oft begegnete) eine höchst schwache Situation geschaffen habe, wandte ich mich unbefriedigt vom Helden des Romans selbst. Ja, ich war kleinlich genug, darauf hin eine Zeitlang mit dem Verfasser des Romans zu schmollen. Er verzeihe mir Dies, der, wenn wir Schatten werden, gewiß ein farbigter Schatten ist! Er verzeihe mir Dies, der Mann der thätigen Freiheit, der überquellenden Liebe! —

Abgesehen hiervon, hatte ich nun gerade genug mit Dem, was deutsche, übel- oder wohlmeinende Belletristen, Professoren, und Staatsdiener über den Advokatenstand zu äußern beflissen gewesen waren. Nicht mehr aus den Worten Dritter wollte ich Orakel herauslauschen. Sie sollten mir tönen aus dem Schoße des Advokatenstandes selbst, und nicht allein über das Wie? sondern auch über das Wie anders?

Traurige Wanderung durch Wüsten! — Die Doktoren der Rechte wurden in den deutschen Reichsgesetzen den Rittern gleich gesetzt und dem niederen Adel vorgezogen, — aber die wenigsten Advokaten waren Doktoren! Die Sachwalter beim Reichskammergericht und beim Reichshofrath genossen großes Ansehen, — aber die wenigsten Advokaten praktizirten bei jenen höchsten Reichsgerichten! Weder die Bedürfnisse des Standes, noch seine Ansprüche auf öffentliche Geltung fanden Anerkennung. Noch schlimmer war das Verhältniß in den einzelnen deutschen

Ländern und Ländlein. Zwar bildeten da die Prokuratoren bei einem höchsten Gerichtshofe bisweilen Konsulentenkollegien, aber ihr Zweck war nur ein rein geschäftlicher, und wenn sie auch, in Folge ihrer unparteiischen Stellung zu den Privaten und zur Staatsgewalt, die öffentliche Meinung für sich hatten, so war Dies doch nur lokal und nicht durchdringend genug. Die Amts- und gerichtsherrlichen Advokaten, die Advokaten in den Landstädtchen, blieben übrig. Je kleiner ihr Gebiet, desto ärger und widerwärtiger die Kaperei, welche sie innerhalb desselben trieben. Verdorbene Studenten, Schreiber von Schultheißen, Schultheißen selbst, und Schulmeister pfuschten den Advokaten in's Handwerk, und so kam von unten in den Advokatenstand eine Korruption, welche von oben nicht gehoben, und durch keine kräftigen Zeitbewegungen, durch keine großen politischen Ereignisse auch nur in Etwas gelüftet und aufgelockert wurde.

Sehr möglich, daß Rabener zumal in solchen Regionen seine Beobachtungen gesammelt hatte! Ja, es ward mir Dies zur Gewißheit, und ich that den Manen des wackeren Satyrikers Abbitte für das über ihn gefällte strenge Urtheil.

Begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen der Hain, der zu Dodona klang, der Hain, in dem ich Orakel der Standesgenossen über sich und über ihre Wiedergeburt vernehmen wollte, lange Zeit Nichts war, als wüstes Gestrüpp. Wo eine Sachlage so übel ist, da denkt auch Niemand mit Ernst daran, sie und ihre Besserung in Erwägung zu ziehen.

Hiermit aber bin ich zu einem Punkte in dieser Darstellung gelangt, auf welchen ich mich schon lange gefreut habe. Es ist das die Erwähnung Justus Mösers.

Justus Möser, deutscher Mann, vor deinem Namen beuge ich mich in Ehrfurcht! Du warst ein Advokat im besten Sinne des Worts, und zunächst das Ideal eines deutschen Advokaten. Mit Wärme nahmst du dich der unterdrückten Unschuld an; mit unbeugsamer Festigkeit widerstandest du der Willkühr des damaligen Statthalters von Osnabrück. Und so ernannten dich schon als Siebenundzwanzigjährigen deine Mitbürger zum advocatus patriae. Mit diesem Titel verwachsen, aus ihm geworden, wahrhaft für ihn prädestinirt, warst du Staatsmann durch Zufall, Weltbürger durch vollendeten geschichtlichen und philosophischen Umblick, Menschenfreund durch ursprünglichen und wahren Herzenstrieb, Geschäftsmann durch Pflicht, Amt, und Neigung, Schriftsteller, ohne es seyn zu wollen, geistreicher Mann, und doch das Herz im Geist nicht ertödtend, wie man gefangene Insekten im Spiritus

umbringt, vielseitig, und doch dabei immer die eine Richtung der Redlichkeit, Tüchtigkeit, und praktischen Anwendbarkeit im Auge!

Möser ist bis jetzt unerreicht geblieben. Golden glänzte der Adler von Roms Fahnen; hätte der deutsche Advokatenstand sich jemals ein Banner zu wählen, so könnte kein edleres Bild in seinen Kämpfen für Recht, Gesetzlichkeit, Vernunft, und Fortschritt ihm voranschweben, als das Bild Mösers.

Möser soll selten gelacht haben, wogegen fast immer auf seiner Stirn und um seinen Mund ein heiteres Lächeln schwebte. So auch in seinen Schriften. Es ist das eine Eigenthümlichkeit derselben, und wir würden sie häufig mißverstehen, wenn wir nicht als eine Art pantomimischer Begleitung jenes heitere Lächeln uns hinzudächten.

„Es ist unstreitig besser" — sagte Möser in seinem Aufsatze „Vorschlag zu einem besonderen Advokatenkollegio", im ersten Bande seiner „patriotischen Phantasien" — „es ist unstreitig besser, daß ein Staat gar keine Advokaten dulde, als daß er ihnen mit Verachtung begegne. Ein Mann, der die Kunst aus dem Grunde gelernt hat, Andere zu scheeren, und von dieser Kunst leben muß, ist so gefährlich, als ein Kriegskommissär; er verkauft Andern das Recht, ihn zu verachten, so theuer, als er kann, wenn er es durchaus verkaufen muß. Oder wenn er Das nicht thut, wenn er ehrlich und verachtet zugleich bleiben kann, so ist er ganz gewiß ein Stümper."

Hier wird jenes heitere Lächeln Mösers zur bittersten Ironie. Er greift gerade die demüthigendste Vergleichung für den Advokatenstand auf, um zu zeigen, daß ihm nicht Demüthigung, sondern Ehre gebühre; er stellt ihn auf eine Linie mit den Kriegskommissären, welche in dem damals noch nicht lange beendigten siebenjährigen Kriege sich auf's „Scheeren" tüchtig gelegt haben mochten. Nur ein Stümper bleibt gleichzeitig ehrlich und verachtet. Als Möser so schrieb, ward seine Feder zum geflügelten Pfeil, zum römischen Stylus, der in die faule Weiche der Zeit sauste.

Möser, der praktische Möser, war nicht für Elegien geschaffen. Höchstens galt ihm die Elegie als Fabel, zu der er in kräftiger Abhilfe die Moral suchte. Und dabei wandelte er seinen historischen Weg.

So zeigte er im so eben erwähnten Aufsatze, wie es, nachdem die Heerbannsrolle gesprengt worden, und in Folge der vermehrten Zahl der Advokaten, gegangen sey. „In Frankreich und England gab man ihnen Gilde- oder Ordensrecht. Sie versammelten sich zu Kapiteln, erwählten ihren Dechanten, machten Statuten, Stiftungen, und andere Vorkehrungen zur Erhaltung ihres Ansehens. In Deutschland hingegen

begnügte man sich, mit der Doktorwürde geschickten Leuten das Recht zum Advoziren zu ertheilen, und des heiligen römischen Reichs Doktoren machten es wie des heiligen römischen Reichs Ritter. Sie blieben unter sich ohne Verein oder Gilde, folglich ohne Stiftungen und Statuten."

Möser wünschte Dies abgeändert. „Vereinigen sich die Landesadvokaten zu einer Korporation, errichten sie Statuten, wählen sie ihre Mitglieder selbst, dann werden sie auch" — so erörterte Möser — „aufmerksamer auf ihre Ehre, empfindlicher für deren Erhaltung, und durch Nichts härter, als durch eine Ausstoßung aus ihrem Orden bestraft seyn. Sie werden Stiftungen machen und annehmen, die Bejahrten daraus versorgen, die Wittwen ernähren, und sich der Kinder ihrer Kollegen gemeinschaftlich annehmen können. Sie werden endlich kollegialische Rechtsbedenken ausfertigen, eine einförmige Praxis befördern, eine Präbende für den Advokaten der Armen ausſetzen, und sehr viele andere gute Anstalten, die der esprit de corps von selbst mit sich bringt, machen können."

Möser erkannte hier die Bedeutung der Korporationen ganz richtig. So im Allgemeinen, als in ihrer Anwendung auf die vereinzelt irrenden deutschen Advokaten. Hat sich seit den siebenzig Jahren, daß Möser schrieb, die Puppe in den Schmetterling, das Korporationswesen in das freiere Assoziationswesen verwandelt, so spricht Das so wenig gegen die Triftigkeit seines damals ertheilten Rathes, als gegen die fortgesetzte Anwendbarkeit desſelben. Nur müßte dann das Institut der Advokatenkorporationen in freier und selbstständiger Weise sich entwickeln, und nicht gleich von vorn herein — wie ich irgend ein Wappen gesehen zu haben mich erinnere — mit tüchtigen und derben Ketten, und gälten diese Ketten auch noch so sehr als Wappenschmuck, umhängt seyn.

Ein anderer Aufsatz Mösers, im dritten Bande seiner „patriotischen Phantasien", trägt die Ueberschrift: „Also ist die Anzahl der Advokaten nicht so schlechterdings einzuschränken." Wie Möser gerne that, ließ er in diesem Aufsatze zwei Personen redend auftreten. Der Eine ist für, der Andere gegen eine geschlossene Zahl der Advokaten; jeder führt seine Gründe an, und bestreitet des Andern seine. Aber am siegreichsten, und offenbar aus Mösers eigener Ueberzeugung entnommen, sind die Gründe gegen die geschlossene Zahl der Advokaten. Er sieht (und mit Recht) in dieser geschlossenen Zahl eine Zunfteinrichtung und eine Abmarkung; er sieht darin das Gegentheil einer Pflanzschule, „woraus der Staat die Männer ziehen will, welche ihm dereinst in wichtigen Ehrenstellen dienen sollen." Den Gesetzgebern allein würdet Möser

die Schuld dafür auf. „Sie haben", so sagt er, „dem Advokaten blos den Weg des Gewinnstes übrig gelassen, welcher immer gefährlicher wird, je weiter er ohne Begleitung der Ehre fortgeht. Sie haben dem Staate mit solchen Advokaten oft nur eine Last von schlechten Leuten zugezogen, und sich in die Nothwendigkeit gesetzt, dieselben mit Strafbefehlen in Ordnung zu halten; und dennoch soll der Advokat ein großes Herz für Wittwen und Waisen, einen edeln Muth gegen mächtige Unterdrücker, und alle Eigenschaften eines geschickten, redlichen, und feurigen Mannes haben; er soll, unter einer empfindlichen Ausschließung von wichtigen Ehrenstellen, auf Nichts als auf Ehre sehen; unter bitteren Verweisen, die ihm ein junger Rath bei der geringsten Gelegenheit gibt, Liebe zu seinen Geschäften, Eifer für die Unschuld, und Freiheit des Geistes behalten; er soll, von guten Gesellschaften ausgeschlossen, den Ton des Hofmannes haben, sich kurz und groß fassen, und Wahrheit mit Geschmack verbinden; ..... Das und viel Mehreres soll er thun, und dennoch beständig auf dem Fuß eines gerichtlichen Taglöhners oder Aktenkrämers gehalten werden. Ich zweifle, ob sich ein ähnlicher Fall angeben lasse, worin die Gesetzgeber so viele widersprechende Forderungen vereinigt haben."

Die Advokatur als Pflanzschule der Staatsdiener eröffnete Mösern freundlichere Perspektiven, die er dann auch mit Kraft und mit Liebe ausmahlte. Ich halte mich nicht dabei auf, theils weil sie sich von selbst verstehen, theils weil sie nur relative Endpunkte sind, und von andern Endpunkten noch überboten werden. Ich meine nämlich, der Advokatenstand habe einen selbstständigeren und bedeutsameren Werth, als blos den, dem Staate von Zeit zu Zeit seine brauchbarsten Diener zu liefern. Dieses wird sich zwar von selbst so machen, wo der Advokatenstand die ihm gebührende Stelle im Staate einnimmt, aber doch ist immer nicht das rechte Verhältniß hergestellt, wenn der gewesene Advokat zum Status eines Staatsdieners wie von der Staffel zum Thronsessel hinansteigt. Vielmehr nahm der Advokat schon vorher einen Thronsessel ein; er wechselte ihn blos mit dem des Staatsdieners, und wenn er irgend Anlaß dazu findet, so kehrt er von diesem wieder zu seinem früheren zurück.

Möser sah das ganze Verhältniß doch noch zu einseitig und zu beschränkt an. Die Advokaten als Korporation, und die Advokaten als Pflanzschule der tüchtigsten Staatsdiener — zwischen diesen beiden Polen wirbelte seine Welt. Zwar hatte er in andern Aufsätzen seiner „patriotischen Phantasien" recht hübsche Gedanken über Friedens- und Kriegsadvokaten u. dgl., aber das Uebrige verhüllte sich ihm doch noch

in Schleiern. Nur stumme Hände wiesen, wie die Hände von Meilenzeigern, von den erreichten Punkten darauf hin. So in den Aeußerungen vom „großen Haß", „welcher in allen despotischen Staaten Denen von der Familie des Bartolus und Baldus bewiesen werde," und in der lebhaften Vertheidigung der Rechtsungelehrten als Urtheilsprecher in Kriminalsachen.

Möser hatte mich indessen auf Frankreich und England hingewiesen, und damit war schon Viel gethan. Denn der Deutsche, der sonst so gerne in die Fremde sieht, isolirt sich doch regelmäßig in seinen staatlichen und öffentlichen Verhältnissen. Lange dauert's, bis die Beispiele von außen auf ihn wirken, ja, bis ihm dieses Außen nur als etwas mögliches Praktisches in's Ohr klingt. England, Frankreich .... dahin also konnte ich nun meine Blicke wenden!

Ich machte mich bekannt mit den französischen Anwaltskammern, mit den englischen Inns of courts. Ich durchging die mancherlei Wandlungen, welche die Gesetzgebungen Englands und Frankreichs seit den letzten fünfzig Jahren erfahren haben. Ich stieg noch höher hinan, und wenn ich dem englischen Verfahren den Vorzug größerer Achtung des Individuums, und also der Freiheit, geben mußte, so hatte doch das französische Verfahren, bei der Gleichheit der obersten Grundsätze mit dem englischen, den großen Einfluß voraus, welchen Nachbarschaft und gemäße Wechselwirkung unter den Völkern geben.

Vielleicht findet man auffallend, daß insbesondere das französische Gerichtsverfahren und dessen Konsequenzen für den Advokatenstand mir gelegentlich meiner Universitätsstudien so unbekannt hatten bleiben können. Aber ich war zu einer Zeit Student gewesen, wo vielleicht keine Verszeile in Arndt's Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland?" mit lebhafterem Ausdrucke gesungen wurde, als die Zeile:

„Wo jeder Franzmann heißet Feind."

Diesen Haß gegen die französische Nation hatte man damals in Deutschland auch auf deren Institutionen übergetragen. Es war die Zeit der jungen deutschen Freiheit, eine Zeit, welche ich nicht schmähe, die aber bald hinter sich selbst zurückblieb. Sogar stabile Professoren der Jurisprudenz huldigten ihr in so weit, daß sie als Franzosenhasser auftraten, und über das Wort Code vom Katheder herab ein albernes deutsches Calembourg rissen. Warum auch nicht? Bemühten sich doch die Regierungen, was französisch war, schnell aus dem gereinigten deutschen Tempel hinauszujagen; besonders aber die französischen Institutionen. Und das Volk sprach Amen dazu.

In späterer Zeit, in gereifteren Jahren, verstimmt, aber auch

Google

gebildet durch mancherlei Erfahrungen, hatte ich mich nun endlich denjenigen Gegenständen zugewandt, welche mir den gewünschten Aufschluß geben konnten. Wie ein Mensch, der in tiefer Grube und unter dunkelm Himmel nach deutlicherem Erkennen der ihn umgebenden Gegenstände ringt, so hatte auch ich lange Zeit gerungen. Da waren von Möser einzelne Sterne aus jenem dunkeln Himmel hervorgerufen, und zu Wegweisern, zu Gefährten mir gegeben worden. Hab' ich wirklich durch Steine und Gestrüpp den Weg aus der Grube gefunden, habe ich den Vollmond, die Wolken durchbrochen, habe ich die mächtigsten Gestirne ihren Weg um mich wandeln sehen, so ist Dies das Verdienst Möser's. — —

Unterdessen beschäftigte ich mich nach Kräften und Gelegenheit mit meiner Praxis. Sie unterlag mancherlei Wandlungen. In Bezug auf die Personen und die Sachen, im Einzelnen und in Gruppen. Die Letzteren ließen sich wieder mehrfach eintheilen. So sprach ich insbesondere gerne von meinen himmlischen Rubriken, oder — was gleichbedeutend war — vom Zodiakus, den meine Praxis durchwandelt habe. Nicht lange nachher nämlich, als ich Advokat geworden, warf mir ein kleines privilegirtes Gericht der Residenz eine Zeitlang ziemlich viel Arbeit ab. Es kam Dies daher, daß eine gewesene Magd meiner Eltern, ein recht hübsches Mädchen, den bei jenem Gerichte funktionirenden Amtsdiener geheirathet hatte, und daß Dieser nun alle Mühe aufwandte, seinen Sprengel-Angehörigen mich zu juristischem Schutz und Trutz zu empfehlen. Späterhin trat meine Praxis, die so glücklich im Zeichen der heirathenden Jungfrau begonnen hatte, in Folge der Protektion eines alten Spezereikrämers in das Zeichen der Waage. Das Zeichen des Skorpion's brütete einige Vertheidigungsschriften für offenbar unabsichtliche Uebertretungen der damals geltenden, weniger mit dem Zahn, als mit dem eingezogenen Schwanz heimtückisch verwundenden Zollgesetze aus. Einflußreich bewies sich das Zeichen des Schützen, indem ich einer Forst- und Jagdbehörde längere Zeit die von ihr abhängenden fiskalischen Prozesse führte; das Zeichen des Steinbock's durch das holländische Haus Steenbock und Kompagnie, für das ich eine Reise in Rechtsangelegenheiten unternehmen mußte; das Zeichen des Wassermann's durch eine längere persönliche Fehde mit einem Kollegen, den wir scherzweise den Wassermann zu nennen pflegten, und das Zeichen der Fische in Folge einiger bedeutenden Fischdiebstähle, wobei mich die bestohlenen Bachbeständer gewissermaßen als ihren Brückenheiligen um Beistand angingen. Aehnliches könnte ich von den übrigen Zeichen meines advokatischen Zodiakus erzählen.

Denn ohne besondere Mühe fügte sich von Zeit zu Zeit das eine oder andere Ereigniß dem einen oder andern Himmelszeichen.

Aber auch in direkterer Beziehung zu meinen Klienten gingen meine Erfahrungen nicht leer aus. Ich fand viele Undankbare, und einige wenige Dankbare. Letztere regelmäßig in geringfügigen, leichten Sachen, aus dem, wie mir scheint, einleuchtenden Grunde, daß mehr das baldige und angenehme Ergebniß, als der längere und mühsame Weg dahin von den Recht- und Gnadesuchenden in Anschlag gebracht wird. Die Frauen habe ich immer für liebenswürdig gehalten, selbst dann, wenn sie meine Klientinnen waren, und in dieser Eigenschaft mich ein wenig plagten. Ich schrieb diesen Umstand ihrer geringen Kenntniß des Rechts und seiner oft so langweiligen Formen, ihrer Nervenreizbarkeit, und — allerdings ein eigenthümlicher Defensionalgrund! — gerade ihrer Liebenswürdigkeit zu. Was die Schritte der Männer beflügelt, was ihre Herzen in lebhafteren Takt bringt, sollte Das nicht auch eigentlich die Schritte eines lahmen Prozesses und einer Zwangsversteigerung, die nicht kommen will, oder den Takt einer Auspfändung beflügeln müssen? Wirkungslos sich zu sehen, kränkt immer; warum also nicht auch die schönen, zarten, holden, liebenswürdigen, sanften Frauen, die sonst so schnell zu siegen vermögen, und deren Sieg problematisch wird, wenn er nicht unverzüglich stattfindet? Gewiß, die Frauen haben Recht, ihre Advokaten zu plagen, und ich bin bereit, einer Jeglichen als Anwalt gratis zu dienen, welche von ihrem bisherigen Advokaten durch Wort oder Blick hören muß, daß sie ihm mit Anfragen, gelinden Torturen, und antreibenden Billeten zu Viel thue.

Ich fand Menschen, welche mir einen Prozeß antrugen, weil sie mich für wohlhabend hielten, und Andere — sie wollten einen Bedienten — welche aus demselben Grunde an meiner Thüre vorbeigingen. Weil ich häufig geneigt war, zum Vergleiche zu rathen, faßte stellenweise das Gerede Platz, es käme mir auf einen Prozeß mehr oder weniger nicht an, und ich advozire nur zu meinem Vergnügen, — eine Nachrede, welche dem Advokaten fast so nachtheilig ist, als einem Lokalboten die Nachrede, er gehe nicht präzis. Weniger Geneigte aber zweifelten auf jenen Umstand hin an meiner Geschicklichkeit, an meinem Muth, an meiner Arbeitslust, an meinem „praktischen Blick.“ Und so verlor ich nicht selten schon Prozesse, die ich noch gar nicht übertragen bekommen hatte. Es mußten dadurch mancherlei Ausfälle in meiner — wenn ich so sagen darf — prädestinirten Praxis entstehen, die aber von Zeit zu Zeit, und namentlich aus den Reihen der Gegner, sich wieder ergänzten. Nicht als ob ich die Letzteren durch unerlaubte

Gefälligkeiten oder gar durch noch Schlimmeres dazu bestimmt hätte; nein, im Gegentheil, ich vergab meinen Klienten Nichts, ich war immer dem Gegner streng auf dem Leibe, und verhüllten wie unverhüllten Leimruthen wußte ich stets eine kräftige, und selbst eine derbe Antwort entgegen zu setzen. Aber Alles Das gewann mir gerade, war der schwebende Prozeß zu Ende, und war der Gegner ein redlicher und vernünftiger Mann, häufig einen Kunden.

Es würde mir leid thun, wenn man nach vorstehenden Andeutungen meine Meinung über meine gesammte Klientel bemessen wollte. Nein, ich hatte und habe Klienten, mit denen ich im Lauf der Jahre auf einen wahrhaft freundschaftlichen Fuß gekommen bin. Das Geschäftliche wird im Beginn der Briefe schnell abgemacht, und dann geht es auf unsere Erlebnisse, unsere Ansichten von Dem und Jenem über. Mancher Zypressenstrauch vor neu entstandenen Gräbern wird da sanft zurückgebogen, um das neue Grab und die neue Wunde zu zeigen. Aber auch mancher lustige Kranz, gepflückt auf der Wanderschaft durch's Leben, fehlt nicht. Eben so wenig fehlen Beileid und Beifreud' von der andern Seite. Es ist ein herzliches Nehmen und Geben, allerdings in's Tempo gebracht, welches der Gang, das gerade vorliegende Material des Geschäfts, erfordert. Es ist ein Händeschütteln und Händereichen über verwandelte oder abgelöste Zehnten und dgl. mehr, aber während man die Hände schüttelt und reicht, hat man die Zehntenangelegenheit vergessen.

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß diese Oasen im Geschäftsleben des deutschen Advokaten weniger in seinem eigentlichen prozessualischen Thun und Treiben, als in den Administrationen, die er führt, vorkommen. Ein Prozeß nimmt immer zu viel für sich in Anspruch, in Korrespondenz und Interesse; er läßt zwischen Klient und Advokat kaum noch ein anderes Verhältniß aufkommen. Man ist erwartungsvoll, gespannt, unruhig; man treibt zum Ende, oder wird dazu getrieben. Auch ist da der Punkt der möglichen Verurtheilung in die Kosten, oder einen Theil derselben, und deren Abforderung vom Klienten störend, während es bei Administrationen regelmäßig nur die erste Verabredung gilt, und dann das Honorar in der Rechnung ohne weitere Bemerkungen still und leise zum Abzug kommt. Ganze Lebensläufe meiner Klienten könnte ich aus solchen Briefen aufstellen, und sie würden dann die Hälfte des Goldrings herzlicher Anhänglichkeit bilden, dessen andere Hälfte, als Briefe, von mir geschrieben, in den Händen meiner Klienten sich befindet.

Es gibt Etwas im Menschen, was sich unverändert von seinen blonden oder braunen Haaren auf seine weißen Haare vererbt. Es ist

dies die Neigung und selbst das Talent, die Fehler Anderer leicht herauszufinden. Und so hatte ich denn einen entschiedenen Haß gegen die Suada, die lockt, und den trotzigen Muth, der alle Prozesse gewinnt. Ich war geneigt, dem Arzte eine gewisse Charlatanerie nachzusehen, aber niemals dem Advokaten. Einem Arzte gegenüber kann seine eigene Wissenschaft den Charlatan spielen; er kann der Verführte seyn, so gut als der Verführer. Anders der Advokat. Seine Wissenschaft ist ganz positiv. Er muß bald in Erfahrung gebracht haben, daß die Thatsachen sich bei einer Prozeßführung unter der Hand ändern, daß alle Beweisführungen mehr oder minder großen Schwierigkeiten unterliegen, daß insbesondere der Eid, als letztes Beweismittel, eine mißliche Waffe ist, daß die Subsumtion der Thatsachen unter die gesetzlichen Normen, mit andern Worten: die Rechtsfragen, sehr oft verschiedenartig behandelt werden, daß jeder Prozeß für den Prozeßführenden ein Unglück ist, und daß, selbst beim günstigsten Ausgange der Prozesse in der Hauptsache, durch's Unterliegen im Zwischenverfahren oder durch Kostenkompensationen, auch dem gewinnenden Theile sehr ansehnliche Nachtheile erwachsen können. Ich meine, daß unter dem Gewichte solcher Erfahrungen jener trotzige Muth eigentlich ganz unmöglich sey. — Nicht weniger erregte meine Galle, wenn ich von Advokaten hören mußte, welche als prozessualische Musterreiter und Eckensteher ihre Dienste anboten, oder für sich kolportiren ließen. — Verhaßt war mir jene Behandlung der Prozesse, welche Thatsachen in Abrede stellt, die doch wahr sind, und zwar (wenn ich nicht noch Schlimmeres unterstellen sollte) auf die Hoffnung hin, daß der weitere Verlauf, vielleicht ein Versehen des Gegners beim Führen des Beweises oder dgl., aus solchem Verfahren doch noch einige prozessualische Vortheile abwerfen würde. — Ich zürnte endlich dem Anwalte, der nicht seine Stellung wahre, zum Mäkler herabsinke, oder, durch den Ankauf streitiger Forderungen und dgl., zum Spekulanten oder Mitspekulanten von Juden und Judengenossen.

Wenig ist so niederschlagend in der Welt, als die Bemerkung, daß, indem wir Andere oder gar ganze Zustände zu reformiren uns bemühen, die Reform unser selbst nicht besonders vorwärts will. Gerade Das ergab sich aber bei mir. Ich hatte bald eingesehen, daß die Führung der sogenannten Bagatellsachen das Ansehen des Advokatenstandes untergrabe, und doch wollte, oder, weil Dies besser lautet, konnte ich mich nicht ganz von ihnen los machen. Ich nahm nicht selten Prozesse an, ohne mir diejenige genaue Kenntniß von ihnen zu verschaffen, welche der schimmernde Quinctilian verlangt. Ich ertappte mich sogar einigemal, daß ich nicht abgeneigt war, gegen Urtheile, die ich für ganz gerecht-

hielt, Rechtsmittel einzuwenden und einzuführen. Der Verurtheilte war nämlich in Geldverlegenheit, er wünschte Nachlaß oder doch Frist, und der Gegner zeigte sich wahrscheinlich geneigt, bei alsbaldiger Zahlung oder förmlicher Anerkennung seiner Forderung ihm das Eine oder Andere zu gewähren. Da war nicht uninteressant, zwei oder drei Monate lang den Fabius Cunctator zu spielen. Sodann fand ich von jeher in der rücksichtslosen Unterstützung Dessen, was ich für recht erkannt hatte, eine der Hauptaufgaben meines Standes. Das **impavidum ferient ruinae** des Horaz galt mir da als Richtschnur. Der Unter-Richter hatte gefehlt, der Kommissär, das Mittelgericht, das Obergericht hatte gefehlt, — lebte die eine oder andere Ueberzeugung in mir, dann sprach ich sie auch ungescheut aus. Meine Feder, sonst gutmüthig, schrieb dann scharf und schonungslos. Besonders in Kriminal- oder überhaupt in Untersuchungssachen geschah Das. Vorhalte, die, wie späterhin der Inquirent elegant sich ausdrückte, auf einem Irrthum beruhten, Suggestivfragen, üble Behandlung des Angeschuldigten, namentlich wenn er zugleich in Haft war, kurz, alle großen und kleinen Hilfsmittel einer schlauen oder gewaltsamen, immer aber einer unrechtlichen Untersuchungsmethode, trieben mir das Blut nicht blos in den Kopf, sondern auch in die Fingerspitzen. Ich schrieb von Indignation, von Grausamkeit, von Barbarei. Denn hatte ich nicht die Aeußerung Ulpian's gelesen: Es gebühre dem Prokonsul, nachsichtig, duldsam gegen die Advokaten zu seyn? (**Circa advocatos patientem esse Proconsulem oportet**). Hatte ich nicht in die schönsten Sentenzen gebracht gefunden, daß Muth und Freimüthigkeit dem Advokaten zur Zierde gereichten? Aber bei Ulpian's Aeußerung war von mir übersehen worden, daß der Prokonsul jene Nachsicht und Duldsamkeit *mit Verstand* (**cum ingenio**) gegen die Advokaten üben solle, also, *daß sie ihm nicht über den Kopf wachsen* (**ne contemptibilis videatur**). Die Folgen meiner Schreibart blieben nicht aus. Erst Verweise, dann Geldstrafen. Mit Mühe entging ich der Kassation. Also legte ich meiner Feder Zaum und Gebiß an, und schwieg manchmal lieber, wo ich, meiner Ueberzeugung gemäß, laut hätte reden sollen. Daß mein Gewissen mit diesem Produkte meines Verstandes unzufrieden war, brauche ich kaum hinzuzufügen.

Der Professor Gesterding in Greifswalde ist der Ansicht, ein Advokat könne eine zweifelhafte Sache nur dann führen, *wenn er sie als Richter für seinen Klienten entscheiden würde*. Aber kommt denn so gar Nichts darauf an, ob ein Klient auch Recht *im Sinne der Moral* habe? Bei der Unmöglichkeit, die positiven Gesetze den

Intentionen der göttlichen Gerechtigkeit anzupassen, scheint mir diese Frage nicht blos in Zweifelsfällen wichtig. Oder will man behaupten, die göttliche Gerechtigkeit sey ein potenzirter irdischer Richter, der, vermöge seiner Allwissenheit, von Beweisführungen abzusehen im Stande sey, und außerdem nichts Besseres zu thun wisse, als irgend einen Kodex in seinem starren, steifen, und erstorbenen Schematismus, in seinen trockenen Subsumtionen des Falls unter's Gesetz, in Anwendung zu bringen? Ein hartherziger Vater, ein eigennütziger Vormund, ein habsüchtiger Wucherer, ein Ehegatte, der seine Frau mißhandelt, ein eidesbrüchiger Wollüstling, können nach dem positiven Recht oder gar nach formell gültigen Beweisen, welche sie zur Hand haben, den Prozeß, den sie beginnen wollen, sehr wahrscheinlich gewinnen müssen; — wird aber der Advokat ihnen diesen Sieg gönnen? Wenn der Richter der Sklave der Gesetze ist, und vielleicht seyn muß, ist auch der Advokat, wenn es um Uebernahme oder Ablehnung einer Rechtssache sich handelt, dieser Sklave? Soll er hier nicht seinem Gefühl, seinem Herzen, seiner moralischen Ueberzeugung ein größeres Gewicht beilegen, als Formen, die in der Reihe sind, und Formeln, die oft weniger vom Geist, als vom Ungeist festgesetzt scheinen?

Welchen Zwecken hätte der Advokat oft zu dienen, wenn er blos der trockenen Theorie Gesterding's und anderer Juristen sich anschlösse? Egoistischen, schlechten, niederträchtigen. Die Wagschale des Rechtes verstattet dem Gewichte der Moral kein Recht des Ausschlags, und der Advokat, wenn er das Recht erstreitet, hat oft auf dem Felde der Moral gleichzeitig eine Niederlage erlitten. — Ich muß mir das Zeugniß geben, daß bei der Uebernahme meiner Prozesse diese Rücksichten mir niemals fremd waren, obgleich ich auch oft die Schwierigkeiten einer solchen moralischen Gold- und Silberprobe der Prozesse mir eingestehen mußte. Regelmäßig überwog in solchem Falle Cicero's: „Denn es ist mir weder erlaubt, noch ist es redlich, daß ich meine Mühe zur Erleichterung der Gefahren der Menschen nicht verwende." (**Neque enim jam mihi licet, neque est integrum, ut meum laborem hominum periculis sublevandis non impertiar**). Noch weniger bedenklich aber war ich in Kriminalsachen. Mignet nennt das Ableugnen der Thatsachen „das natürliche Recht jedes Angeklagten," und billiger Weise kann man es ihm auch nicht streitig machen. Hier, oder bei wirklich einbekannter Schuld, muß also der Advokat schon zufrieden seyn, das Vorhandenseyn einer kleineren Schuld seines Klienten, entweder an sich oder durch das Vorhandenseyn von Milderungsgründen,

und hiernach die Nothwendigkeit einer geringeren Strafe für Denselben dem Richter nachzuzeigen.

Inmitten dieser mannigfaltigen Beobachtungen und Erwägungen sehnte ich mich manchmal schmerzlich nach einer neuen Einrichtung der Jurisprudenz in Deutschland in ihren obersten Grundsätzen, und damit verbundenen Umgestaltung der Verhältnisse des deutschen Advokatenstandes. Diese Sehnsucht enthielt auch, meiner Meinung nach, durchaus nichts Unbescheidenes oder Unmögliches. Ich wollte den Genius der Zeit keinen Zauberstab in die Hand nehmen sehen, welcher unbedingt Alles gut mache, die Umstände und die Menschen. Ich wollte nicht, daß er, mitten aus mangelhaften Dingen und Zuständen heraus, unsere Jurisprudenz nehme, und sie zu einer absoluten Vollkommenheit heranbilde. Aber ich war überzeugt, daß im Advokaten-, im Richterwesen, kurz, im Prozesse, sehr Vieles anders in Deutschland seyn könne, ohne in verlorene Paradiese zu streifen, und sehr Vieles anders in Deutschland seyn müsse, wenn wir des Kulturgrades nicht unwürdig werden wollen, welcher über der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — wie ein holdprangender Regenbogen über einer mannigfach reizvollen Gegend — steht.

Diese Sehnsucht, diese Bestrebungen waren eigentlich ein neues Aufbrechen meiner alten Wunden. Sie hatten nur etwas Positiveres, die Gegenwart Be- oder Ergreifenderes. Was ich über das französische und englische Gerichtsverfahren, und die Stellung der dortigen Advokaten erlernt, war mir dabei der nächste Anhaltspunkt; aber die lebendige Anschauung jener, der Theorie nach gewiß anlockenden Einrichtungen fehlte mir noch, und theils alberne, theils in fett gewordener Gewohnheit fast erstickte, immer aber leidenschaftliche Stimmen von der andern Seite, zeigten sich fortgesetzt bereit, mir die kaum errungenen Früchte wieder zu entziehen, oder doch zu verkümmern.

Um diese Zeit unternahm ich eine Reise den Rhein hinab bis Holland. Halb Geschäfts- und halb Vergnügungsreise, konnte ich überall lange genug verweilen, um die Berge und Burgen zu besteigen, und am mannigfaltigen Treiben einer lebensfrohen und aufgeweckten Bevölkerung mich zu ergötzen. Ich kam auch nach Mainz.

Noch zischte und brauste das Dampfboot im Hafen, als ich, den Trägern meiner Effekten folgend, langsam durch die Stadt nach dem Gasthofe mich verfügte. Viele Menschen begegneten mir. Es waren Menschen jeden Standes, die meisten aus dem begüterten Bürgerstande, oder Vornehme. Ich erkundigte mich, wohin? und da man mir sagte, daß im Justizpallaste heute vor den Geschwornen ein Rechtsfall zur

Aburtheilung komme, welcher durch die Persönlichkeit des Angeschuldigten in der Stadt viele Theilnahme errege, so sandte ich meine Effekten in's Gasthaus voraus, und verfügte mich ebenfalls in den Justizpallast.

Welch hoher, schöner, geräumiger Saal sprach mich da an! Auf den Tribünen und im Saale selbst hinlänglich viel Raum für die Zuhörer. Auf der einen Seite des Saals, und zwar etwas erhöht, die Sitze des Gerichts, rechts von diesen die Sitze der Geschworenen, links, den Geschworenen gegenüber, der Sitz des Angeschuldigten. Etwas tiefer, in der Mitte, der Sitz der Advokaten. Für die Zeugen war ebenfalls eine Bank vorgesehen.

Viele Zuhörer befanden sich bereits im Saale, andere suchten noch Plätze zu gewinnen. Es war ein lebhaftes, und doch anständiges Treiben; lauter Erwachsene, im Saale meist Männer, auf der Tribüne mehr Frauen. Man unterhielt sich, man sprach von der cause, die vorkomme. Endlich schien der Saal nicht mehr aufnehmen zu können; dieses Gedrängtseyn, dieses Stehenmüssen hatte sein Lästiges, aber man trug es gerne, theils weil man Lohnenderes erwartete, theils weil so viele Andere es ebenfalls tragen mußten.

Das Gericht hatte Platz genommen. Eben so der Staatsprokurator und die Geschworenen. Der Advokat des Angeschuldigten befand sich an seinem Tischchen, noch einige wenige Papiere ordnend, und dann gerüstet, gefaßt. Eine Seitenthüre öffnete sich, und der Angeklagte, ein junger Mann von einnehmendem Aeußern, erschien ungefesselt, anständig gekleidet, und nur von einem Gendarmen gefolgt, der hinter ihm Platz nahm. Der Präsident des Gerichtshofes fragte den Angeklagten nach seinem Namen, seinem Alter, seinem Gewerbe, seinem Wohn- und Geburtsorte. Der Angeklagte antwortete leicht und fest. Dann erfolgten Vermahnungen des Präsidenten an den Advokaten des Angeklagten, daß er Nichts gegen sein Gewissen oder gegen die den Gesetzen schuldige Achtung vorbringen dürfe, und daß er sich mit Anstand und Mäßigung auszudrücken habe. Vermahnungen des Präsidenten an die Geschworenen, „sich zu entscheiden nach den Belastungsgründen und den Vertheidigungsmitteln, nach ihrem Gewissen und ihrer innigsten Ueberzeugung, mit der Unparteilichkeit und Festigkeit, die einem braven und freien Manne geziemen," folgten. Hierauf ging die Beeidigung der Geschworenen, eines jeden einzeln, vor sich. Ich verweile nicht bei der Verlesung des Anklageakts, welche mit lauter Stimme durch den Gerichtsschreiber erfolgte, den Entwicklungen des Staatsprokurators, der Verlesung der Zeugenliste, dem Zeugenverhör. Aber ich kann nicht lebhaft genug den Eindruck schildern, den die allmählige Entwicklung dieses prozessualischen

Drama's auf mich machte. Wie die Fäden des Verfahrens, sich gegenseitig vervollständigend, hinüber, herüberzogen: bald als Fragen des Präsidenten an die Zeugen, theils aus eigener Bewegung, theils auf Anregungen des Angeklagten oder seines Advokaten erhoben, bald als Fragen der Richter, des Staatsprokurators, der Geschworenen, bald durch's Vorlegen der auf das Vergehen bezüglichen Stücke u. s. w.

Der Angeklagte hatte sich eine Fälschung zu Schulden kommen lassen; Das ging, mochte er auch noch so sehr ein Anerkenntniß zu vermeiden oder die Konsequenzen seines Anerkenntnisses zu vernichten bemüht seyn, und abgesehen von den gegen ihn vorliegenden triftigen Beweisen, aus seiner ganzen — geistigen und körperlichen — Haltung hervor. Auch die Bemühungen des Advokaten des Angeschuldigten konnten unter diesen Umständen nicht sehr erfolgreich seyn. Aber man bedauerte seinen Klienten in so weit, als dieser durch unglückliches Spiel in einer jener privilegirten, mit Seide- und Goldtapeten ausgeschmückten Mörderhöhlen zur Fälschung veranlaßt worden war, und das menschliche Herz mit Recht geneigt ist, in solchem Fall außer dem Thäter auch den Staat zu verdammen, und dem letzteren sogar die größere moralische Schuld zuzuwälzen.

Mit kräftiger, ansprechender Stimme, gewandter Dialektik, und vorsorglich die Milderungsgründe des Vergehens den Geschworenen warm an das Herz legend, hatte der Advokat seinen Vortrag geendigt. Der Staatsprokurator verzichtete auf die Replik, und der Präsident erklärte darauf die Verhandlungen für geschlossen. Noch ein kurzes Resumé des Präsidenten; ein Aufmerksammachen der Geschworenen auf die hauptsächlichsten Beweise für oder gegen den Angeklagten; eine Erinnerung an die Verrichtungen, welche sie zu erfüllen haben; ein Stellen der Fragen, zu deren Beantwortung sie nun schreiten müssen.

Der Angeklagte wurde aus dem Saale abgeführt, und die Geschworenen begaben sich auf ihr Zimmer, um dort zu berathen und zu beschließen. Der Inhalt des Beschlusses konnte, nach Lage der Sache, unmöglich zweifelhaft seyn; aber dennoch wehte eine tiefe Stille durch den Saal, welche kaum da oder dort durch leises Flüstern unterbrochen wurde. Auch dieses leise Flüstern verstummte, als die Geschworenen, nach viertelstündiger Berathung, wieder in den Saal traten, und nun der erste der Geschworenen, die Hand auf das Herz legend, und beginnend mit den Worten: „Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und vor den Menschen, der Ausspruch der Geschworenen ist", diesen verkündigte. Er lautete auf Schuldig. Der Angeklagte, wieder vorgeführt, erfuhr durch den Gerichtsschreiber den Ausspruch der Ge-

schworenen. Zernichtet, weinend, außer sich, fiel er nieder auf seinen Sitz. Der Staatsprokurator trug bei dem Gerichtshofe auf Anwendung des Gesetzes an. Denn die Geschworenen hatten nun ihre Mission vollendet; die Thatsachen, worauf es ankam, waren durch ihren Ausspruch festgestellt, und die Richter hatten nun zu prüfen, ob die Thatsachen ein Verbrechen enthielten, und welche Strafe für sie im Gesetze vorgesehen sey. Auch diese Fragen unterlagen wenigen Bedenken; das Gericht fand nicht einmal nöthig, sich zu ihrer Berathung aus dem Saale in seine Zimmer zurückzuziehen, sondern der Präsident, nach leiser Berathung, verkündigte mit lauter Stimme, in Gegenwart des Publikums und des Angeklagten, das Erkenntniß. Man kann sich denken, wie es auf den Letzteren einwirkte. Mehrere Jahre Zuchthaus sind für einen jungen Mann von Bildung, von Hoffnungen für das Leben, und von noch nicht erstorbenem Ehrgefühle etwas Fürchterliches. Der Gerechtigkeit war nun Genüge geschehen. Also ermahnte der Präsident würdig und väterlich den fortwährend in Thränen zerfließenden Angeklagten — jetzt Verurtheilten — zur Ergebung in sein Schicksal und zur Standhaftigkeit. Gefolgt vom Gendarmen, wankte der Verurtheilte in seine Zelle ab. Das Gericht ging auseinander. Die im Saal versammelte Menge verlief sich. — —

Aus schon erwähnten Gründen hatte ich mich als Studiosus der Rechtswissenschaft einzig auf deutschen Kriminal- und Zivilprozeß beschränkt. Nicht weniger that's die verehrliche Fakultät bei meinem Examen. Denn ich gehörte mit Ursprung und Heimath der rechten Seite des Rheins an, und zwar einem Fleckchen derselben, welches sich — damals zu seiner Ehre — mit Wall und Graben gegen die Napoleon'sche Gesetzgebung abgeschlossen gehabt hatte. Auch das praktische Leben — was man so praktisches Leben nennt — war in jenen Beziehungen durchaus nicht giebig, und erst die mancherlei Irrgänge, die Blumenlesen zu Gunsten der Advokaten und des Advokatenstandes, brachten mich auf eine Spur, von welcher, bei besserer Leitung meiner Studien, ich hätte ausgehen sollen. Dabei gewährten sie mir eine angenehme Unterhaltung, und waren auch in so fern für mich nicht ohne Nutzen, als eine Geschichte, und insbesondere eine Kulturgeschichte meines Standes, ungesucht sich damit verknüpfte. Meiner Bekanntschaft mit Möser's Schriften und der Folgen dieser Bekanntschaft ist von mir Erwähnung geschehen. Aber leider blinkten diese Folgen mich nicht wie reines, gediegenes Gold an; ich mußte sie erst losschälen aus fremden Sprachen, oder losklopfen aus dem Steine angewöhnter Begriffe, oder loswickeln von den nachtheiligen Urtheilen der Gelehrten. Dieses letztere war

noch das schwierigste. Denn wenn ich auch nicht selten Anlaß fand, über den allzu großen Eifer der bis an die Zähne gepanzerten Myrmidonen zu lachen, so entzieht sich doch Niemand leicht dem Erfolge einer gewissen methodischen und systematischen Behandlung, überhaupt einer gewissen Wissenschaftlichkeit. Und so kam es, daß ich stellenweise in Irrthümern verharrte, oder von Irrthümern Anderer mich verwickeln ließ, wo ein Loslösen davon so leicht hätte seyn müssen.

Späterhin hatte der Eifer der Gelehrten etwas nachgelassen, weniger aus geringerer Abneigung, als weil ihre Fahne nicht besonders siegvoll gewesen, und die öffentliche Meinung, (sogar im Schoße der Jurisprudenz selbst, und durch gewichtvolle Stimmen vertreten), im Allgemeinen für die neuen Institutionen in die Schranken getreten war. Zugleich konnten nun die Gelehrten um so mehr feiern, da mächtigere Antipathien den Faden aufgenommen, und vom Felde juristischer oder philosophischer Dialektik auf das Feld der Politik geleitet hatten.

Im früheren Verlaufe dieser Darstellung ist schon von mir erwähnt worden, daß jene ursprünglich deutschen Institutionen nur unter Mühen und Beschwerden den alten Boden, dem sie entsprossen sind, wieder fanden. Ich verglich sie dort mit Bäumen, die im Mutterstamme erstarben, und als im Auslande erkräftigte und ausgebildete Zweige zurückkehren. Ich hätte sie auch mit Königen vergleichen können, welche der Gewalt des Usurpators — des römisch-kanonischen Rechts — zu weichen gezwungen worden. Noch hat der Usurpator den größten Theil der Heimath inne, und Acht und Bann hängt noch über dem Haupte des einheimischen, verjagten Königs. Von hohen und tiefen Zinnen sind Geschütze auf ihn gerichtet: wo er die Herrschaft wieder erlangt hat, ist sie fortwährend bedroht, und wo er noch als Fremdling um gastliche Aufnahme fleht, da stößt er auf Zweifel oder auf Widerstand. Der König zeigt auf die Zierrathen seiner Krone: den klaren Diamant der Oeffentlichkeit, den kräftig strahlenden Rubin mündlicher Verhandlung, die Rosette häufigerer Anwendung kollegialischer Gerichte, die stolze, scharfe Zackenreihe richterlicher Unabhängigkeit, den frischen, zwölfblätterigen Eichenzweig der Geschworenen. Aber vergebens. Nur kleine Konzessionen erfolgten da und dort, der weitere Erfolg ist ungewiß, und steht selbst in trüber Ferne.

Wie die Formen der Wissenschaft, so auch die Macht und der erklärtere Wille des Stärkeren: beide gewinnen den Dritten, und wenn auch nicht seine Ueberzeugung, so doch sein Schweigen. An's Schweigen aber knüpft sich Gleichgültigkeit, Theilnahmlosigkeit, Stillstehen. Was Wunder, daß bei dieser Sachlage, und von mancherlei andern Geschäften

umdrängt, mich ein großer Theil jener Irrthümer fortgesetzt fest hielt, und, bei allen Paradiesesfreuden ganzer Körbe voll frisch abgepflückter Erkenntniß, doch auch eine ganze Legion kleiner und großer Schlangen fortgesetzt mich peinigte!

Dahin zähle ich, daß ich unter Mündlichkeit des Zivilverfahrens nicht viel mehr, als eine Reihe mündlicher Verhandlungen, mit völliger Verachtung und Vernichtung des geschriebenen Worts verstand, während doch den eigentlichen mündlichen Verhandlungen eine Mittheilung der Klage und der Einwendungen, und Dessen, was für beide sprechen dürfte, in schriftlicher Form zwischen den Parteien vorausgeht, ja, unter Umständen dem Gerichte bei Fällung seines Urtheils ebenfalls zur Prüfung vorliegt. Die Mündlichkeit des Strafverfahrens gab schon weniger Anlaß zu Mißverständnissen. Denn es war klar, daß da dem Akte der mündlichen Verhandlung gar Manches vorausgehen mußte: Erhebung des Thatbestandes, Vernehmung des Angeschuldigten und der Zeugen, Feststellung der gegen und für jenen sprechenden Umstände. Was die Oeffentlichkeit betrifft, so hatte ich bis dahin der Ansicht gehuldigt, daß Prozesse und selbst Kriminalprozesse, öffentlich behandelt, häufig ohne Nutzen, nicht ohne Bedenken, und jedenfalls sehr schwer einzurichten wären. Ich schied und theilte da also, und bedachte nicht, daß die meisten dieser Scheidungen und Theilungen Wurzel und Stamm des Instituts der Oeffentlichkeit in ihren innersten Fasern bedrohen. Nur wo erklärt skandalose Dinge zur Sprache kommen, verlangt ein anderes, gleich wichtiges Gesetz der bürgerlichen Gesellschaft, als das möglichster Oeffentlichkeit, nämlich das der Sittlichkeit, Verhüllung.

Nichts konnte meinen etwas apathischer gewordenen Ansichten kräftiger zu Hilfe kommen, als die Verhandlung, deren Zeuge ich heute gewesen war. Welche traurige Rolle hätte ich, der deutsche Advokat, in diesem Kriminalprozesse gespielt! Nach vielleicht jahrelanger Haft meines Klienten wäre mir vergönnt worden, eine oder mehrere Unterredungen mit demselben zum Zweck der Vertheidigung zu pflegen, aber, wohl gemerkt, im Beiseyn desselben Richters, der gegen ihn inquirirte, und der ihn disziplinär in seiner Gewalt hat. Alsdann (hier wie in andern Fällen) Abfassung der Vertheidigungsschrift, etwa nach bewirkten Ergänzungen der Untersuchungsakten. Ist die Vertheidigungsschrift eingereicht, dann steht dem Advokaten kein Einfluß mehr auf die Sache zu; ja, selbst vorher hatte er keinen rechten, keinen lebendigen darauf gehabt. Nun werden Referent und Korreferent thätig. Sie verfassen ihre Aktenauszüge, ihre Gutachten. Im verschlossenen Saale werden diese abgelesen,

und den Advokaten geht die Möglichkeit ab, neu auftauchende Bedenken der Richter, welche zugleich die Staatsprokuratur vertreten, zu beseitigen. Hat das Gericht die Strafe für den Angeklagten gefunden, dann erwägt es auch wohl, ob der Advokat in seinen Ausführungen den Respekt nicht verletzt habe, oder ob er in seinem eingereichten Skriptum nicht zu weitläufig gewesen sey. In jenem Fall: Verweis, Geldstrafe; in diesem: Reduktion seines Deservitansatzes. O, so die zweite und dritte Etage einer gerichtlichen Prozedur in ihren Endresultaten abzugeben, muß für Advokat und Stellung des Advokatenstandes von der erquickendsten Wirkung seyn!

Dann kommt die Urtheilspublikation. Der deutsche Advokat darf dabei seyn. Aber das urtheilsprechende Gericht, welches ohnedies niemals vom Angeklagten eine persönliche Notiz nahm, hat sich davon zurückgezogen. Der Advokat wird aufgefordert, Platz zu nehmen; die Vorführung seines Klienten erfolgt; irr, und mißtrauisch, und fremd ruhen dessen Blicke auf dem Advokaten; denn welche Bürgschaft hat er für dessen wohlangewandte, aber vielleicht vergebliche advokatische Thätigkeit? Der Untersuchungsrichter winkt dem Aktuar, der seinen schlechtesten Rock anhat, und der Untersuchungsrichter, der bis dahin Tabak geraucht hat, legt vielleicht jetzt die Pfeife aus der Hand. Das Urtheil fällt für den Angeklagten günstig oder ungünstig, oder keines von beiden aus, denn der Deutsche hat in seinem Strafkodex drei Geschlechter, und was generis neutrius ist, heißt Absolution von der Instanz. Wie aber auch das Urtheil falle — jene warme Stellung, die das öffentliche Verfahren dem Advokaten gibt, jenes Gefühl des zur Seite Seyn's, jene Ueberzeugung, das Mögliche gethan zu haben, sind eingedürrt in den Formen eines engen, kleinen, ungenügenden Verfahrens. Völlige Freisprechungen finden da seltener statt, und mit ihnen die schönsten Freuden des Anwalts, wenn ein Klient, den er lieb gewonnen, den er persönlich hoch schätzt, an seine Brust fliegt oder ihm die Hand drückt.

Wie im Kriminalprozesse, so im Zivilprozesse. Auch da tritt, nach geschlossener schriftlicher Verhandlung, der Advokat vor die Gerichtsschranken. Aug' in Aug' mit dem Richter, schreitet, sucht, fliegt sein gesprochenes Wort; wo es nachdrücklich tönen soll, ist es wirksamer, als hundertfach unterstrichene Zeilen, wo es erleuchten, nachzeigen, beweisen soll, thut es Dies mit mehr Erfolg, als die gefeilteste Deduktion, und wo es zum Herzen sprechen soll, hat es gar keinen denkbaren schriftlichen Vertreter. Die Abhör der Zeugen, die Feststellung des ganzen Beweisverfahrens geschieht in Anwesenheit und unter der unmittelbarsten Einwirkung des Advokaten. Durch die Oeffentlichkeit aber

hat der Advokat nicht blos die Richter und Partien zu Zeugen seiner Thätigkeit, seiner zweckmäßigen Behandlung, seiner Beredsamkeit, seiner Geschicklichkeit, sondern jeden Rechts- und Gesetzeskenner im Volke, das ganze Auditorium. Die Frucht, die der Advokat öffentlich ausgestreut hat, erntet er auch öffentlich ein: als Achtung der Richter, als Dank seines Klienten, und als Anerkenntniß seiner Mitbürger. Aber diese Anerkenntniß, diese öffentliche gute Meinung von ihm ist auch dem Advokaten die sicherste Garantie einer durch ihn geübten wirksamen Kontrole des Richteramtes, und der festeste Panzer gegen Willkührlichkeiten oder Leidenschaftlichkeiten des Gerichts. Das freie Wort, die öffentlich ausgesprochene Meinung des Advokaten zu beengen, zu bestrafen, wird es nicht leichthin und ohne genaue Prüfung den Entschluß fassen; und faßt es ihn, ist er vielleicht unbillig, vielleicht gar ungerecht, dann hat der Advokat in der Meinung des Publikums einen Schutz, einen Trost. Ich weiß, daß der Präsident eines Gerichtshofs, wobei öffentliches Verfahren gilt, in Ruhestand versetzt werden mußte, weil die Advokaten, in Folge unwürdiger Behandlung durch denselben, nicht mehr vor ihm plaidiren wollten. Wäre ein Aehnliches bei einem Gerichtshofe mit geheimem Verfahren möglich gewesen?

Auch Lehrer, Bildner des Volks ist beim öffentlichen Verfahren der Advokat; wie Frühlingswind oder Sturm trägt sein Wort den befruchtenden Staub umher, und Keime rechtlicher oder politischer Ueberzeugungen entwickeln sich da, wo sonst nur für immer ödes Gestein gewesen wäre.

Die Rechtsöffentlichkeit ist des Advokaten bestes Palladium gegen so oft ungegründete Nachrede der Ränkemacherei und der Verschleifung der Prozesse, und selbst gegen den Vorwurf des Verlustes ist er geschützt, wenn sein Klient durch persönliche Gegenwart sich überzeugt hat, daß nicht sein Anwalt, sondern seine Sache am Verluste schuld gewesen. — Die Rechtsöffentlichkeit ist aber zugleich eine recht tüchtige Abwehr gegen des Advokaten wirkliche böse Neigungen, und insoferne, als diese nicht von ihm getrennt werden können, gegen sich selbst. Der kleine, häßliche Schimmel des Eigennutzes und der Sicherheit zerfliegt da, wo die Sonne der Oeffentlichkeit mit ihrem großen, glänzenden Auge hinschaut.

Die advokatische Wirksamkeit ist im blos schriftlichen Verfahren höchstens zum gescheiten Dintenfaß geworden; ohne Oeffentlichkeit ist der Advokat eine Pflanze — meinetwegen eine duftende, meinetwegen eine heilsame, — aber sie vertrocknet im Herbarium.

Wollt ihr den Werth der Rose erkennen, so ergreift die volle, rothe Zentifolie; auch an der Heckenrose spricht sich das Gesetz der Rose aus,

obgleich unbedeutender. Wollt ihr vom Werth der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit euch überzeugen, so wohnt einer Assisensitzung bei! Hier habt ihr Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in schönem, harmonischem Verband, großartig durch die Interessen, um die es dabei sich handelt, durch die Menschenmassen, die davon Gebrauch machen, und durch die Natur des hochwichtigen Instituts, (des Geschwornengerichts selbst), welches sie schmücken.

Freunde des Volkes würden wenig mehr gegen das Institut des Geschwornengerichts einzuwenden haben, wenn sie erwögen, daß nach unserm deutschen Beweisverfahren, durch Zulassung des Indizienbeweises, ein Geltendmachen der moralischen Ueberzeugung ebenfalls eingeführt ist, ohne die Garantien, welche das Geschwornengericht bietet, und mit einer leidigen Vermischung der Systeme.

Mit solchen, und ähnlichen Gedanken beschäftigte ich mich, als ich am Abende desselben Tages in Mainz dem Thore zuschlenderte, welches zu den neuen Anlagen führt. Ich hatte Mittags im Gasthause einen interessanten Tischnachbar gehabt, einen in den rheinhessischen (französischen) Institutionen wohl erfahrenen Mann, welcher — ich will es nur gestehen — bei einigen der vorerwähnten Ansichten den Souffleur machte. „Glauben Sie mir", hatte er gesagt, „der Rheinhesse ist gut deutsch; man verkennt uns und die übrigen Bewohner des linken Rheinufers, wenn man es anders glaubt. Aber wir sind munter, lebhaft, wollen freie Bewegung, im Handel, auf den Straßen, in den Häfen, in dem Wort. Wir wünschen unsere Institutionen geschont. Wir sind überzeugt, daß sie ihren Grundzügen nach unverbesserlich sind. Wir sind aber nicht so sehr mit Blindheit geschlagen, daß wir nicht manche Verbesserung daran für zulässig, für wünschenswerth erkennten. Besonders gehört dahin die Theuerkeit der Prozedur. Aber, lieber Freund, greifen Sie, auf solche Aeußerung von uns, hinzu, und wollen uns Mehr nehmen, als uns beliebt, so behalten wir lieber das Ganze, auch das Mangelhafte, als daß wir Mängel gegen Mängel eintauschten."

Ich war in den neuen Anlagen angekommen, und meine Augen ruhten auf dem schönen, blauen Strome, der da unten so kräftig vorbeirauschte. Ich segnete die Tage der Erhebung im deutschen Vaterlande, welche diesen Strom wieder zu dem unsrigen gemacht hatten, und segnete beinahe auch die Tage der Erniedrigung, in welchen er dem Auslande ausgeliefert gewesen war. Denn ohne Das wären diese reichen Fluren, diese ehemaligen Sitze prunkender Erzbischöffe und Bischöffe, diese Städte und Dörfer, vordem an hundert Herren und Herrlein zer-

streut, nicht an Deutschland als frisch angeschwemmtes Land zurückgekehrt, bereichert mit so vielen neuen, wichtigen Institutionen.

Wenn die ausgezeichnetere Stellung des Advokatenstandes unter der Aegide der Gerichtsöffentlichkeit und Mündlichkeit, nach den vorbezeichneten Beobachtungen und Erwägungen, mir nun nichts mehr Zweifelhaftes war, so hatte ich um so geeigneteren Anlaß, die Natur der Staaten in Erwägung zu ziehen, welche jene Aegide dem Advokatenstande verleihen oder nicht verleihen.

Die Resultate lagen da bald klar und deutlich vor. Wo das Menschenrecht wenig gilt, da auch das Bürgerrecht. Denn das Bürgerrecht ist nichts Anderes, als das Recht des Menschen, der in den Staatsverband getreten ist. Wo keine Freiheit, da auch keine allgemeine Gerechtigkeit; wo kaum Privatrechte, da gewiß keine öffentlichen; wo der Beamte willkührlich herrscht, da keine Sicherheit des Staatsbürgers und keine wirkungsvolle Thätigkeit des Advokaten für ihn. Je höher der Grad der politischen Bildung eines Volks, desto geachteter sein Advokatenstand; je mehr Dies, desto würdiger der Achtung, desto tüchtigere, kenntnißreichere, geistvollere, ausgezeichnetere Mitglieder seine Angehörigen. Denn die Ehre lockt da, und, neben der Ehre, darf ja wohl auch der Gewinn locken.

Im despotischen China geben sich nur elende Ränkemacher, gemeine Vagabunden mit dem Geschäft ab, die Angelegenheiten ihrer Mitbürger vor den Mandarinen zu führen; — was Wunder, daß der chinesische Advokat das Bambus erhält, wenn er eine unrechte Sache vertheidigt! Anders in England, in Frankreich, in Nordamerika. In diesen Ländern, wo die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens in höchster Blüte steht, wo die Institution der Geschwornen, als nothwendige Konsequenz und Ergänzung jener andern Institutionen, voraussichtlich eine bleibende Heimath sich geschaffen hat, da ist der tüchtige, der ausgezeichnete Advokat zugleich der Kandidat zu jedem hohen Ehrenposten im Staate und in den Kammern. Sehr begreiflich! denn die Rechtswissenschaft durchdringt von allen Wissenschaften zumeist die Poren des öffentlichen Lebens, und wer assimilirt sich diesem öffentlichen Leben, auf welchem die Existenz jener Staaten beruht, leichter und natürlicher, als der Advokat, der Mann der Oeffentlichkeit, der kenntnißreiche und zugleich der beredte Mann?

Der deutsche Advokat — gottlob! — ist kein chinesischer; er ist es auch nie gewesen. Aber die Bedeutung und den Werth, wie ein französischer, ein englischer, ein nordamerikanischer, hat er gewiß eben so wenig. Bedeutung und Werth entwickeln sich in ihm, wie Bedeutung

und Werth der sämmtlichen politischen Institutionen seines Vaterlandes sich entwickeln. Durch sie bedingt wird er sie aber auch wieder bedingen. Geschickt, unabhängig, rechtlich, muthig, (so wie Ihr seyd, ihr wackeren Kollegen —, und —, und —, und —, und — in N. ꝛc.) wird er auch unter ungünstigen öffentlichen Verhältnissen die Gerichte zeitweise mit sich ziehen, und deren Stellung zur öffentlichen Meinung vermitteln. Er wird in sein Herz zurückdrängen den Unmuth über sein Verhältniß zur richterlichen Disziplinargewalt, welche fast ohne Kontrole dasteht. Er wird darüber hinaussehen, daß man ihn durch Erhebung ansehnlicher Stempeltaxen zum Steuereinnehmer ohne Gehalt gemacht hat. Er wird wünschen und helfen, daß die Gesetzgebung, der Prozeßgang seines Vaterlandes besser werde, und den obersten Sätzen der Oeffentlichkeit, der Mündlichkeit, der Unabhängigkeit der Gerichte und des Geschwornengerichts, wenn auch nur wie jener Pilger der heiligen Stadt Jerusalem, sich nähern. Aehnlich in seiner Stellung als Mitglied von zweiten Kammern, zu denen ihm doch da und dort ein Weg, wenn auch schmal genug, gehauen ist. Aehnlich in schriftstellerischer Wirksamkeit, wenn er sich eine solche, neben seiner Advokatur, gebildet hat. Der Kräfte sind viele, und ist nur der Wille da, so werden auch die Formen nicht fehlen, in denen die Kräfte zur Anwendung kommen.

Griechenland und Rom waren so lange groß und frei, als ihre Advokaten unbescholtene und geistig ausgezeichnete Männer waren. Selbst in den Uebergängen ihrer Geschichten zur despotischen Staatsform, gewissermaßen in der Nähe ihres geöffneten Grabes, rankten noch der stolz-kräftige Demosthenes, der feine Cicero, der geschmackvolle Hortensius die Zweige ihrer Rede um dasselbe. Ja noch später, als Rom schon längst nicht mehr frei war, und der Advokatenstand in seinem moralischen Werthe unendlich sich verschlechtert hatte, bestand doch noch, in Folge der Wichtigkeit des Standes, große äußere Achtung vor ihm, und Würden, Ehrenbezeigungen, und Vortheile mancherlei Art wurden ihm da noch.

Deutschland, ebenfalls mit allen Anrechten auf politische Bedeutung und Größe ausgerüstet, gebildet, gemäßigt, gerecht in den Grundzügen des Charakters seiner Bewohner, zukunftvoller als Frankreich, und gemüthlich-wärmer, als Albion, wird auch denen seiner Söhne, welche dem Advokatenstande sich gewidmet haben, dereinst noch mit freundlicherem Strahle leuchten. Ihm werden dabei die Institutionen behilflich seyn, welche ich mehrfach in diesem Aufsatze erwähnt habe, die Institutionen, welche geistig heute noch die uralten Linden und Eichen an ehemaligen Mal- und Dingstätten unseres deutschen Vaterlandes umrauschen. —

Der deutsche Advokatenstand hat vielfach gefühlt, was ihm noth thut. Noch in neuster Zeit, seitdem die große Weltuhr das Jahr 1830 geschlagen. In den meisten konstitutionellen deutschen Staaten bildeten sich da Advokatenvereine, Anwaltsgesellschaften, oder wie sie sonst hießen, zunächst meist zur Hebung ihres Standes und zur Verbesserung ihrer Berufsverhältnisse. Gerichte, Klienten, und Publikum kamen dabei vielfach zur Sprache. Der Advokatenstand sehnte sich nach individueller Gestaltung, nach jenem Korporationseyn Mösers, und es fragte sich nur, ob die mehr freie Weise der englischen Advokatenverfassung oder die mehr zentralisirte der französischen das Uebergewicht dabei haben sollte. Aber der deutsche Advokatenstand erkannte auch die Nothwendigkeit klarer und einfacher Gesetzbücher, und war dabei geneigt, wenn auch nicht unbedingt allen Einzelheiten der französischen Gesetzgebung, doch ihren obersten Grundsätzen, verbunden mit einer Revision der Einzelheiten, sich anzuschließen.

Jene Gestaltungsversuche haben gegenwärtig aufgehört; eine neue, in sich träge, aber äußerlich hoch aufbäumende Welle hat sie — *verschlungen*? nein, nur *bedeckt*! — Die Bedürfnisse ganzer Stände (wenn diese Stände überhaupt noch mit dem Anspruche auf Existenz bestehen) haben *die* Aehnlichkeit mit den Bedürfnissen der Völker, daß sie unter geeigneten Verhältnissen und zuletzt unabweisbar wiederkehren.

Ob *meine* Augen die Befriedigung jener Bedürfnisse im Vaterlande noch anschauen sollen? — Es liegt Wenig daran. Hab' ich doch die volle Ueberzeugung, daß, wenn sie erfolgt ist, äußere Ehre und innerer Werth des deutschen Advokatenstandes eine neue, bis dahin noch unerreichte Staffel bestiegen haben werden. Von noch Etwas habe ich die Ueberzeugung: daß, bestehen auch Gerichtsöffentlichkeit, Mündlichkeit, und Geschworne, diese doch auf so lange nicht ihre ganze, volle Bedeutung entwickeln, sondern schwächlich und bläßlich kränkeln werden, als nicht die öffentliche Meinung, das öffentliche Leben im Staate, einen hohen, freien, und steten Schwung genommen hat. —

Ist mir auch nicht vergönnt, unter dem Baume selbst zu ruhen, an seiner Frucht mich zu laben, aus der Quelle zu schöpfen, die an seinem Fuße entspringt, wohl, so hat doch schon sein Säuseln meinem Ohre wohlgethan, von seinen äußersten Zweigen traf der Schatten mein müdes und vielleicht manchmal allzuverdrossenes Haupt, seine Frucht winkte mir als Blüte, und die Quelle an seinem Fuß erzählte mir mit fernem Plätschern und Kosen vom einstigen bessern Schicksale des *deutschen* Advokaten.

Digitized by Google

Willibald Alexis.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zwei Originale aus unserer Zeit.

Von

Willibald Alexis.

Der Originale werden immer weniger im Leben. Das ist eine Klage, ich weiß nicht wie alt, doch alt ist sie schon, und sehr natürlich. Aber ob gerecht? Haben wir ein Recht, Originale zu fordern? Das hieße fordern, ein Theil der Menschheit solle zu unserm Vergnügen sich frei erhalten und möglichst fern von unserer Bildung. Wer hat dieses Recht! Wer darf prätendiren, daß, um unserer Unterhaltung, oder, nennen wir's vornehm, der Mannigfaltigkeit des Lebens willen, von unsern Mitgeschöpfen sich einige isoliren und panzern gegen die Einflüsse, denen wir uns selbst willig hingeben? Die Welt ist nicht da, um Raritätenkammern zu bilden, und so wenig, als Eltern eigentlich ein Recht haben, Wunderkinder zu erziehen, haben wir eins, Wunderlichkeiten zu pflegen. Auch objektiv ist die Klage nicht vollkommen begründet. Es gibt noch Originale, recht volle, frische, so wie sie ein Lustspieldichter nur wünschen mag, wenn wir uns nur darnach umschauen. Freilich in großen Städten seltener, als in Provinzen, aber auch da hat die allgemeine Bildung noch mehr gelassen, als wir geneigt sind, auf den ersten Blick anzunehmen.

Ich blättere in meinen Erinnerungen, und stoße auf zwei Persönlichkeiten, die mir damals, als ich ihnen begegnete, freilich schon seltsam genug vorkamen, aber ich dachte noch nicht daran, sie als

Originale, was ich heute darunter verstehe, mir zu konstruiren. Je mehr ich mit Freunden mir ihr Gedächtniß lebendig zurückrufe — sie sind Beide längst todt — um so mehr muß ich mir aber gestehen, daß sie auf diese Eigenschaft Anspruch haben. Vielleicht wären sie vortreffliche Figuren einer Novelle, eines Lustspiels; aber ich befinde mich gerade nicht in der Laune, dramatisch oder episch zu komponiren; ich ruhe aus von einer größern Arbeit, und möchte mich erheitern, indem ich zwei wirkliche Bilder aus der Vergangenheit mir vor die Augen rufe. Ich hoffe, daß sie auch auf Andere dieselbe Wirkung hervorbringen, und wahrscheinlich ist mein Verdienst größer, wenn ich zwei Individualitäten aus der Vergessenheit rette, als wenn ich sie zu einer Dichtung benütze, in der sie untergingen. Dem Ort und der Zeit nach Beide sich nahe stehend, gingen sie doch in ihrer Richtung weit auseinander. Sie waren schlagende Gegensätze; und eben Das reizt mich, sie hier nebeneinander zu stellen. Der Eine war ein rein aristokratisches, der Andere ein eben so demokratisches Original. Wiewohl Beide, wie gesagt, längst todt sind, auch schwerlich ihre entfernten Anverwandten Etwas gegen ihre Porträtirung werden einzuwenden haben, will ich doch, zur Schonung aller möglichen Rücksichten, keine Namen nennen, und alle örtlichen Bezüglichkeiten, so weit es geht, verwischen. Im Uebrigen versichere ich, daß meine Bilder nur ein Konterfei der Wirklichkeit sind. Ich habe Nichts dazu gethan; selbst die Farben, wollte ich sagen, sind Natur, aber man könnte mir einwenden: Willst Du mehr thun, als ein Mahler? Und wenn er noch so getreu die Natur kopirt, ist die Farbe doch sein Eigenthum.

Der Aristokrat.

In einer deutschen Provinz, wo vor diesem Geschlechte ein anderes gewohnt, das nun erloschen ist, und es lebt nur noch fort in den Namen der Flüsse, Berge, Seen, und Schlösser, liegt irgendwo ein Berg, an den sich mannigfache Sagen aus jener untergegangenen Vorzeit knüpfen. Die Landschaft ist anmuthig, ja mahlerisch, so weit man Dies von einer Gegend, die eigentlicher Gebirgszüge entbehrt, sagen kann. Sie liegt unfern der Hauptstadt der Provinz, und ihre Reize an und für sich würden es vollkommen rechtfertigen, wenn die Bewohner der ersteren dahin ihre Lustfahrten richteten. Aber Dies

geschah erst, seitdem der Graf *** diesen Berg gepachtet hatte. Wenn man das freundliche Landhaus betrachtet, welches der Edelmann bewohnte, einstöckig, mit seiner langen Fensterreihe, und dem rothen Ziegeldache darüber, so erwartet man eben nichts Feudalistisches, noch in demselben einen stillen Priesterdienst vor den Altären der Vorzeit. Es liegt vielmehr da, wie der Ruhesitz eines Mannes, der sich so behaglich als möglich in der befriedeten Gegenwart und holden Landeinsamkeit von den Stößen und Reibungen in der Welt erholen will. Um das Haus zierlich Geartenanlagen, Büsche, sauber gehaltene Wege, und eine entzückende Aussicht auf den großen, mit herrlichen Laubbäumen umkränzten See, welcher im Halbkreis den Berg umspült. Alles verräth edeln Naturſinn, geläuterten Geschmack, und eine unermüdliche Ordnungsliebe. Und wie draußen, so drinnen. Die Räume ein Bild der Behaglichkeit selbst; Nichts von Ueberladung und Prunk, aber die Wohlhabenheit auf das Wohlgefälligste und Zweckmäßigste verwandt. Und dazu eine fast ängstliche Stille, wie sie nur im Hause eines alten Junggesellen zu suchen ist. Kein Hundegebell, kein Hahnengeschrei; selbst die Katzen schienen sich der Stimmung des Hausherrn zu fügen, und machten bei Tage wenigstens keinen Lärm. Die Ahnenbilder in dem einen Zimmer, das einzige Alterthümliche im ganzen Hause, führten nur mit dem Besitzer ihre stumme Sprache, die er allein verstand, und Besucher wurden so wenig als keine in dies Haus gelassen.

Aber diese Ahnen mußten ihm plötzlich — er war schon über das mittlere Lebensalter hinaus — seltsame Kunde von der grauen Vorzeit zugeflüstert haben. Er pachtete jetzt den Heidenberg, zu dessen Füßen das Landhaus liegt. Niemand wußte, wozu, aber Handwerker aller Art, Maurer, Zimmerer, Tischler, Schlosser, und Mahler belebten alsbald seinen Kamm. Da dröhnte es von Aexten, Hammerschlägen, Schaufelstichen, und Meißelstößen, und Ochsengespanne zogen allerhand seltsamen Vorrath über die damals noch sehr unebenen Wege. Unkraut und Gesträuch wurde von den alten Erdwällen abgehauen; auch fiel hie und da ein alter Baum, der die Aussicht hemmte, damit man, was da war und was noch kommen sollte, sehen könnte. Da war eben nicht mehr als jene Erdwälle, schroff und schmal, wie sie sich aus dem grauen Alterthume der vorgermanischen Befestigungskunst an so vielen Orten Deutschlands merkwürdigerweise, den Jahrhunderten und der Witterung zum Trotz, erhalten haben. Man konnte auch noch die Umwallung herausfinden, die ein Lager, allenfalls ein Kastell, schwerlich aber ein Schloß gewesen; denn von Mauerwerk fanden sich wenige Spuren. Aber der Graf beliebte es ein Schloß zu nennen. Er war

aus einer sehr alten deutschen Familie; aber so alt war sie doch nicht, um auf die Gründung dieser Burg Anspruch zu machen. Vielmehr reichte sein Rechtsanspruch nicht weiter, als darauf, daß seine Vorväter vielleicht, als die Deutschen in's Land kamen, die Burg mit zerstört hatten.

Und deßhalb führte er auch nicht, wie man vermuthen könnte, ein mittelalterliches Schloß aus Feudalpassion auf; sondern seine Schöpfung verrieth eine Art Buße zu Gunsten der unter dem Schwert seiner Ahnen erlegenen Heiden. Nämlich da wurden Opfersteine mit Blutrinnen ausgehauen, da es gerade an solchen fehlte; hier in einer vergitterten Tiefe grinsten uns gebleichte Menschenschädel und Gerippe an. Der Zufall hatte nicht gewollt, daß man deren beim Graben gefunden, also waren sie von sonst woher genommen, um die frommen Bußgefühle zu erhöhen. An romantischen Punkten erhoben sich auf Granitblöcken die bekannten Götzen, die einst in diesen Ländern verehrt wurden, auch aus Stein gemeißelt. Wenigstens waren es die ersten; als die Sache Beifall fand, und der Graf in den Geschmack kam, immer mehr Götzen aufzustellen, so viel deren die Chroniken erwähnen, wurden die nächsten aus Holz, die letzten sogar, ich glaube, aus Papiermaché, mit Firniß und Sandüberguß, gefertigt. **Non ex quovis ligno fit Mercurius**, aber alte —sche Gottheiten, von denen Niemand weiß, wie sie ausgesehen, kann man allenfalls aus gehacktem Papier und Holzspänen bilden. Vermuthlich hatten seine Ahnen ihm vertraut, wie die Götter aussahen, die ihre stählerne Faust niederwarf, deren Namen ich aber nicht nennen darf, so volltönend sie klingen, sonst verriethe ich den Ort, wo die Szene spielt. Zugleich, was sich freilich seltsam ausnahm, waren auch Kruzifixe an vielen Punkten aufgestellt. Als Symbolum des Sieges des Christenthums hätte freilich ein großes Kreuz auf dem höchsten Punkt genügt; aber vielleicht sollten die vielen kleinen Kreuze die vielen Sekten, in die es zersplitterte, andeuten. Doch gebe ich Dies nur als meine Vermuthung. Die religiösen Ansichten des Grafen sind mir unbekannt geblieben, und daß einige dieser Kreuze zugleich als Wegweiser dienen mußten, könnte auf seltsame Hypothesen leiten. Ich will nicht annehmen, daß er wirklich heidnische Flammen in seinem Herzen genährt, weil er auf drei von ihm errichteten Altären Opferflammen unterhielt. In den ersten Tagen war es wirkliches Feuer, nachher wurden es nur gemahlte Kohlen. Das Heidenthum ist zwar nur Heidenthum, aber es hat vor dem Christenthum den Vorzug, daß es, nach gemeiner Annahme, älterer Herkunft ist. Das muß man ihm lassen.

Digitized by Google

Natürlicher Weise erregte diese Ausschmückung des wohlbekannten Heidenberges großes Aufsehen. Schaaren Neugieriger strömten aus der Umgegend herbei, und die halbe Stadt fuhr an schönen Sommertagen dahin. Der Berg und seine Kuriositäten wurden zur Modesache. Jeder mußte es gesehen haben, darüber sprechen und spötteln können. Beiläufig entdeckte man nun auch, wie anmuthig die Gegend sey, wie reizend das Wäldchen am See, und die heidnischen Götzen haben wenigstens das Verdienst, die Stadtbewohner auf eine ihrer schönsten Umgegenden aufmerksam gemacht zu haben. Anfangs war Dies ganz gegen den Willen des Schöpfers dieser Wunder. Es störte ihm seine Einsamkeit; er wollte seine alten Götter für sich allein haben. Er murrte und brummte über die Laffen und den Pöbel, und klagte, daß Niemanden mehr ein Besitz für sich allein gegönnt sey. Er hätte einen Zaun darum ziehen und den Eintritt verwehren können, wie ein englischer Sonderling; dafür war er aber, trotz seiner Menschenscheu, zu human. Er floh lieber selbst, sobald sich das Wagengerassel auf dem Damme hören ließ, in den dichtesten Wald oder in sein hinterstes Zimmer, und keinem Pochen öffnete sich die Hausthür. Zur Pachtung des Berges gehörte eine kleine Schenke. Er verbot dem Schenkhalter bei Strafe, ihn augenblicklich fortzujagen, einem der Laffen beiderlei Geschlechts aus der Stadt eine Tasse Kaffee zu kochen, oder nur ein Glas Bier vorzusetzen, oder den müden Pferden ein Bund Heu zu verabfolgen. Kein Bitten, kein Geldgebot der Müden und Hungrigen half; der Wille des Grafen war eisern, und sie mußten um einen frischen Trunk eine halbe Meile weiter in das Wirthshaus jenseits des See's fahren. Zwar gehörte ihm auch dieses; aber der Komthur, der über der Thür auf einem stolzen Rosse seine Lanze ritterlich den Gästen entgegenschwenkte, konnte sie doch unmöglich hungrig und durstig wieder fortschicken. Allein der Sinn des Menschen ist veränderlich, und die Wahrheit ist älter, als die Wetterfahnen auf unsern ältesten Häusern, daß die Gegensätze sich berühren. Der Graf ärgerte sich über den vielen Besuch, aber er ärgerte sich auch, wenn keiner kam. Man sah ihn an heitern Tagen hinter der Fenstergardine lauschen, ob kein Staub auf der Straße sich erhob, kein Wagengerassel die Stille unterbrach. Einigen Exklusiven, die seiner Familie nahe standen, konnte er sich doch auf ihre Bitte nicht als Führer entziehen. Aber solcher Exklusiven kamen mehr und mehr, und seine Lust zum Führen und Zeigen wuchs mit ihrer Zahl. Fehlte es an Equipagen mit Helmen und Schilden, so führte er auch schon die Honoratioren der Stadt auf seinen Berg; endlich, wenn es an solchen fehlte, wer

da kam. Ja man hat ihn gesehen, wie er auch ehrliche Handwerksburschen über die Götter und Helden einer Zeit unterrichtete, die nicht mehr ist. Leider verführte ihn aber nun der allgemeine Beifall, sich selbst zu überbieten. Er konnte sich nicht genug thun, und die Götzen und Reliquien schossen wie Pilze aus dem Boden. Man konnte keinen Schritt thun, ohne in Gefahr zu gerathen, auf einen Schädel zu treten, der aber glücklicherweise keinem lebendigen Menschen angehört hatte. — Auf einem andern Gute, wo er prachtvolle Parkanlagen besaß, konnten ihm nicht Fremde genug kommen, sie zu besichtigen. Es lag sogar ein eigenes Fremdenbuch aus, wo jeder seinen Namen einzeichnen mußte. Den Dienern war es anbefohlen, die Besuchenden auf eine heitere Anhöhe zu führen, wo vier prachtvolle Lindenbäume standen. „Dies ist das Begräbniß unseres gnädigen Herrn," erklärte der Führer den erstaunten Gästen, denen der Graf vielleicht eben noch die Hand geschüttelt hatte. Er selbst besuchte täglich seine künftige Ruhestätte, und die Fenster seines Zimmers gingen darauf hinaus.

Wenn man auf dem Felde einem langen, hagern Manne, der, den Kopf übergebeugt, die Hände auf dem Rücken, mit raschen Schritten mehr schoß als ging, begegnete, so wich ihm, trotz seiner unscheinbaren Tracht, Jedermann schon von fern scheu aus. Der König der Gegend, wie er hieß, liebte keine Begegnung, und wenn etwa Einer, der des Weges kam, den Herschießenden nicht sogleich bemerkte, so riefen ihm gewiß die Arbeiter vom Felde bestürzt zu: „Siehst Du nicht den Herrn Grafen?" Wer, der ihn einmal gesehen, sollte auch diese Gestalt nicht sogleich wieder erkennen! Ueber sechs Fuß hoch, mager, in einer groben, grauen Jacke ohne Schöße, Hosen von selbem Stoff, Schuhen mit großen Schnallen, und einer kleinen Reitmütze ohne Schirm, vorn übergebückt, die Augen auf den Boden, laut vor sich her sprechend, hatte seine Erscheinung etwas Unheimliches. Aber Niemand, der ihn einige Augenblicke betrachtet, hätte, trotz der gemeinen Kleidung, einen gemeinen Mann in ihm vermuthet. Schon das enorm große, schwarze Halstuch, vielfach um den dünnen Hals geschlungen, verrieth Etwas vom Gentleman; seine sehr schnellen, langen Schritte etwas Exklusives. Seine hohe, breite Stirn, der durchdringende Blick seiner scharfsinnigen Augen, und die kleinen, weißen Hände ließen aber keinen Augenblick den Nobleman verkennen. Dazu flimmerte ein kostbarer Siegelring mit schwarzem Steine an seinem Finger, und der Stern des höchsten Ordens des Landes auf der grauen Matrosenjacke! In den Händen, und damit auf dem Rücken spielend, einen Eichenstock, den

Digitized by Google

er selbst im Walde geschnitten, und, wie er häufig anführte, von keinen andern Bäumen, als die seine Ahnen selbst gepflanzt.

Dies war seine Tracht im Sommer wie im Winter, im Zimmer und auf dem Felde, wenn er ging, oder vielmehr lief, und wenn er ritt. Ja auch wenn er die Stadt besuchte, so schritt der reichste Edelmann des Landes durch die Straßen. Besuche machte er bei Andern so wenig, als er sie bei sich liebte, aber in dieser Kleidung war er ein stehender Gast in einem bekannten Weinhause, wo seine Erscheinung ebenso anzog, als verscheuchte. Denn unzugänglich für jede Unterhaltung saß er schweigend, und wies mit seinen stolzen Blicken Jeden zurück, der sich durch den Ort des Zusammentreffens zu einer familiären Annäherung gereizt fühlte. Selten sah man ihn lächeln, nie Jemanden anreden, und es kam wohl, daß wenn ihn Jemand anredete, er ihm mit unnachahmlich stolzen Blicken den Rücken kehrte. Aber auch darin war nichts Gemachtes; wenn es beleidigte, so mußte doch der Beleidigte gestehen, daß es ganz natürlich herauskam. Es war die Art des Aristokraten, und die Unart war auf seiner Seite. Stundenlang, wie gesagt, saß er dort nur mit seinem Glase und mit seinen Gedanken beschäftigt, unbekümmert, wer seine Gesellschaft war. Ja Denen, welche sich auch für exklusiv hielten, setzte er noch einen Grad Gleichgültigkeit und Nichtachtung mehr entgegen, als den Andern. Nur einmal, ein unerhörter Fall, winkte er einem jungen Engländer, den er entfernt kannte, zu sich, und ließ eine Flasche uralten Madeira auf den Tisch setzen. Auch jetzt verging wohl eine Stunde, ehe er die Lippen öffnete; aber plötzlich erhob er das Glas, und stieß mit ihm an: „Die Tories sollen leben!" Darauf erklärte er ihm, die Engländer wären die einzige Nation, welche den Werth des Adels zu schätzen wüßte, und dort sey der Fels der echten Aristokratie, an welchem alle Wellen und Stürme des Liberalismus sich brechen und zerschellen würden. Seit der junge Mann mit ihm auf das Wohl der Tories getrunken, war er gegen denselben der zugänglichste und liebevollste Gesellschafter.

Der Graf war in seiner Jugend im Staatsdienst gewesen, er war Gesandter an vielen Höfen, seine Brust konnte sich mit allen möglichen Orden schmücken; auch Titel und das Prädikat Exzellenz hatte er in seine Zurückgezogenheit mitgenommen. Alles Dies schien ihm aber nur Flitterstaat gegen das Geborene, Wasserfarben aufgetragen auf Oelfarben. Er freute sich, wenn Sturm und Witterung jene fortspülten, damit diese echte zum Vorschein kam. Er ließ sich nie Exzellenz nennen; der „Graf", den ihm Niemand gegeben, und Niemand, wie er meinte,

Digitized by Google

nehmen konnte, genügte ihm. Der Züge, durch welche sich dieser eingewurzelte Adelstolz aussprach, ließen sich zahllose anführen; aber sie beleidigten nie, sie waren eben so eigenthümlich als natürlich. So befand er sich in einem fortwährenden Kriegszustande mit den Regierungsbehörden, er billigte Nichts, er fügte sich in Nichts, was sie vorschrieben. Aber sein Widerstand war nur systematisch-theoretisch; am Ende geschah doch Alles nach dem höhern Willen, und mit den Personen der Behörden stand er im besten Einvernehmen. Wenn eine Kollekte bei Brand- oder Wasserschäden ausgeschrieben wurde, ging das landräthliche Zirkular jedesmal unberücksichtigt bei ihm vorüber. Er zeichnete keinen Pfennig unter den Wisch, wie er es nannte; aber lange vorher, ehe die Beiträge eingingen, war er selbst an Ort und Stelle, und half mit vollen Kräften, und die hochbepackten Leiterwagen mit Kleidungsstücken, Decken, Brod, Früchten, und Saatkorn, die von seinen Gütern kamen, waren sprichwörtlich in der Gegend. Er ließ sich Nichts vorschreiben. Ein Prozeß wider ihn, der ein- oder zweimal jährlich wiederkehrte, gehörte schon zu den Lustbarkeiten in der Umgegend. Als Besitzer eines bäuerlichen Grundstücks wurde er natürlich auch zu den Lasten und namentlich den Wegebesserungen zugezogen. Aber auch nicht ein einziges Mal genügte er den gesetzlichen Aufforderungen, und ließ es jedesmal zur angedrohten Exekution kommen. Es war ein Fest im Dorf, und Alt und Jung liefen zusammen, wenn die Gensdarmen in den Hof ritten, um den gnädigen Herrn zu pfänden, denn auch da zahlte er nicht. „Will Nichts geben: laß sie nehmen!" war die Antwort auf die Vorstellung des Inspektors, daß man besser fortkomme, wenn man gebe, als nehmen lasse. Das Einzige, was er herausgab, war der Schlüssel zum Speicher. „Hol' sie Alle — — und laß sie nehmen, so viel sie wollen!" Man kann denken, daß bei einer solchen Exekution, zur Belustigung und zum Aerger der Umstehenden, die Metzen nicht gestrichen wurden, und die Gensdarmen kannten keinen willkommenern Auftrag; denn jedesmal, nachdem sie die Strenge des Gesetzes gehandhabt, wurden sie noch bewirthet und beschenkt.

Der Adel in dieser Provinz theilt im Ganzen zwar die Gesinnungen, die unser Graf im Leben bewährte. Er ist sehr stolz auf sein Alter, auf seine Vorrechte, und hält, was an ihm, zusammen, um, was ihm davon geblieben, sich zu schützen. Doch muß ihm nachgerühmt werden, daß er Dies nicht auf die kleinliche Weise thut, welche in andern deutschen Ländern das Gefühl beleidigt und die Bildung kränkt. Nicht das Junkerthum möchten sie aufleben lassen mit allen seinen Lächerlichkeiten, über welche die Zeit gesiegt hat, sondern den Herren-

Digitized by Google

stand, und meinen, daß dazu auch würdige Gesinnungen und ernste Bildung gehöre. Beide müßten sich im öffentlichen Leben und in Handlungen für das Gemeinwohl bethätigen. Darin waren in dieser Provinz die Landedelleute, denn nur von diesen rede ich, mit dem Grafen eines Sinnes. Leider aber waren und sind sie noch in einem wesentlichen Punkte von ihm sehr verschieden. Er war sehr reich, und sie sind arm. Seine großen Güter waren ganz schuldenfrei; alle andern Güter im Lande sind mit Schulden überhäuft. Da erschien plötzlich der Graf vor dem Landschaftsamte, erklärte zu Aller Erstaunen, daß er von einem Kaufmannshause 50,000 Thlr. baar als Darlehen empfangen, und trug auf die Einschreibung und Ausstellung des Hypothekenscheins an. Was ihn dazu bewogen, Niemand weiß es. Seine Kassen waren immer gefüllt; er war bis auf jene Sonderbarkeiten, deren mögliche Kosten er aber wohl berechnete, der genaueste Wirth; seine Rechnungen waren stets pünktlich bezahlt, und von außerordentlichen Bedürfnissen und Leidenschaften wußte man Nichts. Es bleibt noch heute zweifelhaft, ob die Ahnen, die ihn zur Aufrichtung des Bußetempels für die Manen der erschlagenen Heiden antrieben, es ihm auch zur Pflicht machten, Schulden auf ihre Güter aufzunehmen, damit er auch darin au niveau mit seinen Standesgenossen bleibe. Verbürgen will ich es nicht, aber die Sage geht, daß man bei seinem Tode die 50,000 Thaler unangerührt in seinem Kasten fand.

Jede Wirthschaft eines alten Junggesellen liefert ihre komischen Züge. Auch von der des Grafen wußte man Viel zu erzählen, Wunderlichkeiten, welche sich nicht durchaus mit seinem aristokratischen Systeme vertrugen. So will man haben, daß er aus dem alten Familien-Tischzeug sich seine Hemden anfertigen ließ; denn es läge sonst unnütz da. Gewiß ist, daß er keine andern Taschentücher brauchte, als die Servietten. Auch durfte keine davon in die Wäsche, als bis sechs Dutzend sich auf seinem Sopha gesammelt hatten. Er war, wie gesagt, kein Menschenfeind, aber hatte so gut wie keinen Umgang. Desto liebevoller erwies er sich gegen die Wenigen, denen er einmal sein Vertrauen geschenkt, und, besonders herzlich gegen Kinder, war es ihm ein großes Vergnügen, von ihnen sich schaukeln zu lassen. Er liebte es nach seinem Ausdruck, wie eine Bombe in sein Haus zu fallen, um seine Leute kennen zu lernen. Aber einige seiner Leute kannten ihn besser, als er sie. Zum Beispiel sein Kutscher, den er wenigstens zehnmal fortgejagt, und der doch immer wieder in seinen Diensten sich fand. Johann pflegte, wenn der zornige Herr ihm die Thüre gewiesen, in die Schenke zu gehen, und beim Glase Jeden zu versichern, der es hören wollte: „Der

Graf kann ohne mich nicht leben!" Und so schien es wirklich. Johann war einmal nach einer solchen Ausweisung über einen Tag fortgeblieben. Der Graf ließ während dieser Zeit seine Pferde nicht füttern; er behauptete, Johann allein verstände mit den Thieren umzugehen. Als der aber durchaus nicht zurückkam, wie er doch sonst pflegte, ließ er seine ganze Dienerschaft beritten ihm nachsetzen. Sie fanden ihn leicht, und brachten ihn zu seinem Herrn. „Aber Johann, warum blieb Er so lange fort!" lautete der Empfang aus dem Munde Dessen, der ihn fortgejagt. „Ich wußte ja doch, Herr Graf würden nach mir schicken!" antwortete der Kutscher, und damit war die Sache abgethan, und das vorige Verhältniß trat wieder ein, als wäre Nichts vorgefallen.

Wenn er nicht zu Fuß ging, so fuhr der Graf gewöhnlich auf einem Leiterwagen. Reiten war nicht seine Passion, auch waren seine Thiere zu wohl gefüttert, um gute Reitpferde abzugeben. Aber er ritt an einem stürmischen Herbsttage, ich weiß nicht wohin, trotz Wind und Regen, in dem uns bekannten Kostüm. Der Reiter allein hätte ein vortreffliches Genrebild gegeben, aber die Szene, die nun folgte, läßt bedauern, daß kein Mahler sie belauscht. Aber Keiner im Lande, der sie nicht in allen Details kennt, und sein größtes Vergnügen darin findet, sie zu beschreiben. Der Regen hatte die Straße zerrissen; ein wenn auch nicht tiefer, doch breiter Wasserstrom trennte die Seite des Grafen von der entgegengesetzten, und er hielt, unschlüssig, ob er mit seinem Pferde durchreiten sollte, als er drüben ein altes Weib in derselben Bedrängniß, oder vielmehr in einer noch größern sah, denn sie war nicht zu Pferde, und trug auf dem Rücken eine große Last Reisig. Barfuß versuchte die Alte durchzuwaten, aber sie mochte dem Wasser nicht trauen, und jammerte laut, denn sie mußte nach Haus, und dazu goß es jetzt wieder in Strömen. Der Graf, der denselben Regen ohne Schirm und Mantel aushielt, gefiel sich doch, eine Viertelstunde mit ihr eine Unterhaltung zu pflegen, deren Inhalt uns folgendermaßen authentisch angegeben wird: „Alte, was greint Sie denn so?" — Herr Graf, ich kann nicht 'rüber. — „Warum kann Sie denn nicht 'rüber?" — Das Wasser ist zwischen. — „So, so. Woher mag denn das Wasser kommen?" — Es regnet, Herr Graf. — „So, so. Wird's noch lange regnen?" — Das weiß ich nicht, gnädiger Herr Graf. — „So, so. Ja, es regnet." — Ach ja, Herr Graf, es regnet recht sehr. — „Sie ist wohl schon naß?" — Das ginge schon, Herr Graf, wenn ich nur 'rüber wäre. — „So, so. Muß Sie denn 'rüber?" — Ja, Herr Graf, sie warten auf mich. — „So, so. Wie wird Sie denn 'rüber kommen?" — Das weiß ich nicht, gnädiger Herr Graf. — „So werde ich Sie

Digitized by Google

wohl 'rüber holen müssen." — Damit trieb er sein Pferd durch die Flut, und drüben angelangt, hieß er die Alte hinter ihm aufhocken. Aber eine neue Schwierigkeit: die Frau hatte wohl hinter ihm Platz, aber nicht ihr ungeheures Reisigbündel, von dem sie sich nicht trennen wollte. „Ja, was machen wir da?" — Das weiß ich nicht, gnädiger Herr Graf. — „Da werd' ich's wohl vor mich nehmen müssen." — Wer mahlt das Bild: Sturm und Regen, eine schäumende Flut, ein wohlgenährter Gaul, der rauchend durchwatet, und auf ihm der Aristokrat, der ein mächtiges Holzbündel umfaßt, und hinter ihm ein altes Bauerweib, mit den Armen seinen Leib umschlingend. — Beschenkt entließ er sie, um noch einmal, aber jetzt in eignen Angelegenheiten, das Wasser zu passiren.

Ein Moment in seinem Leben ist dunkel. Er ist nie verheirathet gewesen, aber einmal, verlautete es, sey er auf die Freite geritten. Das Gerücht sagt Nichts von einer Leidenschaft des Herzens, sondern von einer standesmäßigen Passion; er habe sein altes Wappenschild mit einem noch ältern, das eine Fürstenkrone beschattet, verbinden wollen. Da ward eine prachtvolle Equipage angeschafft, vier herrliche Rosse davor. Seine Hoffnung schlug fehl. Von einem Korbe wollen Viele wissen, aber die Hand, die ihn gereicht, blieb unsichtbar. Wenn es die Schöne, Hohe selbst war, so hat ihren Geschmack vielleicht der Umstand verletzt, daß der Kutscher auf dem hohen Bocke nicht mit dem Wagen und den Rossen in Uniform war. Der Graf hatte nicht für gut befunden, Johanns graue Jacke mit einer Liverey zu vertauschen. Von diesem Ereigniß wird seine Menschenscheu datirt. Die Equipage kam unter den Schuppen, die Pferde in den Stall. Sie wurden, wie die heiligen Rosse der Germanen, gefüttert und überfüttert, aber nie mehr zu profanen Dingen benutzt. Sie sind in ihrem Fett erstickt.

Wenige Jahre vor seinem Tode trat ein Umschlag in der Lebensweise des Aristokraten ein. Human immer, wurde er jetzt menschlich. Er floh nicht mehr, er suchte die Gesellschaft. Früher, wenn er zur Stadt kam, in Kneipen und Weinhäusern absteigend, miethete er jetzt eine standesmäßige Wohnung. Er trug sich elegant, besuchte Gesellschaften und Bälle. Doch hing seine hagere, blasse Gestalt seltsam genug in der prachtvollen rothen Uniform, daß man ihn füglich mit einem wandernden Kleiderstock vergleichen konnte. Von je an ein vollendeter Gentleman gegen Damen, wurde er jetzt gegen Alle höflich, ja zuvorkommend. Besonders gern präsentirte er seine kleine goldne Dose, die er von einer hohen Fürstin erhalten, und es bedurfte nur

einer leisen Aufforderung, um die Geschichte der Schenkung aus seinem Munde zu hören.

In ihm starb ein sehr edler Mann, und ein Wohlthäter seiner Gegend. Auf seinem Paradebett, und das war seine letzte Sonderbarkeit, ließ er sich in seinem Maltheserhabit, mit sämmtlichen Orden auf der Brust, auslegen. Sein Testament war freilich auch eine Sonderbarkeit, aber es datirte von früher, und steht im nächsten Zusammenhang mit seinen aristokratischen Ansichten und seinem humanen Gefühle. Seine reichen Güter sollten durch keine Theilung zersplittert werden, sondern Einer aus der Familie Macht und Ansehen erben. Aber er wollte nicht diesen Einen wählen, das Loos sollte daher entscheiden. Vier Neffen zogen die vier Loose; der Eine wurde der glückliche Erbe, die drei übrigen gingen leer aus.

Der Plebejer.

In der Stadt, von welcher ich sprach, spielen die Straßenbrunnen eine bedeutende Rolle. Hier versammeln sich die Dienstmägde beim Schöpfen und Spülen, und besprechen und berathen Familien- und Stadtangelegenheiten. Jedes Gerücht, das Morgens durch die Konditoreien, Mittags durch die Restaurationen, und Nachmittags durch die Kaffeezirkel läuft, um fertig ausgebildet Abends in der Gesellschaft aufgenommen zu werden, hat an diesen Brunnen seine Quelle. Jede Köchin bringt das Neuste von Zank und Gestank aus ihrem Hause, um es auszutauschen gegen die Neuigkeiten aus den andern Häusern. Der Markt ist stets belebt, es fehlt weder an Waare noch an Käufern; am gesuchtesten bleiben natürlich die skandalösen Novitäten, und mancher Familie guter Leumund wurde an diesen Brunnen rein weggewaschen. Ein Wink für die städtische Polizei, ob es nicht gerathen sey, die Bürger zu zwingen, Privatbrunnen in ihren Höfen zu graben. Wenn es sich auch nicht ändern läßt, daß alle Hausbewohner aus Einem Brunnen schöpfen, und der ist oft ein unreiner, so ist es doch besser, als solche öffentliche Brunnen, wo alle Welt das Wasser aus Einer Quelle trinken muß, und Jeder das Seine zuthut. Zwar versichern Unterrichtete, wenn es dazu käme, würden alle weibliche Dienstboten ihren Herrschaften kündigen, denn es ist ein uraltes Gewohnheitsrecht in dieser Stadt, am Brunnen zu plaudern, und davon kann sie Nichts abbringen, auch

Digitized by Google

nicht die Blicke und die Stimme ihrer Herrschaft, wenn sie diese Assembleen aus dem Fenster belauscht.

Aber die Köpfe fahren plötzlich auseinander, wenn ein Einwohner dieser Stadt die Straße heraufkommt. Ein rieselndes Gelächter empfängt ihn, und ein schallendes tönt ihm nach, wenn er den Rücken gewandt. Man denke sich einen großen Mann, starkbäuchig, mit einem plumpen, gemeinen Gesichte; um es zart auszudrücken, die Grazien hatten nicht an seiner Wiege gesessen. Kopf und Körper hinten übergebeugt, den Bauch etwas nach vorn, mit den Armen weit ab vom Leibe in der Luft schlenkernd, schritt er breitbeinig einher, — wie er zu meinen schien, einen vornehmen Gang. Aber es paßte Nichts an ihm zum vornehmen Manne; am wenigsten sein ungeschickter sandfarbiger Rock, und Hosen und Weste vom gleichen Stoffe. Sein Hut aber, und der ist berühmt, war ein Musterstück von einem verschossenen, abgegriffenen, und eingedrückten Filze. Er saß ihm in der Regel so auf dem Hinterkopfe, als die Schauspieler in der Komödie betrunkene Handwerksburschen darzustellen pflegen. Daß eine solche Gestalt nicht ihrer Reinlichkeit wegen auffällt, braucht kaum angedeutet zu werden. Doch war es nicht die Erscheinung allein, welche das Aufsehen erregte. Herr Perleberg — so nennen wir ihn, um den wahren wohlbekannten Namen, der einige Aehnlichkeit mit diesem hat, zu maskiren — war ein öffentlicher Charakter der Stadt, einer, wie sonst jede Stadt deren aufzuweisen hatte; ein Mann von grimmigem Ernste, und der doch das Unglück hat, die Zielscheibe des Spottes der Straßenjugend zu seyn. Gewöhnlich waren sonst Frauen zu diesem traurigen Loose bestimmt, die Puppen oder Vogelscheuchen des Pöbels zu seyn, wie uns ja die alten Pfefferkuchenformen noch hie und da das Andenken und die Figuren solcher weiblichen Volkscharaktere aufbewahren.

Jedermann in der Stadt kannte Herrn Perleberg; die Augen Aller richteten sich unwillkührlich auf ihn, wo er erschien; die Dienstmägde sahen wir lächeln und lachen; aber für die Kinder war er ein Gegenstand der Lustbarkeit, und doch zugleich ein Knecht Ruprecht. Knaben und Mädchen liefen ihm nach, je mehr ihrer waren, um so lauter zischend, lachend, mit dem Finger auf ihn weisend. Je schneller er ging, um so muthiger waren sie hinter ihm her; aber wenn er sich einmal umwandte, so nahm auch das ganze wilde Heer Reißaus, und nicht ohne Grund; denn wehe Denen, die er erhaschte. Da schützte nicht Jugend und Geschlecht, und man hat gesehen, wie er ein hübsches junges Mädchen, das er aus dem Haufen herausgriff, auf offener Straße für ihren Muthwillen abzüchtigte. Die Stadt ist bergigt; im Winter ist es das

Vergnügen der Straßenjugend, mit kleinen Rutschschlitten die abschüssigen Straßen hinunter zu fahren. Herrn Perleberg's breiter Gang reizte zu den Versuchen, zwischen seinen Beinen mit dem Schlitten durchzuschießen. Zuweilen glückte es, zuweilen fiel der Unglückliche dabei auf's Pflaster; jedesmal aber gab es unendliche Lustigkeit, Wuth und Aufruhr. Einmal nur gelang es dem Beleidigten, nicht den Uebelthäter selbst, aber doch seinen Schlitten zu greifen. Er schwang ihn auf den Rücken, und ging gravitätisch mit dem erhaschten corpus delicti seines Weges. Vergebens baten, drohten, weinten die Knaben, ihn rührte Nichts; auch nicht das Gefolge, was sich bei jedem Schritte mehrte, und ihn durch die ganze Stadt bis an seine Hausthüre begleitete. Auch hier ließ er sich nicht erweichen, und nahm seine Beute ruhig in seine Wohnung, ohne sie jemals wieder herauszugeben.

Indem ich das Bild meines Plebejers entwarf, habe ich ein Versehen begangen. Ich schilderte nur, wie er aussah, nicht wer er war, und Das möchte der Wirkung Eintrag thun. Wäre er nur ein schmutziger Straßenläufer gewesen, so wäre auch der Gassenauflauf in der Ordnung, und der Schlitten auf dem Rücken nichts Außerordentliches. Aber Herr Perleberg gehörte Geburt, Stand, Vermögen, und, wenn man will, auch der Bildung nach nicht zum Pöbel. Er war Kaufmann gewesen, und lebte, ein wohlhabender Mann, von seinen Renten. Man weiß keinen so bestimmten Grund für seine Sonderbarkeiten, als für die Farbe seiner Kleidung. Um von einem bösen Schuldner Befriedigung zu erhalten, hatte er in seiner Jugend viele Stücke sandfarben Tuch als Zahlung annehmen müssen, und trug nun sein Leben hindurch an seiner Schuld; ja, wenn er Nachkommen gehabt, vielleicht wären noch einige Generationen testamentarisch von ihm verpflichtet worden, gelb und braun durch die Welt zu laufen. Der Fluch der Schuld ist, dünkt mich, von dieser Seite noch von keinem fatalistischen Dichter aufgefaßt worden.

Herr Perleberg haßte alles Exklusive; er war ein spießbürgerlicher Demokrat, und seine Reden gegen den Adel klangen recht ernsthaft, wenn man nur nicht über den Redner selbst hätte lachen müssen. Seine vermeintlichen Rechte vertheidigte er aber wie der strengste Aristokrat, und nicht allein gegen die Straßenjugend, sondern gegen Jedweden, der sie ihm zu beeinträchtigen schien. Zwei seiner Prozesse erlangten Berühmtheit, und sie leben noch jetzt im Gedächtniß unter den Namen: der Katzenprozeß und der Hutprozeß. Es wird Jedem begreiflich seyn, der Etwas von unsers Sonderlings Lebensweise kennt, daß er kein angenehmer Miether für eine reinliche Wirthin war. Aussprechen läßt sich nicht Alles, Vieles andeuten, wenn wir sagen: Herr Perleberg

betrachtete sein Zimmer als sein Dominium, wo er befugt sey, Alles zu thun und zu lassen. So stand in der Mitte dieses Zimmers ein gewisses Möbel, auf welchem er stundenlang sich erholte, hier Zeitungen und Bücher las, und selbst durch kein Klopfen sich stören ließ, sondern in der harmlosesten Ruhe seine Besuche empfing. Er aber ließ sich stören durch den äußerst unsittlichen Lebenswandel einer Hausbewohnerin, der dem keuschen Sinne des alten Junggesellen vielen Verdruß bereitete. Es war nämlich eine Katze, welche die Besuche ihrer Liebhaber auf dem Dache unter seinem Fenster in jeder Nacht empfing. Da aber die Zahl der letztern unbillig groß war, und einige derselben natürlich abgewiesen werden mußten, so gab Dies zu Auftritten Veranlassung, die jedes Gefühl, besonders aber das Ohr Eines, der schlafen will, beleidigen mußten. Vergebens hatte Herr Perleberg sich bemüht, der Hauskatze sittliche Regungen beizubringen, wozu er Stimme und Stock gebrauchte; als aber alle Vorstellungen Nichts fruchteten, hatte er zum letzten Mittel gegriffen, und in einer finstern Nacht verstummten plötzlich die Töne der Liebe und der Leidenschaft. Am grauenden Morgen fand man die Unglückliche todt im Hofe. Die That wurde ruchbar; das Katzenkonzert blieb zwar stumm, aber ein ganz anderes erhob sich im Hause, und demnächst ein furchtbarer Prozeß beim Stadtgerichte. Ob es Herrn Perleberg gelungen, bei der Kriminalunterſuchung den auf ihm ruhenden Verdacht auf die minder begünstigten eifersüchtigen Kater abzuwälzen, ist uns nicht bekannt; gewiß ist nur, daß es der Wirthin nicht gelang, den lästigen Miether los zu werden. Nach den statutarischen Rechten der Stadt war ein Katzenmord kein Grund, um einen Miethskontrakt zu lösen. Die Wirthin in ihrer Verzweiflung griff auch zum letzten Mittel. Ueber dem Miether wohnend, bohrte sie durch Diele und Decke kleine Löcher gerade über dem Bette ihres Miethers, und ließ dadurch allerlei Flüssigkeiten hinunter sickern. Herr Perleberg wurde allerdings dadurch unangenehm berührt, aber er wußte sich zu helfen: er rückte sein Bett an die andere Wand. Doch die Löcher in der Decke und der nächtliche Sprenkelregen folgten ihm auch hierhin; auch an einen dritten, vierten Ort. Endlich, als seine Decke wie ein Sieb war, und er nirgend mehr ein trocknes Lager im Zimmer fand, wich er der Macht über ihm, und zog aus.

Herr Perleberg beschäftigte sich nicht mit der Kunst, aber die Kunst beschäftigte sich mit ihm. Es gibt einen geschickten Modekonditor in der Stadt, der in Kraftmehl und Zucker ihre ausgezeichneten Bewohner zu porträtiren versteht. Einst fand unser Charakter sich in unläugbarer

Porträtähnlichkeit auf dem Tische des Kuchenbäckers. Vergebens bewies der Konditor, daß die Bildsäule nur eine Konzeption der Phantasie wäre; Herr Perleberg bewies, es sey ein Nachdruck der Wirklichkeit. Die Gesetze über das geistige Eigenthum waren damals noch nicht erlassen, und zuweilen ist Selbsthilfe mehr an ihrer Stelle, als der zweifelvolle Ausgang eines Prozesses. Also ergriff der Beleidigte sein Konterfei, zerdrückte es, und warf es dem Künstler vor die Füße. Auch dieser muß es, trotz der schreienden Gewaltthat, nicht für gerathen gehalten haben, sein Recht zu verfolgen, wenigstens entstand darüber kein Prozeß. Aber der Auftritt hatte so viel Komisches, daß die anwesenden Gäste auch ihrerseits sich gedrängt fühlten, dem Lustspiel noch einen letzten Akt anzusetzen. Als Herr Perleberg im Zorn den Hut auf den Kopf drückte, merkte er nicht, daß man ihm verschiedene Baisers und flüssige Konfitüren hineingethan. Erst als er die Thüre hinter sich zugeschlagen, und der Schweiß, der in ungewöhnlicher Dicke ihm über Stirn und Wangen rann, sogar milchweiß auf seinem Taschentuche sich ihm zeigte, brachte ihn das schallende Gelächter aus dem Laden zur Erkenntniß. Den Auftritt, welcher nun folgte, vermag meine Feder nicht wiederzugeben. Seltsamer Weise hing er aber den wohlbekannten Uebelthätern keinen Injurienprozeß an, sondern stellte eine Klage wider sie an auf Schadenersatz wegen des ruinirten bewußten Hutes, wobei der Taxator gewiß in größere Verlegenheit gerieth, als der Richter.

Herr Perleberg war ein Mann, der die Freiheit liebte, und nicht die bürgerliche allein, der er in andern Verhältnissen vielleicht Opfer gebracht, über welche die Welt gestaunt hätte. Wir dürfen es wenigstens schließen aus einem heroischen Zuge, welcher allen Bewohnern der Stadt noch in der Erinnerung lebt. Er ritt eines schönen Tages auf einem Philistergaul, der *nicht* so schön war, zum Thore hinaus. Auf einem Anger sieht er Pferde, sein magerer Renner stöhnt unter ihm. Das rührt sein Herz. Plötzlich steigt er aus dem Bügel, entzäumt das Pferd, gibt ihm mit der Gerte einen Schlag, und ruft: „Du sollst auch einmal deine Freiheit genießen." Zaum und Zügel unter dem Arm, ist Herr Perleberg in die Stadt zurückgekehrt; was aus dem Pferde und dem Philister geworden, davon schweigt die Geschichte. Wenigstens kein Prozeß, denn von dem hätten die Mägde am Brunnen erzählt.

Ein leiser Zweifel überschleicht mich bei Durchlesung dieser Zeilen, ob mein Plebejer nach den hier geschilderten Zügen auch Bedeutung genug habe, neben meinem Aristokraten als Genrebild zu stehen. Aber

ein Zug ſeines Lebens macht ihn würdig. Ich weiß nicht, wo die Gegenwart an heroiſcher Größe etwas Aehnliches bietet. Herr Perleberg reiste auf eigne Hand nach Rom, und zugleich auf eignen Füßen. Das Ziel der großen Fußwanderung lag vor ſeinen Augen. Er ſah die Kuppeln und Obelisken, den Vatikan und St. Peter, römiſche Lüfte und römiſche Geſichter wehten und wallten ihm aus der Porta Populi entgegen. Da, einen Schritt vom Thore, machte er Halt, ſprach: Perleberg, der Menſch muß ſich zu bezähmen wiſſen! kehrte um, und trat ſeine Rückreiſe an, ohne nur noch einen Blick auf die ewige Roma zurückzuwerfen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eduard Duller.

Digitized by Google

Digitized by Google

Trier und Luxemburg.

Von

Eduard Duller.

Sey mir nach langer Trennung gegrüßt, ehrwürdige alte Treviris! Das Herz geht mir weit auf, da ich deine stattlichen Thürme wieder sehe, und die wohlbekannten Glockentöne mich wieder mahnen: „Hier naht man der heiligen Stadt!“ Ja, nicht Köln allein kann sich des Beinamens: „heilige Stadt“ rühmen; in goldnen Lettern prangte einst auf deinem Neuthor, o Trier, unter den Steinbildern des segnenden Heilands, St. Peters, und St. Eucharius die Schrift: „Sancta Treviris!“ und drüber stand der fromme Wunsch: „Trevericam plebem dominus benedicat et urbem!“ Zwar haben diebische Hände die schimmernden Lettern ausgebrochen, aber noch stehen die Heiligen segnend und schützend über dem Thore; noch wallfahren die gläubigen Pilger Lenz für Lenz in die Kirche der weiland Abtei St. Mathias hinaus; noch rauscht aus den hohen Wipfeln der Bäume um St. Paulin die Legende vom Martertod der ersten Christengemeinde Trier's, des Konsuls Palmatius und der thebäischen Legion; auf jedem Weg und Steg findet die Andacht noch helle Spuren der religiösen Tradition, gleichwie der Wanderer am Strande auf dem unermeßlichen tiefdunkeln Meeresspiegel am Abend leuchtende Streifen, wie Fäden eines goldnen Gewebes,

Digitized by Google

ausgespannt sieht, während die Sonne ihr Antlitz mit dunkeln Schleiern umhüllet, und die Segel am äußersten Rande gleich weißen Möven sich wiegen.

Im Duft und Schmelz der Legende stand das heilige Trier schon vor meinen Geistesblicken, als ich noch ein Knabe war und mich in Wien nirgends so wohl und heimisch fühlte, als bei Beginn der Mondnacht im Riesenschatten des Stephansthurmes, wenn die steinerne Welt im falben Licht lebendig wurde, wenn ich von der Spitze des ausgebauten Thurmes das bleiche, tiefgefurchte Antlitz des alten Meisters sich auf mich herabneigen, und den Gesellen in wilder Hast von Giebel zu Giebel hinanklimmen sah, bald hinter ihm, bald vor ihm, und bald über ihm den Bösen. Damals rauschten alle verwandten Sagenklänge in meine Mährchenwelt hinüber, und ich umklammerte jenen ungeheuern Riß und Bruch des Göttlichen und Menschlichen, jene eingebildete Kluft zwischen beiden, welche das Mittelalter nur durch eine dritte Welt, durch die dämonische, ausfüllen konnte, mit solcher Knaben-Lust und Kraft, über die man später als Mann lächeln würde, wenn man seiner Kindheit überhaupt anders als mit Wehmuth gedenken könnte.

Es war die Sage von dem sogenannten „Teufelsstein" vor'm Dom in Tier, die damals zuerst eine Sehnsucht nach dieser „heiligen Stadt" in mir erweckte, — eine Sage, die sich bei so manchen großen Bauwerken des Mittelalters in den wunderlichsten Varianten (die Travestie mit eingeschlossen) wiederholt. Der Baumeister habe verzweifelt (so lautet die Sage), den Dombau mit eigener Kraft zu vollenden, und habe deßhalb den Beistand des Bösen gebraucht, dem er vorgespiegelt, er wolle ein Haus der argen Lust erbauen. Und als nun der Böse endlich erkannt, daß ihn der Meister betrogen, so habe er im Grimme eine Granitsäule niedergeschleudert; die sieht man noch heutzutage geborsten vor einer Pforte des Domes liegen. Ich wußte damals noch Nichts von Trier's Römerzeit und dreifachem Pflaster, von seinem Amphitheater und seiner porta Martis, von seiner Belagerung durch Franz von Sickingen und von seinem edeln Weihbischoff Hontheim. Mehr als Dies Alles fesselte mich, nachdem der leidige Böse Trier einmal in meine phantastische Erdkunde förmlich eingeführt hatte, eine flüchtig gesprochene Ueberlieferung, welche ich wie ein Juwel festhielt: die Nachricht vom Rocke Christi, welchen die heilige Maria gewebt, und welcher mit dem erwachsenden Heiland zugleich wunderbar gewachsen sey; dieser Rock wird im Dom zu Trier aufbewahrt (so hörte ich), und den Gläubigen je zu Zeiten feierlich gezeigt, und viele Tausende strömen dann in die heilige Stadt, um des Gnadenschatzes theilhaft zu

Digitized by Google

werden, der sich bei solchem seltenen Anlaß wie fruchtbarer Regen über sie ergießt. Ich gesteh's gern: mit voller Inbrunst des jungen Herzens hing ich damals an den Glaubenslehren der katholischen Kirche, in deren Schooß ich herangewachsen war; alle Vorstellungen, welche sie erschaffen oder geheiligt hatte, umgaben meine Kindheit wie ein ungeheurer Wald erhabener Bäume voll farbiger, süßduftender Blütendolden, die, an langen, vielfach verschlungenen Ranken vom grünen Blätterdach herabzitternd, über mir schwebten; an den Rändern der Stämme brachen sich die Sonnenstrahlen, das zarte Laub dazwischen war durchsichtig, wie Edelstein, auf jedem Zweige sangen prächtig gefiederte Vöglein, bald hell, wie Silberglockenklang, bald so ernst und schaurig, daß mir das Athmen verging; hie und da öffnete sich eine Lichtung im Dickicht zu reizenden Irrgängen, und trat ich hinein und wandelte drinnen fort, so fühlt' ich mich gefangen und war es gern. So recht aus Grund der Seele betete ich Christum als Gott an, und seine jungfräuliche Mutter als Königin der Himmel, und dennoch war mir der Heiland so ganz Mensch, und Maria so ganz blos Mutter, als wären sie beide meines Gleichen; ich fühlte es tief und warm in mir, als ob sie Alles mit mir empfänden, und doch mußt' ich ihnen in stiller Nacht wieder Alles sagen und vertrauen, was ich auf dem Herzen trug, alle jene tausend kleinen Sorgen, die ein Kind oft um die geringste Kleinigkeit der nächsten Stunde, des nächsten Tages hat, so wie alle jene tausend großen Hoffnungen auf eine reiche Zukunft, die in einer engen Knabenbrust so viel Platz haben, und so wenig Platz in der weiten Welt. Dies kindliche Vertrauen, das auch in Greisenherzen kindlich bleibt, ist wohl der süßeste Duft im Kelch jener Wunderpflanze des Katholizismus, die um so höher in den Himmel hineinwächst, je tiefer sie ihre Wurzeln hinabsenkt in die Menschenbrust. Diese reinmenschliche Auffassung und Darstellung des Uebersinnlichen, welche das Gemüth so ganz und gar unfriedete, und der regen Einbildungskraft noch immer einen so weiten Spielraum ließ, war der Zauber der Poesie, der mich an den Katholizismus fesselte. Die unsichtbare Welt des Glaubens war das Paradies meiner Kindheit; ich mußte es verlieren, als ich den Baum der Erkenntniß fand. Die goldne Mährchenwelt der Kindheit verschwand, wie jene alten Städte in den Meeresgrund hinabsanken, über deren Thürmen und Zinnen jetzt stolze Kauffahrer dahin segeln. Aber noch lange nachher zogen leise Glockentöne der verschwundenen Herrlichkeit in die Träume des Jünglings, und die Sehnsucht bebte in mir fort, wie ein Nachhall erster Liebe.

So hatte ich mir denn aus Legenden ein idealisches Bild Trier's

erschaffen und es lange treu bewahrt, als ich nach manchen Kreuz- und Querfahrten diese Stadt endlich wirklich vor mir sah. Meine religiöse Weltanschauung hatte jedoch indessen manchen Ballast über Bord geworfen; leicht und keck flog das buntbewimpelte Schiff auf den Wellen dahin. Ich hatte das Steuerruder führen gelernt, und freute mich, daß ich mich nicht mehr auf Lootsen zu verlassen brauchte. Das männliche Bewußtseyn gefiel sich nicht mehr in dem reizenden Spiel der Sinne, nicht mehr in jener idealen Gefangenschaft, in jenem blühenden und duftenden Labyrinth. Ich erkannte die Vernunft als neue Ariadne, die uns den leitenden Faden gibt, und dachte nur mit Schmerz, wie lange man sie auf Naxos ausgesetzt und die Landung auf diesem Eiland jedem Segler eben so streng verwehrt hatte, wie jene auf dem öden Strande von St. Helena. Kurz, die Stelle meiner buntschillernden Träume hatten Ideen eingenommen, und ich bekannte mich zu jener „streitenden Kirche", deren Säulen Wahrheit und Recht heißen, und von der ich hoffe, daß sie einst zur „triumphirenden" wird. Indem ich nun auf jenem Entwicklungsgange fortgeschritten war, hatte ich, wie es nicht anders seyn konnte, rechts und links viele Blüten abgestreift, die mich früher entzückt hatten; auch manchen Dornstich empfand ich, und oft mußte ich durch nackte Sandsteppen waten, die ich einst von ferne für wogende Saatfelder gehalten hatte. Was lag daran! Blieb doch der Himmel über mir immer derselbe mit seiner Sonne und seinen Sternen, diese ewige Wahrheit und dies ewige Gedicht! Fühlt' ich doch in jedem Sturm, wie in jedem Säuseln, den Odem des großen Dichters! — Sah ich doch auf jedem Blatt, das frisch aus der Knospe brach, wie auf jedem, das welk auf der Erde lag, die Schrift, die sein Finger darauf geschrieben! — Ahnt' ich doch in dieser ewig fortschreitenden „Weltpoesie" der Natur und der Menschheit — die ewig neue „Weltversöhnung." So durchaus verändert, entschieden, und entschlossen betrat ich Trier. Es war mir ein eigenthümliches Gefühl, als ich dort die religiöse Weltanschauung, in welcher ich in Wien erzogen war, vollkräftig, blütenreich, in innigster, unlösbarer Verbindung mit Geschichte und Nationalität wiederfand. Es war mehr, als der Gegensatz meiner eigenen widersprechenden Weltanschauung zu der in Trier seit Jahrhunderten ruhig und sicher herrschenden, — es war der Gegensatz meiner Vergangenheit und Gegenwart selbst, der mich überraschte. Zufrieden mit meiner Errungenschaft, blickte ich ohne Sehnsucht, aber mit Wehmuth auf Das, was ich einst wie ein Vermächtniß besessen; ich kam mir vor, wie ein Verschollener, der keinen Anspruch mehr an den Familiennachlaß hat, und der dennoch, wenn er nach langen Jahren

in's Vaterhaus heimkehrt, diese oder jene Reliquie des Vaters, die den Erben vielleicht gering und werthlos scheint, als sein eigen betrachtet, nicht nach dem Buchstaben des Rechts, sondern nach dem ungeschriebenen Recht des Herzens. So ging es mir mit einzelnen Bildern aus meiner ersten Weltanschauung; sie waren mir stehen geblieben, — wenn auch nicht auf dem granitenen Sockel des Dogma's, doch frisch und lebendig durch den Frühlingsodem der Poesie, der sie für alle Zeiten belebt. Die Blüten der Legende waren mir noch immer werth, inwiefern sie nämlich rein menschlich und poetisch erschienen, inwiefern sie entweder eine höhere Idee gleichsam als leibliches Symbol umschlossen, oder inwiefern ein allgemein nothwendiges und gültiges Gefühl, einer starken Quelle gleich, welche sich durch alle Erdschichten hindurch den eigenen Weg gebahnt hat, plötzlich an einer Stelle zu Tage kam, wo man es so wenig erwartet hatte, daß man aus reiner Verlegenheit oft zu einer Lüge seine Zuflucht nehmen mußte, um den mächtigen Drang der Naturwahrheit zu entschuldigen; kurz, ein Farben-Grundton zu dem poetischen Bilde Triers war für mich da. An jene Legenden reihten sich mir nun, wie Kinder Eines Vaters, wenn auch verschiedener Mütter, die profanen Sagen, und zwischen alle trat die Geschichte in die Mitte, welche sie überragte. Die Geschichte wirkte mir auf meinem Bilde Triers das Poetische erst recht kräftig aus; sie schärfte die Umrisse, sie hob das Licht durch ihre Schatten, das Einzelne durch die Gruppen, den reizenden Schein durch das Wesentliche des Charakters. Ich sah die großartigen Denkmale der alten Kunst, als Zeugen des früheren Glanzes, der einstigen Herrlichkeit, — Grundvesten, auf denen der alte Nationalstolz jetzt gebeugten Hauptes ruht, wie jener Jeremias auf den Trümmern des Tempels. Wie viel poetische Elemente liegen in diesen Gegensätzen von Vergangenheit und Gegenwart, von Glanz und Schatten, geschichtlichen Gegensätzen, wie man sie bei wenigen deutschen Städten in gleicher Intensität finden mag! Eine großartige, reiche, und tief ergreifende Elegie! — Die frische, unverdorbene Jugendkraft im Volkscharakter legte jedoch ein mächtiges Gegengewicht in die Wagschaale. Ich lernte die Trierer kennen, und überzeugte mich, wie ihr innerer Fond sie gesund und unverfälscht erhält, wie ihre scharfausgeprägten Eigenthümlichkeiten im Laufe so vieler Jahrhunderte dieselben geblieben sind. Es ist so viel ursprünglich Tüchtiges in ihrem Volkscharakter, daß sich ein tüchtiger Mensch darüber nur freuen, sich unter ihnen nur behaglich fühlen kann. Und nun noch das Bild der Landschaft! Alle jene einzelnen Momente, das religiöse, das geschichtliche, und das psy-

chologiſche, umfaßt die Natur harmoniſch im ſchönen, poetiſchen Rahmen. Ein breites Thal liegt wie ein üppiger Fruchtgarten vor meinen Blicken. Die ſchöne lotharingiſche Jungfrau Moſella durchwallt es langſam; gleich als wolle ſie dort am Abhange des Gebirges noch verweilen, welches ſich in's Thal hinein vorſchiebt und es zu ſchließen ſcheint, ſo wendet ſie ſich im weiten Halbkreiſe, um dieſes noch einmal zu erblicken und liebend zu umfangen. Gen Oſten, zur Rechten, ſteigen ſanfte Hügel empor, das ſind die letzten Ausläufe des Hundsrücks, bis oben hin mit Reben bepflanzt; aus dem grünen Weinlaub ſchimmert der helle Landſitz hervor; hoch oben winkt unter Bäumen das einfache Bethäuschen den Pilgern zu, welche den ſchmalen Stationsweg hinanwandeln. Weiter hinab der ſtattliche Bau der weiland Abtei St. Marimin, der Thurm von St. Paulin, Kürenz und ſein Schlößchen. Ich wende mich; da ſeh' ich jenen runden, rebenbepflanzten Vorberg, welcher die Mauerreſte des Amphitheaters verbirgt, und gegenüber vertieft ſich der Thalkeſſel, wo ſich einſt die Naumachie befand. Zunächſt daran öffnet ſich das enge, fruchtreiche Thal der Olevig, an deſſen Pforte ſich rechts der heilige Kreuzberg erhebt, einſt der römiſche Zirkus. Weiterhin ſteigt der breite Kirchthurm der geweſenen Abtei St. Mathias empor, dahinter gewahr' ich die Höhen des Matheiſerwaldes, und rechts hinab die Berge des Hintergrundes, in weichen Formen und mit ſanft geſchwungenen Umriſſen; ſcheint es doch, als wolle einer von dieſen grünen Nachbarn dem andern Platz machen, damit das Auge ſie alle recht überblicken kann; ſo ſcheiden ſich die Berge in Gruppen, und über allen ſchwebt der heitere Friede eines Idylls. Von dort her eilen der Moſel die raſche Saar, die blaue Sauer in die Arme; von dort her tritt ſie ſelbſt in's Trierſche Thal. Und nun gen Weſten! Da breitet ſich, dem Thurm von St. Mathias ſchräg gegenüber, die geſegnete Flur von Euren aus, und hebt ſich die ſanfte Halde hinan, oder, richtiger geſagt, wie ein bunter Teppich hängt ſie hernieder von dem bewaldeten Bergesrücken, aus deſſen kühler, dunkler Schlucht dort „Balduins Haus" hervorblickt, ſo recht als Ruheſitz eines alten Helden zu erkennen, der behaglich vom ſtillen Erker hinabſchauen mag auf die menſchenwimmelnde Stadt. Nun ſteigen die Abhänge des Eifelgebirges immer ſchroffer empor, — rothe Sandſteinwände, zu denen ſich die Rebenpflanzungen hinanſchmiegen; ſchöne Gruppen von ſchlanken Kaſtanienbäumen leih'n den kühnen Riffen und Maſſen einen ſüdlichen Charakter, während ich die alte ſteinerne Moſelbrücke und gegenüber die Vorſtadt Barbeln gewahre. Seht, dort hoch oben auf dem Markusberg, am ſteilen Rande ſteht die Einſiedelei,

deren Bewohner in ſeiner dunkeln Kutte eben den ſteilen Pfad herniederſteigt, um in der Stadt die heilige Meſſe zu hören; weiter hin am Saume des Bergrückens raget das alte Kreuz. Tiefer unterhalb winket Steinshäuschen, zwiſchen freundlichen Gartenanlagen halb verdeckt; jetzt gewahr' ich die Hütten, an und in die Felſen gebaut, längs des Wegs, der zu der Höhe führt; frohe Menſchen ziehen den Pfad hinauf zu „Wettendorfshäuschen", welches dort jenſeits des ſcharfen Thaleinſchnittes auf der ſchroffen Felswand thront. Weiter hin windet ſich die prächtige Heerſtraße, die nach Aachen führt, den Berg hinan; Du beſtaunſt die kühn geſprengte Napoleonsbrücke, und wandelſt Du dann unten am Saume der Moſel weiter, ſo verliert ſich Dein Blick in der engen Schlucht, welche der ſtäubende Mühlbach durchtost; die Räder drehen ſich, die Mühlen klappern, und unwillkürlich kommt Dir dabei eins jener Schubert'ſchen Lieder auf die Lippen, die ſo einfach, ſo innig vom Herzen zum Herzen klingen, oder Du erwarteſt, ob nicht Göthe's Müllerin auf den grünen Raſen heraustritt, oder ob Du ſie wohl in der Laube entdecken kannſt. Weiterhin ſchaut von einer hohen, breiten Kuppe, hinter welcher ſich der ſteile Kockelsberg erhebt, „Weißhäuschen" in's Stromthal hinab. Von der Terraſſe dieſer ſchönen Villa beherrſcht das überraſchte Auge das ganze reiche Rundgemählde; zunächſt am andern Ufer des Stromes ruht es auf den ſchönen Anlagen von Nell's Ländchen, auf St. Maria, dicht am Saume des Waſſers, und auf jenem Garten, wo „die Saat von Gott geſät, am Tage der Garben zu reifen," im Schoos der Muttererde geborgen liegt; weiter hinten auf Kürenz, St. Maximin, und St. Paulin. Jetzt entfaltet ſich die Stadt in ihrem ganzen Umfang, welcher ſich ſcheinbar vergrößert, weil ſie mit ihren Vorſtädten gleichſam ein Ganzes vorſtellt; aus dem Labyrinth der grauen Schieferdächer, aus dem Grün der Alleen ragen der alte Römerbau, die porta Martis majeſtätiſch empor, und der ehrwürdige Dom mit ſeinen vier Thürmen, und dicht daran die Liebfrauenkirche, dann die hohe Mauer des ſogenannten „römiſchen Pallaſtes" (eigentlich einer römiſchen Baſilika), und der Thurm von St. Gangolph. Vorne an der Moſel liegen die freundlichen Häuſer der Vorſtadt Zurlauben, die Gebäude von St. Martin, das Zollgebäude und die Krahnen, tiefer hinein der Thurm von St. Paul, und noch weiter hinten wieder der von St. Mathias, und wenn das Auge über die Auen der Moſelinſel ſchweift, gewahrt es wieder die Brücke, deren baſaltene Pfeiler ſeit ſo vielen Jahrhunderten, der Macht der Elemente zum Trotz, noch ſo gewaltig daſtehen, als wären ſie von geſtern. Welch' ein Bild, großartig und anmuthig zugleich, voll

Abwechslung, und dabei als Ganzes so abgeschlossen, wie nur immerhin der Genius eines großen, gereiften Künstlers es auffassen könnte! Wackerer Römer Ausonius, Sänger der **Mosella**, dein **gradus ad Parnassum** war der steile Pfad zu dieser Felskuppe, auf der ich jetzt stehe, und ihr „Touristen" von heutzutage, die ihr blos vom ewig jungen Vater Rhein zu erzählen wißt, kommt hieher, und fraget Euch, ob seine reizende Braut, die Mosel, nicht auch eines deutschen Liedes werth ist, so voll austönend, wie jenes: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben?"

Was mich betrifft, so bekenne ich: so schön sich das mährchenhafte Bild Triers im blauen Duft, im wunderbarsten Farbenschmelz vor meiner Knabenphantasie ausnahm, — es erscheint mir kalt und farblos im Vergleich zur Wirklichkeit.

Triers Geschichte! Verzeiht, meine Freunde, das ist eigentlich kein Stoff für eine flüchtige Skizze; es ist ein Stoff, der ernst und tüchtig behandelt seyn will, wie eine von jenen Römerbauten, welche ihr in Trier umwandelt, und aus deren versteinertem Kitt man heutzutage Säulen meißeln könnte. Eine Geschichte Triers verlangt gewaltigere Arme, als die meinigen, und sie hat solche unter den Trierern in der That gefunden. Da sind Männer voll eisernen Fleißes und voll goldner Vaterlandsliebe, denen keine Nachforschung zu langwierig, keine Berechnung zu schwierig, keine Vergleichung zu entfernt war; diese Männer haben wahrhaftig gethan, was nöthig und möglich war.

Aber was will denn nun der Cicerone neben ihnen? Er sagt ganz einfach: „Liebe Freunde, ich bin auch weit entfernt, mich für einen Cicero auszugeben. Ich wand're, wenn ihr's vergönnt, mit euch von einer zur andern Stelle, welcher die Geschichte ihr Siegel aufgedrückt hat; dann halte ich euch auf, und bitte euch: weilet mit mir; denn hier reden die Steine selbst, und es ist so schön, solchen Memnonstönen zu lauschen, es ist süß, sich dabei in alte Zeiten zurückzuträumen. Und so laßt uns froh die Spanne Zeit genießen, die uns Gott auf diesem schönen Fleck seiner Erde zu genießen gab! Laßt uns nicht ängstlich scheiden und sondern, wenn uns zwei Schwestern,

Geſchichte und Sage, zugleich denſelben Becher vollſchenken. Wohl auf, ich bring' es euch!"

Den Marsberg hinan, meine Freunde! —

Auf dieſem runden Hügel, deſſen Umkreis aufgegraben iſt, wollen wir uns lagern. Wißt ihr, wer unter dem Hügel ruht? Ein heidniſcher Königsſohn aus dem fernen Morgenland, Trebetha mit Namen. Das war ein Sohn des Ninus, der in ur-uralten Zeiten über Aſſyrien herrſchte, und die ſtolze Semiramis zur Hausfrau hatte, das ſchönſte und gewaltigſte Weib auf dem Erdboden. Semiramis aber vertrieb ihren Stiefſohn Trebetha aus ſeinem väterlichen Königreiche Babylon, und Trebetha zog fort aus den Ländern des Aufgangs, und kam in's Abendland. Und ſeit er aus der Heimath gegangen war, gefiel ihm kein Land ſo trefflich, wie dies geſegnete Thal; da ſteckte er ſeinen Wanderſtab in die Erde, und ſprach: „Hier iſt gut Hütten bauen," und legte den Grund der Stadt Trier, die ihr hier unten in ihrer Schönheit ſeht. Solches iſt geſchehen wohl über 1900 Jahre nach Erſchaffung der Welt, und 1250 Jahre, bevor die Stadt Rom erbaut worden. So meldet die Sage. Ich ſehe euch ungläubig lächeln; ihr blickt auf die ausgegrabenen Mauerreſte des angeblichen Heidengrabes; ihr erklärt dieſelben eher für Reſte eines runden Tempels! Ja, ſo meinten auch ſchon andere kundige Leute, meine Freunde! Doch ſteiget nur hinab in die Stadt. Noch heute könnt ihr auf dem „rothen Hauſe," das euch von außen durch ſeine alten Steinbilder und Zinnen, und von innen durch ſeinen guten alten Mosler überraſcht, die Schrift leſen:

„Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis.
Perstet et aeterna pace fruatur. Amen!"

Und genügt euch dies Zeugniß noch nicht, ſo wandelt in den Saal des Rathhauſes; da hängt ein altes Bild an der Wand, das man aufgefriſcht hat; die Schilderei weiſt euch treu und naiv, Zug für Zug, Alles, was ich euch erzählte. Im vollen Ernſt: lächelt nicht über jene Sage! Die Sage überhaupt iſt die weiche, bunte Schaale, in welcher der harte, unverwüſtlich fortzeugende Kern der Geſchichte geborgen bleibt. Und wißt ihr wohl ſo beſtimmt, ob ein kindlich ſinnenfreudiges Geſchlecht den Kern bewahren würde, wenn ihn nicht jene liebliche, lockende Schaale umſchlöſſe? Es würde ihn vielleicht längſt unbeachtet weggeworfen haben, unter Steine, wo er hätte verkommen müſſen, während es ihn heilig und theuer hält, weil der Farbenſchmelz auf dem Sammt ſeiner Schaale faſt immer ein Reflex ſeiner eigenthümlichen Farbe iſt, woran es ſein Allereigenſtes erkennt.

Das ist jedenfalls gewiß, daß man, wenn man die Wahrheit über Urgeschichte einzelner Völker oder Volksstämme sucht, oft weit sicherer geht, die Sage zu erforschen, als sich in jenes Labyrinth von Hypothesen einzulassen, welches ältere Gelehrte im Schweiß ihres Angesichts ausgewühlt haben; ist man in die tiefste Tiefe eines solchen eingedrungen, so läuft man meistens Gefahr, mit dem Kopf wider eine versteinerte fixe Idee zu rennen. Drum, meine Freunde, heute Nichts von Kelten als Ureinwohnern dieses Thals, über dem die Sonne jetzt ihre volle Pracht ausgegossen hat. Ich halte mich an die Trevirer; was kümmert uns heute jener Urstamm, der im Zwielicht der Ueberlieferung noch hinter den Trevirern liegen mag? Und die Trevirer waren Deutsche, und die Deutschen waren bieder und treu, gastfrei und fromm; und das sind ja die Trierer auch noch heute. Ursprünglich freie Männer, hatten sie später mit den Römern ein Bündniß geschlossen; aber die alte Freiheitslust fühlte bald das drückende Uebergewicht, und Indutiomar, ein Mann von altem Schrot und Korn, trat muthig den Römlingen und Römern gegenüber. Ein großer Entscheidungskampf begann; da ward der ganze Stamm der tapfern Eburonen aufgerieben, da wurden die Trierer besiegt. Füllt die Gläser, meine Freunde! Dem Andenken der alten Freiheit!

Und wie die Tropfen den Gläsern entstürzen, so lasset uns denken: Jahrhunderte sind's, die entrollen. Wie klug suchte der weltherrschende Römer seinen Besitz sich zu sichern. Römische Landeseintheilung, römische Gesetze, römische Beamte, und — eine römische Kolonie in Trier! Gallier und Belgier erhalten das römische Bürgerrecht. Halt, lustige Zecher, einen Augenblick halt! Dünkt es mich doch, ich hörte dort unten an der Moselbrücke abermals das Tosen eines Freiheitskampfes; ich säh' römische Legionen schon wanken vor deutschen und gallischen Schwerteshieben. Das ist der wackere Bataver Claudius Civilis, das sind die Trierer unter ihren kühnen Häuptlingen Tutor und Classicus; schon haben sie das Römerlager genommen, die Brücke besetzt; aber grimmig treibt Cerialis, der erprobte Römerfeldherr, die Seinigen auf's neue in den Kampf, die einundzwanzigste Legion entscheidet ihn; die Deutschen fliehen, und ihre Leichen hemmen die blutgefärbte Mosel im Lauf.

Zeiten dahin, — und hell wird's vor meinen Augen. Der römische Adler entfaltet seine rauschenden Schwingen über diesem Thale; Trier seh' ich als Stadt einer römischen Provinz (der Gallia belgica comata); schon ist sie ein zweites Rom selbst geworden; Augusta Trevirorum wird sie jetzt genannt, und der volle Nimbus kaiserlichen Glanzes

umgibt sie. Breite Heerstraßen, vom Handel römischer Kaufleute belebt, führen stattlich zu ihr herbei von Köln und von Mainz, von Rheims und von Metz; von Reben strotzen die früher kahlen Höhen; segnet das Andenken des kaiserlichen Weinfreundes Probus, ihr frohen Wasserhasser an der Mosel! Geschmackvoll gebaute Wasserleitungen schwingen sich in kühnen Bogen von einem Rebenhügel zum andern. Ja, dort neben der Heerstraße, die gen Köln führt, entdeckt ihr sogar einen Weinkanal; da strömt der Feuertrank in goldnen Wellen nach Köln hinab; eine krystallne Muschel schwimmt darauf, und in der Muschel sitzt die Sage und neigt lächelnd das sinnige Angesicht. Seht, wie gewaltige Vertheidigungsthürme die Stadt umgeben! Hoch über die Mauern raget die Porta Martis empor, welche für ein Werk des Kaisers Constantin des Großen gilt. Ein imposanter Bau aus Sandsteinblöcken; das Mittelgebäude enthält zwei Doppelthore, über welchen zwei Stockwerke von Hallen; zu beiden Seiten umschließen es Flügel, welche gegen das Land hinaus trotzig als halbrunde Thürme vorspringen und das Mittelgebäude um ein Stockwerk überragen; gegen das Innere der Stadt stellen sich Hauptgebäude und Flügel als eine einzige Fronte dar, obwohl die Flügel auch hier, jedoch in gerader Linie, etwas vortreten; jedes Geschoß ist mit toskanischen Säulen geziert, welche bei den oberen die Hallenfenster scheiden; doch nur der westliche Flügel hat seine volle Höhe erreicht. Stolze Triumphbogen und Palläste verkünden auch bis an die Saar hinauf den Ruhm der Kaiser, welche sich Trier zur Residenz erkohren haben; dort seht ihr die Giebel der Tempel, die Säulen des Forums, das Kapitol und das Senatsgebäude, die prachtvollen Getraidehallen und Magazine, die Bäder und Theater, Alles geschmackvoll, großartig und tüchtig, so recht nach Römerart und Römersinn; und an der Mosel pranget die porta inclyta mit ihren goldnen Sternen, den Schiffen ein Leuchtthurm zugleich. Zwei Stunden stromaufwärts von der Stadt, am linken Ufer, wo die Heerstraße nach Rheims führt, ragt das Monument der Sekundiner, von unten bis oben reich mit Bildwerken geschmückt. In der reichen, menschenwimmelnden Stadt hat die gelehrte Bildung ihren Sitz aufgeschlagen; weit und breit sind Triers öffentliche Schulen durch die Männer berühmt, welche daraus hervorgegangen, durch den römischen Sänger Ausonius zumal, der Trier und die Mosel in prächtigen Bildern beschrieben. Seht, wie dort die Bürger des römischen Volkes in dichten Schaaren hinauseilen zum Amphitheater, um ein blutiges Schauspiel zu sehen! Wie sie sich hastig durch die südliche und nördliche Pforte hineindrängen, und zu ihren Sitzen hineilen! Schon ist der weite Kreis von Zuschauern gefüllt, Kopf an Kopf;

nur die Arena ist noch leer, ihr Schieferfelsgrund glüht vom Sonnenbrand. Dumpfes Gebrüll der Raubthiere in ihren Höhlen, dumpfes Gemurmel der Zuschauer auf ihren Sitzen, — dumpf und stark, wie Brausen des Meeres vor dem Sturm. Constantinus gibt heute ein Schauspiel, großartig, wie es dem Kaiser ziemt, es zu geben, wie es römischen Bürgern ziemt, es zu schauen, — Barbaren sollen mit Thieren kämpfen. Seht! da werden kriegsgefangene Barbaren auf die Arena herausgeführt; ein paar tausend Franken sind's, auch Fürsten darunter; Das erhöht den Glanz des Festes. Wie sie waffenlos so trotzig zu Boden starren, und die Ueberwinder keines Blickes werth halten! Das Zeichen wird gegeben. Jetzt öffnen sich die Behälter; die hungernden Raubthiere stürzen heraus, und erfassen im Sprung ihre Opfer. Menschenblut, deutsches Blut, ihr schaulustigen Römer, dampfet auf dem glühenden Felsgrund und fließt in den Graben am Podium. Klatscht auf den Sitzen, aus den Logen, der beliebten Jagd! Oder geschah euch noch nicht genug? Verlangt die Rache, die unsichtbar im Dampfe des Blutes hoch über euren Häuptern schwebt, noch mehr Opfer, um das Maß voll zu machen? Noch mehr! Die Raubthiere ermatten; weniger verwöhnt, als das weltbeherrschende Volk, wollen sie die Kost nicht weiter berühren, da der Hunger gestillt ist; da rennen die Franken, in Stolz und Verzweiflung, aneinander, fassen sich, und geben sich selber den Tod, um den Siegern nicht länger das Schauspiel zu geben. Wenden wir die Blicke davon ab! Lieber dorthin zur Naumachie oder zum nahen Zirkus hinan, wo Rosse und Wagen im Wettkampf dahinfliegen. Doch auch dort hinüber verfolgt mich das Stöhnen der satten Thiere, und noch grausenhafter der Beifallsruf der schaulustigen Menge des Amphitheaters. Oder eilen wir in das Pantomimentheater, dessen mahlerische Ruinen mit ihren zierlichen Bogen, mit ihren Gängen, Gemächern, und Heizanstalten, unter dem Namen der „Bäder" bekannter sind. Auch dort starren uns unter den lachenden Masken Angesichter der Schlachtopfer, vom Todeskrampf verzerrt, an. Fort! flüchten wir uns in eines von jenen Landhäusern, wie sie mit der Pracht ihrer Granitsäulen, ihrer glänzenden Giebel, ihrer marmornen Statuen, ihrer zierlichen bunten Mosaiken, rings auf den Höhen an beiden Stromufern das Thal schmücken. Aber mitten durch allen Luxus, welcher dort die reichen Besitzer umgibt, mitten durch den Lärmen ihrer Lukullischen Gelage, wie durch die Stille ihrer sybaritischen Bäder, schallt noch immer jener grausenhafte Ton. Und wie dort die Kaiser in ihre **Augusta Trevirorum** einziehen, im vollen Glanze der Selbstherrscher, mit allen Schätzen und Gelüsten des Morgenlandes, mit ihren Legionen und

Digitized by Google

Sklaven, mit ihren Günstlingen und Panegyrikern, und wie das Volk ihnen entgegenwogt und sich ehrfurchtsvoll zur Erde wirft, — bemerkt ihr den grauen Bettler nicht, der da mit im Gefolge herankommt? Schritt für Schritt streift er mit dem Saum seines geflickten Mantels an die Kaiser, an ihre Feldherren, und an ihre schmeichlerischen Lobredner; Schritt für Schritt berührt er mit seinem Wanderstecken die Triumphbogen, die Tempel der alten Götter, das Forum und die Palläste. Mir ist, als hört' ich ein dumpfes Tosen und Rollen, als säh' ich die steinernen Bilder auf ihren Sockeln, die Säulen unter ihren Kapitälen wanken, die spiegelblanken Marmorwände von Rissen wie von blutigen Adern durchzogen. Was soll Das bedeuten? Wer ist der Bettler? Der Fluch, der Roma's Weltherrschaft erschüttert. Ihr Imperatoren, ihr Konstantine und Valentiniane, du Gratianus, du Theodosius, der stolze Klang eurer Namen, der Jubelsturm eurer Triumphe, sie werden ein majestätisches Getöse zum Nachhall haben, wenn das ungeheure Gebäude der alten Weltordnung mitsammt seiner goldnen Kuppel, der römischen Weltherrschaft, zusammenstürzt, und die Sühnflut der Völkerwanderung, vom Sturmesodem des Weltgerichts gepeitscht, über die Trümmerhaufen dahinrauscht.

Die Gläser gefüllt, meine Freunde! Ich bring's dem Schönen und Wahren, das in allen Fluten und Stürmen unvergänglich bleibt! Und der neuen Zeit bring' ich es! Seht, wie sie sich aus den Wassern emporringet. Wie die neue Taube, die des Christenthums, der heilige Geist, statt des einen grünen Zweiges einen ganzen reichen Lenz heranbringt für alle Lande! Wie über allen Trümmern, über allem Graus der Zerstörung der Friedensbogen ausgespannt ist, — statt der eingesunkenen kaiserlichen Triumphbogen, — ein riesiges Thor, durch welches die ganze Menschheit den Weg in's Reich des ewigen Vaters vor sich offen sieht!

Seht, eine holde Jungfrau schwebet herein in's stille Thal. Ihr Antlitz, rein und klar, leuchtet wie Sonnenschein; ein weißes priesterliches Gewand umwallet sie; emsig sucht ihr Auge am Boden zwischen den Trümmern rings umher, wie das Aug' einer Mutter nach verlorenen Kindern. Es ist die heilige Sage, welche unter wüsten Steinhaufen die Gräber der Blutzeugen aufsucht, und wo sie eines findet, und wo sie irgend eine helle Spur gewahrt, welche die ersten Bekenner des Christenthums zurückgelassen, da richtet sie fromm die gestürzten Säulen der alten Tempel wieder auf, und füget die Steine zur Wand, die Ziegel zum Dach; ein christliches Heiligthum erhebt sich über den theuren Resten, und die Leiche des Märtyrers wird zum Mittelpunkt

eines neuen Lebens. Und nun horcht, was die Legende von der Einführung des Christenthums bei den Trierern erzählt: „Zur Zeit, da Claudius Kaiser war über das römische Reich, hat der Apostel Petrus zu Rom das Evangelium verkündigt, und fromme Männer als Boten des wahren Glaubens in alle Länder ausgesandt. Und in das belgische Gallien schickte er den Eucharius, einen von den zweiundsiebenzig Jüngern Christi, und gab ihm zwei Genossen: den Valerius, als Diakon, und den Maternus, als Subdiakon. Aber auf der Reise im Elsaß starb Maternus, und Eucharius zog hierauf mit Valerius gen Rom, zu St. Petrus; dem klagten sie den bittern Verlust. Sankt Petrus aber gab ihnen seinen Hirtenstab, und hieß sie zum Grabe Materni zurückwallen, und diesen mit dem Stabe berühren. Und als sie Dies thaten, erhob sich Maternus, nachdem er vierzig Tage lang im Grabe gelegen hatte, voll neuen Lebens, und fuhr mit Eucharius und Valerius gen Gallien. Dort unterwiesen die drei heiligen Männer das Volk im christlichen Glauben, und tauften Viele; also pflanzten sie auch in Trier zuerst die Keime des Christenthums. Und Eucharius ist der erste Bischoff in Trier gewesen; auf ihn ist sein Genosse Valerius gefolgt, und auf diesen Maternus, welcher den bischöfflichen Hirtenstab so viele Jahre lang führte, als er Tage im Grabe gelegen hatte. In der Kirche zu St. Mathias liegen diese drei ersten heiligen Bischöffe Triers begraben." — Den blutrothen Hintergrund dieser Ueberlieferung bilden die Christenverfolgungen; da gehen die Kirchen, welche sich die neue Gemeinde unter der Herrschaft edler Kaiser erbaut hatte, in hellen Flammen auf, und zahllose Gläubige besiegeln die religiöse Ueberzeugung standhaft mit ihrem Herzblut. So unter Valerian, und besonders unter Diocletian (284—305). Zur Zeit des Letzteren (286) hat sich, wie die Legende berichtet, die „große Trier'sche Märtyrung" begeben. Da war der grausame Rictius Varus Präfekt. Der ließ den Konsul Palmatius, weil dieser ein eifriger Christ war, und mehrere Trier'sche Rathsherrn, so wie drei Kohortenführer und viele Soldaten der thebäischen Legion, auf dem Campus Martius hinrichten. Freudig gingen die Bekenner alle in den Tod, und gewannen die ewiggrüne Palme. Bis Neumagen hinab war die Mosel roth von ihrem Blut. So ist es zum zweiten Mal der Name Varus, auf welchen in deutschen Landen die gekränkte Freiheit ihren Fluch gelegt, — die politische Freiheit auf jenen Quintilius Varus im Teutoburger Wald, die Glaubensfreiheit auf diesen Rictius Varus im schönen Moselthal. Jener Quintilius Varus gab sich in Verzweiflung den Tod; diesen Rictius Varus reißt die Sage als unversöhnbare Nemesis aus dem Grabe: sie ver-

dammte seinen Geist, noch Jahrhunderte lang ohne Ruh und Rast zu wandern in den öden Trümmern der Römerwelt. Um Mitternacht schweift er in den Räumen des Amphitheaters, dessen Mauern die Mönche von Himmerod zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts abgebrochen haben, um die Steine zum Bau eines Hauses in der Stadt zu benutzen. Dies Amphitheater ist überhaupt ein Lieblingsaufenthalt der Sage und des Aberglaubens. Dort weilt in einem überwölbten Eingang, welcher im Volksmunde „Cas-Keller" heißt, die verzauberte Frau Catholda, und ein Drache hütet einen großen Schatz. Catholda büßt die Untreue gegen ihren Gatten Catholdus, der sich aus Verzweiflung von der höchsten Mauer des Amphitheaters herabgestürzt, und nur Der kann die Verzauberte erlösen, der kühn genug ist, ihr ein Gleiches zu thun.

Welch ein Kontrast — von den Christenverfolgungen plötzlich zum Triumph des Christenthums! — Im Morgenroth der neuen Zeit zeigt sich das Zeichen der Erlösung, als neues Siegeszeichen hoch am Himmel. „**In hoc signo vinces!**" liest Kaiser Constantin während des Kampfes um die Herrschaft; er besiegt den Nebenbuhler und nimmt hierauf jenen Glauben an, welcher früher verhöhnt und verfolgt worden; ja noch mehr, er erhebt denselben später zur Staatsreligion. Die Sage eignet einen Antheil an diesem weltgeschichtlichen Ereigniß der Mutter Constantins, der frommen Kaiserin Helena, einer Christin, zu. Sie beruft den heiligen Agritius von Antiochia als Erzbischoff nach Trier. Agritius aber bringt (so meldet die Sage) den Leichnam des Apostels Mathias und viele kostbare Reliquien dahin, so ein Stück des wiederaufgefundenen heiligen Kreuzes, einen Nagel davon, und jenen wunderbaren Rock ohne Naht, den die Mutter des Heilands selbst gefertigt haben soll, der mit diesem gewachsen ist. Er verwandelt (wie die **gesta Trevirorum** melden) Helenas Pallast, mit vier kolossalen Granitsäulen, in eine Kirche zu Ehren St. Peters, als Metropolitankirche der Trier'schen Christengemeinde. Das ist der Dom.

Von Constantins des Großen Zeit an tritt nun das religiöse Moment in Trier als historisches hervor, und gibt dadurch dem Volkscharakter eine neue eigenthümliche Folie. Trier ist nun stolzer darauf, eine Mutterkirche zu seyn, als es früher auf Ruhm und Glanz, als Sitz der Kaiser, war. Die Legende hegt und pflegt diesen Stolz; sie legt ihm alle Schätze zu, die sie aus der unsichtbaren Welt gewinnt, und deren immer mehr, je mehr er sich daran erfreut; ja sie erringt ihren bunten Kindern, den Vorstellungen, gewissermaßen das Bürgerrecht in der wirklichen Welt. Alle Jahres- und Tageszeiten gehören

den Menschen jetzt gleichsam nur für himmlische Zwecke, nicht mehr für ihre irdischen. Die Heiligen sind zu Trier in das trauliche Familienverhältniß von unsichtbaren Beschützern getreten, welche wohlwollend auf jede brünstige Bitte hören, und, sich in aller Noth liebevoll zu den Bittenden herniederneigend, mit vollen Händen freigebig Wunder spenden; kurz, das Wunderbare ist dem Volke so lieb und so natürlich geworden, daß es dasselbe weder zu Hause noch in der Fremde, bei keiner bürgerlichen oder kriegerischen Beschäftigung, bei keinem irgend wichtigen Ereigniß mehr vermissen kann; selbst die Feste, und alle Wahrzeichen des äußeren, des öffentlichen Lebens haben einen religiösen Charakter angenommen, der zwar sinnlich ist, aber doch stets zugleich durchaus einen Abglanz des Wunderbaren trägt. Keine prunkhaften Aufzüge, keine blutigen Kampfspiele, keine Theater mehr; aber fromme Pilger wallen jetzt in großer Zahl von nah und fern zu den Reliquien der Heiligen, zu den wunderthätigen Bildern. Ich sagte: das religiöse Moment ward seit Constantins des Großen Zeiten in Trier zum historischen; aber wo ward es im ganzen Abendland anders? Die Kirche hatte das großartige Amt übernommen, alle Völker durch den Glauben zu einigen, und so mußte sie die strenge Einheit dieses Glaubens selbst mit allen und jeden Mitteln behaupten. Herausgetreten aus dem engen Verhältniß der Duldung, trat sie in den großen weltgeschichtlichen Wirkungskreis der Herrschaft ein, und mußte plötzlich jedes Recht derselben auch mit Gewalt zur Anerkennung bringen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollte, sich selbst, mit allen erhabenen Pflichten, welche sie für die neue Gesittung des Abendlandes übernommen hatte. Solche durchgreifende neue Gestaltungen lassen sich nicht ohne Blut, ohne Thränen vollbringen; wenn die Entwicklung der Menschheit einer neuen Bahn bedarf, so muß in Zeiten, wo die Menschheit nur als Masse voranrückt, der Einzelne, der sich ihr kühn in Behauptung seiner Einzelheit entgegenwirft, zermalmt werden. Solche gewaltsame Entwicklungsepochen (heutzutage nennt man sie Revolutionen; sie dauern kürzer, sind aber auch darnach!) brauchen oft Jahrhunderte zu ihrer Vollendung, sie brauchen oft Mittel, welche unseren gesunden Sinnen durchaus naturwidrig und unmenschlich erscheinen, wenn wir sie, herausgerissen aus dem großen Organisationsprozeß, eben blos als einzelne Fakta auffassen, und welche auch allerdings naturwidrig werden, wenn jene Epochen, in welchen sie als Mittel dienten, sich vollendet haben. Ich spreche hier vom Mittelalter und von der Hierarchie mit allen Instituten, welche dadurch bedingt und nothwendig waren, als da sind z. B. Klosterwesen und Mönchthum, Ketzerverfolgungen, Zölibat. Ich

spreche, trotz Allem Dem, von der Hierarchie mit jener Bewunderung, welche der Menschh dem Entwicklungsgang der Menschheit schuldig ist. Denn darin ist nichts Zufälliges, Nichts, was blos die Laune des einzelnen Machthabers, des einzelnen großen Charakters mit dem Mal der Unvergänglichkeit zeichnen könnte; hier sind die deutlichen Spuren jener ewigen Gesetze, nach welchen die Menschheit, handelnd und leidend, im Leiden handelnd, ihrer Vervollkommnung entgegengeht; hier ist etwas Göttliches, was in ihr selbst liegt, zu erkennen. Nicht die imposante Größe des Instituts, wie es fertig und zu seinem Zwecke vollendet vor mir steht, kann mich hier überraschen; ich bewundere vielmehr die schöpferische Kraft in der Menschheit, welche ein solches Institut blos als eine Uebergangsform, blos als ein Mittel, aus sich zu Stande bringen konnte, ein Institut, wodurch die Freiheit bei allen Stürmen, bei allem Uebergreifen der rohen Gewalt — gerettet und geborgen, wodurch das verwüstete Feld der geistigen Thätigkeit wieder urbar gemacht und vorbereitet wurde, auf daß die Vernunft einst aus dem Senfkorn zum ungeheuren Fruchtbaum heranwachsen könnte. — Verzeiht, meine Freunde, daß mich meine Betrachtungen weit über die Oertlichkeit hinausrissen. Doch, wer bliebe eben hier kalt, wo nach dem Glanz des Alterthums die kirchliche Bedeutung des Mittelalters noch heute so laut zu uns redet? Fast unmittelbar nach der Anerkennung des Christenthums von Seiten des römischen Staates erhob sich rasch das kunstreiche Gebäude der Hierarchie. Schon zu Ende des vierten Jahrhunderts kommt in Trier ein Gericht über sogenannte Ketzer vor; die Einheit der Kirche verlangte die Vernichtung jedes Andersgläubigen, und der Arm des weltlichen (damals noch des kaiserlichen) Gerichts mußte ihr dazu dienen. So läßt sich schon damals in der Leitung und Handhabung des weltlichen Richteramts ein Grundzug des Prinzips erkennen, welches sich späterhin in seiner ganzen Ausdehnung geoffenbart hat, des Prinzips: daß alle weltliche Macht nur ein Lehn ist, verlieh'n von der geistlichen Macht der Kirche, auf welche Christus durch seinen Stellvertreter, den Pabst, die Herrschaft über den Erdkreis und über das ganze Menschengeschlecht übertragen hat. Indessen: das Episkopalsystem war damals noch so vorherrschend, daß die Konsequenzen jenes hierarchischen Prinzips noch keinen geebneten, weitausgebreiteten Boden finden konnten; der Erzhirt der Mutterkirche zu Trier beugte seinen Nacken nur in religiöser Ehrfurcht, noch nicht aus unabweislicher Pflicht, vor dem Nachfolger des Apostelfürsten Petrus zu Rom. Inzwischen stürzte die oströmische Herrschaft in Gallien zusammen, und im Jahr 486 vernichtete der

Frankenkönig Chlodwig den letzten Rest derselben in der Schlacht bei Soissons. Trier gehört von nun an zu dem großen Frankenreich. Laßt uns den blutdurchwirkten Teppich nicht lüften, welcher dessen Geschichte, dies Gewühl von Meineid, Brudermord, Blutrache, und Gräueln aller Art verhüllet; leise wirket da die Vergeltung und richtet die gekrönten Missethäter durch ihre eigene Erbärmlichkeit. Aber während diese Merowinger von Zeugung zu Zeugung immer mehr zusammenschrumpfen, bis sie endlich wie blödsinnige Zwerge dastehen, wächst das Geschlecht der Pipine immer größer und gewaltiger heran, bis endlich die Hierarchie zum ersten Mal ihren Ausspruch als Gottesurtheil hindonnert über die Scheitel des Volkes. Jener Akt im Jahre 752, als der Rath des Pabstes Zacharias die Entthronung der Merowinger, die Erhöhung Pipins des Kurzen heiligte, war der erste politische Triumph der Hierarchie, und zwar in einer Zeit, als das Oberhaupt der letzteren sich in nicht geringer Gefahr befand; — ein Vorzeichen kommender Zeiten! Nie kam die Hierarchie, so zu sagen, mit einem Schritt näher zum Ziele, nie erreichte sie stolzere Triumphe, als gerade in Zeitpunkten, wenn ihre Macht, im engsten Kreis von äußerer Uebergewalt umstellt, bis in den Grund erschüttert und schon unrettbar verloren schien. Die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums durch Karl den Großen, im Jahre 800, befestigte den kühnen Bau der Hierarchie. Das Kaiserthum, prangend im ganzen Glanze seiner Majestät, sollte blos der Werkmeister dazu seyn. Das tausendjährige Gleichniß von den beiden Schwertern der Christenheit fand eigentlich in der Person des Pabstes beide Hände: die eine für die höchste, unantastbare geistliche Gewalt, welche er für sich behielt, und die andere für die weltliche Gewalt, welche er nach idealem Fundamentalrecht der christlichen Weltordnung nur als ein Werkzeug in die Hand des Kaisers legte, ohne sich dadurch des Rechts der Zurückforderung in irgend einem Augenblick zu begeben. Diese politische Bedeutung der Hierarchie durchdringt nun rasch mit wahrer Zauberkraft alle ihre Institute. Unter manchen Kämpfen muß das Episkopalsystem dem Papalsystem huldigen; dafür nimmt jenes selbst hinwieder weltliche Herrscherrechte in Anspruch; und wie die dreifache Krone alle weltlichen Diademe verdunkelt, so will nun die bischöffliche Mitra zum Fürstenhut, der Hirtenstab zum Zepter werden. Das Klosterwesen hält bei dieser Umgestaltung der Dinge gleichen Schritt. Die Klöster, bisher unbeachtete Freistätten der Andacht und der Bedrängten, Pflanzschulen, von denen der frische Anbau des verwüsteten Landes und des verödeten Geistes ausging, — sie scheiden sich jetzt immer schärfer von der Laienwelt ab; durch Schenkungen, Privilegien, Exemp-

tionen wachsen sie zu einer eigenen Macht heran, und bilden wenigstens einen in sich abgeschlossenen Besitzstand. In und um Trier vermehrten sie sich schnell. Schon im fünften Jahrhundert bestand ein Kloster St. Eucharius, welches später zu St. Mathias genannt wurde, und dessen gelehrte Mönche die gesta Trevirorum aufgezeichnet haben. Wohl gleichaltrig an Ursprung mit St. Mathias ist die stattliche Abtei zu St. Maximin (eine reichsunmittelbare); auch hier war ein Sitz der Gelehrsamkeit. Die Abtei besaß in ihrer reichen Handschriftensammlung den berühmten codex aureus, welchen, einer späteren Inschrift nach, Ada, die Schwester Karls des Großen, dem Kloster geschenkt hatte. An der Mosel, ungefähr 1700 Schritte unterhalb der Stadt, erhob sich das Benediktinerkloster St. Marien, wahrscheinlich 718 gestiftet. Vor dem Martinsthore befand sich die Benediktinerabtei St. Martin, (der Ueberlieferung nach 596 gegründet). — Während nun die Hierarchie auch immer entschiedener nach der äußerlichen Anerkennung ihrer Selbstständigkeit ringt, entfaltet sich auf der anderen Seite das Lehnwesen, dessen höchsten Gipfel eigentlich eben jene ideale Belehnung des Kaisers durch den Pabst bildet, in ganz ähnlicher Weise. Es vollendet gleichsam eine weltliche Hierarchie gegenüber der geistlichen, in welcher der Pabst den Oberlehensherrn, die Bischöffe und Aebte Vasallen, die Pfarrer und Mönche die Aftervasallen darstellen. Der Kampf zwischen diesen beiden großen Instituten, von denen jedes im Kraftgefühl seiner Vollendung das andere in sich aufzunehmen strebt, ist unvermeidlich, und er kommt endlich dadurch zum Ausbruch, daß zwei Männer einander begegnen, von denen der eine, Pabst Gregor VII., zu der außerordentlichen Kraft seines Geistes und Charakters auch noch die öffentliche Meinung als Bundesgenossin besitzt, während der andere, Kaiser Heinrich IV., unter dem Schein der Unbeständigkeit eine Ausdauer im Wollen und Streben erprobt, die durch die Schule des Unglücks noch mehr erkräftigt, und durch den Kummer, den ihm der eigene Sohn bereitet, noch ehrwürdiger wird. Jeder von beiden Männern begriff die Wichtigkeit der Frage, wem das Recht zustände, Bischöffe und Aebte mit Ring und Stab einzusetzen, ihre Wichtigkeit für die ganze Existenz des Kaiserthums oder Pabstthums; denn behauptete der Kaiser das Recht der Investitur fort, so blieben die Bischöffe, als Lehnsträger der Staatsgüter, seine Vasallen; errang es der Pabst, so wurden sie zu dessen Lehnsmännern, und die Staatsgüter nahmen den Charakter von Kirchengütern an. Die Einsetzung des Zölibates entscheidet den Sieg der Hierarchie, deren Waffe, dem kanonischen Recht, die Kaiser zwar eine Staatsgesetzgebung, deren andern, furchtbarern Waffen aber, dem Bann

und Interdikt, sie freilich keine gleichen entgegenzustellen vermögen. Das edelste deutsche Geschlecht, das der Hohenstaufen, muß in diesem furchtbaren Entscheidungskampfe der beiden Gewalten als Opfer verbluten.

In jener Zeit des ungeheuren Ringens ergreifen selbst die Künste Partei; die Dichtkunst trägt adlig-ritterlich die Farbe der Höfe, die bildende Kunst, ausschließlich bürgerlich, dient der Kirche; jede aber bewahrt ihr Eigenstes in der höchsten Vollendung der Form, und beide verbreiten über das Gesammtleben der Nation einen zauberhaften Schimmer. Indessen nimmt bereits das deutsche Bürgerthum, unbeachtet, aber sicher, an Kraft, Selbstgefühl, und Bedeutung zu, und versucht, vom Drange nach Freiheit strotzend, nach allen Richtungen hin die starren Normen zu durchbrechen, von denen es sich zu beiden Seiten umschlossen sieht. Je entschiedener das Streben der geistlichen und weltlichen Großen nach Landeshoheit, um so kräftiger das Gegenstreben des Bürgerthums; und wie alle Kraft im Ringen gedeiht, so auch die des Bürgerthums. Dies ist auch in Trier der Fall. Kaiser Friedrich II. entscheidet die Frage 1220, indem er den Erzbischöffen (damals waltete Theodorich II. über den Sprengel) die Landeshoheit zuspricht; aber die Trier'sche Bürgerschaft will die Frage noch lange Zeit nicht für entschieden annehmen; eine Selbstständigkeit gibt man nicht so leicht und schnell hin.

Unter eben jenem Erzbischoff Theodorich II. wurde der Bau der Liebfrauenkirche, gewiß des herrlichsten Denkmals alter deutscher Kunst, welches Trier noch heute aufzuweisen hat, begonnen, einundzwanzig Jahre früher, als der Erzbischoff Konrad von Hochstaden den ersten Stein zum Kölner Dom legte. Vollendet wurde der Bau 1244 unter dem Erzbischoff Arnold II. An diesem Werke zeigt sich, wie sich der rein deutsche Baustyl völlig vom byzantinischen losringt. Die Liebfrauenkirche ist nach der Urform des lateinischen Kreuzes erbaut, jedoch mit der eigenthümlichen Abweichung, daß jener Schenkel desselben, welcher von der Vierung zum östlichen Chore reicht, hier der längere ist, während bei den meisten übrigen Kirchen gerade das Gegentheil stattfindet. Sie hat keine Vorhalle, und endlich stellt sich bei ihr die ursprüngliche Kreuzesform, durch Ausfüllung der vier Winkel zwischen dem Schaft und den Balken, als ein Rundbau dar. Dies erklärt sich dadurch, daß die Liebfrauenkirche ursprünglich nicht zum gottesdienstlichen Versammlungsort einer Volksgemeinde, sondern zum ausschließlichen einer Priestergemeinde bestimmt war, so zwar, daß der Baumeister die ganze Räumlichkeit als **sanctuarium** auffassen und behandeln konnte. Ganz vortrefflich hat er ferner durch einen Kreis von Bildwerken sowohl das große Erlösungswerk, als auch insbesondere die Beziehung des Gottes-

hauses zur heiligen Maria, welcher es geweiht ist, ausgedrückt. Betreten wir das Innere der Kirche, so finden wir die religiöse Symbolik auch hier wieder sinnig ausgedrückt. Die Kreuzesform bedingte nämlich zwölf Säulen, welche das Gewölbe tragen. Von einem blauen Steine aus, welcher sich in der Mitte des Eingangs befindet, kann nun das Auge alle zwölf auf einmal überschauen; jede Säule aber schmückt das Bild eines Apostels, so daß sich die Zwölfboten uns auf Einen Blick als die zwölf Ursäulen der christlichen Kirche darstellen. Alles Architektonische im Innern dieses Gotteshauses ist kühn, schlank, und strebend von Charakter und Verhältniß, durchaus rein und schön; der Eindruck, den wir empfangen, ein eben so freundlicher als erhebender. Leider ist jedoch statt des alten Hochaltars, welcher sich in der Mitte befand, 1788 ein anderer, barocken Styls, in den östlichen Chor versetzt, und leider sind 1771 die Glasmahlereien aus dem dreizehnten Jahrhunderte, welche die Fenster schmückten, ausgenommen und statt ihrer helle Scheiben eingesetzt worden.

Die Liebfrauenkirche steht in Verbindung mit dem Dom, und zwar durch den Kreuzgang, früherhin auch durch das sogenannte „Paradieschen," einem gewölbten Gang, welcher zu dem nördlichen Portal führte, worauf die Krönung Maria's dargestellt ist, und welcher erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts zugemauert wurde. In dem Kreuzgang, einer reichen Fundgrube für Mahler, Bildhauer, und Baukünstler, welche Sinn für deutsche Art haben, befindet sich eine Kapelle, welche den sogenannten „Krommelstuhl" enthält, eines von den Wahrzeichen Trier's, worüber schon allerlei gefabelt worden ist. Die Wahrheit beschränkt sich darauf, daß derselbe einem Domgeistlichen als Richtersitz diente, wenn geistliche Vergehen abgeurtheilt und bestraft werden sollten. Die Erbauung des Kreuzganges geschah wohl kurz vor jener der Liebfrauenkirche, vom dreizehnten Jahrhundert.

In jener Epoche hatte der Dom, diese ehrwürdige Reliquie aus der Römerzeit, schon mannigfache Zusätze und Erweiterungen erhalten, wodurch seine ursprüngliche Gestalt für das Auge des Laien fast völlig unerkennbar war. Erst in neuester Zeit hat ein scharfblickender Baukundiger in Trier die Epochen der verschiedenen Baustyle gesondert. Der römische Bau war ein auf vier kolossalen Granitsäulen ruhendes Geviert, und schon ausdrücklich für den christlichen Gottesdienst bestimmt, wie sich aus vielen Gründen für gewiß annehmen läßt, — nicht, wie die Tradition besagt, früher ein Pallast der Kaiserin Helena. Im elften Jahrhundert war der alte römische Bau sehr schadhaft geworden und eine jener Granitsäulen eingestürzt, — dieselbe, von welcher ein

Digitized by Google

Trümmerstück jetzt vor der Pforte liegt, und welches die spätere Sage dem Grimm des Teufels zuschreibt. Erzbischoff Poppo ummauerte nun die drei übrigen Säulen zu Pilastern, und erbaute die bisher gemeinhin ebenfalls für römisch gehaltene westliche Fronte des Doms, deren Baustyl sich allerdings dem spätrömischen noch ziemlich genau anschloß. Der Dom erhielt nun durch Poppo's Anbau eine mehr längliche Form und jene Fronte, wie wir sie im Wesentlichen noch heute vor Augen haben. Ein massiver, halbkreisförmiger Bau von zwei Stockwerken tritt aus dem Mittelgebäude hervor, welches zu beiden Seiten desselben je eine Pforte enthält; über den Giebelwänden dieser Pforten steigen zwei viereckige Thürme empor, woran sich je zwei schmälere und niedrigere runde Thürme reihen, welche die Fronte abschließen. Zwischen 1152 und 1212 wurde (nebst verschiedenen anderen Veränderungen) der östliche Chor angebaut; bei dieser Gelegenheit fand man (1196 unter dem Erzbischoff Johann I.) in einem alten Altare den „Christusrock" wieder und bewahrte denselben in dem neuen St. Petersaltar. Die Heiligkeit dieser Reliquie wurde für so groß gehalten, daß es damals für einen Frevel galt, sie mit neugierigen Blicken genauer zu untersuchen, und ein Priester, welcher Dies wagte, erblindete zur Strafe dafür (so meldet die Ueberlieferung). Aber wer zweifellos-gläubigen Sinnes kam, den Rock zu schauen, dem war's auch zum Heil. Und so geschah's, daß das heilige Gewand von Zeit zu Zeit dem Volke zur Verehrung gezeigt wurde. Im Jahre 1512 strömten wohl 100,000 Pilger herbei. Von da an durfte die theure Reliquie alle sieben Jahre gezeigt werden, und der Pabst spendete den Wallfahrern einen großen Ablaß. In den Stürmen der Revolutionszeit wurde der Christusrock nach Augsburg geflüchtet, von wo man ihn 1810 nach Trier zurückbrachte. In eben diesem Jahre wurde er zum letzten Male öffentlich gezeigt; da zählte man wohl 227,217 Pilger, welche damals binnen neunzehn Tagen in den Dom kamen, um des Anblickes und Ablasses theilhaftig zu werden. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wurden die östlichen Thürme des Doms und der Glockenthurm erhöht, auf der Südseite eine Sakristei und die Kapitelstube angebaut. Von 1676 bis 1711 wurde die Schatzkammer hinter dem östlichen Chor erbaut; in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vollendeten viele Reparaturen und damit verbundene sonstige, zum Theil nicht unwesentliche Veränderungen, die Reihe von Vergehen, welche sich der barocke, damals neumodische Styl gegen den ehrwürdigen alten Dom zu Schulden kommen ließ, und so steht dieser, mit den unter neuerem Mauerwerk noch erkennbaren römischen Kapitälen, mit seinem byzantinischen westlichen

Digitized by Google

Anbau und den uralten Erzbildern an seinen zwei Pforten, mit seinen Veränderungen aus der Entwicklungs-, Blüten-, und Verfallsepoche des echten deutschen Baustyls, und mit den letzten Zuthaten des Zopfgeschmacks, heutzutage als ein redender Zeuge so vieler Jahrhunderte da, eines der merkwürdigsten Bauwerke, welche der deutsche Boden trägt; bedeutungsvoll mahnt die alte Schrift auf seiner Uhr, wie der treue Eckart, der Viele fröhlich herankommen und im dunkeln Schooß des Berges verschwinden sah, das lebende Geschlecht an die Flüchtigkeit des Lebens; „nescitis, qua hora fur veniet."

Laßt uns jetzt aus der Gegenwart mitten in die Vergangenheit zurückeilen; vom Dom her über die Domfreiheit auf den Markt, wie er im Mittelalter war. In seiner Mitte ragt eine alte Granitsäule, mit einem Kreuze darauf; dies Kreuz ward, wenn der Inschrift Glauben zu schenken ist, im Jahre 958 durch den Erzbischoff Heinrich aufgerichtet, zum Andenken an zahllose Kreuzeszeichen, welche damals vom Himmel auf die Menschen herabfielen. Gerade vor uns sehen wir sodann das Rathhaus, „die Steipe" genannt, welches zwei steinerne Geharnischte behüten. Zu unserer Linken erhebt sich der hohe Thurm von St. Gangolph, welchen gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Wittwe eines Trierschen Rathsmannes erbaute. Jetzt wenden wir uns rechts, und vor uns öffnet sich die Simeonsstraße, an deren Ende ein merkwürdiger, altergrauer Bau emporsteigt. Das ist die St. Simeonskirche. Ihr fragt euch erstaunt: „Wie? stand hier nicht einst zur Römerzeit jene riesige Porta Martis, deren Quadern Jahrhunderte überdauern zu können schienen?" Ganz recht! Es ist dieselbe Porta Martis, welche ihr jetzt in eine christliche Kirche umgewandelt seht; betrachtet sie nur genauer. Noch könnt ihr die zwei Geschoße der Fronte, die drei des linken Flügels erkennen, die römischen Wandsäulen, die Hallenfenster. Aber die zwei breiten Thorwölbungen, durch welche das Volk einst zum Campus martius hinausströmte, sind verschüttet; eine breite Treppe, auf welcher die Priester des Kollegiatstiftes, mit ihren Baretten, in ihren weißen Chorhemden, die offenen Breviere in den Händen, hinanwallen, führt jetzt zum ersten Stockwerk, von dort links eine schmale, steile Stiege zum zweiten empor; über dem linken Flügel erhebt sich jetzt ein viereckiger Thurm im byzantinischen Styl; die Fronte des Mittelgebäudes bedeckt ein Dach, und an den rechten Flügel schließt sich ein Anbau im selben Styl, welcher als Chor der Kirche dient und den Hauptaltar enthält; eine niedere Mauer umgibt den ganzen Bezirk des Heiligthums, welches links mit den Stiftsgebäuden zusammenhängt, während rechts ein niederes Stadt-

Digitized by Google

thor in's Freie hinausführt. Das Erdgeschoß ist jetzt als Crypta der Ruhe der Todten geweiht; das zweite Geschoß dient eigentlich als Gotteshaus, an dessen inneren Wänden sich Steinbilder alter Bischöffe und Gedächtnißtafeln anderer Todten, an dessen Außenwänd sich ein Bild des gekreuzigten Heilandes und andere Heiligenbilder befinden. Die Veranlassung, wodurch das Römerthor zur christlichen Kirche umgewandelt wurde, war folgende. Zur Zeit des Erzbischoffs Poppo lebte Simeon, ein frommer Einsiedler vom Berge Sinai, der nach Trier gekommen war, sieben Jahre lang freiwillig eingeschlossen in düstern Räumen der Porta Martis; nur Wasser und Brod waren ihm Speise und Trank; alles Irdischen völlig entäußert, diente er dort dem Herrn in strenger Buße und Gebet. Und als er nach sieben Jahren ebendort gestorben war, erhob ihn der Pabst Benedikt IX. unter die Heiligen. Der Erzbischoff Poppo aber weihte das Gebäude, welches der heilige Mann bewohnt hatte, und wo derselbe begraben lag, zur Kirche ein, und verband damit ein Chorherrnstift. Also blieb die alte Porta Martis fortan als St. Simeonskirche, mit ihren mancherlei Anbauten und Kapellen, und ward bei den Kriegen zwischen den Erzbischöffen und der Bürgerschaft nicht selten auch als Befestigungspunkt benützt, bis die Franzosen in den Revolutionskriegen nach Trier kamen. Da wurde das bleierne Dach abgedeckt und alle kirchlichen Einrichtungen zerstört. Am 6. Oktober 1804 kam Napoleon nach Trier, und befahl, das Römerthor von allen mittelalterlichen Anbauten zu reinigen, so daß es in seiner ursprünglichen Form wieder frei zu Tage käme. Der neue Weltbeherrscher hatte Sympathien für die Reliquien der alten; die Julier stiegen damals im Kurse, seit man die Assignaten auf die Brutus nicht mehr honorirte. Vergißt ein Sohn seine Mutter so schnell, Napoleon die Revolution? Verdammt ihn nicht! Er dachte weiter zurück, er dachte: „Jene Imperatoren des Erdballs sind meine Ahnherren!“ In Folge der Zeitverhältnisse wurde indessen jener Plan einer völligen Wiederherstellung des Römerthores aufgeschoben, bis Trier 1815 mit dem preußischen Staate vereinigt wurde. Nun legte man eifrig Hand an's Werk, wie es sich überhaupt die preußische Regierung sehr angelegen seyn ließ, alle Alterthümer Triers, so das Amphitheater, die sogenannten Bäder u. s. w., auszugraben und zu erhalten. Bereits im Jahre 1816 stand die Porta Martis wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt frei zu Tage; nur eben jenen östlichen Choranbau im byzantinischen Styl hatte man stehen lassen, um den nächsten Theil des alten Gebäudes zu stützen, welches sich hier etwas gesenkt hatte; am 10. August 1817 hielt König Friedrich Wilhelm III.

durch das Römerthor seinen feierlichen Einzug in die alte **Augusta Trevirorum.**

Verzeiht, meine Freunde, diesen kurzen Ausflug aus dem Reich der Vergangenheit in die neue Zeit, und nun zurück in's erstere! Ich fürchte nicht, daß uns dies Kreuzen verwirren möchte; erleben wir's doch Tag für Tag, wie eine gewisse Partei ganz andere Rückschritte versucht, und doch vermag sie unsere Köpfe dadurch nicht zu verwirren. Und zur besten Vorsorge komm' du, freundliche Sage, und geleite uns vom Römerthor hinaus, an der Stätte des Märtyrerthums vorüber, den Lauf der Mosel entlang, bis wir am jenseitigen Ufer das alte Städtchen Pfalzel gewahren. Auf deinen Schwingen trag' uns über die Wellen hinüber, o Sage! Dein Odem weht über die Trümmer hin, und sieh', schon wird die alte Herrlichkeit wieder lebendig. Dort das stille Haus erweitert sich zur fränkischen Königspfalz; ich höre Rosse wiehern und Waffen klirren; ich sehe den Pfalzgrafen, wie er sich rüstet, um dem Könige Heerfolge zu leisten gegen die Heiden. Ja, das ist er, der Pfalzgraf Siegfried, den du uns zeigst, o Sage, wie er von seiner holdseligen Hausfrau Genoveva Abschied nimmt. Dort in der Ecke steht Golo, der Hofmeister, dessen Obhut er sein bestes Kleinod auf Erden anbefiehlt. Aber während der Pfalzgraf ritterlich gegen die Heiden kämpft, entbrennt der Hofmeister in sündiger Liebeslust zu seiner schönen Herrin. Erzürnt weist ihn die tugendhafte Frau ab; da ersinnt er die arge List, verdirbt den frommen Drago, und läßt die Pfalzgräfin in den tiefen Kerker werfen, wo sie eines Knäbleins genest. Und als Siegfried heimgekehrt ist, vergiftet Golo des Herrn Ohr durch den ärgsten Verdacht, daß jener die treue Hausfrau zwei Knechten übergibt; die sollen sie mit ihrem Kinde hinausführen in den Ardenner Wald, und sie ermorden. Die Knechte aber erbarmen sich der Unschuld, lassen beide am Leben, und bringen trügerische Wahrzeichen heim. Da frohlockt der böse Golo. Die fromme Genoveva aber lebt jetzt mit ihrem Söhnlein Schmerzenreich im wilden Wald, und der liebe Gott, der Unschuld bester Hort, tröstet und erhält sie dort wunderbar, bis sie endlich der Pfalzgraf auf der Jagd wiederfindet, ihre Unschuld erkennt, und sie voller Jubel heimbringt. Da wird der Bösewicht Golo streng gerichtet. Dort in jenem Hause zu Pfalzel ist noch eine Kammer, welche Golo's Zimmer heißt, und in den unterirdischen Gewölben wandelt noch immer sein Geist, der bis zum jüngsten Gericht keine Ruhe finden kann, weil er im Leben gegen die Unschuld gefrevelt hat. Die fränkische Königspfalz ist 696 in ein Frauenkloster verwandelt worden; da war, so erzählt uns die Sage,

einſt eine Nonne, Namens Medea, von ſündiger Luſt zu dem Erzbiſchoff Poppo, einem heiligen Manne, entbrannt, und fertigte ihm mit böſer Kunſt ein Gewand, das hatte die Zauberkraft, in Dem, der es trug, Liebe zu erwecken. Dafür hob Poppo zürnend das Nonnenkloſter auf, und ſchuf daraus (1027) ein Chorherrnſtift zu unſ'rer lieben Frau. Aber nicht blos durch die Sage, ſondern auch in geſchichtlicher Bedeutung iſt Pfalzel intereſſant. Es war der wohlbefeſtigte Aufenthaltsort der Erzbiſchöffe während der Zeit ihrer Kämpfe mit Triers Bürgern, welche ſich muthig um ihre Freiheit wehrten; von hier aus, wohlgeborgen hinter Mauern und Thürmen, trotzten ihnen die gewaltigen Kirchenfürſten; hier ſtand ein ſtattliches Schloß, bis der wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach bei ſeinem Verheerungszuge gegen Trier (1552) die Brandfackel hineinwarf.

Und es gab tüchtige Männer unter jenen ſtreitbaren Erzbiſchöffen Triers, welche ſchon lange als „Erzkanzler des Reichs durch Arelat," ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als Kurfürſten eine neue Bedeutung in der Reichsgeſchichte erlangten. Der Erzbiſchoff Heinrich von Vinſtingen war Triers erſter Kurfürſt, und übte das Recht der Kur zuerſt 1273 bei der Wahl Rudolphs von Habsburg. Ein Mann von durchgreifender Entſchiedenheit, eröffnete er die Reihe thatkräftiger Charaktere, von denen ihm gleich ſeine erſten Nachfolger Bohemund, Dietrich, und Balduin ruhmvoll nacheiferten. Balduin von Luxemburg zog in Wehr und Waffen mit ſeinem Bruder, Kaiſer Heinrich VII., gen Rom, und ſtand ihm zur Seite bei der Erſtürmung des Kapitols; im Zwiſt der Gegenkönige Friedrichs des Schönen und Ludwigs von Bayern entſchied er ſich für den Letzteren, und vertheidigte ihn mit Hirtenſtab und Ritterſchwert; kein noch ſo mächtiger Dynaſt, keine trotzige Stadt war vor ſeinem Arme ſicher; er beugte adeligen Stolz wie Bürgermuth; Königen und Herzogen war er ein werther Bundesgenoſſe, denn er zeigte, daß er Könige abſetzen konnte, wie er ſie ſchuf; nur der ſchönen und klugen Gräfin Laurette von Starkenburg gelang es, den mächtigen Helden zu fangen. Und wie als Held, eben ſo tüchtig waltete Balduin als Geiſtlicher und als Fürſt, und verwerthete ſein Leben bis in die ſpäteſten Tage. Da zog er ſich in die ſtille Einſamkeit der Karthauſe, die er ſtromaufwärts von Trier geſtiftet, und in die hohe Felſenwohnung am jenſeitigen Moſelufer zurück. Er ſtarb 1354. Gleich ihm ragen Kuno von Falkenſtein (Erzbiſchoff und Kurfürſt von 1362 bis 1388) und Werner von Falkenſtein, der letzte vom Mannsſtamm dieſes edlen Geſchlechts (von 1388 bis 1418), als weiſe und kraftvolle Fürſten hoch hervor. Kurfürſt Jakob von Sirk

(er regierte von 1439 bis 1466) gründete 1454 mit päbstlicher Bewilligung zu Trier eine Universität (welche erst unter der französischen Herrschaft einging); zu seiner Zeit lebten Nikolaus von Cus, Johann Trithemius, Abt zu Sponheim, und Johannes Lesuranus, alle geborene Moselländer, und berühmt durch ihre große Gelehrsamkeit.

Unter der Regierung des Kurfürsten Richard von Greifenklau (erwählt 1511, gestorben 1531) begann die Sturmflut der Neuzeit auch in Trier gegen die Ordnung der Dinge heranzutosen, welche durch jahrhundertlangen Bestand für alle Zeiten gefestet zu seyn schien, und es gehörte die Charakterstärke eines Mannes, wie jener Richard von Greifenklau, dazu, um jene Sturmflut abzuhalten, und ihre Gewalt zu vereiteln. Einem Franz von Sickingen gegenüber, muß man Richards ausgezeichnete Eigenschaften, seinen scharfen Verstand, seine Beharrlichkeit und Tüchtigkeit, seine Feldherrn- und Fürstentalente noch höher in Anschlag bringen. Franz von Sickingen, dieser einfache deutsche Ritter, dessen Macht in der Morgenzeit der Reformation so groß war, daß Könige und Fürsten seine Freundschaft suchten, der auf seiner Ebernburg, „der Herberg der Gerechtigkeit," jene verbannten Verfechter der Geistesfreiheit schützte, welche auf deutscher Erde sonst nirgends mehr sicher waren, Franz von Sickingen trug, an der Spitze des deutschen Adels stehend, keinen geringeren Entschluß im Herzen, als den: die Fürstenmacht zu zertrümmern, und der Reformation den Sieg zu verschaffen; vielleicht lag dem kühnen Manne, der sich seiner Macht bewußt war, noch der tiefere Plan im Hintergrunde, selbst Fürst zu werden, oder — „noch mehr," wie er einst im Stolz andeutete. Er benützte 1522 einen geringfügigen Anlaß, um seine ganze große Kriegsmacht gegen Richard zu wenden, und das Glück begünstigte seinen Feldzug anfangs auffallend. Bliskastell und St. Wendel fielen in seine Gewalt, und nun zog er, die Abmahnungen des Reichsregiments als „alte Geigen" verspottend, geradeswegs auf Trier zu. Er rechnete dabei auf die alte Freiheitsluft der Bürger, welche schon so manche Mißhelligkeiten zwischen ihnen und den Kurfürsten veranlaßt hatte, und stellte den Bürgern seinen Feldzug als eine Sache dar, welche lediglich ihrem Kurfürsten, nicht aber ihnen selbst gelte. In dieser mißlichen Lage entfaltete nun Richard seine ganze Klugheit und Unerschrockenheit. Er verstand es, seine Sache zu der Triers zu machen, er setzte die Stadt in trefflichen Vertheidigungsstand, und schlug die heftigen Stürme Sickingens ab. Dieser hatte sein Lager in St. Maximin und auf den Höhen des Marsberges, und beschoß die Stadt auf's heftigste. Die Ruinen der sogenannten römischen

Bäder wurden bei dieser Gelegenheit bedeutend beschädigt; aber die riesige Porta Martis widerstand allen feindlichen Kugeln. Endlich entschloß sich Sickingen, besonders weil es ihm an Pulver mangelte, zum Abzug. Die Ueberlieferung meldet, er habe, bevor er fortzog, zum Andenken an sein zahlreiches Heer, jeden Kriegsmann eine Handvoll Erde auf einen Haufen tragen lassen, und daraus sey auf der Höhe des Marsberges jener Hügel entstanden, welcher noch heute nach ihm „Franzens Kniepchen" heißt, und wo (nach einer andern Sage) der Heidenkönig Trebetha begraben liegen soll. Ein Jahr nach dieser vergeblichen Belagerung Triers erlag der kühne Sickingen seinem Schicksal. — Unter dem Kurfürsten Johann V. von Isenburg (welcher von 1547 bis 1556 regierte) drohte 1552 Triers Klöstern ein anderer Feind, der wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, welcher damals mit dem Kurfürsten Moritz von Sachsen, dem jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen, und dem König Heinrich II. von Frankreich im Bunde war. Es galt, den Kaiser Karl V. zur Freilassung Philipps des Großmüthigen zu zwingen, welchen dieser in den Niederlanden in strenger Haft halten ließ. Bei diesem Anlaß gab Albrecht seinem Haß gegen die Geistlichkeit vollen Lauf, und sein zügelloses Kriegsvolk wetteiferte mit ihm in Ausschweifungen. Während er St. Paulin und St. Martin in Brand steckte, zeigte sich damals, was ein guter Trunk zu rechter Zeit werth ist. Wie nämlich Albrecht in vollem Grimm vor der Abtei St. Martin steht, öffnet sich plötzlich ihr Thor, und der Dechant tritt heraus, einen Becher voll köstlichen Moslers in der Hand, und kredenzt ihn dem Feinde als Ehrentrunk. Das besänftigt des Markgrafen Grimm, und die Abtei bleibt verschont. — Wenige Jahre darnach regte sich in Trier, — diesem Sitz eines geistlichen Kurfürstenthums, — der Protestantismus. Kaspar Olevianus, ein Schüler Calvins, hielt 1559 in „der Burse bei der Ketten" (wo heutzutage der Justizpallast steht) Vorträge und später Predigten, wodurch sowohl unter dem Rath als unter der Bürgerschaft um des alten und neuen Glaubens willen großer Zwiespalt entstand. Der Kurfürst Johann von der Leyen verlangte von der Stadt Olevians Verhaftung, und bedrängte sie, als sie diese verweigerte, so hart, daß sie endlich nachgeben, und daß die Protestanten (worunter auch Olevian) auswandern mußten; dafür berief der Kurfürst 1560 die Jesuiten, welche 1563 ein Kollegium in Trier erhielten.

Von nun an traten die alten Streitigkeiten der Stadt um ihre Rechte mit den Kurfürsten wieder hervor, und dazwischen nahm jener schauderhafte Wahnsinn der Hexenverfolgungen, welcher in ganz Deutsch-

land zahllose Scheiterhaufen entzündete, auch in Trier überhand. Immer trüber und trostloser wird die Zeit, — es ist die des dreißigjährigen Krieges! — die Humanität scheint für immer von der blutbefleckten Erde entschwunden zu seyn. Um so herrlicher steht in dieser finstern Zeit des Jammers und des Aberglaubens ein reiner Charakter da, der Jesuit Friedrich Spee, ein tiefsinniger Dichter, ein frommer Priester, ein kühner und treuer Menschenfreund. Er schrieb, der Erste, gegen die Hexenprozesse, das berühmte Buch: **cautio criminalis seu de processibus contra sagas.** Trier war der letzte Schauplatz seines menschenfreundlichen Wirkens. Als die spanischen und kaiserlichen Truppen am 26. März 1635 die französische Besatzung Triers überfielen, welche der gewaltthätige Kurfürst Philipp Christoph von Sötern in die Stadt gezogen hatte, um diese und das Domkapitel im Zaum zu halten, als während des Kurfürsten Gefangennehmung der furchtbarste Kampf in den Straßen tobte, da eilte Spee unerschrocken mitten in das Getümmel, rettete die Verwundeten und tröstete die Sterbenden. Die gefangenen Franzosen pflegte, die halbnackten kleidete er, und in den Spitälern waltete er unermüdlich, bis er, von der Epidemie ergriffen, als Opfer seines schönen Berufs am 7. August 1635 starb. Seine irdische Hülle ruht in der Jesuitenkirche zu Trier in einem Gewölbe unter dem Altare. Einen interessanten Gegensatz zu diesem reinen Bilde eines katholischen Geistlichen, wie er seyn soll, stellt das eben jenes Kurfürsten Philipp Christoph von Sötern dar, welcher von 1623 bis 1652 regierte. Ihm galt sein Wille als höchstes Gesetz, wofür er unbedingten Gehorsam verlangte, und dieser Wille war eisern; keine Widerwärtigkeit konnte ihn beugen, das Unglück, das schwächere Geister aufreibt, stählte nur seine Kraft, und so war sein ganzes Leben ein immerwährender Kampf, zuerst gegen die Abtei St. Maximin, dann gegen das Domkapitel und die Landstände des Erzstiftes. Die reiche Abtei St. Maximin, so dicht vor den Mauern Triers gelegen, und doch von den Kurfürsten unabhängig, war schon lange ein Gegenstand der Eifersucht und des Neides. Philipp Christoph nahm eine unkanonische Wahl zum Anlaß, um sich selbst zum Abt wählen zu lassen, und die Einkünfte der Abtei auf diese Weise an das Erzstift zu bringen. Vergeblich setzte ihm St. Maximin Widerstand entgegen, vergeblich nahm sich sogar Kaiser Ferdinand II. der Abtei an; der Kurfürst brachte seine Ansprüche vor das Reichskammergericht, gewann, vertrieb späterhin alle Mitglieder, welche gegen ihn Partei ergriffen hatten, aus der Abtei, und verfuhr überhaupt auf's gewaltthätigste. Mit den Trier'schen Landständen gerieth er über ungemeine Steuer-

forderungen, mit dem Domkapitel über ein Legat in Streit, und die Folge davon war, daß er, ergrimmt, Unrecht zu behalten, die deutsche Sache verließ, und sich an Frankreich anschloß. Kaum wähnte er durch dessen Hilfe seine Herrschaft befestigt, und ließ seine Feinde sie fühlen, so wurde er, wie bereits gesagt, gefangen genommen. Erst 1646 kehrte er zurück, aber das Erste, was er that, war, drei neue Festungswerke anzulegen, um das Domkapitel im Zaume zu halten. Aber da wurde der stolze Mann gezwungen, sich einen Koadjutor zu nehmen; als solcher wurde Karl Kaspar von der Leyen erwählt, welcher 1650 einen Vergleich zu Stande brachte. Erst im Grabe fand Philipp Christoph (wie sein Epitaph im Dom besagt) 1652 die Ruhe, die er im Leben nicht finden konnte. Die Zeit des sogenannten „großen" Ludwig XIV. empfand Trier so schmerzlich, wie ganz Deutschland; es war eine Zeit, in welcher die Großen zeigten, wie klein sie waren, und wie lang man sich Viel gegen eine Nation erlauben darf, die so erschöpft ist, daß sie vor Elend und langer Dienstbarkeit fast ihr Nationalgefühl vergißt.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nimmt ein Trierscher Geistlicher, unter dem erdichteten Namen Justus Febronius, die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt in Anspruch. Wer kennt den Namen dieses Edeln nicht? Es ist der Weihbischoff Johann Nikolaus von Hontheim, untadelhaft und liebenswürdig als Mensch und als Geistlicher, und hochachtungswerth als scharfsinniger vaterländischer Geschichtsforscher. Geboren 1701, gestorben 1790, wurde er in der St. Simeonskirche begraben. „Post LX et ultra annorum labores requiem quaesivit et hic invenit," besagte seine Grabschrift, und gleich als ob der Geist noch nicht versöhnt sey, der ihn zum Widerruf des Febronius zwang, so fand er auch in der Simeonskirche noch keine Ruhe; seine irdischen Reste mußten 1803 von dort in die St. Gervasiuskirche wandern. „Tandem liber, tandem tutus, tandem aeternus!"

Und nun, meine Freunde, nur noch ein paar Worte über die jüngste Vergangenheit Triers, noch ein paar Striche zur Skizze! Am 10. August 1794 zieht der Repräsentant des französischen Volkes, Bourbotte, in Trier ein; die dreifarbige Fahne weht siegesstolz in der Stadt der Imperatoren, die von nun an ein Theil der großen französischen Republik ist. Rasch wechselt nun die Ordnung der Dinge; ein neuer Geist fliegt wie Sturmeswehn durch alle Straßen, neue Behörden werden eingesetzt, ein Freiheitsbaum streckt seine grünen Wipfel auf dem Marktplatz hoch empor, das alte Wappen Triers verschwindet, republikanische Feste werden gefeiert, und, was besser ist, freie Institutionen

werden eingerichtet, Institutionen, die man für manche Noth, für viele kleine Sorgen und Lasten wahrlich nicht zu theuer erkauft. Im Oktober 1804 betritt Napoleon die alte Kaiserstadt. So steht nun Trier abgerissen vom deutschen Reichsverbande da, und zwei Jahre später zerfällt die tausendjährige deutsche Reichsverfassung. Der letzte Kurfürst Triers aber, Klemens Wenzeslaus, stirbt fern von seiner weiland Residenz, zu Augsburg, im Jahre 1812. Noch am 4. November 1813 feiert man in Trier Napoleons Krönungsfest, und schon in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar 1814 rücken preußische Truppen in Trier ein. Im Jahre 1815 nimmt Preußen Trier in Besitz, und von da an bildet das weiland Kurfürstenthum einen Regierungsbezirk der preußischen Rheinprovinz.

Welcher Wechsel der Schicksale, welcher Reichthum der Erinnerungen! — und welche dürftige Skizze! so fügt der Cicerone hinzu. Aber eben jener Reichthum entschuldigt mich, meine Freunde; ihr habt ja von mir nicht Vorlesungen, ihr habt blos einzelne Züge zu einem Bilde verlangt.

„Du wandelst auf einem dreifachen Pflaster, wenn Du in Trier eintrittst!" so lautet ein alter Spruch — ein wahrer Spruch. So manches Denkmal aus der Römerzeit steht noch heutzutage am Licht der Sonne, — die Porta Martis, das Pantomimentheater, die Reste der Basilika, das Amphitheater, die Brückenpfeiler, zahlreiche Denksteine, Mosaiken und Bildwerke, Hausrath, Anticaglien und Münzen hat uns die Erde wiedergegeben; ja wie mancher Eckstein ist ein altes Säulenstück, wie manche Ruhebank vor dem Hause — ein verwittertes Kapitäl; wie mancher Sarkophag dient jetzt als Brunnentrog! Und doch wie viel verbirgt die Erde noch. Fast keine Erdarbeit, sey's zum Graben eines Kellers, sey's auf offenem Feld, wobei nicht Mosaikböden, Urnen, Hausrath, Bronzen, Denksteine zu Tage kommen. Wohl läßt sich im buchstäblichen Sinne hier sagen: „Die Gegenwart fußt auf der Vergangenheit." ... Weniger Denkmale sind aus dem Mittelalter geblieben. Die bedeutendsten, den Dom und die Liebfrauenkirche, habe ich bereits erwähnt; das interessanteste dritte ist die außerhalb der Stadt gelegene St. Mathiaskirche (deren Erbauung der Abt Eberhard von Kamberg zu Anfang des zwölften Jahrhunderts begann,

Digitized by Google

und welche 1148 eingeweiht wurde) nebst dem an der südlichen Seite der Kirche in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erbauten Klostergebäude. Das herrliche Netzgewölbe des Hauptschiffs der Kirche stammt aus dem zweiten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts, und ist ein Werk des Meisters Jodokus von Wittlich. Im Allgemeinen läßt sich behaupten: Was die Völkerwanderung für die Denkmale der Römerzeit, Das war die französische Herrschaft für jene des Mittelalters in Trier; und besonders war das Jahr 1802 für die vielen Stifte, Abteien, und sonstigen klösterlichen Institute in und bei der Stadt ein verhängnißvolles. Noch stehen zwar viele alterthümlichen Gebäude, sowohl öffentliche, wie das (jetzige) Rathhaus, das Kaufhaus u. s. w., als auch Privathäuser mit ihren vielen Geschossen, mit ihren hohen, spitzen Giebelfronten, mit ihren überwölbten, unsymmetrischen Fenstern, und dunkeln Eingängen; doch von Jahr zu Jahr gewinnt Trier durch zahlreiche und größtentheils geschmackvolle Neubauten ein ganz anderes Ansehen. Die engen Straßen erweitern sich zum Vortheil der Gesundheit und zur Bequemlichkeit des Verkehrs; aber immerhin bleibt im Ganzen der Gesammtcharakter des Alterthümlichen noch vorherrschend, und macht gerade durch den Kontrast der neueren Verschönerungen einen ganz eigenen Eindruck. Möchte (das ist mein herzlicher Wunsch, so sehr ich das Zweckmäßige und Praktische ehre) jener Eindruck nicht verwischt werden; möchte die Verschönerungssucht in Trier nie zum Vandalismus gegen das Alterthümliche werden, wie Dies in so manchen geschichtlich wichtigen Städten der Fall ist! Denn womit kann eine auch noch so glatte, aber wie oft auch so nüchterne Modernität eine verlorene Nationalität aufwiegen? Doch für Trier fürchte ich Dies nicht. Die Trierer haben tiefen Sinn für ihre reiche Vergangenheit.

Ueberhaupt wollen wir uns jetzt, da wir Trier, wie es ist, betrachten, lediglich an die Trierer halten!

Ich habe einen Dreiklang in ihrem Charakter gefunden, der rein und voll austönt, und so recht deutsch eindringt in jedes deutsche Herz, den Dreiklang: fromm, freisinnig, froh!

Zwei Erscheinungen sind's, wornach ihr den frommen Sinn der Trierer ermessen könnt. Die erste ist die gewissenhafte Beobachtung des katholischen Kultus, — ein interessantes Gegenbild zu einem Indifferentismus, wofür ich euch das Beispiel einer großen Residenz anführen könnte; die zweite ist ein großartig ausgebildeter Wohlthätigkeitssinn, welcher aus dem echten Geiste des Christenthums entspringt, ohne sich an eine bestimmte Konfession zu binden. Der Katholizismus ist in Trier mehr, als irgendwo anders, durch eine eigenthümliche Wendung der

Geschicke zu einem geschichtlichen, nationalen Element des Volkscharakters geworden; ein Angriff auf ihn wäre ein Versuch, die Nationalität selbst umzustürzen. Ja, eben aus jener eigenthümlichen Wendung der Geschicke läßt es sich erklären, wie der Trierer (gleich dem Rheinländer überhaupt) in der treuen Bewahrung des Katholizismus mit allen alten Formen desselben eine Art von Bürgschaft seiner nationalen Rechte begründet glaubt, ja wie er beide für von einander untrennbar hält. Dies ist in allen Klassen der Bevölkerung gleichmäßig der Fall und zur klarsten Ueberzeugung in den höheren Klassen gefestet. Die strenge Beobachtung aller kirchlichen Pflichten, welche der Katholizismus seinen Bekennern auferlegt, geht dort sowohl aus einem unerschütterlichen Glauben, als auch aus einer bloßen tausendjährigen Angewöhnung hervor. Man glaube übrigens nicht, daß die Frömmigkeit in Trier (natürlich bei dem edlen Kern der Bevölkerung) in Aberglauben oder Bigotterie entarte, oder daß hierarchischer Einfluß einen Fanatismus oder wohl gar einen Mystizismus erwecken könnte, wodurch die schönsten Lebensblüten im einen Fall blind zertreten, im andern mit raffinirtem Blödsinn im Keim verkrüppelt werden. So bedeutend das Klosterwesen in Trier bis zur französischen Revolution war — (noch im Jahre 1794 gab es dort zwanzig Klöster; früher noch mehr), so wenig dasselbe auch dort, wie anderwärts, jene Gebrechen verläugnen konnte, die es, wie aus seiner Natur hervorgeht, erzeugen mußte, so manchen nicht ungerechten Tadel früherhin sogar die Domgeistlichkeit auf sich lud, — immer legte gerade der Kurfürst schon aus landesherrlichen Rücksichten heilsame Beschränkungen an, welche er leichter, als jeder weltliche Fürst, durchführen konnte. Auch die schwere Prüfungszeit der Revolution darf als kräftige Gegenwirkung gegen eine Versumpfung in Bigotterie nicht vergessen werden. Und die kräftigste liegt wohl in den beiden andern Elementen des Volkscharakters, „freisinnig und froh."

Der Katholizismus trägt in Trier vorzugsweise eine heitere Farbe. Er mischt sich traulich in jede Lebensfreude des Volks und der einzelnen Familien; ja er selbst ist hier eine der schönsten mit. Kommt einmal im Lenz nach Trier; wenn die Schwalben wiederkehrten und die Lerchen sich jubilirend aus der jungen Saat emporschwingen, wenn die Euerner Flur in weißer Blütenpracht vor euch aufgerollt ist! Seht: dann ist die Stadt durch viele Tausende von Pilgern belebt, die zu jenen Heiligthümern nach St. Mathias hinauswallen, welche der Trierer zugleich als Nationalheiligthümer betrachtet; in langen Prozessionen ziehn die Fremden durch die Straßen, und Einheimische schließen sich an. Die Fahnen wallen, geistliche Lieder ertönen, jedem Zug geht ein eigener

wohlbestallter Brudermeister mit dem Heroldsstabe voran, hohe, bunt bemahlte und vergoldete Kerzen werden als Weihgeschenke zu den Altären gebracht, und haben die Wallfahrer ihre Andacht verrichtet, dann lagern sie sich unter Gottes freiem Himmel auf dem Markt und halten dort ihr einfaches Mal; wo sie an einem Hause vorbeikommen, tritt ihnen der Hausvater entgegen, beut ihnen die Hand, und bewillkommt sie als liebe Gäste. — Erlebt einmal in Trier eine Charwoche mit ihren ernsten, bedeutsamen Zeremonien, ein Osterfest mit dem vollen Jubel der Unsterblichkeitsgedanken, eine Frohnleichnamsfeier mit ihrer Blumen- und Kinderfülle, ja, jeden Sonn- und Festtag des Jahres, möcht' ich sagen! Wie das festliche Geläute von allen Thürmen Jung und Alt schon mit dem allerfrühesten Morgen in die Gotteshäuser ruft! Drinnen, welch ein Glanz der Altäre; die erhabenen Kirchenmusiken, der würdevolle Ritus, die ergreifende Todtenstille der Gemeinde in jenem Augenblick, wenn der Priester die Hostie hoch emporhebt, und das unblutige Opfer auf geheimnißvolle Weise vollbringt! Dies Alles erlebet, meine Freunde, und ihr werdet, welcher Konfession ihr auch angehören möget, die unerschütterliche Treue begreifen, mit welcher die Trierer am Katholizismus hängen.

Und nun begleitet mich in die Gebäulichkeiten des weiland Frauenklosters zu St. Irmina, welches das älteste in Trier war. Eine fränkische Königstochter Irmina soll es im siebenten Jahrhundert auf der Stelle gegründet haben, wo sich früher eine prachtvolle römische Getraidehalle befand; die Nonnen zu St. Irmina hatten in kurfürstlichen Zeiten das Recht, einen Vertreter des Klosters in die Reihe der geistlichen Landstände zu senden. Jetzt walten in jenen Mauern andere Nonnen, deren jede das heilige Gebot Christi: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst," im Geist und in der Wahrheit vertritt. Es sind die barmherzigen Schwestern von der Kongregation des heiligen Paulus, — Jungfrauen, welche freiwillig den stillen Schooß der Familie verlassen, welche an den reichen Hoffnungen lächelnd vorübergehen, die ihnen die Zukunft, als glücklichen Bräuten und Hausfrauen, entgegenbeut, — welche, statt der Hand des Geliebten, die des Leidenden ergreifen, den sie vorher nie gesehen haben, — welche, statt mit lieblichen Kindern zu tändeln, Nächte lang am Bette des Kranken wachen, und seine Pulsschläge zählen, — welche sich um keine neue Mode aus Paris, wohl aber um den Verband kümmern, den sie jetzt anzulegen haben, — welche keinen Pfennig besitzen, und doch so reich sind! Sie opfern Das, was wir mit Recht den Beruf des Weibes nennen, und sie tragen dafür die Krone der Weiblichkeit, die der Menschlichkeit, so anspruchlos,

Digitized by Google

so stillselig, und doch so unbewußt. So wenig ich je verhehle, was ich vom Klosterwesen in unserer Zeit im Allgemeinen halte, eben so sehr verehr' ich von Herzensgrunde jene klösterlichen Institute, deren Mitglieder, seyen es Männer oder Frauen, ihr ganzes Leben dem Berufe der Krankenpflege widmen; vor diesen entblöset die Häupter, nicht vor dem Manne mit dem Orden auf der Brust und mit dem Stein drunter, nicht vor der Dame in der prachtvollen Karosse, die ihr, weil sie hochgeboren ist, nach einem einfältigen Herkommen grüßet, und die eures Grußes nicht werth ist. Nicht die Geburt, nicht der Rang allein adeln; die Menschenliebe adelt am schönsten, und Der nur ist ein echter Edler, der bei offenen Sinnen das weiteste Herz für die Menschheitt, und sein ganzes Herz für Jeden offen hat, den ihm Gott in den Weg führt. „Ehret die Frauen!" sang unser unsterblicher Dichter. Hier wird dies Wort doppelt wahr. Ueberhaupt, wie viel Thränen, im Stillen geweint, hat der Trier'sche Frauenverein schon getrocknet, und wie selten hat dabei der Leidende die Hand geahnt, welche sie ihm trocknete. Doch seyen wir auch gegen die Männer nicht ungerecht; gestehen wir es uns viel lieber, daß zwischen beiden Geschlechtern in Trier ein Wetteifer besteht im Lindern fremder Noth, ein großartiger Wetteifer, bei welchem sich alle Stände, Reiche wie Arme, gleich betheiligen; die schönsten Beweise empfanden noch kürzlich die durch Brand verunglückten Gemeinden. Und fügen wir noch einmal auch ausdrücklich hinzu, daß dieser Wohlthätigkeitssinn eine Zartheit im Geben zur Folie hat, welche den Werth des Edelsteins für den Empfänger erhöht. —

Im weiteren Kreise gibt sich diese treffliche Eigenschaft des Gemüths als Gastlichkeit kund, welche lebhaft an die von Alters her wohl bekannte Tugend unserer Urväter erinnert. Ehrbarkeit und Biedersinn und Treue in der Freundschaft reihen sich daran. Der echte Trierer sagt Dir's gerade heraus, wie er's meint; er ist zu stolz, um sich irgend einer schielenden Wendung zu bedienen, geschweige eine Lüge zu überzuckern. Bei aller seiner Gefälligkeit und Gutmüthigkeit bedenkt er sich, Dir sein Wort zu geben, — aber wenn Du es hast, dann kannst Du darauf bauen. Soll ich's mit Einem Worte sagen: er hat vielleicht manche Ecken, an denen sich unsere feine, glatte Zivilisation stößt; aber er hat dafür auch den gesunden Kern in sich, und, Gott sey Dank, jenen Firniß noch nicht, der manche Menschen von heute meistens nur um so unausstehlicher macht, je mehr sie damit glänzen, und je mehr die innere Roheit unter allem Lack und Firniß zu Tage kommt.

Die zweite Grundeigenschaft des Trier'schen Volkscharakters ist die Freisinnigkeit. Der freie Sinn aber gibt das freie Wort, und das freie

Wort ist der unentbehrliche Sicherheitszeiger auf dem Zifferblatt jener großen Maschine, genannt Staat. Dieser Zeiger gibt immer getreulich kund, wenn irgend ein Triebrad einen Zahn verloren hat, (wie das bei einem komplizirten Mechanismus kaum anders möglich ist,) oder wenn es um einen zu viel erhielt, wie das bei Reparaturen wohl auch zu Zeiten in Eil und Angst vorkommen mag; der Zeiger weist, wie gesagt, jede Störung getreulich nach, und drum ist es vortheilhaft, auf ihn zu achten. Daß aber der Freisinn in Trier ein echt deutscher ist, Das könnt ihr daraus abnehmen, daß sich das Trier'sche Bürgerthum — und dies habe ich hier vorzugsweise im Auge — in seinem Thun und Lassen nie von der graden und sicheren Bahn der Gesetzlichkeit entfernt. Wann hörte man wohl je in Trier von dem Gespenst geheimer Umtriebe, von politischen Untersuchungen und dergleichen? Man kennt Das dort nicht. Der ruhige Bürger leistet den Gesetzen des Staates gern Genüge, und um so lieber, wenn er sieht, daß man ihm Vertrauen schenkt, und wenn er sich nicht von Beamtenwillkühr beengt fühlt. Mit gerechtem Stolz blickt er auf seine Institutionen, als auf das theuerste Kleinod, welches ihn für eine schwere Zeit reich entschädigt, und mit Vertrauen blickt er in die Zukunft, von welcher er den festen Fortbestand dieser Institutionen erwartet. Man schreibt ihm gemeinhin eine Vorliebe für Frankreich zu. Es liegt etwas Wahres und etwas Unwahres zugleich in dieser Annahme. Wahr ist es, und sehr natürlich, daß er mit Liebe an Frankreich denkt, weil er durch eine eigenthümliche Fügung von dort her jene urdeutschen Institutionen erhielt, die dem freien deutschen Sinne des Mosel- und Rheinländers so sehr entsprechen. Unwahr wäre es, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß eine solche dankbare Erinnerung ihn dem deutschen Wesen entfremde. Nein, der Trierer ist gut deutsch.

Der dritte Grundstoff des Trier'schen Charakters ist der Frohsinn. Er ziert die Fahne einer feurigen Nationalgarde, in deren vorderster Reihe die Namen Easler, Pisporter, Zeltinger, Scharzer, Brauneberger, und noch manche andere ruhmvoll verzeichnet stehen, und deren nähere Bekanntschaft ich euch, meine Freunde, nicht dringend genug empfehlen kann. In allen Nöthen und Stürmen, unter allen Lasten und Sorgen hat der Trierer den Frohsinn sich bewahrt, der ihn nicht verläßt, der ihn tröstet und aufrichtet. Es ist nicht jene feine, echtfranzösische Lebenskunst, wie in Mainz, nicht jener markige, funkensprühende Volkshumor, wie in Köln, was ich meine; der Trier'sche Frohsinn liegt zwischen beiden in der Mitte, ohne sie erreichen zu können; er ist stiller, beschränkter, behäbiger. Er ruft das Volk nicht in Masse auf die Straße,

er bewirkt kein öffentliches Leben, er bringt keinen Karneval zu Stande. Dafür aber verschönert er die engeren Kreise des Familienlebens; er lockt die Eltern, die Kinder, die Hausfreunde und Gäste hinaus in irgend eines von jenen reizenden, stillen Thälern, auf einen jener Aussichtspunkte, woran Triers Umgebungen so reich sind. Oder die muntern Freunde ziehen mit Flaschen und Gläsern hinaus in den Wald, und lagern sich um die klare, kühle Quelle; doch glaubet nicht, daß sie Hydropathen werden wollen. Seht, ein paar Botaniker von der Gesellschaft zerstreuen sich im Walde, und bald kommen sie wieder mit reicher Ausbeute beladen, doch nicht um sie in's Herbarium zu legen; nein, eine Menge verschiedener Kräuter (Waldmeister ist ihr Herr und König) werden in Reih' und Glied vor euch ausgestellt, und als Rekruten gemustert; sie sollen in die berühmte Nationalgarde eintreten; der mächtige Napf wird zum Sammelplatz, und nun beginnt unter frohen Liedern das große, geheimnißvolle Werk. Die Elfen lauschen in alten Eichelhülsen, und eh' ihr's merkt, huscht euch ein Neugieriger dieses unsichtbaren Völkchens über die Stirne, und haucht euch über die Augen, daß euch das breite Laubdach der Eiche als Königshalle erscheint, grünfunkelnd von Edelsteinen, und daß ihr schmucke Reihen von Vasallen vor euch seht, geharnischte Sonette oder gepanzerte Lieder; oder ihr erblickt einen unergründlichen goldnen See, dessen Ufer mit weißem Marmor eingefaßt sind; mitten aus den Fluten erhebt sich eine schlanke duftende Wunderblume, und grüne Inseln schwimmen in den Wogen umher. Da weckt euch „ein Klingen wie Flöten so süß, wie Stimmen der Engel im Paradies;" ein Freundesarm hält euch umschlungen; die grünen Römer sind's, die Musik machen, und der Geist des „Maiweins" war der Zauberer, der euch in's schöne romantische Land entrückte.

In einer anderen, aber gleichwohl verwandten Weise, gab sich der Frohsinn in früherer Zeit bei gewiegteren Männern kund, nämlich in dem Institut der Schoppenstecherei. Ihr fragt mich um das Nähere darüber? Ich erzählte es schon an einem andern Orte, aber vor so wenigen Zuhörern, daß ich wohl nicht in die Erbsünde alter Anekdotenjäger verfalle, wenn ich es wiederhole. „Einen Scherz in Ehren soll Niemand wehren," dies sey meine Vorrede zur zweiten Auflage. Nun denn hört: „Zur Zeit, als der König von Frankreich so grausam gegen den Templerorden gewüthet hatte, machten sich einige in Cypern gebliebene Brüder, glaubhaften Ueberlieferungen zufolge, mit einem Becher, einer Lanze, und einem tüchtigen Schluck auf die Reise, und fuhren, als Weinschröter verkleidet, bis an den Rhein, und die Mosel

hinauf bis gen Trier. Dort verſammelten ſie ſich in der Kiliansnacht, Schlag zwölf Uhr, in einem Hauſe, welches die profane Welt ſchlechtweg Trinkſtube nennet. Und ſie tauften den Becher aus Cypern aus Vorſicht nach der Landesſitte „Schoppen;“ Dies geſchah aber, indem ſie ihn zum erſten Mal mit echtem Mosler füllten, der Moslim gedenkend im Morgenland, und ihn austranken, einer nach dem andern, und zwar jeder ſo oft, als Dies menſchlicher Kraft möglich iſt. In jener verhängnißvollen Mitternachtſtunde geſchah es, daß die edlen Tempelherren den Gedanken auf's neue aufgriffen, ihren Orden nicht ausſterben zu laſſen; um aber dieſen Vorſatz gewiſſer zu erreichen, beſchloſſen ſie, demſelben einen ganz andern Namen zu geben, und zugleich einen ganz andern Zweck unterzulegen. Nun iſt es bewieſen, daß der Wein gewiſſermaßen, d. h. übermaßen, des Menſchengeſchlechts gefährlichſter Widerſacher ſey. Derohalben beſchloſſen die edlen Ritter, dem Wein ewige Feindſchaft zu ſchwören, in ſolcher Weiſe, daß ſie mit größter Selbſtaufopferung dies fürchterliche Getränk allmählig vom Erdboden vertilgen wollten. Und es ward ihm Fehde entboten, und die Lanze geweiht im Namen der Ehre und des hohen Ritterthums, auszuſtechen jenen furchtbaren Feind, der da im Schoppen hauſet, und „Schoppenſtecher“ nannten ſich von nun an die treuen Ritter. Der Bund, den ſie beſchworen, ſollte aber geheim gehalten werden vor den Augen der profanen Welt, und dieſe Satzung ward abgemacht, daß nur Der fortan zum Ritter geſchlagen werden dürfe, den vierundzwanzig Schoppen nicht ſchlagen konnten; und der Spruch dazu hieß: „Das leide vom Wein, und von keiner andern Flüſſigkeit auf Erden!“ Hochmeiſter und Großkanzler ſollte aber nur Der werden können, welcher den Erbfeind fünfzig Mal niedergeſtochen, und Knappendienſte müßten Die verrichten, deren Mannhaftigkeit es nicht über zwölfmal hinausbringe. Da ward ausdrücklich feſtgeſetzt, daß ſchwerer Dämel, ſo wie K.....jammer, die Würde wieder vernichte; doch ein leichter Schlummer, ſo ſieben Tage und Nächte nicht überdaure, ſey geſtattet zur Erholuug für künftige Kämpfe. Und da der Orden, ſeinem innerſten Weſen nach, ſo wie um böſem Leumund zu ſteuern, endlich auch wegen ſeiner philanthropiſchen Tendenz Geheimbund bleiben müſſe, und daher alle äußeren Abzeichen ausſchließe: ſo ſollten an die Meiſtleiſtenden, zur Aufmunterung für die in guten Werken noch ſchwächeren Mindeſtvertragenden, eigene Patente ausgeſtellt, von Hochmeiſter und Großkanzler gefertigt, und an die mannhafteſten Brüder vertheilt werden.“ — Dies iſt die authentiſche Geſchichte von dem Urſprung der edlen Schoppenſtecherei, deren beide Achſen Trier und Koblenz waren, ſo daß ſich alle Beſtrebungen der

Digitized by Google

geheimen Brüder in einer retrograden ekliptiſchen Ellipſe bewegten. Gravitation war übrigens das aſtronomiſche Grundgeſetz des Bundes; er betrachtete es auch von der politiſchen Seite, jedoch machte er auf dem Felde der Politik eine ganz paradoxe Anwendung davon, nämlich die Intervention. Man weiß, daß Eiferſucht zwiſchen größeren und kleineren Höfen gar oft ſchon der gefährliche Zündſtoff zu bedeutenden Kriegen war, und es läßt ſich ferner wohl nicht läugnen, daß Gaſthöfe auch Höfe ſind, wenn auch nicht alle Höfe gaſtlich ſind. Der Schoppenſtecher wußte ſodann, daß auch bei Gaſthöfen Kabinettsintriguen vorkommen, und Reibungen erzeugen, welche für den Beſtand der öffentlichen Ruhe nicht anders als bedenklich werden können. Deßhalb ſuchte nun der echte Schoppenſtecher bei beſagten Höfen als Vermittler aufzutreten, und deßhalb ſtrebte er, unermüdet von einem zum andern gehend, jeden zufrieden zu ſtellen, wobei er bei keinem die „Etikette“ überſah. So machte er an jedem Abend eine diplomatiſche Patrouille von einem erlauchten Hofe zum andern. Aber wie alles Irdiſche leider eine Zeit des Verfalles erleben muß, ſo auch das weiland hochberühmte Inſtitut der Schoppenſtecherei. Die Hofmarſchälle der genannten Höfe haben ſich in ihrem Weſen im Vergleich zur Vorzeit nicht verſchlechtert, — im Gegentheil, ſie und ihre Weine ſind wo möglich feiner geworden, als ſonſt; aber die Brüderſchaft der Schoppenſtecher iſt verzagter geworden. Während ſich ſonſt die Zahl der Reiſenden durch die Anwendung neuer und ſchnellerer Kommunikationswege vermehrt, iſt die Zahl unſerer geheimnißvollen reiſenden Weinvertilger ſehr zuſammengeſchmolzen, und es gibt jetzt faſt nur ſo viel Knappen, als es früherhin Ritter gab. Man begnügt ſich jetzt mit ein paar Flaſchen, und zwar mit Beobachtung der „Ortseinheit;“ im allerbeſten Fall wechſelt die Szene zwei bis dreimal an einem Abend. Wie lange wird es noch währen, ſo geht es mit den Schoppenſtechern, wie mit den Mohikanern, und ein Trier'ſcher Cooper ſchreibt einen Roman vom „letzten Schoppenſtecher!“

Glaubt übrigens nicht, meine Freunde, daß der Trier'ſche Frohſinn etwa einzig und allein gleich Perlen aus dem Grunde des Bechers emporſteigt! Eine höhere Potenz, die Muſik, greift hier noch mächtig wirkend ein und veredelt die echte Lebensfreude. Der Geſang, beſonders in neuerer Zeit durch treffliche Männer mit warmer Vorliebe gepflegt, hat eine Liedertafel aufgeſchlagen, an der jeder frohe und gebildete Menſch, gleichviel, welchem Stande er angehöre, ohne Umſtände Platz ergreifen darf. Da zeigt ſich recht die volle, unmittelbar eindringende Macht der Kunſt, und Schillers Lied von der Freude findet hier einen

lebendigen Kommentar in allen Herzen. Glück auf und lang Gedeih'n! — Ein anderer Brennpunkt des gesellschaftlichen Zusammenlebens ist das Kasino, wo der Tanz sein schönes, unverjährbares Recht geltend macht. — Ich merke, daß euch eine Frage auf den Lippen schwebt, meine Freunde, und — was gilt's — ich errathe sie, bevor ihr sie ausspreche. Ihr möchtet wissen, ob in Trier nicht auch, wie in vielen Städten gleichen Ranges, jenes Gespenst spukt, das wir uns schon von weitem durch alle möglichen Exorzismen vom Leibe zu halten suchen, jener böse Kobold, der überall, wo er sich zeigt, die Geselligkeit vergiftet, — der Kastengeist? Die Antwort ist schwer und ist leicht, — wie man's nimmt. Ich für meine Person bin ihm in Trier nie begegnet. Aber bestimmt kann ich es deßwegen noch nicht behaupten, daß ihm Trier eine terra incognita ist. Um diesen scheinbaren Widerspruch zu lösen, will ich euch nur bekennen, daß ich mich in Trier stets am liebsten im wackern Bürgerthum bewegt habe; das Bürgerthum aber messe ich mir im weitesten Kreise nach dem entsprechenden Geiste, nicht nach der bestimmten bürgerlichen Beschäftigung. Und so will ich mir denn auch über das Ganze, woran ich nur in einzelnen Kreisabschnitten Theil nahm, kein umfassendes Urtheil erlauben. Aber in jenem großen Kreise des Bürgerthums, ich wollte sagen: des Bürgersinns, einem Kreise, welcher Bürger, Beamte, und Offiziere umschließt, fühlte ich mich so behaglich, als es einem Menschen irgend zu Muth seyn kann, der im Bürger, im Beamten, im Offizier, im Geistlichen, vorzugsweise nur den Menschen erfassen will, und die Beschäftigung, das Amt, den Stand so nebenbei liegen lassen kann, wie ich. Ich muß es bekennen, daß ich in der immer größeren Erweiterung dieser schönsten Bürgerlichkeit einen Fortschritt und ein Heil für unsere gesellschaftlichen Zustände finde, wodurch wir zugleich dem Ideal des Staats immer näher kommen. Der gebildete Mann macht im geselligen Leben seine besondere Stellung eben so sehr nicht geltend, als der innerlich gemeine, sey er auch äußerlich hochgestellt, sich bestreben wird, sie als Surrogat seiner Persönlichkeit vor sich zu schieben.

Dies führt mich auf den Zustand der Bildung in Trier überhaupt, und auf das dortige geistige Leben. Es ist eine Thatsache, welche sich durchaus nicht in Abrede stellen läßt, daß die Bildung in Trier unter preußischer Herrschaft bedeutende Fortschritte gemacht hat, wobei ich nicht die blos gelehrte Bildung verstehe, (dafür sorgte auch früherhin die Universität), sondern vorzugsweise die allgemein menschliche Durchbildung des Volkes im Ganzen und Großen. — Daß die Grundstoffe dazu im Volke von jeher vorhanden waren, beweisen nicht etwa blos

die bedeutenden Männer in allen Fächern des Wissens, auf welche Trier stolz seyn darf, sondern auch die Eigenschaften des Volkscharakters im Allgemeinen, die lebendige Auffassung und Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute. Nun rechne man für's Erste die eigenthümliche Stellung Preußens hinzu, welches als Staat darauf angewiesen ist, seine Basis in der immer tiefer sich entwickelnden Intelligenz festzustellen, man rechne noch die besondere rege Aufmerksamkeit dazu, welche Preußen gerade der Rheinprovinz, einem der schönsten Juwele in seiner Krone, mit Recht widmet, die zahlreichen Anstalten für Beförderung des Schulwesens und der Lehrerbildung, der Realkenntnisse, des Gemeinwohls und der Humanität; — und man wird, wenn man die Probe macht, meine Summe richtig finden. Es ist anderseits nicht zu läugnen, daß ein großer Theil derselben nicht blos dem Volk oder der Regierung, sondern auch der Zeit selbst im Ganzen und Großen zu verdanken ist, einer Zeit, in welcher Rückschritte im Großen überhaupt gar nicht gethan werden können, und jedes Vorwärtsschreiten des Einen gleich wieder das verdoppelte des nächsten Andern zur unmittelbarsten Folge hat. Dies zeigt sich wohl am auffallendsten in der Industrie. Darin war Trier am längsten zurück (die Gründe, weßhalb? lassen sich hier nicht so schnell entwickeln), ja, es herrschte sogar geraume Zeit jenes leidige Vorurtheil, das uns im Allgemeinen auch anderwärts um unsre besten jungen Kräfte und Säfte betrogen hat, — das Vorurtheil des kleinlichen, verzagten Egoismus, welches die Jugend zum Staatsdienst, als zur „sichern Versorgung" hintrieb, und dadurch den Staat zu einer Pfründneranstalt machte, während es abschreckte von dem Einsatz der Persönlichkeit in's große Lotto der Industrie. Und doch gewährt dies vermeintliche Lotto eigentlich die größte Sicherheit, nämlich für solche Geister, die sich vor dem wahrlich kleinen „großen Loos" einer lebenslänglichen Versorgung schämen und fürchten. Ich kann hier nicht alle Folgerungen einer unabhängigen bürgerlichen Stellung für den Nationalgeist im Einzelnen anführen. Aber Das ist jedenfalls gewiß, daß sie für denselben nur zum Vortheil ausfallen. Zunächst muß nämlich das Bürgerthum dadurch diejenige Stellung im Staate erringen, die ihm der Natur nach gebührt; es muß so recht das warme, freie Herz des Staates werden, das seine Adern durch den ganzen Organismus aussendet, das dem Haupt wie den Füßen das frische Blut zukommen läßt. Gewiß, die Industrie befreit allmählig das Bürgerthum von vielen alten und neuen „Servituten", von jener des servilen Sinnes zu allererst, und wo kein serviler Sinn ist, da hat die fremde Anmaßung auch keinen Haltpunkt. Neben der Industrie muß

das elende Schmarotzer-Schlingkraut des Philisterthums, das dem Baum die besten Säfte abzieht, verdorren. Die Industrie gleicht die schroffen Gegensätze der Kasten aus. Indem sich der Geist kühn die Elemente dienstbar macht, vergeistigt sich die Menschenkraft, und die allgemeinmenschliche Bildung erhält freie Bahn, um immer tiefer in die Masse eindringen zu können. Das Volksschulwesen wird zu einer immer größeren Vervollkommnung mit fortgerissen, und auch gerade den gelehrten Schulen wieder ist die Möglichkeit gegeben, auf einem abgedämmten Grund und Boden, welcher nicht mehr von der Masse überschwemmt wird, um so reifere und tüchtigere Früchte für Staat und Kirche zu erzielen. Einen Maßstab, wie das geistige Leben in Trier seine Kreise in den paar letzten Jahrzehnten erweitert und die verschiedenen Klassen der Bevölkerung immer mehr durchdrungen hat, gibt die größere Theilnahme an der Literatur; hier ist ein Bedürfniß entstanden, welches mehrere Buchhandlungen wetteifernd zufrieden stellen, und wobei wohl jede ihre Rechnung findet.

Und nun, meine Freunde, lasset uns für diesmal von Trier Abschied nehmen. Wir thun es voll schöner Hoffnungen für deine Zukunft, wackere Treviris! Möge dir die Mosel-Dampfschiffahrt manchen Gast bringen, der deine landschaftlichen Reize beobachtet, dein historisch-archäologisches Interesse wahrnimmt! Möge der raschere Verkehr deinem Handel neuen Schwung, deiner Industrie ermunternden Absatz, deinem Wohlstand reiches Wachsthum bringen! Möge dabei dein Bürgerthum immer so bieder bleiben, wie es ist, und mögen endlich Vertrauen und Eintracht stets wie Sterne der Zukunft über den großartigen Denkmalen deiner Vergangenheit leuchten!

Wenn wir Trier verlassen haben, und am linken Moselufer stromaufwärts wandelnd der Heerstraße folgen, welche nach Luxemburg führt, so erreichen wir in etwa zwei Stunden das Dorf Igel in einer anmuthigen Gegend, schräg über von Conz, wo die Saar in die Mosel mündet. Bei Igel fesselt das römische Monument, welches sich rechts neben der Straße erhebt, unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade. In einer Höhe von zweiundsiebzig Fuß raget dies Familiendenkmal der Secundiner, welches Göthe einen architektonisch-plastisch verzierten Obelisken nennt, und über dessen Ursprung und Bestimmung sowohl ältere als neuere Gelehrte die widersprechendsten Vermuthungen aufstellten, indem es einige für ein Denkmal zur Erinnerung an die Ver-

mählung des Constantius mit der Helena hielten, andere es als ein Gedächtnißmal an die Geburt des Caligula (Cajus Igula!), wieder andere für ein Monument der Apotheose irgend eines Mitgliedes des Kaiserhauses erklärten. Wyttenbachs Deutung (in seinen „neuen Forschungen über die römischen architektonischen Alterthümer im Moselthale von Trier") scheint mir die richtigste zu seyn: „Zwei Hauptvorstellungen gehen durch das Ganze (der Bildwerke), eine natürliche, das häusliche und bürgerliche Leben darstellend, und eine poetische (allegorische) auf das Götter- und Heroenleben anspielend. Beide stehen nebeneinander; beide heben und ergänzen sich; aus einem flüchtet der Mensch sich gerne in das andere." So faßt Wyttenbach die Bedeutung der Bildwerke auf, welche alle vier Seiten des Igler Denkmals vom Sockel an bis zur Spitze hinauf schmücken. Und Göthe äußert sich darüber folgendermaßen: „Soll man den allgemeinsten Eindruck aussprechen, so ist hier Leben dem Tode, Gegenwart der Zukunft entgegengestellt, und beide untereinander im ästhetischen Sinne aufgehoben. Dies war die herrliche Art und Weise der Alten, die sich noch lange genug in der Kunstwelt erhielt." Als Zeit der Errichtung des Denkmals nimmt Göthe die Epoche der Antonine an.

Von Igel aus führt uns nun der Weg längs der Mosel bis zur Mündung des Gränzflusses Sauer, über welchen sich hier eine Brücke wölbt. Am jenseitigen Ende derselben liegt das erste luxemburgische Städtchen, Wasserbillig, und wir wandern jetzt landeinwärts in das Großherzogthum Luxemburg. Bis Grevenmachern bleibt die Mosel noch unsere Führerin.

Hinter dieser Stadt verändert sich das Terrain, und die Landschaft nimmt immer mehr einen ernsten, fast möcht' ich sagen düstren Charakter an, wie wir ihn bisher nicht gewohnt waren; — allerdings hatte uns auch das gesegnete, freundliche Moselthal ziemlich verwöhnt. Man merkt, daß man den Ardennen näher kommt, deren wilde Romantik uns schon ihre ersten Grüße entgegensendet. Immer höher führt die Straße, und hinter Roth windet sie sich, jähe Abfälle zur Seite, vollends bis zum Rücken der breiten Hochebene hinan. Der Boden wird kärger, die Vegetation dürftiger, und auch die Kultur scheint damit gleichen Schritt zu halten. Dies verrathen wenigstens die Wohnhäuser der Landleute, — ärmliche Hütten, aus Schiefer und Lehm mehr zusammengeklebt, als gebaut. Indessen hat doch auch eben jene düstere Physiognomie des Landes wieder ihren besonderen Reiz, für solche Wanderer nämlich, die nicht blos das Schöne als eigenthümlich, sondern auch das Eigenthümliche als schön zu erfassen verstehen. Und wahrhaft eigen-

thümlich ist der Blick von den Höhen des Gebirgszuges in die dunkeln Thalschluchten hinab. Eigenthümlich ist auch der Volkscharakter. Er trägt die ernste Farbe des Landes; er gemahnt dich lebhaft an die gewaltigen Bergrücken, an die dichten Wälder, welche es durchziehen, an die frischen, aber rauhen Winde, welche dich auf der Hochebene oben umbrausen. Die Schale des Volkscharakters ist fest, rauh, und voll Stacheln, als wolle sich der Kern darin wehren, von jeder nächsten besten Hand angefaßt zu werden; aber es ist immerhin ein kräftiger Kern, der alle Achtung und jede Pflege verdient. Einfach und derb von Wesen, Sitte, und Sprache, — Jahr aus Jahr ein, Sommer und Winter blos die blaue Blouse auf dem gedrungenen, nervigen Leibe, — unbekannt mit den feineren Bedürfnissen des Lebens, geschweige des Luxus, — hält der Mann hier zu Land treu und trotzig am Alten, und vertheidigt es gegen jeden Angriff mit um so größerer Hartnäckigkeit, je plötzlicher ein solcher geschieht, je unbedingter und unabweislicher sich ein solcher ankündigt. Ja, die Abwehr kann in ihm sogar eine Abneigung erregen, welche sich nachhaltig festsetzt, und schwer auszutilgen ist, eine Abneigung gegen Fremde, die übrigens auch durch politische Gründe weiter erklärt werden kann. Man sieht, es ist so viel vortrefflicher Urstoff im Charakter dieser tüchtigen Söhne der Natur, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, dem Ziel durch Liebe und Milde, Geduld und Vertrauen näherzuarbeiten. Ein solcher Versuch wird gewiß fast nie ohne günstige Resultate bleiben. Der Trotz, den kein Gegentrotz bezwingen kann, wenn nämlich letzterer nicht gerade die Uebermacht als Schild vor sich schieben kann, fügt sich langsam, ich möchte sagen: er bröckelt sich nach und nach ab. Wenn du dem Luxemburger Beweise gibst, daß du das Schätzenswerthe in seinem Wesen wirklich schätzest, wenn du dies frisch und treu erfassest, so läßt er sich wohl einen Knoten nach dem andern im Netze des Vorurtheils lösen. Und allerdings sind hier noch manche solche Knoten zu lösen. Wo der Mensch, wie hier, fast lediglich im Schweiße des Angesichts mit der Natur wacker ringen muß, um ihr Das abzugewinnen, was sie anderwärts Glücklichen freiwillig spendet, wo der Landmann, wie hier, den widerspenstigen Boden oft mit sechs Pferden pflügen muß, während die Viehzucht wieder durch häufigen Futtermangel beeinträchtigt wird, — da bleibt freilich wenig Zeit und Lust übrig für geistige Entwicklung; es ist Thatsache, daß bei den untersten Klassen der Bevölkerung bis in die neueste Zeit die Kenntniß des Lesens und Schreibens noch immer etwas Seltenes war. Die Regierung hat es sich bis zur Zeit der Revolution allerdings angelegen seyn lassen, den Volksunterricht sowohl

durch Schulen, als auch durch Heranbildung von Lehrern, so wie durch Aufmunterung zu befördern; die Revolution machte aber mitten in diesen erfreulichen Bestrebungen eine nachtheilige Pause. Neuerdings sieht man wieder ein regeres Leben. Aus von der Regierung dafür angewiesenen, nicht unansehnlichen Fonds wurden in den Dörfern schöne Schulhäuser erbaut; in aller Weise sucht man fortwährend den Besuch der Schulen zu fördern, und die Bevölkerung selbst benutzt diese dargebotene Gelegenheit mit einer Gewissenhaftigkeit, die aller Ehren werth ist, und in Kürze auch schöne Früchte bringen wird, — besonders aber dann, wenn man höheren Orts auch bei Besetzung der Lehrerstellen die Befähigung der Lehrer noch schärfer und strenger überwachen wird, als Dies bis jetzt der Fall war. Eins fällt uns Deutschen im Luxemburger Land schmerzlich auf: die geringe Liebe des Volkes für die deutsche Sprache. Und doch gehört ja Luxemburg, — und zwar nach älteren Anrechten, als jener Traktat von 1815, — durch gemeinsame Abstammung und Geschichte dem großen Gesammtverbande aller Deutschen an. Zwar predigen die Geistlichen deutsch, aber die unteren Klassen reden lieber wallonisch, die höheren Klassen und der Mittelstand sprechen französisch, und auch die gerichtlichen Verhandlungen werden in dieser Sprache gepflogen. Letzteres hat auch noch den Uebelstand zur Folge, daß die unteren Klassen, welche das Französische selten verstehen, über den Stand der Rechtssachen keine richtigen Begriffe erhalten können. Möchte die Wiederherstellung der alten landständischen Verfassung, (deren Ursprung hier aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts datirt), dieses echtdeutschen Instituts, in Luxemburg auch auf die Herstellung des Sprachverbandes einen heilsamen Einfluß ausüben, und ein mächtiger Impuls werden zur Erhaltung der deutschen Nationalität. Freilich müßten, zur Erreichung dieses Zwecks, vorher und zugleich auch noch ganz andere Hindernisse weggeräumt werden! Es müßte der Luxemburger die Ueberzeugung gewinnen können, daß es auch in den jetzigen Staatsverhältnissen dem einzelnen deutschen Stamm ehrenvoll sey, dem Verbande aller übrigen anzugehören. Der Luxemburger müßte ferner Gelegenheit haben, die anderen Deutschen als Freunde und Brüder lieben, und ihnen vertrauen zu lernen; Dies aber zu ermöglichen, kommt zuvörderst uns andern Deutschen selbst zu.

Auf der rauhen Hochebene, die wir von Roth aus erreicht haben, führt uns die Heerstraße bis zum Fetzschenhof in die unmittelbare Nähe der Hauptstadt Luxemburg. Da senkt sich die Straße vor uns plötzlich in eine enge Thalschlucht, den „Grund," hinab. Der Anblick der Stadt, welcher sich jetzt unsern überraschten Augen darstellt, ist im höchsten

Grade eigenthümlich. Auf einem Felsengebirge, welches sich 715 Fuß über die Meereshöhe erhebt, liegt die Stadt und Bundesfestung, stolz und trotzig vor uns. Tief zu unsern Füßen der sogenannte „Grund", von dem Wasser durchrauscht, welches den Saum der Wiese umschlängelt; hohe Pappeln strecken die schmalen Wipfel heran, und hinter ihnen steigen die großartigen Terrassen der anmuthigen Gärten empor, hinter welchen sich die Heerstraße zu den Werken und Thoren und über die Brücke der Felsenstadt hinanwindet. Tief im Grunde ein schlanker Kirchthurm, dessen Spitze kaum die Höhe der Festungsmauern zu erreichen scheint, und gegenüber die ungeheuren schroffen Felswände, alle zur Befestigung verarbeitet; darauf die kolossalen Werke, über welchen sich die hohen Häuser der Stadt mit den Thürmen der Schloß- und der Stadtpfarrkirche zeigen. Der Grund zieht sich sodann im weiten Bogen um den Felsrücken weiter, bis er sich an's schöne „Pfaffenthal" und an die reizende Vorstadt Clausen reihet. Rings um den Stadt- und Festungsberg, und um den tiefen, von der Elz durchrauschten Thalgrund, welcher denselben umschließt, zieht sich nun eine Kette von Forts, deren viele durch in den Felsen gesprengte unterirdische Gänge mit der Festung zusammenhängen. Am entgegengesetzten Ende der Stadt, wo das Neuthor steht, breitet sich der Hochrücken des Berges weit aus; da führt gerade aus die Straße nach Arlon, links ab die nach Metz, und rechts gewahrt ihr in geringer Entfernung jenen Grünewald, der seiner Zeit so viel von sich sprechen machte. Ich verzweifle daran, die Eigenthümlichkeit der Lage Luxemburgs blos durch Worte auch in den Details zu veranschaulichen; hier muß das Auge selbst in wechselvollster Beschäftigung schwelgen. Darf ich ein Gleichniß gebrauchen, so macht der Ueberblick der Stadt den Eindruck, als sey sie mit ihren Mauern, Bollwerken, Thürmen, und Häusern aus jener einen und derselben Felsmasse gemeißelt, auf welcher sie fußt. Hier ist eine Romantik der Landschaft und der Architektur, wie vielleicht keine Festung des Kontinents sich einer ähnlichen rühmen kann; nie hat der militärische Zweck zugleich solche großartige mahlerische Wirkungen hervorgebracht, wie hier, und auch der Laie wird sich unwillkührlich eingestehen müssen: „Diese Felsenjungfrau ist so recht die unbezwingbare Hüterin Deutschlands". Die Natur selbst hat hier den größten Meistern der Kriegskunst gleichsam eine Aufforderung an ihre Talente hingestellt, und Vauban und Napoleon haben dieser Aufforderung vollgenügend entsprochen. Luxemburg wird stets das Andenken des Letzteren bewahren, wenn auch das große „N" von den Thoren, ich weiß nicht aus welchem erheblichen Grunde, verschwunden ist. Auch von deutscher Seite ist in der

neuesten Zeit wahrhaft Erstaunliches für die Befestigung Luxemburgs geleistet worden. Wer zählt die Namen der Forts alle, deren Anlage der Laie in der Kriegskunst nur im Allgemeinen bestaunen, die er aber im Einzelnen nicht beurtheilen kann, weil militärische Vorsichtsmaßregeln die Erlaubniß zur näheren Besichtigung beschränken. Man würde eine Stunde Zeit brauchen, wollte man — auf ebenem Boden — die Werke in Schritten ausmessen, so versichert man uns.

Das Innere der Stadt gewährt einen freundlichen Anblick, und der Schluß, den man gemeinhin von der Außenseite der Häuser auf deren Bewohner zieht, kann hier nur zum Vortheil der Letzteren ausfallen. Ueberall in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen herrscht Ordnung und Sauberkeit; die Läden empfehlen sich durch französische Eleganz. Unter den öffentlichen Gebäuden nehmen die Schloß- und die Hauptkirche, das Athenäum, das geschmackvolle neue Stadthaus, dessen unteres Geschoß gegen die Verbindungsstraße zu eine Fruchthalle bildet, unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch; unter den Plätzen der Fischmarkt, der Paradeplatz mit dem Kommandanturgebäude und der Hauptwache, und der schöne Wilhelmsplatz; die große Straße ist der Corso der Bürgerschaft. Die Kasernen liegen an den Wällen, welche sämmtlich geschlossen sind. Die öffentlichen Brunnen stehen unter militärischer Obhut; den Wasserbedarf zum Kochen und Säubern liefern in den Privathäusern Zisternen.

Die Stellung der Bürger zu einer fremden Kriegsmacht und umgekehrt ist ganz eigenthümlich und einzig in ihrer Art. Es bleibt für den Bürger immer ein drückendes Gefühl, auf seinem eigenen Grund und Boden sich beschränkt und umschlossen zu wissen, und wenn man sich auch wechselseits im Einzelnen viele humane Zugeständnisse macht, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß ein trauliches Verhältniß zwischen Bürgerschaft und Militär im Ganzen und Großen nicht erreicht werden kann. Um so mehr muß man sich wundern, und es für beide Theile ehrend anerkennen, daß von offenen Reibungen und Zerwürfnissen in Luxemburg nicht die Rede ist. Es liegt unserem Zwecke fern, uns auch in Details über das militärische Verhältniß der Bundesfestung einzulassen. Bekanntlich steht sie, gemäß des Traktates vom 12. März 1817, unter einem preußischen Gouverneur und Kommandanten; beide hat der König von Preußen zu ernennen, und eben derselbe stellt drei Viertheile, der König der Niederlande das letzte Viertheil der Besatzung; indessen blieb Luxemburg fortwährend (mit Ausnahme des Jahres 1831, wo einige Monate lange auch Lippe'sche und Waldeck'sche Truppen als Verstär-

kung einrückten) ausschließlich von Preußen besetzt. Die preußische Besatzung hat bedeutende Vergünstigungen, und genießt das gesellige Leben größtentheils im engeren Kreise unter sich, was übrigens für jene Offiziere, welche in die verschiedenen, zum Theil entlegenen Forts kommandirt sind, seine großen Schwierigkeiten hat. Da es in Luxemburg fast gar keine öffentlichen Vergnügungsorte gibt, so bleibt den Offizieren einzig das Militärkasino als Sammelplatz und Erholungspunkt. Es liegt, mit einem schönen Garten umgeben, auf einem Walle, und bietet eine herrliche Ansicht in's Pfaffenthal hinab. Der Bürger ist auf den Familienkreis oder die „Estaminets" beschränkt. Da denkt er sich bei einer Pfeife Tabak und einem Glase Bier oder Wormeldinger Wein über seine Partikularinteressen hinaus in die weite Welt, von welcher er abgeschlossen ist. Da unterhält er sich mit seines Gleichen über den Fortgang seiner Industrie, die in Luxemburg eine schöne Regsamkeit entfaltet. Oder er sinnt über die traurige Lage seines Handels nach, welcher sich nur durch den Anschluß des Großherzogthums Luxemburg an den großen deutschen Zollverein erholen kann.

Der Charakter des Luxemburger Bürgers ist im hohen Grade schätzenswerth. Die Grundelemente seiner Wesenheit sind Biederkeit und Solidität. Ein Wort, ein Handschlag gilt ihm so viel wie ein Eid. Dann heb' ich noch seinen edeln Wohlthätigkeitssinn mit besonderer Vorliebe hervor, welcher alle Klassen und beide Geschlechter gleichmäßig auszeichnet. Nicht leicht wird eine städtische Verwaltung mit solcher Vorsorge sich des Armenwesens annehmen, wie die luxemburgische, welche übrigens auch in andern Geschäftsverhältnissen durchweg von dem echten Bürgergeist der Ordnung und Humanität geleitet wird. Am großartigsten zeigte sich der Wohlthätigkeitssinn der Luxemburger in jener schweren Zeit, als der Würgengel, der von Osten kam, die Cholera, über der Felsenstadt schwebte. Damals sah man eine Hingebung und Aufopferung von Seiten der Frauen, die das deutsche Frauenherz kundgaben auch unter der eleganten Hülle französischer Sitte und Sprache; man sah eine Uneigennützigkeit von Seiten der Aerzte, eine Berufstreue von Seiten der Geistlichen, welche beiden stets zur Ehre gereichen werden. Im Jahre 1833 gründeten die Frauen Luxemburgs eine Arbeitsschule für arme Töchter, welche noch heute durch eine jährliche Verloosung weiblicher Handarbeiten erhalten wird. Besonders lebhaft interessirte sich für diese treffliche Anstalt, welche unter der Leitung der Klosterfrauen von St. Sophie steht, die Königin der Niederlande; nach deren Tode übernahm die Prinzessin von Oranien das schöne Amt einer Beschützerin. Was die Regsamkeit des

geistigen Lebens in der Stadt betrifft, so glaube ich, daß das merkliche Sinken des Wohlstandes in neueren Zeiten nicht ohne schädlichen Einfluß darauf war, und daß materielle Interessen und Sorgen zwar nicht den Sinn für Literatur und Kunst, wohl aber das lebendige Bedürfniß in den Hintergrund drängten. Die Stadt hatte stets mehrere Buchdruckereien und auch ein paar Buchhandlungen, wiewohl bis 1839 keine Buchhandlung im weitumfassenden deutschen Sinne dieses Worts! Die preußischen Offiziere bezogen ihren Bedarf an Büchern und Journalen von Trier; das sonstige Lokalbedürfniß beschränkte sich fast nur auf Schulbücher und Erbauungsschriften. Man vermißte aber im Zustande des dortigen Buchhandels dessen höhere Bedeutung für die bürgerliche Gesellschaft, einen Ueberblick des großen Zusammenhangs der deutschen Literatur, die Kenntniß ihrer Ebbe und Flut, und Einsichten in die Prinzipien des deutschen Geschäftswesens. So war Luxemburg auch in geistiger Beziehung von dem Verband mit Deutschland wie ausgeschlossen; ja, ich glaube: diese geistige Isolirung mochte wohl mit dazu beitragen, daß ein näherer Anschluß Luxemburgs an die deutschen Interessen überhaupt aufgehalten wurde; sahen wir ja doch mitten in Deutschland den Beweis durchs Gegentheil, — wie nämlich in einer Zeit der jammervollsten Zerrissenheit und wechselseitigen Entfremdung gerade nur noch die Literatur zum Panier der Einigung wurde, wie das Interesse für sie das Nationalgefühl vom Scheintod erweckt hatte, und wie auf dem großen Markte, wo Ideen ausgetauscht wurden, sich auch andere Bezüge angesponnen hatten, aus denen das feste Band der neuen Einheit gewoben ward. So wollen wir denn hoffen, daß die Eröffnung eines lebhafteren literarischen Verkehrs zwischen Luxemburg und den übrigen deutschen Landen auch in anderen Beziehungen vermittelnd eingreifen, und eine nähere Sympathie wenigstens einleiten möge. Die Linz'sche Buchhandlung in Trier hat durch Anlegung eines Filialgeschäfts in Luxemburg im Sommer des vorigen Jahres einen Versuch gemacht, der im Anfang Schwierigkeiten mancher Art zu bekämpfen hatte, welche aber durch Ausdauer und Solidität jetzt glücklich überwunden zu seyn scheinen. Gewiß wird, wenn einmal der literarische Verkehr in vollem Zuge ist, auch die Produktivität der Luxemburger wiedergeweckt werden, welche in neuerer Zeit unter dem Druck der politischen Verhältnisse erlahmt zu seyn schien, während das Land früherhin manche ausgezeichnete Gelehrte aufzuweisen hatte; — ich brauche unter andern blos die Namen Latomus, Bertels, die Wiltheime, Schannat, Bertholet anzuführen. Gewiß werden wir dann aus dem reichen Fond des kernhaften Luxemburger Volksthums Werke

erhalten, welche den tüchtigen und ehrenwerthen deutschen Stamm in der großen Reihe verbrüderter Stämme würdig vertreten. Vergessen wir, in Hoffnung dieses Zieles, auch die förderliche Mitwirkung des höheren Unterrichtswesens nicht! Schon 1817 wurde das frühere Kollegium zu Luxemburg in ein „königliches Athenäum" umgewandelt, ein neuer Studienplan eingeführt, und sowohl die Zahl der Unterrichtsgegenstände, als die der Lehrer bedeutend vermehrt; 1837 erschien ein königlich großherzoglicher Beschluß über die neue Einrichtung des Athenäums, welchem 1838 eine Geschäftsordnung für dasselbe folgte. Die Anstalt gab in neuerer und neuester Zeit schöne Proben ihrer höheren Wirksamkeit.

Luxemburg ist katholisch, und die Geistlichkeit genießt bei dem Volk großes Ansehen. Bis zum Jahr 1823 stand die geistliche Verwaltung unter dem Bisthum Metz, seit 1823 unter dem Bisthum Namur. Seit 1833 ist sie einem von Namur unabhängigen apostolischen Vikar übergeben, welcher zugleich die Funktionen eines Weihbischoffs in sich vereinigt. Die früher in der Stadt bestandenen klösterlichen Institute sind im Lauf der neueren Zeitereignisse größtentheils erloschen.

Die Reorganisirung der Verwaltung des Großherzogthums ist im vollen Gange, ein Werk, welches nicht blos Einsicht in alle Bedürfnisse und Ausdauer, sondern auch zugleich Achtung vor dem Volkscharakter, Schonung liebgewordener Ideen, kurz eher Vermittlung, als gewaltsames Brechen verlangt; denn es handelt sich nicht blos darum, daß jeder Verwaltungszweig einer sorgsamen Revision unterworfen sey, daß für die Verbesserung der Landstraßen gesorgt, die des Schulwesens als ein Gegenstand besonderer Wichtigkeit betrachtet und hervorgehoben werde, und dergleichen; es handelt sich vielmehr um jene durchgreifende Versöhnung, wodurch die völkerrechtliche Norm dauernd befestigt werden kann.

Die tiefen Furchen alter Mißverständnisse lassen sich durch Nichts weniger ausfüllen, als durch ein aristokratisch-gebieterisches Auftreten, durch ein Fordern, wo man noch berücksichtigen, und durch ein Abschrecken, wo man vielmehr aufmuntern muß. Ueberhaupt verlohnt es wohl stets, die Wurzel kennen zu lernen und zu schonen, wo man die Früchte genießen will, und man darf sich nicht darüber beklagen, daß man keine Früchte gewinnt, wenn ein Gärtner das Grabscheit an die Wurzel setzt, statt blos die Erde zum Gedeihen vernünftiger Weise aufzulockern. Doch genug von dieser Seite, deren Beleuchtung wir den Publizisten überlassen müssen. Wir wollten ja in Luxemburg nur den Charakter des Landes und Volkes kennen lernen, inwiefern Dies nämlich in so kurzer

Digitized by Google

Frist möglich ist, als wir dafür erübrigen konnten. Und so bleibt das Bild, welches wir von Land und Volk gewonnen haben, freilich nur eine flüchtige Skizze, welche für Andere vielleicht nur dadurch Interesse gewinnen kann, daß sie zu einer längeren Beobachtung anregt.

Und gewiß wird es wohl schwerlich ein Deutscher bereuen, Luxemburg kennen zu lernen, welches — unbilliger Weise — von unsern Mahlern und Poeten bis jetzt noch allzu wenig beachtet worden ist. Der Mahler findet hier eine Natur, so recht großartig, kühn, und ernst; fast Schritt für Schritt bietet die Felsenfestung mit ihren riesigen, bewundernswerthen Werken, mit ihren Vorstädten, mit der mannigfachsten Abwechslung von Gärten und Wiesen, von Häusergruppen und Abhängen, Aufnahmspunkte für durchaus neue, interessante, künstlerisch abgeschlossene Landschaftsbilder. Und welche reiche Welt der Begebenheiten und der Charaktere bieten Luxemburgs Sage und Geschichte dem Dichter dar! Schon in dem Helldunkel der Römerzeit zeigt euch die Ueberlieferung das hochragende feste Schloß **Lucilburgum**, Lützelburg. Der Held der Christenheit, Karl Martell, verschenkt es, so meldet die Ueberlieferung weiter, an die Abtei St. Maximin bei Trier; Siegfried, Graf von den Ardennen, bringt es durch Tausch von St. Maximin an sein Geschlecht. Stattlich und stolz wächst der Baum dieses Geschlechts empor; über dem Wipfel aber schwebt die schöne Melusine in ihrem langen weißen Schleier, der sie wie Fittige trägt; hört ihr wohl die herzzerreißende Klagestimme in den Lüften, wenn die liebende Ahnfrau, wie eine fromme Schwalbe, dreimal das Schloß umkreiset? Aus der Reihe der mannhaften Luxemburger Grafen tritt Hermann hervor und als Gegenkönig dem Kaiser Heinrich IV. gegenüber, — in der zweiten Linie der streitbare Graf Heinrich von Namur, der Blinde (1136 bis 1196). Heinrich IV., Graf von Luxemburg, besteigt 1308 den deutschen Kaiserthron, als Siebenter dieses Namens, ein Mann voll hoher Gedanken, voll Thatkraft, Würde, und Beharrlichkeit in sturmvoller Zeit. Und welch eine Gestalt, — dieses Heinrichs Sohn, der ruhelose Johann, König von Böhmen! Als Ritter voll Drang nach Abenteuern und voll Durst nach Ruhm, als Reichsfürst voll Begierde, das Oberhaupt des deutschen Reiches, Ludwig den Bayer, sein Gewicht fühlen zu lassen, wie ein wahrer Proteus zwischen den Gewaltigen der Erde umherwandelnd auf den glatten Wegen einer fremden, undeutschen Staatskunst, hier vermittelnd, dort drohend, hier geschmeidig, dort imponirend! Und wie sein Leben eigenthümlich, so auch sein Tod, so auch sogar das Schicksal seiner Leiche! Ritterlichen Muthes ficht der blinde König in der Schlacht bei Crecy (1346) für Frankreich gegen England, und er-

zwingt sich durch den Heldentod die Bewunderung des Siegers. Dieser läßt die Leiche des blinden Königs einbalsamiren und zu Luxemburg im Münster (Benediktinerkloster) bestatten. Von dort wird sie 1542 zu den Franziskanern, von da 1592 in die neuerbaute Abtei Münster gebracht, wo Erzherzog Albrecht 1613 ein prachtvolles Grabmal darüber errichtet. Bei der Belagerung Luxemburgs durch die Franzosen 1654 verbrennt die Kirche; die Leiche wird gerettet und nach Herstellung des Klosters wieder dort beigesetzt. 1795 werden Kloster, Kirche, und Grabmal niedergerissen, die Königsleiche wird jedoch abermals gerettet; ein Fabrikbesitzer läßt sie heimlich in einem Tragkorbe aus Luxemburg fortbringen und verwahrt sie in seiner Fabrik zu Septfontaines. Dessen Sohn bringt sie 1805 nach Mettlach, und übergibt sie 1838 dem Kronprinzen (jetzigen König) von Preußen. Dieser läßt sie am 26. August 1838 in der Klause bei Castell an der Saar (wo einst ein römisches Standlager war) beisetzen, und dort ruht denn jetzt der Ruhelose in einem Sarkophag von schwarzem Marmor, von vier ehernen Löwen bewacht. Dieses blinden Böhmenkönigs Sohn ist jener Kaiser Karl IV., dessen Herrschaft durch das Reichsgesetz mit der goldnen Bulle einen wichtigen Wendepunkt in der deutschen Reichsverfassung bezeichnet, — ein Mann von glänzenden Geisteseigenschaften, den Künsten und Wissenschaften hold, wenn auch nicht rein als moralischer Charakter, wie wir es von dem Zögling einer undeutschen Politik kaum anders erwarten können. Wie die vielen, zum Theil goldnen Fäden des großen Gewebes sich durcheinanderschlingen, welches die Macht des Hauses Luxemburg wie ein schützender Zaubermantel umgeben soll, wie den Söhnen des Hauses Wittelsbach durch Karls IV. List und durch eigene Schuld das Werk des edlen Kaisers Ludwig verloren geht, — wie Luxemburg, Wittelsbachs alter Feind, das Haus Habsburg zu sich heranzieht, und, im Haß gegen Wittelsbach, dabei nicht ahnt, daß es blos für Habsburgs einstige Größe bauet; — dann das blutige Walten Wenzels (des Sohnes Karls IV.) mit dem großartigen Hintergrunde des Einungswesens in Deutschland! Dann Sigismund, der letzte Luxemburger auf dem deutschen Kaiserthron, mit seiner Messalina Barbara zur Seite, mit dem Konstanzer Konzil und den Hussitenkriegen im Vorgrunde, — während im Lande Luxemburg selbst (seit 1354 Herzogthum) Elisabeth von Görlitz, Enkelin Karls IV., zwanzig Jahre unter steten Fehden, ja im Krieg mit den Unterthanen herrscht, bis sie es (1444) an Herzog Philipp von Burgund abtritt, und endlich in Armuth zu Trier stirbt; — — welche Stoffe für den Dichter, dem es gegeben ist, den Geist der vaterländischen Geschichte zu erfassen, und der auch die

ſchöpferiſche Kraft dazu beſitzt! Auch in der von da an beginnenden Epoche, in welcher Luxemburg zuerſt einen Beſtandtheil des burgundiſchen Reiches, und dann — nach Karls des Kühnen Tode — dem burgundiſchen Kreiſe angehörend, einen Theil ſowohl der ſpaniſchen Monarchie als des deutſchen Reiches bildet, iſt noch mancher glückliche Vorwurf für den Dichter. Die Zeiten Ludwigs XIV. und ſein Walten in Luxemburg aber fordern den deutſchen Geſchichtſchreiber, der ein vaterländiſches Herz hat, auf, dem Volk ein Bild aufzurollen, groß von Umfang und reich an Einzelheiten, grell von Farben, und erſchütternden Eindrucks durch eine Wahrheit, welche man den Deutſchen nie oft genug wiederholen kann: „daß es das größte Unglück iſt, wenn ſie, jeder blos in die Intereſſen ſeines engeren und engſten Kreiſes gebannt und verſunken, wenn auch nur für einen Augenblick das heilige, gemeinſame Band vergeſſen, das Nationalgefühl!“ Dem Luxemburger Volk ſelbſt ſteht die Zeit der öſterreichiſch-deutſchen Herrſchaft (von 1714 bis 1795), beſonders das Bild der großen, guten, und liebenswürdigen Kaiſerin Maria Thereſia noch in friſchem Andenken. Auch dieſe Epoche, beſonders aber das Verhältniß Luxemburgs während der Unruhen in Belgien unter Joſeph II., bietet dem freiſinnigen Geſchichtforſcher noch ein reiches Feld zur Ausbeute. — —

Und nun, meine Freunde, trennen wir uns von Luxemburg und — von einander! Ihr ziehet heim an den lieben Rhein; mich zieht es weiter gen Weſten, nach Namur und Lüttich, nach Brüſſel, Gent, und Antwerpen, zu den Städten großer Erinnerungen und ewiger Kunſtwerke. Und — daß ich es euch nur geſtehe, — meine wilde Geliebte, die Nordſee, lockt mich mit aller dämoniſchen Macht ihrer Reize. Fahrt wohl und gedenket freundlich eures Genoſſen, und ſchreibt es nicht meiner Abſicht, ſondern nur der kurzen Friſt, welche uns für Trier und Luxemburg zugemeſſen war, zur Laſt, wenn ich euch als Cicerone weniger befriedigen konnte, als eure Güte es von mir erwartet hatte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche

Pandora.

Gedenkbuch

zeitgenössischer Zustände

und

Schriftsteller.

Vierter Band.

Stuttgart.
Literatur-Comptoir.
1821.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

der vorhergehenden Bände.

Erster Band.

Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen gesammelt von Fr. Förster.
Prodikus. Von Franz Dingelstedt.
Schillers Bruder. Ein Kuriosum. Von Gustav Schwab.
Das Leben in den Sudeten. Von K. von Wachsmann.
Holstein zu meiner Zeit. Von Theodor v. Kobbe.
Erlebtes vom Jahre 1813. Von Friedrich Kölle.

Zweiter Band.

Stilleben eines deutschen Dichters. Gesammelt in hundert ländlichen Bildern von Friedrich Rückert.
Des Deutschen Gastbesuch beim dänischen Stammverwandten. Eine Gallerie von Herbst-Reisebildern von L. Rellstab.
Kunst und Künstler in München. Von J. M. Götzl.
Wandertage im Schwarzwald. Von F. L. Bührlen.
Fulda in seinen Verwandlungen. Von H. Koenig.
Eine Reise nach Memel. Von A. Lewald.

Dritter Band.

Düsseldorfer Anfänge. Maskengespräche, mitgetheilt von Karl Immermann.
Die Deutschen in Paris. Von K. Depping.
Der deutsche Advokat. Mitgetheilt von Karl Buchner.
Zwei Originale aus unserer Zeit. Von Willibald Alexis.
Trier und Luxemburg. Von Eduard Duller.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Gans und Immermann. Von Heinrich Laube 3

Norische Sage aus den Lebensstationen eines süddeutschen Poeten. Mitgetheilt von Aloys Wüssel 55

Berlin in seinen Entwicklungen. Von Theodor Mügge 95

Erinnerungen aus Wien. (Aus den Jahren 1824 bis 1829). Von Wilhelm von Chezy 167

Rügen, Usedom und Wollin. Von Eduard Beurmann 191

Digitized by Google

Digitized by Google

Heinrich Laube.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gans und Immermann.

Beide Männer starben unerwartet, starben in Fülle ihrer Kraft, Beiden schien noch Viel zu thun übrig, und der Tod Beider bestürzte den Historiker, welcher den Tod nicht für einen Zufall, sondern für ein Zeichen ansieht, daß die Mission eines Menschen vollendet, daß Fähigkeit und Umfang des Menschen erschöpft sey. — Und so schnell hintereinander geschah es! 1839 im Frühjahr ward Eduard Gans in Berlin vom Schlage gerührt, 1840 im Frühherbst Karl Immermann zu Düsseldorf. Dort ein Publizist am Vorabende eines Reichsumschwungs, dem er sein Lebelang, dem Anschein nach ohne Aussicht auf Erfolg, zugearbeitet hatte. Kaum ist das erste Gras über sein Grab gewachsen, so tritt dieser Umschwung ein, für den Gans in Berlin auferzogen und lediglich bestimmt zu seyn schien. Gibt's hier nur Zufall? Oder war Gans nur tüchtig und nothwendig für die Zeit der Vorbereitung und der Opposition? — Hier ein Dichter, der fortwährend mit einer gewissen Ungunst, oder richtiger, mit einer flauen Gunst des Publikums zu ringen gehabt, und der endlich die Bahnen entdeckt, auf welchen Theilnahme der Nation zu finden ist; er lebt auf, warm belebt ihn das Bewußtseyn: nun beginnt die zweite, glückliche Hälfte Deines Lebens! — und der tief gezogene Odem neuer Existenz wird plötzlich abgeschnitten

vom Tode! Hatte Immermann mit „Epigonen“ und „Münchhausen“ das Höchste erreicht, dessen er fähig war?

Beide waren Preußen, mit stark ausgeprägter preußischer Physiognomie, mit den Vorzügen und Uebelständen derselben, mit der raschen Fassung, welche kein Hinderniß für groß genug hält, die Verwirklichung einer Idee dauernd zu hemmen; mit der Eroberungsspekulation, welche nur um Wendungen im Großen bekümmert ist; mit dem scharfen, entschiedenen Worte. Das Rücksichtslose, das Uebermüthige, die Verletzung feinerer Rücksichten, das Vordrängen und Ueberdrängen, die Schattenseite jener Physiognomie fehlte denn auch nicht bei Gans, nicht bei Immermann. Erhöht sich nicht das Mißverhältniß gerade dadurch, daß so anspruchsvoll geartete Menschen mitten in ihrer Lebenslaufbahn durch den Tod unterbrochen werden? Wer mag jetzt sagen, sie hatten kein Recht zu so großen Ansprüchen des Selbstgefühls! Im Mittagsstande ihrer Bethätigung sind sie ja hinweggenommen worden, der Eine noch nicht vierzig, der Andere eben vierzig Jahre alt!

Eduard Gans stammte von einer reichen jüdischen Familie in Berlin, wo er 1798 den 22. März geboren wurde, und hatte in Berlin, Göttingen, und Heidelberg philosophischem und juridischem Studium eifrig obgelegen. In Hegel, der zu Anfang der zwanziger Jahre für allgemeine wissenschaftliche Schätzung noch wenig bekannt oder doch wenig beachtet war, den man sogar außerhalb des höheren philosophischen Einsichtskreises für gar bedenklich ausgab in letzter Entscheidung des gesunden Menschenverstandes, in diesem damals noch so zweifelhaft eigenthümlichen Manne erkannte Gans von erster früher Kenntnißnahme an den großen Philosophen, unbekümmert, ja zurückspottend über das Gespött alter Wissenschaft und der großen Menge. Neue Erfindung hat ja immer das Uebelwollen einer Welt gegen sich, die in alter Erfindung Existenz und Halt findet, und die sich zunächst immer der hereindringenden Eroberung durch Spott über Einzelheiten des Gegners zu erwehren glaubt. Das Neue und Ungewöhnliche ist von selbst lächerlich, wenn es ohne die ihm inwohnende Begründung fetzenweise vorgezeigt und auf dem Hintergrunde des längst erwiesenen Alten betrachtet wird. Aber für dieses Neue Partei zu nehmen, wenn es sich ihm logisch einbewiesen hatte, Das war Gans' Sache, Das betrieb er wie sein Amt. Der Sinn für logische Darlegung war überaus mächtig in ihm; das unscheinbarste Tagesgeschwätz faßte er im Verhältnisse zu Gegensätzen, im Zusammenhange mit Stadt und Staat, und folgerte aus dem Geschwätz eine Idee, und bewies die Idee, und verglich sie mit anderen. Dieser logische Drang war sogar den meisten Gattungen von Witz in ihm tödtlich; er

duldete nämlich nicht Sprung oder Ueberraschung, woraus der Witz meistentheils entsteht, er bewies das Witzwort, gab ihm damit die Unterschrift der Wichtigkeit, nahm ihm aber den Reiz. Ein also gearteter Kopf war innerlichst darauf angewiesen, einem ungewöhnlichen Logiknetze nachzutrachten, so wie ein Rechnentalent angewiesen ist, eine neue Rechnenweise zu finden. Er ergriff mit all seinen Denkorganen die Hegel'sche Denkwelt, er verarbeitete davon in sich, was ihm entsprechend war, mit einer Kraft und Eigenheit, wie kaum ein Anderer. So wurde er in Berlin einer der ersten und rücksichtslos tapferen Vertheidiger des neuen Meisters; auf *seinen* Betrieb entstand der sogenannte Hegel'sche Moniteur, das Journal „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik"; er wurde ferner einer der Ersten, welcher die neue Denkweise frei und eigen einführte in eine Spezialdisziplin, in die Rechtsgelehrsamkeit, und zwar so fest und sicher und zuversichtlich, daß er damit sich gerüstet fühlte und gerüstet war gegen eine weit und tief herrschende Rechtsschule, die sogenannte historische, an deren Spitze der berühmte Savigny stand. Von vornherein also unterschied sich Gans von den blosen Schülern eines Meisters, von denen, die mit den Werkzeugen des Meisters eben auch nur die Handthierung dahin richten, wohin sie der Meister richtet, weil ihnen das Werkzeug nur eben so dienstbar und wirksam ist, wie sie's beim Meister gesehen haben. Gans wußte es sogleich eigenthümlich zu brauchen: deßhalb ist seine Schrift am frühesten frei vom Jargon der Schule, sein Styl am reinsten und auch den Lesern zugänglich, welche nicht unmittelbar auf Formeln verwiesen seyn wollen. Zu dieser selbständigen Verarbeitung gesellte sich in Gans ein offener Sinn für alles eigen Gedachte, für alles auch außerhalb des Hegel'schen Weges Erfundene; er hörte mit theilnehmendster Aufmerksamkeit auf Göthe, auf die Sprecher im Auslande; er hatte, mit Rednertalent begabt, ein feines Ohr für die Rhythmik des Satzes. Natürlich ward aus solchen Bestandtheilen mehr, als ein bloser Hegelianer, es ward ein Schriftsteller, der außer Anderem auch den Hegel'schen Gewinn verkündigte, und der als solcher gegen die sogenannte „historische Schule" in der Rechtsgelehrsamkeit schon 1820 mit „Scholien zum Gajus" als zweiundzwanzigjähriger Mann eine wuchtvolle Polemik beginnen und später durchführen konnte. Er warf im Wesentlichen dieser Schule vor, daß sie viel mehr den historischen Stoff registrire, als den historischen Gedanken nachweise. Der Schluß einer Rezension über Savigny's Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter, einer Rezension, meisterhaft in höflicher Schärfe und artiger Schonungslosigkeit, faßt den Vorwurf philosophischer Rechtsschule gegen die historische in folgende Worte zusammen: „Geht man

davon aus, hier nur eine äußere Geschichte von Rechtsquellen, so wie eine bloße Literargeschichte, die damit verbunden ist, vor sich zu haben, so würde man im höchsten Grade ungerecht verfahren, wenn man nicht die vielfache Gelehrsamkeit, die Gewandtheit der Darstellung, das mühsame Studium und doch die Mühlosigkeit, mit der anscheinend die Resultate desselben vorgetragen sind, bewundern wollte. Man behauptet nicht zu viel, wenn man Herrn von Savigny den vorzüglichsten Stylisten unter den deutschen Schriftstellern an die Seite setzt, unbedingt aber für den besten Stylisten unter allen juristischen Schriftstellern erklärt. Es ist merkwürdig, mit welcher unglaublichen Sorgfalt und Gewandtheit er auch die trockensten Gegenstände zu behandeln und ihnen eine Weile lang die Langeweile zu nehmen weiß, die ihnen sonst eigen ist. Geht man aber davon aus, hier eine Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter vor sich zu haben, so muß man andrerseits erstaunen, wie der geistigste, innerlichste Stoff, der sich einem Historiker bieten kann, auf eine Weise veräußerlicht worden, daß seine Bedeutung vollständig verloren gegangen und nirgends in demselben zum Vorschein gekommen ist. Was die römische und germanische Welt von einander trennt und dann wiederum näher bringt, dieses ewige Privatrecht, das, seinen Staat überlebend, für alle Zeiten gegeben zu seyn scheint, und Rom, wie die Kirche in ihrer Welt, auch im wirklichsten Leben zum andern Male erscheinen läßt, die tiefen Fragen, die dieser Stoff sich aufwirft, und die er allein sich wiederum beantwortet, werden wir vergebens in dem gegenwärtigen Werke suchen. Nirgends können wir es der Darstellung anmerken, daß es sich eigentlich um einen Gegenstand vom höchsten weltgeschichtlichen Interesse handelt, überall ist das Ganze dem Einzelnen und Partikulären geopfert, und wenn eine gewisse Klarheit zu rühmen ist, so hat diese bei dem Mangel an Gedanken und an geistvoller Hervorhebung des inneren Sinns der Institute einen geringeren Werth. Aus dem Hochlande und den Tiefen, die dieser Boden darbietet, ist die Untersuchung in eine einförmige Ebene verlegt worden, die keine Befriedigung gewährt, und so bleibt eine innerliche Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, nach allen Bemühungen des Herrn von Savigny, noch zu schreiben."

Gans hatte sich in dieser Bedeutung eines philosophischen Rechtslehrers an der Berliner Universität eine würdige Stellung erworben, und auf diesem Grunde gewann Das an Nachdruck, was er über Rechtsverhältnisse des gleichzeitigen Auslandes mittheilte. Er war des Englischen, Französischen, und Italienischen vollkommen mächtig, er brachte gewöhnlich seine Ferienzeit in diesen Ländern zu, und außer dem groß-

artigen „Erbrechte," worin er die Entwicklung dieses Hauptrechtes am innerlichen Rechtsbegriffe durch alle Zeiten und Völker hindurch nachzuweisen suchte, außer seinen „Beiträgen zur Revision des preußischen Landrechts," für welche er so reichliche Kenntniß der Geschichte und der Fremde, und ein in sich geschlossenes philosophisches Verfahren in Bewegung setzte, waren es besonders seine Mittheilungen über Rechts- und Staatsverhältnisse Frankreichs und Englands, welche seinen eigenthümlichen Ruf in Berlin begründen halfen, und welche dem Worte eines Mannes so viel Nachdruck gaben, der als Philosoph, als Rechtskenner, als Historiker, als Reisender, als Freund von wichtigen Autoritäten Frankreichs und Englands, diejenige seltne Vereinigung in sich darstellte, welche man für einen Publizisten für nöthig erachtet. Seine Gegner hatten solchem Rufe vorzugsweise nur entgegenzusetzen, daß er gar zu entschieden Partei ergreife für moderne Rechts- und Staatsgedanken Frankreichs. Darin unterschied er sich auch frühzeitig von der Hegel'schen Ansicht, welche englische Entwicklung in Recht und Staat bevorzugte. In einer Kritik von Phillips Geschichte des angelsächsischen Rechtes gibt Gans folgende Aeußerung, die in durchsichtiger Hülle zeigt, wie er sich gegen das englische Beispiel verhalte: „Kein Land europäischer Sitte und Rechtsverfassung verdient eine so aufmerksame, nach allen Seiten hin sich erstreckende Betrachtung, als gerade England. Ueberall haben sich mehr oder minder die Wucherpflanzen der Gewohnheit durch weit eingreifende Gesetzgebung bezwungen gesehn, und jedes Zeitalter ist so seinem Rechte gegenüber gewesen. In England ist, um mit den Historikern zu reden, das Recht organisch gewachsen, und noch heute bedarf es keines Mikroskopes, um die Anfänge der Gesetzgebung in der Gegenwart zu erkennen. Bei einem so ganz vortrefflichen Beispiel bleibt es aber eben so auffallend, daß nicht alle Freunde des organischen Gesetzeswachsens nach diesem Mekka des Rechts gewandert sind, und von der heiligen Kaaba sich Trost gegen unsre unhistorische Rechtsverfassung geholt haben. Hier ist noch die vortreffliche Differenz des Zivilrechts und des prätorischen Rechts, der Courts of common law und of equity, und Jemand, der zu Eduards III. Zeiten gestorben ist, würde noch heute in einer Grafschaftsassise ohne große Verwunderung erwachen können. Ein solcher Zustand verdient es, ohne Ueberschätzung, die der Wissenschaft zuwider ist, und ohne Geringschätzung, die sich von selbst rächen würde, dargestellt zu werden." — Deutlicher äußert sich Gans, wo er Guizot's Buch über die englische Revolution kritisirt, und wo er gegen diesen die Verschiedenheit der englischen Revolution von der französischen behauptet, und zwar zum Vortheil der französischen

behauptet. „Die englische" — sagt er — „hat nur als eine partikuläre Begebenheit und als Gegensatz zu den herrschenden Vorstellungen Aufsehn erregt; sie trat aus lokalen Verhältnissen zu einer Zeit auf, wo in Europa ganz umgekehrte Verhältnisse aufkamen, die noch 150 Jahre lang festwurzeln sollten, sie geschah, als gerade die absolute Gewalt überall beliebt und anerkannt war." — „Für England hat diese Revolution weiter keinen Nutzen gebracht, als daß sich die alten Institutionen fester gemacht, daß sie an Anerkennung und Liebe, so wie daran gewonnen haben, ein Bedürfniß, ein Gefühl, eine Lebensnothwendigkeit zu werden. Diese Revolution hat England das Mittelalter, das es allein, wie andere Völker, durch die gewiß glückliche Krise der Alleinherrschaft hätte verlieren können, noch einmal eingeimpft; es wäre vielleicht besser daran gewesen, wenn es seine alten Freiheiten einmal glücklich verloren hätte, um neue gründlich dafür wieder zu gewinnen. So aber hat die Restauration und später Wilhelm III. das alte England der Plantagenets wiedergefunden, um eine zweite aber unveränderte Ausgabe der Konstitution an den Tag zu bringen; das Eigenthum ist unfrei und Lehen geblieben, wie bisher; die Gerichte und Gesetze haben ihre krause mittelalterliche Stellung und Bildung nicht verloren; durch den in wenig Händen gehäuften Landbesitz ist ein unerträglicher Gegensatz zwischen Reichen und Proletariern entstanden; Alles bewegt sich in langsamen, steifen, feudalistischen Formen; nur die bürgerliche Gesellschaft, ihr Handel, ihre Gewerbe sind fortgeschritten, und finden sich, weil der englische Staat ihnen nicht mehr anpassend ist, genöthigt, eigene Staaten, wie die Ostindische Kompagnie, zu gründen. Auf das übrige Europa aber hat die englische Revolution nicht den mindesten Einfluß gehabt. Die Monarchie Ludwigs XIV. ist davon nicht einen Augenblick erschüttert worden. In Spanien, in Dänemark, in Deutschland sogar erstarkte die Gewalt der Landesfürsten immer mehr, und wie Herr Guizot mit Recht, jedoch in seinem Sinne, sagt, ohne die französische Revolution wäre die englische nicht einmal verstanden worden. Betrachten wir dagegen die französische Revolution, so ist dies eine ganz allgemeine, alle Völker mit in sich verwickelnde Begebenheit; sie ist nicht, wie die englische, *gegen* herrschende und beliebte Grundsätze entstanden, sondern vielmehr *aus* herrschenden und beliebten Grundsätzen, die in den Gemüthern, in Schriften, und im geselligen Leben längst ihre Anerkennung gefunden hatten, hervorgegangen; sie fand die absolute Gewalt in Mißkredit, und sich selbst als präsumtiven Thronfolger; sie bewegte sich nicht nach besondern Bedürfnissen, sondern nach immanenten, von den Organen der Vollführung ganz unabhängigen Gedankenbestimmungen; sie hat darum

auch nicht bei irgend einem Punkte still stehen und sich beruhigen können, vielmehr hat sie, weil ihr Triebwerk Gedanken als solche in ihrer eigensten Form waren, bis dahin gehen müssen, wo die Gedanken vor- oder nachrücken, sie hat darum, wie eine vollkommene Metaphysik, sich nicht blos um den Staat bekümmert, sondern sie ist zurückgegangen bis in den Anfang, bis in das Seyn und Nichts; sie hat alle Existenzen vernichtet, die Breite, welche in dem Stande, in der Habe, in der Behaglichkeit und in der Ruhe liegt, mit konsequentem Gange aufgehoben; und weil die Persönlichkeit selber eine Habe ist, so hat sie in der Vernichtung als solcher und ohne Zweck, im Tode und im Schrecken ihre Spitze erreicht. Dann ist sie zu einer Ordnung und zum Staate zurückgekehrt, aber zu einem schwachen, denn auf die Energie des Schreckens konnte kein starker Staat mehr folgen. Diese Macht kam ihm erst wieder, als die vereinzelten und nunmehr beweglicheren Kräfte zur erobernden Herrschaft der Militärmonarchie wurden, auf deren Sturz sich dann die vernünftige oder konstitutionelle Monarchie erhebt. Die französische Revolution, sowohl die innere, als die erobernde, ist nicht, wie die englische, das Resultat von Zuständen, sondern das Werk von Theorien und Gedanken. Deßwegen ist sie eine allgemeine Begebenheit, keine auf die Geschichte eines Volkes beschränkte; von ihr beginnt die Geschichte eine neue Epoche, von der englischen erzählt man unter Anderm; die eine hängt mit der Bildung des Menschengeschlechts, die andre mit der Bildung eines Volkes zusammen."

Man sieht, die Vorliebe für Abstraktion und für Frankreich erfüllt ihn dergestalt, daß er sich zu der auch seiner Philosophie nach ganz unphilosophischen Aeußerung hinreißen läßt: „auf das übrige Europa hat die englische Revolution nicht den geringsten Einfluß gehabt," eine Aeußerung, deren Unwahrheit ihm sonst so gut, wie uns, einleuchtete. Denn er wußte, wie Montesquieu, Voltaire, Mirabeau, und wie viele Mitglieder der Constituante unmittelbar an England ihre politischen Ideale genährt hatten; — wenn denn überhaupt Spezielles gegen eine so allgemeine Unrichtigkeit aufgeführt seyn sollte. Er wußte ferner, daß diese Ueberbeweglichkeit der französischen Zustände, die eben vom Mangel organischen Wachsthums herrühren, und vom Uebelstande allzu beliebiger, an keinen Geschichtswuchs eingerankter Theorie, nichts absolut Lobenswerthes seyen; er wußte, daß diese in's Lose hingebaute konstitutionelle Monarchie Frankreichs keineswegs das realisirte Ideal eines Staates vorstelle, aber in Ermanglung eines bessern Beweises gegen die allzu mechanische Gestaltung der buchstäblich-geschichtlichen Rechtsweise schlug er für Frankreich immer ein paar Streiche mehr, als er Anfangs vor

ſich ſelbſt verantworten konnte, und ſpäter, eingefochten in die Aufgabe, vergaß er wohl auch, daß er um Oppoſition und Beweiſes halber gegen ſein eigenes Wiſſen Partei nehme.

Gans führte auch — gegen alle ſonſtige Vorliebe deutſcher Profeſſoren — die Sache franzöſiſcher Gelehrſamkeit, und verſicherte, daß ihm, trotz aller vornehmen Verachtung, womit deutſche Hiſtoriker lange auf die Franzoſen herabgeſehen, wenig deutſche Werke bekannt ſeyen, von denen zu rühmen wäre, daß ſie, wie z. B. das Guizot'ſche, ihren Stoff und deren Gedanken allein hätten ſprechen laſſen, daß die Verfaſſer ihre perſönlichen Neigungen, Meinungen, und Anſichten ſo ganz in ihren Gegenſtand aufgehen zu laſſen gewußt hätten, wie Guizot es vermocht. Nicht einmal auf die Uebung und Kenntniß in handelnder Politik beruft er ſich, welche in Frankreich dem Hiſtoriker ſo ſehr zu Hilfe kommt.

Damals war Lerminier noch nicht in die Popular-Ungunſt gefallen, welche jetzt ſeinen Einfluß ſo ſehr verringert, und er mit St. Marc Girardin führte den Reigen einer hoffnungsvollen franzöſiſchen Wiſſenſchaftlichkeit, die mit deutſcher Art in lebhafter Verbindung, mit Gans perſönlich in lebhafter Freundſchaft war. Ueber Lerminiers Einleitung zur Rechtsgeſchichte ſprach Gans damals ſeine Theilnahme folgendermaßen aus:

„Unter allen neueren Völkern, die ein gebildetes Recht beſitzen, ſtehen die Franzoſen, in Beziehung auf die Fähigkeit, dieſes Recht auszuführen und nach allen ſeinen Seiten praktiſch zu durchdringen, unſtreitig obenan. Ihr feiner juriſtiſcher Verſtand, der ſich dem der alten Römer vergleichen läßt, die Gabe, ſpeziellen Verhältniſſen bald die allgemeine Grundlage abzugewinnen, endlich der zu einer ſcharfen und präziſen Jurisprudenz beſonders geeignete Bau ihrer Sprache, die, aller weitſchweifigen Vor- und Nebenwerke entbehrend, gleich in das Innere der Sachen führt, ſind der Grund eines Vorzugs, der kaum von irgend Einem unbemerkt bleiben kann."

„Trotz dem iſt ſeit mehreren Jahren eine große Verehrung deutſcher Rechtswiſſenſchaft in Frankreich erwacht: man hat auf Deutſchland als auf das gelobte Land der Jurisprudenz hingewieſen, deutſche Werke beurtheilt, anempfohlen, und überſetzt, und das Studium der Rechtswiſſenſchaft nach deutſcher Weiſe einzurichten und zu erneuern geſucht. Die Männer, die Dies zu thun unternahmen, mußten aber ihre Beſtrebungen mit dem Titel der Deutſchen Schule oder Sekte büßen, der, ſo viel ich weiß, von Herrn Dupin dem Aeltern, und zwar nicht im ehrenvollſten Sinne, denſelben beigelegt worden iſt. An der Spitze dieſer

sogenannten deutschen Richtung stand vor wenigen Jahren mein leider zu früh verewigter Freund Jourdan, der besonders für die deutsche Behandlungsart der Wissenschaft Geschmack und Liebe hatte."

„Wie kommt nun das vorzugsweise juristische Volk dazu, uns nur einigermaßen als Muster oder Vorgänger benutzen zu wollen, und haben Diejenigen nicht Recht, die diesen Hinblick auf Deutschland als eine Verirrung, oder, mild genommen, als etwas Ueberflüssiges ansehen? Handelte es sich darum, unserer deutschen Praxis Etwas abgewinnen zu wollen, oder dem Rechte als Kunst eine weitere Ausbildung zu geben, so könnte man allerdings nicht begreifen, wie Franzosen auf den seltsamen Einfall kämen, aus Deutschland Hilfsmittel einzuführen, die sie in ihrem eigenen Wesen auf eine entschiedene Weise besser besitzen; es würden abermals Eulen nach Athen seyn, und man könnte es nicht verargen, wenn diese Bestrebungen keine besondere Aufnahme zu erwarten hätten. Anders verhält es sich jedoch mit Dem, was unterschieden von der Rechtskunde die Rechtswissenschaft bildet. Die Deutschen, welche seit den letzten vierzig Jahren theoretisch ungefähr denselben Gang eingeschlagen haben, welchen die Franzosen praktisch bahnten, sind sowohl in den Weisen, das Recht zu begründen und zu betrachten, als auch in Beziehung auf historische und philosophische Ausführungen, durch eine Menge von Systemen, Monographien, geschichtlichen Darstellungen und Arbeiten anderer Art so sehr bereichert worden, daß sie, den übrigen Völkern Europa's gegenüber, fast das einzige zu seyn scheinen, das sich einer wahrhaften Blüte in der theoretischen Jurisprudenz erfreut. Diese Blüte ist indessen keine ganz selbständige, sie legt kein Zeugniß für den eigenthümlichen juristischen Geist, in dem wir vielmehr vollkommen zurückstehen, ab, sondern sie hat in den Fortschritten ihre Wurzel, welche die beiden elterlichen Wissenschaften, die Philosophie und Geschichte, gemacht haben. Wie eine Tochter erfreut sie sich des Wohlstandes des elterlichen Hauses, genießt ihn, darf ihn zum eigenen Nutzen anwenden, und erscheint den Andern, die in dies häusliche Verhältniß nicht näher eindringen können, selbst reich und in blühendem Zustande. Ohne die große Revolution, welche seit Kant die deutsche Philosophie durchzumachen hatte, würde sich die Rechtswissenschaft bei uns noch in erbärmlichen Kategorien herumbewegen, und die historische Schule hat sich im Grunde nur bei der Philologie die feineren Werkzeuge geborgt, welche sie überdies oft genug ungeschickt und mit einer Pedanterie anwendet, welche diese bisweilen als geborgte hervortreten läßt."

Digitized by Google

Die Theilnahme an deutscher Jurisprudenz bei den Franzosen,

fährt er fort, dankten wir also der deutschen Philosophie, Philologie, und, „insofern diese in ihrem weiteren Sinne erscheint, der deutschen Geschichtskunde."

Er lobt nun an Lerminiers Buche eine rege Begeisterung, wie man sie in unsern juristischen Büchern selten finde, die frische Form, den wahrhaften Ernst, in die Wissenschaft einzudringen, die Offenheit, womit Männer und Sachen betrachtet werden. Die Ansicht des Verfassers über das Recht sey völlig frei von jenen einseitigen Auffassungsweisen, die in Deutschland mehr oder minder zur Tagesordnung gehören.

Ich hebe einseitig diese franzosenfreundlichen Urtheile hervor, theils um zu zeigen, daß sie bis tief in die dreißiger Jahre nicht blos bei der lebhaften revolutionären Jugend Deutschlands, und nur bei oberflächlicher Bildung gelebt haben, wie man gern behauptet, theils um die eigenthümliche Stellung zu erklären, welche hierdurch ein gründlich gebildeter deutscher Professor erhalten mußte. Denn diese Seite war es, wodurch Gans seine eigenthümliche Stellung begründete, eine Stellung in Deutschland, und auch eine in Frankreich unter den bedeutendern theoretischen Köpfen dort. Daß Gans vollkommen französisch sprach — ein Vorzug, den vielleicht nicht zehn gründlich gebildete Autoren in Deutschland mit ihm theilen — war natürlich äußerst behülflich dazu. Glaube man deßhalb nicht, daß Gans in seiner ihm oft selbst verborgenen innersten Kenntniß die Uebelstände französischen Wesens nicht gekannt, daß er nicht ihre Anpreisung für Deutschland im Wesentlichen als Oppositionsmaxime betrieben habe, gegen Unbeholfenheit und Schlendrian der Heimath! Es könnte an Börne erinnert werden, auch später noch, wo eingestanden werden muß, daß solche Taktik ihr sehr Gefährliches habe, und den Führer derselben zumeist selbst mit den von ihm aufgerührten Wogen bedecke. Ist uns nicht von Gentz neuerdings ein Brief aus dem Jahre 1805 mitgetheilt worden, worin er, ganz und gar nicht absolutistisch gesinnt, die absolutistische Rolle wie eine taktische Aufgabe übernimmt? Und ließ ihn die Aufgabe wieder los, als der Gegensatz verschwunden war? Dies Tragische solcher Mission hat auch Gans an den Locken gestreift, und der zeitige Tod hat ihm vielleicht die schwierige Vollendung erspart, die nach vollbrachter Erweckung deutscher Politik nöthig geworden wäre. Daß Gentz 1815 nicht starb, Börne und Gans aber noch in den dreißiger Jahren hinweggenommen wurden, ist jenem vielleicht eine Ungunst, diesen vielleicht eine Gunst des Schicksals gewesen. So geneigt sind wir, ein wissendes Fatum im Geschehen herauszufinden!

Digitized by Google

Bei Michelet, dem genialſten Hiſtoriker Frankreichs, entſchlüpft Gans ein Zeugniß, daß hinter ſeiner Taktik noch eine ganz andere Welt ruhe. Michelet nennt Frankreich für künftige Zeiten den Steuermann im Schiffe der Menſchheit, und Gans ſagt dazu: „Man könnte gegen dieſe Auffaſſung erinnern, daß, wenn auch die Franzoſen allerdings die Haupt-Werkmeiſter der heutigen Weltgeſchichte ſind, ſie doch nur ein ſehr einſeitiges Moment derſelben abgeben.“ Ferner ſagt er: „Was iſt es, das heute Frankreich zum Anführer und zum erſten Staate der europäiſchen Ziviliſation macht? Unſtreitig nichts Anderes, als jener germaniſche Geiſt, der hier nicht, wie in Italien und Spanien, in die lateiniſche Grundlage ſich verloren, ſondern dieſelbe aufgenommen und bearbeitet hat. Daß die Franzoſen nicht, wie die andern romaniſchen Völker, lediglich dem Mittelalter, ſondern weſentlich der heutigen Welt angehören, iſt in der großen Kraft der fränkiſchen Bevölkerung zu ſuchen, welche hier niemals ſich zerſtören ließ. Sind es die Nord- oder Südfranzoſen, die Länder des Gewohnheits- oder die des römiſchen Rechts, die jene Bedeutung und dieſe Geſchichte hervorriefen?“

Gans hatte von früh auf franzöſiſch getrieben; im Jahre 1825 kam er zum erſten Male nach Paris, kurz vor den Sommertagen, da Karl X. in Rheims gekrönt wurde. Profeſſor Couſin, den er aus Berlin kannte, wo der Franzoſe in Gefangenſchaft geweſen war, führte ihn zu Paris ein, und neben ihm thaten es die Landsleute Alexander von Humboldt und Koreff. Er ſah Benjamin Conſtant, Oelsner, Eckſtein. Der Baron von Eckſtein, jetzt noch ein regelmäßiger Korreſpondent aus Paris für die Allgemeine Zeitung, „gehörte zu den katholiſch gewordenen Deutſchen, die erſt mit der Reſtauration nach Frankreich gekommen waren. Er zeichnete ſich darin vor den Franzoſen aus, daß ſeine abſolut royaliſtiſche Geſinnung nicht auf Leidenſchaften, ſondern auf einer wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung ruhte. Es war die Haller'ſche Staatsphiloſophie, es waren die theoretiſchen Grundſätze von Adam Müller und von Friedrich v. Schlegel, die er als Adept vertheidigte und verbreitete, und die immer nur geeignet waren, einen ſehr kleinen Kreis Solcher zu finden, die ſie verſtanden. Als Redakteur des Drapeau blanc hatte er ſich manchmal auch wiederum recht freiſinnig gezeigt, und Couſin war ihm zu Dank wegen der ſtarken Vertheidigung ſeiner Sache verpflichtet. Das Gemiſch dieſer theoretiſch-abſolutiſtiſchen Prinzipien und der Nothwendigkeit einer wiſſenſchaftlichen Unterlage, welche immer wieder das Denken, und ſomit auch die Freiheit in die Betrachtung hineinbrachten, das Bedürfniß, die Fortſchritte, welche die Phi-

losophie in Deutschland gemacht hatte, nicht unbeachtet zu lassen; endlich das Studium des orientalischen Rechts," welches Gans zuerst als ein „nothwendiges Moment der Rechtsgeschichte einverleibt hatte," brachten sie öfter zusammen, und Gans rühmt, daß sich Eckstein von der damals herrschenden Bitterkeit und Härte der Parteiung frei gezeigt habe. Er war „zur Zeit Sekretär bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Damas, der sich selbst nicht ganz zu jenen Maßregeln hinneigte, wodurch hauptsächlich das Ministerium Villèle gestürzt wurde."

Durch den aus Sachsen stammenden Hase, der als Bibliothekar und Mitglied des Instituts noch jetzt in Paris, inmitten des französischen Wissenschaftslebens, als naturalisirter Franzose lebt, wurde Gans mit Abel Remusat und Raoul Rochette bekannt. Mit dem liebenswürdigen, das Chinesische kultivirenden Remusat hatte Gans zum öfteren Streit, „in wie fern das Studium der orientalischen Sprachen und Geschichte in dem unendlichen Umfange, wie es betrieben zu werden anfing, nicht im Ganzen eher schädlich als nützlich für diejenigen Disziplinen sey, denen doch ein höherer Werth und eine höhere Ausbildung nicht abgesprochen werden könne." „Die Wichtigkeit, die man auf den Orient legte, sah damals in Frankreich wie ein Aufgeben aller Forschungen in Beziehung auf die abendländische Welt aus, und der Reichthum des im Orient wie in der Natur äußerlich Nebeneinanderstehenden wurde oft irrthümlicherweise als etwas sehr Intensives und uns Uebertreffendes betrachtet." Remusat hielt aber die Sprüche des Konfutse für interessanter, als die Politik, und bestritt es heftig, wenn sie langweilig genannt wurden.

Bei Remusat sah Gans öfter den Orientalisten Klaproth, „der neulich mit Hinterlassung voluminöser Kenntnisse und eines zweideutigen Rufes gestorben ist." Außerdem verkehrte Gans mit dem schon erwähnten Jourdan, mit dem Marquis von Pastoret, mit Cuvier, mit Gérard, dem Mahler, dessen Salon so berühmt war. Cuviers großes, scharfsinniges Wissen herausstellend, findet ihn Gans in der Politik schwach, und sagt, er sey mehr Administrator als Staatsmann gewesen. „Seine umfassenden Kenntnisse machten ihn im Staatsrathe unentbehrlich, und der sonst siegreichen Deklamation setzte er häufig genug übersehene Fakta entgegen. Mit diesem positiven Vorrathe ausgerüstet, hielt er sich auch unter allen Administrationen, unter der (damaligen) des Herrn von Villèle, wie unter Ludwig Philipp: man übersah seine Schwächen, welche lediglich in der politischen Charakterlosigkeit lagen, und benützte seine Kenntnisse, die keiner Verwaltung entbehrlich schienen."

Nach längerem Aufenthalte in Paris macht ihn Couſin auch mit Royer Collard bekannt, der wegen Maßes, Ruhe, und Tiefe in Deutſchland höchſt angeſehen war. Gans fand ihn wortkarg, ernſt, gediegen, dem Parlamentsleben vor der Revolution, der Pietät für den Monarchismus zugeneigt, aber dem Fortſchritt der Zeit und deſſen Forderungen deßhalb doch keineswegs verſchloſſen, vielmehr, ungewöhnlich franzöſiſch, nach einer organiſchen, geſchichtlichen Entwicklung des Neuen aus dem Alten trachtend. Collard hat ein lebhaftes Bedauern ausgedrückt, nicht deutſch zu verſtehen, und dadurch von den deutſchen Philoſophen abgeſchloſſen zu ſeyn.

Die Regierung Karls X. begann unter merkwürdigen Zeichen: man kannte, fürchtete, und haßte deſſen Verbindung mit dem Prieſterthume und deſſen Stuart-Sympathien. Und doch repräſentirte er, wie Franz I., wie Heinrich IV., wie Ludwig XIV., im Salon und zu Roſſe einen echt franzöſiſchen König, und es war Nichts einzuwenden gegen den Titel eines **premier gentilhomme du royaume**, wie er für alle Franzoſen bezaubernd iſt. Ja, dieſer König des Unglücks begann mit der populärſten Maßregel: er hob die Zenſur auf, und man jauchzte ihm zu, — Flitterwochen, die nur zu bald vergingen. Bald wollte man der Preſſe an's Leben, und in der Robe eines Advokaten wohnte Gans dem erſten Tendenzprozeſſe bei, der Paris im Innerſten aufregte und zu Ungunſten der Regierung entſchieden wurde. Wie man immer in der Fremde ſeines Patriotismus erſt gewahr wird, ſo auch Gans ſelbſt im Augenblick, da Alles jauchzt über dieſen franzöſiſchen Richterſpruch. Ein Franzos der Robe ruft ihm zu: „Nun, deutſcher Doktor, habt Ihr bei Euch ſolche Unabhängigkeit der Gerichte?“ und Gans antwortet: „Wir haben noch mehr, wir haben keine Jeſuiten, gegen die uns ein Gericht zu ſchützen brauchte!“

Die Stimmung in Paris wurde um jene Zeit noch geſteigert durch den Tod des Generals Foy, durch deſſen Leichenbegängniß und Périers Appellation am Grabe, die Familie des Generals zu adoptiren. Man unterzeichnete eine Million Franken für ein Monument und die Familie Foy's, der nicht ſowohl durch ſeine Kriegsthaten, als durch die unerſchrockene Kammeropoſition populär war, die er neben Périer an der Spitze von blos neunzehn Deputirten gegen die ganze Kammer machte.

Gans gerieth denn auch in's geiſtige Zentrum all jener Reſtauration, welches von innen heraus den Umſchwung vorbereitete, unter die Geſellſchaft des Globe, eines Journals, was alle junge Blüte des damaligen Frankreichs um ſich verſammelte, und was, gegen franzöſiſche Journalgewohnheit, in allerlei wiſſenſchaftlicher Richtung, „in

Eifer für fremde und einheimische Literatur," eine andere französische Zukunft vorbereitete. In der Nationalökonomie verfocht Duchatel, der spätere Minister, die freisten Ansichten, in der Literatur ward die leuchtende Fahne der Romantik aufgezogen, nicht die Romantik des Gräuels, sondern die des nicht blos konventionellen Interesses. Göthe besonders wurde dort neben Shakespeare gefeiert, und es ist bekannt, wie oft dies Journal den alten Herrn gelabt und seine Hoffnungen auf eine Weltliteratur gestärkt hat. Die sogenannten Doktrinäre, damals in gleichem Schritte mit der Opposition des Landes, waren die politische Seele des Globe. Von den Historikern hielten Thierry, Mignet, Thiers, Guizot dazu, wenn auch Thiers und Mignet nicht zur Redaktion gehörten. Guizot war schon damals als Doktrinär eine Hauptstütze des Journals, er war mit seinen Genossen noch jünger, frischer, freier von Pedanterie, womit sie sich später so viel Vorwürfe zugezogen haben, nicht schwerwiegende, aber doch Vorwürfe. Alle Montag Abend war Gans bei Dubois, dem Hauptredakteur, zu finden, welcher an diesen Abenden die Blüte des Landes bei sich empfing. So sah er die Julirevolution sich entwickeln, und ging Ende des Jahres fünfundzwanzig wieder nach Berlin, fest überzeugt, Frankreich gehe einer großen Krisis entgegen.

Gans sagte sie zuversichtlich voraus, und nahm im Frühjahre 1830 Urlaub, um sie in Paris selbst mit zu erleben. Seine Abreise verzögerte sich, er ward in Berlin noch mit St. Marc Girardin, einem Redakteur des Journal des Debats, bekannt, und sagte diesem im Mai die Juliordonnanzen vorher. „Wer wird dann herrschen?" fragte Girardin. — „Der Herzog von Orleans!" erwiederte Gans. „Ah, bah!" und es ward darüber gescherzt. In der Aula bei der Geburtstagsfeier Friedrich Wilhelms III. erfuhr Gans die ersten Nachrichten von der Julirevolution, und nun war kein Halten mehr, Mitte August war er auf dem Wege nach Paris. Der Wechsel, den er in Paris fand, elektrisirte ihn; was vor sechs Wochen noch „stille Opponenten, disponible oder zurückgezogene Offiziere, mit Landwirthschaft oder Literatur beschäftigt gewesen," das war jetzt durch eine Unterschrift an der Herrschaft. „So rasche Verläufe, solche Krisen, welche die Gestalt und Leichtigkeit von Schwenkungen und Evolutionen haben, können nur in Frankreich vor sich gehen, wo Alles auf das Allgemeine hingewendet ist, und wo dramatische Entwicklungen nicht blos poetisch gedacht, sondern auch thatsächlich ausgeführt werden."

Wie viel aber auch neue, wichtige Bekanntschaften ihm nahe treten — Broglie, Lafayette, St. Aulaire, Rossi, Villemain u. s. w. —

Digitized by Google

wie bunt und intereſſant die neue Welt ſich aufrollt, der lebhafte Franzoſenfreund Gans entwickelt in ſich gerade bei dieſem Aufenthalte 1830 die ganze tiefere Sorge des deutſchen Denkers! Die alten Notabilitäten, die kaum geſiegt, erſcheinen ihm vielmehr bekümmert, als erfreut, traurig wenigſtens in der Freude, zum Theil abgenützt. Wie? Ja, er ſieht ihnen Nichts an, als die Sorge, daß ein ganzes Staatsleben ſo beiſpiellos raſch gewendet werden kann; — wer ſteht uns denn nun für das Staatsleben, was wir organiſiren? So gelangt denn Gans, ihm ſelbſt faſt unmerklich, zum längſten Verweilen bei Denjenigen, die ſich auch neben dem Juliſiege mit der tieferen Spekulation für einen zukünftigen Staat abgeben, er gelangt zu den Simoniſten. Wie deutſch! Die Hoffnungen und Beſtrebungen von 1825 haben kaum geſiegt, ſo intereſſiren ſie ihn auch als fertige Thatſächlichkeiten viel weniger, denn die neuauftauchende Theorie. Benjamin Conſtant, gebeugt unter dem Siege, erzählt ihm, daß er den Simoniſten vor einem Jahre den Rath gegeben: ſie ſollten aus ihren Grundſätzen eine Religion machen, um Verbreitung dafür zu gewinnen. Gans findet unter den Simoniſten als einen Sprecher Jules Le Chevalier, „der in Berlin geweſen war, um ſich in der Philoſophie etwas umzuſehen," und der denn auch einige Wendungen Hegel'ſcher Philoſophie der Geſchichte dem Simonismus einverleibt hatte. „Das Hauptdogma dieſer neuen religiöſen Offenbarung war einzig und allein, daß das Chriſtenthum Gott lediglich als Geiſt gefaßt, ſomit einen Dualismus zwiſchen Geiſt und Materie geſchaffen habe, welcher letztere dadurch als entgöttert betrachtet werden müſſe. Da aber Gott weder allein dem Himmel, noch allein der Erde angehöre, ſo ſey er eben ſo wohl im Fleiſche, als außer demſelben, und Fleiſch und Geiſt ſeyen in Liebe verbunden. Die Religion hat ſich alſo um die endlichen Intereſſen zu bekümmern, ſie mit ähnlicher Fürſorge, als die geiſtigen, zu begreifen und zu ordnen. Ueberhaupt fällt Nichts außerhalb der Religion."

Gans hielt dieſe Polemik gegen das Chriſtenthum für verfehlt; er hält den Geiſt des Chriſtenthums nicht für ſo reinen Geiſt, ſondern ſagt: er ſey in die Welt gegangen, habe ſie durchdrungen und nach ſeinem Muſter gebildet. Die nach und nach bewerkſtelligten Emanzipationen ſeyen eben die Verweltlichung des Chriſtenthums. Kurz, ſeine Polemik gegen das innere Dogma des Simonismus iſt von keiner großen Bedeutung, und ſtützt ſich unter Anderem auch darauf, daß er von jungen Leuten ausgehe, die, in Ueppigkeit der Welt aufgewachſen, keine Märtyrer ſeyn könnten. „Die chriſtlichen Märtyrer," habe Bille-

main gesagt, da sie mit Simonisten im Rocher de Cancale gespeist, „hätten nicht im Rocher de Cancale dinirt."

Die Theorie der Simonisten geringschätzend, oder vielmehr das Formelle, was sie dafür ausgaben, preist Gans dagegen den feinen praktischen Takt, womit sie ihre eigene Zeit beurtheilt. Das ganze philosophisch-historische Gerüst sey ihnen auch nur eine Nebensache gewesen, und sie hätten dem Liberalismus die Schwäche der Produktion angesehen und dieser abhelfen wollen. Was dieser denn endlich produzirt, wie zum Beispiel die Eisenbahnnetze, Das hätte allerdings Le Chevalier schon 1825 im Globe vorgeschlagen.

„In der Angabe des Standpunktes," sagt Gans, „den der Liberalismus, um inhaltsmäßig und organisch zu werden, annehmen müsse, haben die St. Simonisten, wie ich glaube, geirrt. Sie haben allen Zufall und alles Besitzthum, welches durch Zufall kommt, ausschließen wollen, und nicht gesehen, daß derselbe dennoch wiederum zu der Thüre hereinschlüpft, die man ihm verschließen wollte. Denn wenn Fähigkeit auch der letzte Träger der Glücksgüter seyn soll, wo ist der Messer dieser Fähigkeit? Würden Gunst und Abneigung, Leidenschaft und menschliche Regungen, die doch nicht verbannt werden können, in der Beurtheilung der Fähigkeit nicht irren? Gibt es einen objektiven Regulator, und ist nicht die Konkurrenz selbst das sicherste Mittel, die Fähigkeit herauszustellen?"

Aber haben denn die Simonisten die Konkurrenz ausgeschlossen? War sie ihnen nicht gerade Mittelpunkt ihrer Staatsbewegung? Was am meisten vermag, sollte ja das Meiste gelten.

„Das Eigenthum, welches die Einzelnen nur im Namen des Staates, je nach ihrer Fähigkeit genießen sollen, das Erbrecht, welches durch diese Bestimmung wegfällt, wird auch dem Individuum die Basis seiner Individualität und Besonderheit nehmen. In dem fehlenden Erbrecht wird sogar die moralische Seite des Eigenthums verloren gehen, die dieses nicht entbehren kann. Werden die Leute, die ihre Kinder kaum kennen, die für dieselben nicht arbeiten, eben so fleißig und thätig als die seyn, welche für sich eine Zukunft auch in der Zeit erblicken, in welcher sie nicht mehr existiren werden? Oder darf man annehmen, daß jemals ein Mensch in der Allgemeinheit, im Staate einen Ersatz für Das haben könne, was er in der Familie verliert?"

Das Aufgeben der Familie konnte allerdings nur in Frankreich entstehen, wo man in der allgemeinen Pensionserziehung sich daran gewöhnt hat, die Kinder wegzugeben und erst als Erwachsene wiederzu-

ſehen. Aber glücken konnte es auch in Frankreich nicht, wo Eltern- und Kindesliebe überall unzerreißbar ſtark ſich darſtellt.

„Dann tritt," fährt Gans fort, „gegen die Grundlage der Fähigkeit ein weiterer Beſchwerdepunkt auf, nämlich der, daß es am Ende doch auch ein Privilegium iſt, daß dem Einen der Beruf geworden, und dem Andern nicht. Soll der Unfähige nun ganz verſtoßen ſeyn, und nicht im Glücke und Zufall einen möglichen Erſatz für ſeine Dummheit finden?"

In dieſem Sophisma begegnet Gans dem Börne. Für Beide, die ſich nirgends auf poetiſche Vorliebe berufen wollen und können, iſt es ein Sophisma. Was daran wahr iſt, gehört einer andern Betrachtungsweiſe, nicht der ihrigen, nicht ihrem ſonſt überall geforderten Prinzipe der Würdigkeit und Tüchtigkeit. Wollten ſie denn ſonſtwo ein erbliches Privilegium geſtatten? Befehdeten ſie nicht ſonſt überall die Poeſie des Zufalls und des unverdienten Gewinnes?

In dieſer ihm nicht ganz richtigen und wahren Stellung fährt Gans tiefer eindringend fort: „Das Uebel der Konkurrenz oder des Kriegs und Kampfes in der bürgerlichen Geſellſchaft, das in Ordnung und Hierarchie verwandelt werden müſſe, iſt, wie ich glaube, ganz irrig von den St. Simoniſten betrachtet worden. Daß in dieſem Kampfe Manche untergehen, daß das Geſchrei **sauve qui peut**! nicht undeutlich zu vernehmen iſt, läßt ſich nicht läugnen. Aber glauben denn die St. Simoniſten an eine allgemeine Zufriedenheit, wenn der Stand der Liebe und des Prieſterthums ſeine Einrichtungen treffen, und den Eingebildeten und Dünkelhaften in eine niedrige Sphäre ſtellen wird? Dürfte denn dieſer nicht glauben, allein würde er ſich ſchon helfen, und eine höhere Stufe erklimmen? Wie in der Idee die niedrigere Sphäre der Reflexion enthalten iſt, ſo in dem Staate die untergeordnetere Stellung der bürgerlichen Geſellſchaft. Aus ihr läßt ſich der reflektive Charakter nicht ſcheiden: ſie kann nicht ſelbſt zum Staate erhoben werden. Das Allgemeine an ihr ſind die Gedanken, die ſich, trotz der Iſolirtheit und des Kampfes, in ihr feſtſetzen, und die am Ende auf Reſultate und wiſſenſchaftliche Zuſammenfaſſungen führen. Wer aber die Konkurrenz von ihr ausſchließen will, der erſchafft eine andere Sklaverei der Aufſicht, welche, ſelbſt wenn ſie glücklichere Verhältniſſe böte, nicht zu ertragen wäre. Das Alterthum arbeitete mit ſeinen Sklaven; wir mit unſern eigenen Perſonen. Dafür gehört aber auch die Perſon ſich ſelber an, und ihr Glück oder Unglück, Erfolg oder Mißgeſchick nehmen, hieße ihr heute die einzige Poeſie entziehen, deren ſie fähig iſt. Denn die negativen Seiten des Lebens gehören auch dazu: wie das

Gute das Böse vorausſetzt, ſo muß ein volles Unglück möglich ſeyn, damit das Glück eine konkrete und angemeſſene Geſtalt empfange. Doch inmitten dieſer Gedankenwirren haben die St. Simoniſten wieder etwas Großes geſagt: — ſie haben richtig bemerkt, daß die Sklaverei eigentlich noch nicht vorüber ſey." — Gans meint das Schickſal der Armen: „Dieſes, daß der Staat für die ärmſte und zahlreichſte Klaſſe zu ſorgen habe, daß, wenn ſie arbeiten will, ſie niemals einer ihr angemeſſenen Beſchäftigung entbehren dürfe." — „Das Mittelalter mit ſeinen Zünften hatte eine organiſche Einrichtung für die Arbeit."

Aber was hatte der Proletarier von den Zünften? Hemmung und Ausſchließung. Der Sklave des Alterthums war vor phyſiſchem Untergange ſicher geſtellt. „Die Zünfte ſind zerſtört, und können nie wieder errichtet werden. Aber ſollte jetzt die freigelaſſene Arbeit aus der Korporation in die Deſpotie, aus der Herrſchaft der Meiſter in die Herrſchaft des Fabrikherrn verfallen? Gibt es kein Mittel dagegen? Allerdings. Es iſt die freie Korporation, es iſt die Vergeſellſchaftung." Nun vertheidigt er die Handwerker-Aſſoziationen, und kommt auf die myſtiſchen Vorſchläge Fourriers, denen ſich Simoniſten, wie Le Chevalier, mit Aufgeben ihrer tieferen Reformideen angeſchloſſen, auf die Errichtung von Phalanſteren, die jetzt noch in Paris im Stillen und ohne große Macht arbeitet.

1835 kam Gans zum dritten Male nach Paris: der Zuſtand Frankreichs erſcheint ihm gedrückt und unergiebig, zum erſten Male reist er mit dem Eindrucke zurück, die franzöſiſche Hauptſtadt ſey ihm doch nicht ſo ganz unentbehrlich. Iſt es nicht, als ob er damit ſein eigen Todesurtheil geſprochen? Er hat Paris nicht wieder geſehen. Die nächſte Ferienreiſe machte er nach Italien, was ihm, trotz ſeiner intimen Bekanntſchaften mit Manzoni, Roſini ꝛc. gar nicht auf der Lebensſeite lag. Was war ihm Natur! Ein hegeliſch Unfertiges. Obwohl er Dies niemals in ſo ſtreng hegeliſchem Ausdrucke bezeichnete, obwohl er mancherlei Verbindung mit poetiſcher Theilnahme beſaß, welche Naturbilder als etwas an ſich Reizendes deuten konnte, es ging doch immer auf die Deutung hinaus; das nicht blos pedantliche Weben der Künſtlernatur war ihm verſagt. Ich habe deßhalb mit allem Nachdruck ſein Verhältniß zu Frankreich herausgehoben, und erwähne ſeiner Reiſen nach England und Italien nur beiher, wiewohl er in beiden Ländern mit Hauptperſonen in Berührung trat, und den Gewinn davon klar darzulegen wußte. Frankreich, der immerwährend und laut ſich bildende Staat, war ihm Alles: ſeine philoſophiſche Grundbildung, ſein juridiſches Studium, ſeine Theilnahme am vaterländiſchen Staate, an

der Vaterstadt, Alles Das erhielt ihm das lebendige Leben erst in der Parallelisirung mit Frankreich. Er war deßhalb doch ein Deutscher, wie sich bei näherem Eingehen in seine Persönlichkeit zeigen wird, und der Werth seiner französischen Anschauungsweise beruhte just auf dem deutschen Bildungsfonds. Aber die Aeußerungsweise, welche ihm angemessen und nothwendig wurde, ging durchaus auf französische Art hinaus, sie gab seinen Fähigkeiten und Vorzügen Farbe, Ton, und Fassung; sie gab ihm, unbeschadet des stilleren persönlichen Charakters, den öffentlichen Charakter, welchen man in Berlin mit dem Namen Eduard Gans bezeichnete, sie brachte ihn gegen das Ende seines Lebens zu einer Einseitigkeit des Standpunktes, der eigentlich unverhältnißmäßig war zu den Gans'schen Hilfsmitteln. Daß er nur noch in französischer Weise staatliche Entwicklung erwartete und forderte, war doch viel weniger, als er seiner Bildung und Einsicht nach fordern konnte, war doch wie ein allmählig groß gewachsenes Schicksal, das er erfüllen zu müssen, dem er weichen zu müssen schien, sobald unsere Entwicklung neue Bahnen suchte.

Wackerer Fechter! Guter Gans! wie viel liebenswürdige deutsche Seiten besaßest Du daneben! Freilich, wenn er in eine Gesellschaft trat, dieser mittelgroße, fleischige, roth und gesund aussehende Mann, mit hervortretenden blauen Augen, und krausem, hinter die hohe Stirn zurücktretendem schwarzen Haar, wenn dieser, fast immer im schwarzen Frack einhergehende, sich ruhig und sicher verbeugende, langsam und zuversichtlich herzutretende Mann die Stimme erhob, und mit Umgehung aller kleinlich geselligen Einleitung ohne Weiteres die Neuigkeit des Tages vortrug, ihr die Bahn der Beachtung vorzeichnete — dann glaubte man wohl, er komme so eben aus der französischen Deputirtenkammer, und er entwickle eben auch für die Gesellschaft eine Tagesordnung, wie ein Präsident Dies zu thun pflegt. Und doch geschah Dies gar nicht steif oder pedantisch: es war seine oratorische, politisch-lebhafte Weise, Alles genau, mit Theilnahme aufzufassen, geordnet und zur Beachtung vorzutragen. Ein augenblickliches ernsthaftes Eingehen darauf interessirte ihn allerdings am meisten, wie viel auch junge Mädchen umhersaßen, denen man andere Interessen zutrauen mußte; ging man aber nicht darauf ein, kehrte man's in Scherz, grub man ein anderes Gespräch wie einen Graben dazwischen, so ließ er sich's auch gefallen, warf die Truppen seines Vortrags nach einer andern Seite, und war nach wenigen Minuten in voller Bewegung für den neuen Stoff. Nur das kleine gesellige Reden, das Charpiezupfen der Unterhaltung, war ganz außer seinem Kreise; es mußte ihm stets zu

einem größer gerahmten Redensernste, zu einer weiteren Fassung kommen. Und Das gab er nicht so leicht auf, wenn die Gelegenheit nicht günstig schien, wenn er, spät kommend, in einem fernen Winkel des Zimmers ein Plätzchen mit Nachbarn gefunden hatte, die Nichts für ihn waren. Wie aus dem Walde erhob sich seine Stimme, und drängte die Hindernisse weg, und postirte sich mit Redner- und Professorenaplomb in den Mittelpunkt der Gesellschaft. Es war ihm durchaus nöthig, von der ganzen Gesellschaft gehört zu werden; die Unterhaltung blos mit den Nachbarn, ja selbst mit einem Nachbarkreise, war ihm uninteressant. Staatsmännischer Drang, Drang nach Oeffentlichkeit, Selbstgefühl, was allgemein beachtet seyn will, wirkten da wohl zusammen. Welch ein schönes Talent der Rede, Talent des Vortrages besaß er aber auch! In großen, wohlgefügten Sätzen, wie ein mächtiger Strom innerhalb hoher Uferfassung, drang seine Rede ohne die mindeste Stockung hervor, und stets war sie unter einen bedeutenden Gesichtspunkt gefaßt, der Anlaß mochte noch so unscheinbar aussehen. — Er war oft so freundlich, mich zum Mittagessen einzuladen, und da erinnere ich mich, daß mir sein Redetalent nach einer solchen Gelegenheit mehr als je imponirte. Es war heißer Sommer, die Hitze drückte unsere geistige Spannkraft nieder, und unser Mahl zu Zweien auf seinem Parterrezimmer in der Charlottenstraße war in Gespräch und Anregung ungewöhnlich karg und träg vorübergegangen. Die Zeit war auch ohne Sommer damals gedrückt und flau, und bot wenig Veranlassung. Klagen darüber, zu denen Gans immer bereit war, bieten wenig Leben, wenn sie durch keine Opposition belebt, durch keine Aussicht gehoben werden. Gans war von jenem säuerlichen Gesichtszuge, der ihn verdrießlich aussehen ließ, und der immer ein Anzeichen war, seine Produktionskraft sey zusammengezogen und unergiebig. Er hatte überhaupt nicht die Gabe des Austauschgespräches, des Eingehens, Wiedergebens, Abspringens, kurz, des Geflechts, was verschiedene Interessen anmuthig nebeneinander anzubringen weiß. Er schilderte, setzte auseinander, bewies; konnte er dafür nicht angeregt werden, so war es nur Lob allein, was ihn ein wenig ermunterte. Das hatte ich den Tag auch nicht passend und leicht zur Hand, und als wir nach dem Mahle unter den Linden spazieren gingen, sah es mit uns dürftig und kümmerlich aus, ja, es erschreckte mich seine Bemerkung, daß er jetzt noch in diesem Zustande der Unaufgelegtheit zwei Stunden hinter einander Kollegium lesen müsse über den heiklichsten Gegenstand von der Welt, über Staats- und Völkerrecht. „Ihr Schriftsteller habt's gut," sagte er, „Ihr schreibt, wenn Ihr könnt, wir aber müssen sprechen,

Digitized by Google

auch wenn wir nicht können; — kommen Sie mit hinein in's Auditorium, der neue Zuhörer wird mich vielleicht in etwas beleben."

Das that ich, er ging noch auf einige Minuten in's Konferenzzimmer, um den Gang des Vortrags in seinen Notizen zu übersehen, dann kam er, und sprach bei zwei Stunden lang über die schwierigsten Definitionen und Verhältnisse fließend und meisterhaft. So sehr war er im Stande, sich für eine wissenschaftliche Darstellung zusammenzuraffen, und so sehr stand ihm, war Dies einmal bewerkstelligt, das mannigfache, ununterbrochene Wort zu Gebote. Was einen Professor, einen öffentlichen Gerichtsredner, einen im Parlament sprechenden Staatsmann zu den glänzendsten Erfolgen befähigt, das besaß er. War's ein Wunder, daß er sich vorzugsweise einem Staatsverbande zuwendete, wo solche Fähigkeiten Raum und Auszeichnung finden? Wir sind ja immer am ergiebigsten, wo wir unsere Fähigkeit anerkannt wissen, und wir suchen besten Instinkts die Verhältnisse, welche uns selbst am wirksamsten machen.

Wie hervorstechend die Eigenschaften bei Gans aussehen mögen, es war doch vorzugsweise das seltene Gemisch derselben, wodurch er eine interessante Figur im öffentlichen Leben, in der Wissenschaft und Literatur wurde. So stammte er vom Judenthume und war Christ: von jenem besaß er den stachelnden Drang nach Auszeichnung, der bei geringer Berechtigung zudringlich erscheint, bei wichtigen Kräften ununterbrochen fördert, und die Uebelstände der Eitelkeit mit immerwährender Thätigkeit bedeckt. Vom Judenthume ferner besaß er jenen religiösen Eifer für Alles, was er verfocht, ein Eifer, der, zur Hälfte blos pathetisch, zur Hälfte wirklich poetisch, immer eine große Anziehungskraft ausübt. Ferner die Naivetät, allen staatlichen und bürgerlichen Zustand in seinem Ursprunge und seiner wirklichen Bedeutung aufzusuchen; denn der Jude, überall beengt und kaum zugelassen, muß zu eigenem Schutze auch da einer Raison der Verhältnisse nachgehen, wo sie uns unfraglich, ja wie Naturprodukte geläufig sind. Der Jude endlich, je mehr er zugelassen und emanzipirt worden, ist um so mehr berufen und geschickt, das feinere Nervengeflecht historischen Unrechts anzudeuten; denn der Unglückliche hat am eindringlichsten das Herkommen der Welt empfunden; der Jude ist vorzugsweise zur Opposition gegen historisches Recht berufen, denn es ist gegen ihn ein immerwährendes Unrecht gewesen; ihm ist vorzugsweise die Nation lieb und werth und groß, welche mit Einem Streiche ein rein rationelles Staats- und Bürgerrecht durchzusetzen gewußt hat; ihm ist der Franzose ein Abgesandter des Messias. — Von all solchen Regungen war Gans

betheiligt, wenn auch nur betheiligt, und eben weil seine andere Hälfte aus den besten christlichen Elementen bestand, wurde das Gemisch in ihm so wichtig und interessant. Seine Abneigung gegen unschöpferisches historisches Erbrecht vertiefte sich wissenschaftlich, und zwar vermittelst einer Philosophie, die just in Linien und Formen für historische Entwicklung des Weltgedankens ihr Bestes und Großartiges leistete; — als Kantianer wäre der jüdische Abkomme schneidender geworden, als Hegelianer konnte er interessanter werden. So fiel es denn auch gerade ihm zu, Hegel's Philosophie der Geschichte für die Herausgabe zu redigiren. Gans hatte außerdem den Vortheil, in der deutschen Stadt aufzuwachsen, in Berlin, wo die jüdische Abstammung am wenigsten Vorurtheile zu tragen hat; sein Uebergang zum Christenthume war sanft und unmerklich zu bewerkstelligen; glückliche Vermögensumstände wiesen auch jedes untergeordnete Motiv hinweg, und Gans, dieser vornehm gerundete, echt palästinische Kopf, hatte doch in sich und neben sich in keinerlei störender, das ist gröblich störender Weise, mit jüdischer Rekrimination zu schaffen. Der Jude rechnete ihn, obwohl er christlicher Professor war, zu den Sprößlingen seines Stammes, und war stolz auf einen so seltenen Vertheidiger des Fortschrittes; der Christ, welcher moderne Staatselemente herbeiwünschte, dachte gar nicht, oder ohne Arg an den jüdischen Ursprung eines Professors, welcher mitten in Berlin, in der Universitätsaula, vor einem unerhört zahlreichen, unerhört gemischten Publikum über die Geschichte der französischen Revolution las, mit einer Vorliebe für das Thema, mit einem Freimuthe las, wie er damaliger Zeit bedenklich schien, und wie er nur einem so dialektisch gewandten Redner gelingen konnte. Oft begann ein Satz über das verfänglichste Thema in erschreckend kühner Weise; lautlos horchte Alles, der besorgte Freund, wie der lauernde Feind, erwartete, die Gränze der Konvenienz würde überschritten werden, aber der außerordentlichste Fechter in Rede wendete den Ausfall so geschickt, daß Alles gethan und er am Ende des Satzes doch nach wie vor gedeckt war. Hätte die blos polizeiliche Ansicht sich in jener und der folgenden Zeit des begabten Oppositionsmannes versichern dürfen, dann wäre die härteste Probe über das interessante Gemisch dieses Charakters hereingebrochen, und ich fürchtete damals, und fürchte jetzt noch, nicht die Zähigkeit des jüdischen Ursprungs, sondern deren Scheu vor überwiegender Gewalt, nicht die christliche Zuversicht, sondern die weiche christliche Ergebung hätten sich eingestellt, und hätten Gans schwer darniedergebeugt. Sein Charakter war weich und hatte Nichts vom Märtyrernerv, der eine hinreichende Bestimmung darin findet, um

jeden Preis dem Feinde gewaffnet entgegen zu stehn. Solcher Grad von Fanatismus — denn ein solcher ist dafür nöthig — findet sich selten bei den Trägern komplizirter Bildung. Wir kamen im Jahre 35 des Nachts zusammen aus einer Gesellschaft, der Mond schien hell, und unser Weg führte über den Hausvogteiplatz. Erst vor wenig Wochen war ich dem Gefängnisse entkommen, was diesem Platze den Namen gibt, und die örtliche Erinnerung brachte es mit sich, daß ich ihm von meiner Gefangenschaft erzählte; seine eindringlichen Fragen führten es herbei, daß wir über sein eigen Wesen forschten, daß wir zu zeichnen versuchten, wie er sich in so übler Lage benehmen würde. Das Bramarbasiren tritt nicht dazu, wenn die Gitter so nahe sind, wie sie es 1835 und neben der Hausvogtei waren. Er untersuchte selbst schonungslos seine verborgensten Eigenschaften, gestand seine Schwäche aller brutalen Probe gegenüber, nnd läugnete nicht, daß solch Schicksal ihn nicht besonders stark finden, ja das größte Unglück für ihn seyn würde. Glücklicherweise ist er nicht in die üble Lage gerathen; der Reaktionseifer vom Jahre 1833 bis 1837 verschwand vor einer unerwartet hereinbrechenden, ganz andern Kampfesnothwendigkeit: der katholische Klerus erhob sich, Preußen mußte seine protestantische Stellung einnehmen, geistige Verfechtung, öffentliche Meinung wurden nothwendig, wurden mächtig, ja die Studentenschaft und junge Welt wagte es sogar, dem geliebten Professor Gans eine Nachtmusik zu bringen. Gans war nie aus den Gränzen einer gründlich räsonnirenden Opposition getreten, man wendete nur im Interesse der Straßenruhe Etwas ein gegen solche Auszeichnung, sie fand statt, und Gans sah eine freiere und erfreulichere Wirksamkeit vor sich. Neben seinem Erbrechte, was ein Studium in schweren, z. B. den slavischen Sprachen, und deßhalb viel Zeitaufwand nöthig machte, ging er damit um, seine Vorlesungen über französische Revolution — über Geschichte der letzten fünfzig Jahre — druckfertig zu machen. Der Beifall lockte ihn, womit die Aufsätze über Frankreich und Reisebegegnungen — „Rückblicke auf Personen und Zustände" — ja selbst zwei Bände vermischter Schriften, Rezensionen enthaltend, aufgenommen waren. In wissenschaftlicher Sprache des Erfolgs gewiß, zu belletristischer Darstellung durch den Erfolg der „Rückblicke" ermuntert, ging er mit großer Neigung an eine aus beiden gemischte Darstellung der wichtigsten Abtheilungen neuer, wiederum besonders französischer Geschichte. Wer dachte an Sterben! Er keineswegs, obwohl ihn schon ein leichter Schlaganfall zu großer Aufmerksamkeit auf den starken, vollblütigen Leib vermocht hatte. Er genoß eine Zeitlang nur vegetabilische Speise, und unterzog sich dieser Entbehrung ganz konsequent. Seiner

Körpervölligkeit und frischen Lebensfarbe halber konnte man ihn leicht für epikuräisch halten, er war aber in der That immer mäßig gewesen, und wenn er in ganz gesunder Zeit gut zu essen und zu trinken liebte, so war er doch nie besonders darauf gestellt. Im Gegentheile, obwohl mancher künstlerische Geschmack in ihm, war er gegen körperliche Genüsse beinahe so gleichgültig, wie gegen saubere Eleganz der Erscheinung; dem Gedankenleben gab er sich von Jahr zu Jahr ausschließlicher hin.

Um so überraschender und erschreckender trat im Frühjahre 1839 die Katastrophe ein; — eine Visite abstattend ward er plötzlich von einem neuen und diesmal heftigen Schlaganfall übereilt, der ihn denn für diese Welt des Athmens nicht mehr zu sich kommen ließ.

Immermann, zwei Jahre früher, als Gans, 1796 in Magdeburg geboren, war eine ganz andere Natur. Da ist kein Gemisch, keine Zusammenstellung, kein Vereinen mit der Fremde, keine offene Wechselwirkung mit dem geselligen und gesellschaftlichen Geiste der Zeit, keine systematisch-philosophische Gedankenwelt, welcher die Person nur in einzelner Nüance Ton und Farbe gegeben. Nein, hier ist ein starker Mittelpunkt, ein Kern, hier ist ein Naturell, aus dessen Mitte heraus sich frei und eigen, ja eigensinnig eine geistige Welt empor- und auseinanderrankt. Was wir auch an Form solchen Vorbildern, wie Shakespeare, Göthe, Tieck, zuschreiben mögen in Immermann's Produktion, die ganze innere Anschauungswelt, die brüselnd und brodelnd hervorbringt, sie ist eigen Immermannisch. Der Vater, ein Altpreuße aus Friedrichs des Großen Zeit, hatte ihm leiblich den harten, strengen altpreußischen Sinn mitgegeben, und nährte ihn durch eben so harte und strenge Erziehung. Da war Nichts von Nachsicht für geniale Unregelmäßigkeit, kein Streicheln und Beloben für anmuthige Aeußerung, da war nur militärisches Regiment, nüchternes Gesetz in drei Worten: Gehorsam, Ordnung, Fleiß. Was eine schwächliche Natur verkümmert hätte, Das festigte die starke Natur Immermann's; der Kern wurde zusammengehalten, ruhte und gedieh, wie der brachliegende Acker, und als der Hilfsmittel genug vorhanden waren, begann ein neues, fruchtbares Gedeihn aus der Tiefe des wohl geschonten Bodens. Früh zwar wollte der Drang zu Versen, der Reiz des Theaters sich äußern, aber

das preußiſche Schickſal brachte es mit ſich, daß Dies Alles Nebenſache blieb neben einer fürchterlichen Kriegszeit, daß es ebenſo, wie alle innere Welt des jungen Mannes, zum Zuwarten auf Reife genöthigt wurde; die Freiheitskriege gingen mit ihrer Thatenwelt darüber hin, Immermann ward erſt freiwilliger Jäger, er handelte erſt in allerlei Weiſe, ehe an eine geſammelte Produktion geſchritten wurde. Die durch den Krieg unterbrochene und nach dem Krieg wieder aufgenommene Studienzeit in Halle führte den alſo eigen gearteten Jüngling ebenfalls zu einer Stellung, die auffallend abwich von der Allgemeinheit. Das eingengeſetzliche Studentenweſen erregte ſeinen Widerſtandsgeiſt, er trat auf gegen Verbindungen und Komment der Studentenſchaft, er wendete ſich mit einer Schrift dagegen unmittelbar an den König. Dies war ſo gegen den allgemeinen Ton der Zeit, daß man dieſe Schrift auf dem Wartburgsfeſte verbrannte. Wer hätte vermuthet, daß ein Dichter, der altdeutſchen Dichtung zugethan, der mit Neigung romantiſcher Dichtſchule horcht, alſo modern aufgetreten ſey gegen praktiſches Altdeutſchthum! Gegen die Nachahmung alter Sitte äußert er ſich rückſichtslos als Student, und bei einer Nachbildung des alten Gedichts Triſtan und Iſolde überraſcht ihn der Tod!

Kommen wir nicht bei allen Menſchen, die wirkliche Charaktere ſind, gelegentlich an einen Punkt, wo ſie, die uns ſonſt Wohlbekannten, Wohlvertrauten, plötzlich räthſelhaft, befremdlich, unzugänglich, oft erſchreckend vor uns ſtehn? Dies iſt eben der perſönliche, der eigene Charakter, der an gewiſſen Punkten und Wendungen immer regellos vom Nebenmenſchen abweicht.

Immermann ward Juriſt, und kam bald nach den Weſtprovinzen Preußens, wo er, erſt in Münſter, dann von 1827 in Düſſeldorf, bis an ſeinen Tod verblieben iſt. Die erſte fruchtbare Periode ſeiner Schriftſtellerei geht bis zu dieſem Jahre, bis zur raſchen Abfaſſung des „Trauerſpiels in Tyrol.“ Seine Produktion begann vorzugsweiſe dramatiſch. Auf das Luſtſpiel: „Die Prinzen von Syrakus,“ welches 1821 erſchien, folgten Trauerſpiele: „Das Thal von Ronceval,“ „Edwin,“ „Petrarca,“ es folgte ein Band Gedichte, und ein romanhafter Band: „Papierfenſter eines Eremiten.“ — Der Eremit war ein von den Romantikern mit beſonderer Vorliebe erwählter Begriff. Dem Drama: „Periander“ folgte 1824 ein Luſtſpiel: „Das Auge der Liebe,“ voll Geiſt und Poeſie, und auch faßlicher, darſtellbarer, als die unpraktiſchen Luſtſpiele, wie ſie die Romantiker im Gegenſatz zur ſogenannt unromantiſchen Welt gaben. Es war Heine vorbehalten, die Göthe'ſche Geheimkunſt wieder aufzunehmen, daß aller, auch der gegenwärtige Zuſtand, nicht

blos der Hauch des vergangenen, poetisch reizend anzufassen sey. Immermann, später ein persönlich treuer Freund Heine's, versuchte im „Auge der Liebe" mit großer Feinheit einen Uebergang zum lebendigen Leben; das Stück ist auch hie und da gegeben worden, und nach einer von außen veranlaßten Unterbrechung ging er weiter auf diesem theaterpraktischen Wege, und bearbeitete einen grausam interessanten Stoff: „Cardenio und Celinde," mit vieler Glut. Es ist mir nicht bekannt, ob man die Aufführung des Stücks versucht hat, und ob blos das erschreckende Handeln darin abgeschreckt hat. Jene Unterbrechung waren Pustkuchens „Wanderjahre," der Angriff auf Göthe vom orthodoxchristlichen Standpunkte. Immermann hatte sich niemals der romantischen Art so hingegeben, daß ihm nicht Göthe edler und höher, denn Alles, geblieben wäre; das Weimar'sche Theater, ein Abbild Göthe'scher Art, was er von Halle aus besucht, blieb seinem Sinne unverrückt ein Ideal, er zog jetzt auf der Stelle sein Schwert gegen Pustkuchen, und schrieb das „Trauerspiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten." Diese Parteinahme machte ihn bekannter, als seine Dramata es vermocht hatten, deßhalb und des ganz modernen, aller Welt zugänglichen und interessanten Stoffs halber fand sein „Trauerspiel in Tyrol" den lebhaftesten Antheil. Es drang nicht völlig durch für Ruhm des Dichters und Freude des Publikums, weil er das historische Interesse darin zu ökonomisch vertheilt und den poetischen Begeisterungsdrang in kein überwältigendes Ensemble gedrängt hatte; — wahrscheinlich gewinnt es, wie herbes Obst, mit der Zeit an Wohlgeschmack, je weiter wir uns von den wirklichen Vorfällen in Tyrol entfernen, und je weiter das sanguinische Verlangen entweicht, ein Kunstprodukt eben so leidenschaftlich wirken zu sehn, wie das politische Produkt gewirkt hatte.

Dennoch waren alle Diejenigen, welche der literarischen Geschichte mit Aufmerksamkeit zusahn, eines immer lebhafteren Aufschwungs gewärtig, den das Immermann'sche Talent nehmen und den die gesteigerte Theilnahme des Publikums begleiten würde. Sie irrten sich. In der dramatischen Schriftstellerei, welcher Immermann zunächst treu blieb, brachte er es durchaus zu keinem entschiedenen Erfolge; von den Lustspielen gewann nur ein kleines: „Die schelmische Gräfin," dauernden Platz auf der Bühne; mit einem größeren: „Die Verkleidungen," probirte man es umsonst. Besonders Biedenfeld, der damals das Breslauer Theater leitete, machte es sich zum Geschäft, Immermann auf die Bretter zu bringen: man mußte ihm zugestehn, daß diese „Verkleidungen" z. B. munter und bunt, und natürlich geistreicher seyen, als die Komödien der Routiniers, welche das Repertoir füllen. Aber sie faßten nicht. Der

Reiz des Vorgangs war nicht ſtark genug; er war nicht ganz ſo blos theoretiſch, wie bei der romantiſchen Schule, aber er war auch noch lange nicht praktiſch genug. Der Fluch bloſer Studie war nicht wegzubringen von Immermann's Dramen; ſelbſt die Ausgelaſſenheiten, die Zweideutigkeiten jenes Luſtſpiels wären kein Hinderniß geweſen, hätte ſich eine Lebensmacht darin entwickelt. So war's mit „Kaiſer Friedrich II.," dem tüchtigſten Stoffe jener Immermann'ſchen Arbeiten: das Kaiſerbild war vortrefflich, aber das pathologiſche Leben drum und dran unerquicklich; die Shakespeare'ſche Studie erweckt keinen lebendigen Antheil. Obwohl dieſe Tragödie der Raupach'ſchen Hohenſtaufen-Zuſchneiderei unendlich überlegen, ſo konnte ſie ſich doch keinen Sieg bewerkſtelligen über jene Uebungspraxis. Das lag an tauber Theaterleitung ſowohl, wie an Immermann, der zwiſchen Shakespeare, Goethe, Schiller, und Tieck keine ausgeprägte Selbſtändigkeit im Drama zu geſtalten wußte. — „Die Schule der Frommen", „der Karneval", „die Somnambule" wurden gar nicht beachtet, und es bedurfte des Platen'ſchen Angriffs und Immermann's maſſiver Antwort 1829 in: „Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Kavalier", um wieder eine lebhaftere Beſprechung zu erregen.

Anfangs der dreißiger Jahre trat er mit einer Trilogie: „Alexis" — Sohn Peters des Großen — auf, die man nicht einmal um der Studie willen vernachläßigen konnte, denn es war keine Aehnlichkeit, noch weniger eine Nachahmung ſichtbar, es war ein eignes, kräftiges Werk kühner Kompoſition, nachdrücklicher Charakteriſtik. Und doch folgte ihm kein lebhaftes Zeichen des Beifalls, noch weniger eine Bewegung tiefer, erregter Theilnahme. Hätte Das blos in der ungünſtigen Zeitrichtung gelegen, die damals nur politiſchem Intereſſe zugeneigt war? Oder gar in der literariſchen Parteiung, die damals lebhaft aufſtand, und welcher Immermann fremd war? Nein; es lag an Immermann's Produkten: es war in dieſen kein bezwingend Element. Die Mythe „Merlin," welche er gleichzeitig mit dem Alexis gab, entwickelte ſogar am tiefſten des Dichters innerlichſtes Leben; aber es geſchah Dies in Anknüpfung an die längſt abgebrauchten, altromantiſchen Themata vom Gral und Artuskreiſe: wer wollte an dieſe erſchöpfte Szenerie noch einmal die Kunſt geknüpft ſehn, deren Tröſtung man näher und deutlicher wünſchte!

Natürlich mußte ſolche Fruchtloſigkeit einen Mann erbittern, der ſich ſtarker Gaben bewußt war. Man glaubte es allgemein, aber „erbittern" ſagt zu Viel. Immermann wurde herb, nicht gerade bitter; im Gefühle ſeiner Kraft glaubte er ſich nun berechtigt, auch einſeitig wegzuſtoßen,

was ihm Schritt und Durchgang behemmte; maaßvolles Trachten nach poetiſcher Wahrheit ſchien ja Nichts zu gelten! Fortwährend, als Jüngling, wie als Mann, war er verdeckt worden durch größere, glücklichere Talente, beeinträchtigt durch einſchmeichelndere. Jene hatten den alten Herrn, die breit Schatten werfende Eiche noch an der Spitze: wenn Göthe der Menſchheit Myſterien poetiſch deutete, ſo war Das, was Immermann's beachtenswerthes Talent in ähnlicher Weiſe gab, wohl kritiſcher Theilnahme würdig, hatte aber keine lebhafte Auszeichnung zu erwarten. Im romantiſchen Spiele war der leichter beſchwingte Ludwig Tieck viel glücklicher, und Immermann's ſtärkeres Korn, Göthe gegenüber nicht ſtark genug, ſchien hier mit der Stärke hinderlich zu ſeyn. In aller Geſangsdichtung nahm Uhland alle Vorliebe hinweg, und daneben erſchien Immermann's Vers nicht weich und muſikaliſch genug. Im phantaſtiſchen Erfindungsreiche erlebte Jean Paul's halb bürgerliche, halb überſchwengliche Miſchung eine allen Formenſinn überflutende Theilnahme. Immermann's reinlicher, ſtrenger Formenſinn konnte nur widerwillig die Jean Paul'ſche Epoche anſehn, und ſich zu Rückert's haltlos redſeligem Verſifiziren faſt nur ſpöttiſch verhalten. Solche Lage mußte herb ſtimmen; man läugnete nicht, daß in Immermann reichliche Symptome ſtarker Potenz ſeyen, aber man fand ſich nicht veranlaßt, ſie als entſchiedne, einzige Vorzüge auszuzeichnen. Ihm und manchem Literaten war es natürlich, Dies liege nur an der Situation, nicht an ihm. Da ſtarben die Herrſcher hin: Jean Paul zuerſt, und Göthe auch; Tieck zeigte ſich verſtört von den Zumuthungen halb poetiſchen, halb politiſchen Ungeſtüms. Jetzt ſchien Raum zu werden für Immermann, aber der Geſchichte ſeines Wachsthums halber bezog er die Zumuthungen an Tieck auch ärgerlich auf ſich; was ihn bisher am Erfolge gehindert hatte, das Verharren im Kreiſe der Vorbilder, Das ſchien er nun in ſtörriger Ritterlichkeit auch zur Schranke für Gegenwart und Zukunft aufzuſtellen. Tieck, von der Miſchung neuer Zeit gepeinigt, ließ unmuthig auch keinen Beſtandtheil der Miſchung gelten, und zog Befehdung wie Verunglimpfung über ſich zuſammen; Immermann, ſeiner unergiebigen Rolle getreu, meinte Daſſelbe thun zu müſſen, obwohl er viel lebhafteren Muth hatte, obwohl ihm jene Beſtandtheile geläufig, und eine kräftige, eigne Verarbeitung ihm wohl erreichbar waren. Herbe geſtimmt, vergaß er, daß er mit Heine gemeinſchaftlich gegen Platen's leere und bloſe Form gekämpft, und darin eine gute Brücke zu den Neigungen der Zeit für ſich ſelbſt geſchlagen hatte. Ganz im Uebelſtande ſeiner Laufbahn, die einen eignen Mann nicht eigen auftreten ließ, beſchrieb er an dieſem Wendepunkte ſeiner Zeit und ſeines Schickſals

eine Reise durch Deutschland, und dies „Reisejournal", was er ärgerlich nur für seine Vergangenheit zu schreiben glaubte, ward die Einleitung seiner erfolgreicheren Zukunft. Wir wollen dabei länger verweilen, weil es die besten und verschiedensten Lichter auf seinen Gedankenkreis und Charakter wirft.

Im Kölner Dome findet er eine Befreiung von der Vollblut-Romantik, und spricht sie in folgenden Worten aus, ohne die Konsequenz davon sich selber auszubilden: „An dem Dombilde fiel mir diesmal die Philisterei in allen Köpfen auf. Höchstens kann man die Maria von diesem Tadel ausnehmen. Nur sie hat in ihrer Demuth allenfalls eine Ahnung von dem Geheimniß gehabt, welches sich in ihrem unschuldigen Schooße entwickelte. Die heiligen drei Könige, St. Gereon, St. Ursula, benehmen sich bei der Sache, wie bei einem Auftritte gewöhnlichen Schlendrians. Indessen ist in dieser Beschränktheit, welche die altdeutschen Sachen fast durchgehends zeigen, eine ächte Anschauung. Vielleicht gaben sie ein Gefühl, welches dem Geiste des sogenannten Urchristenthums am nächsten steht." —

— „Die Natur macht noch wenig Eindruck auf mich, ich habe das schwärmerische Versenken in das todte Zeug satt. Die Rheinlandschaft steht weit über Gebühr im Preise." — „Die Menschenwelt ist meine Welt. Wie ich in vielen Dingen altfränkisch bin, so habe ich auch das etwas abgekommene Gefühl der Cinquecentisten. Die Gruppe bleibt mir Hauptsache, Strom, Fels, und Wald sehe ich als Nebenwerk an. Dafür sich schmachtend zu begeistern, verräth immer etwas Hysterie oder Schwäche."

Fort, ruft er, mit Theegewäsch, Empfehlungswesen und dergleichen Reiseapparat, der Nichts blank und charakteristisch sehen läßt. „Wenn ich wandre, so ist der Geldbeutel mein Empfehlungsbrief, der Lohnbediente mein Freund, die Straße mein Sozietätssaal. Was ich so sehe, Das habe ich wenigstens gesehen."

Seiner bisherigen Karriere zuwider, seinem Naturell gemäß, dringt er überall auf's Praktische und ist gegen das Theoretisiren. Beim Frankfurter Kunstverein zeigt er sich sehr zufrieden, daß er, wie der Düsseldorfer, auf dem empirischen Grundsatze beruhe. „Diese neuerdings an vielen Orten entstandenen Vereine sind sehr heilsam, wenn sie sich darauf beschränken, mit Empfänglichkeit und bereiten Mitteln überall einzugreifen, wo Etwas aufkeimen will, oder erblüht ist, während das Bestreben, aus dem Nichts durch Theorie, philostratische Gedankenbilder und Preisaufgaben ein artistisches Jahrhundert zu schaffen, nur zu Windgeburten führen kann, wie berühmte und betrübte Beispiele lehren.

Die Kunst verfällt und hebt sich nach ihren eignen eigensinnigen Gesetzen, und die Wirkung auf sie von außen durch Philosophie, Aesthetik, und Archäologie ist eine illusorische."

Ueber Schauspielerei, wie wenig er praktisch dafür zu schreiben gewußt, war er sehr aufgeklärt, und hierin hat er ganz praktisch eine überaus tüchtige Fähigkeit an den Tag gelegt. In Düsseldorf hatte er mit gebildeter Strenge, mit klugem Fleiße, und unter Beihilfe geringer Mittel ein Schauspiel zu Stande gebracht, wie es selten in einer großen Hauptstadt zu finden ist; er hatte sich dergestalt darin bewährt und ausgezeichnet, daß die Redensart von dichterischem Ungeschick in Theaterleitung völlig zu Schanden geworden war. Er fügte sich unter passender Auswahl dem Bedürfnisse des Publikums, was seine geistige und poetische Fähigkeit nicht alle Abende angestrengt sehn will im Theater, er hielt dabei streng an der Absicht, zu Feinerem und Edlerem aufzuleiten, auch das Ungewöhnliche mitunter zu versuchen, der Kulissenpedanterie nicht immer zu weichen. Er war dazu raschen, klaren, bestimmten Urtheils, energisch zu Maßregeln, sinnig für Eigenthümlichkeit, er setzte den Werth des Spiels in das Ensemble und in eine regelrechte Schule. „Seit man in den unglücklichen Wahn verfallen ist," sagt er, „den Schauspieler aus einem Instrumente des Dichters zum selbständig Produzirenden zu machen, haben wir keine Schauspieler mehr." —

— „Warum hasse ich die Gelehrten? — Ich hasse sie nicht, aber sie verstehen meist nur die Genossen ihrer Gilde, und deßhalb ist ihre Nähe in der Regel unerfreulich. Daß es zwei Reihen von Naturen gibt, deren eine mit ihrem Erleben, Erleiden, glücklichen Tasten und Finden gerade so viel Recht hat, als die andre, erlernende, bleibt ihnen ein ewiges Räthsel, und wie Viel sie selbst der sogenannten Ignoranz verdanken, wissen sie noch weniger. Am erträglichsten sind sie noch, wenn sie sich ganz im Fache halten; nun aber hat sich auf der Spitze unsrer Kultur ein gewisser philosophisch-ästhetischer Jargon ausgebildet, der für alle Mißverständnisse das bereiteste Mittel darbietet. Dessen pflegen sie sich auch wohl zu bedienen, um über Dinge zu reden, von denen sie nicht das mindeste Gefühl haben. Und dann ist die Fortpflanzung gränzenloser Irrthümer unter der Aegide eines anmaßlichen Schulwissens gleich zur Hand."

„Der einzelne Mensch läßt, wenn er sich da und dort müde gesucht hat, wohl auf einmal das vielgespaltne Unwesen fahren, und bewegt sich später dann mit den durch die frühere Anstrengung gestählten Sinnen nur im Kreise des Nächsten und Nothwendigsten. Daß etwas Aehnliches in Beziehung auf das jetzige und künftige Geschlecht eintreten werde,

ſagt mir eine Ahnung. Wenn die Taglöhnerarbeit der Gegenwart ſich erſchöpft haben wird, dann mag wohl plötzlich eine neue Menſchheit, einfach, ſchön, in ſich zuſammenhangend, daſtehn; der aufgeſpeicherte Wuſt iſt vergeſſen, und nur mittelbar bleibt die Wirkung im vermehrten Blut und Nervengeiſt ſichtbar."

Seinen Widerwillen gegen die Theorie führt er noch weiter aus: „Ich behaupte, daß den Naturen, die ſich der Abſtraktion ergeben, die Gewalt der Wirklichkeit ewig fremd bleiben wird. Was ſie ſo nennen, iſt ſie gar nicht, ſondern ſchon ein abgezogener Begriff; daher denn auch die Fehlſchüſſe der Philoſophen, wenn ſie über etwas Einzelnes, Vorliegendes urtheilen, ſo alt ſind, als die Philoſophie. Unternimmt es nun gar ein Syſtem, ſich an die Stelle der Realien zu ſetzen, ſo müſſen die eigenſten Wirkungen entſtehn. So lange die Abſtraktion ſich in ihrer Dignität erhält, wird ſie eine Menge Verknüpfungen vornehmen, welche aber, die Wahrheit zu ſagen, nur imaginäre ſind. Und wo ſie das nicht ſind, da wird ſich die Arbeit des Geiſtes in einem unabläßigen Nivellement zeigen. In der Geſchichte wird man daher Feindſchaft ausüben gegen Alles, was That, Charakter, Perſönlichkeit heißt; wir werden dort in die Geſellſchaft von lauter Neutris gerathen, und die Sache wird ungefähr auf eine Erzählung der Kulturverhältniſſe hinauslaufen. Da aber Sitte und Recht das retardirende Moment in der Weltgeſchichte ſind, ſo wird ſich nicht einſehn laſſen, wie überhaupt ſeit der Schöpfung Etwas habe geſchehn können, wenn jene beiden von ſo vorherrſchender Wichtigkeit wären, oder mit einem Gleichniſſe: es iſt, als wenn Einer immerfort Flaſchen ſpült, ohne je den Wein aufzuziehn. — Wendet ſich das panſophiſtiſche Syſtem gegen die Aeſthetik, ſo zieht es dagegen vor, um in dem Flaſchengleichniß zu bleiben, den Wein auslaufen zu laſſen, und die leere Bouteille zu verkaufen. Die Schönheit nämlich, die wirkliche, hat den Tic, thöricht, kindiſch, und hilflos zu ſeyn. Sie wendet ihre Neigung daher dem Gefühle zu, und wenn die Sachen ſich richtig verhalten ſollen, ſo behüten Verſtand und Vernunft nur das Rendezvous. Der Panſoph, oder Panſophiſt, würde aber dergleichen Zumuthungen als Verführungen zu alberner Unſittlichkeit verächtlich abweiſen. Er hat das Gefühl als eine weibiſche Schwäche, ſoweit es angehn will, bei ſich getödtet; ſoll er mit der Schönheit Etwas zu thun haben, ſo muß ſie ſich auf ein nordamerikaniſches Kontraktverhältniß mit ihm einlaſſen, und es dürfen von einer und andrer Seite nur die ausdrücklich verbrieften Artikel prätendirt werden. Hier wird nun der Gang etwas dunkel, erſt das Reſultat iſt wieder klar. Es kommt nämlich zu einem ſelbſtändigen Gedanken-Kunſtwerke, welches auf

keine Weiſe an Das erinnert, wovon reden zu wollen es anfangs den Schein gezeigt hatte. Die eigentlich nützliche Folge eines ſolchen Syſtems wird vermuthlich die indirekte ſeyn. Daß die Abſtraktion ſich endlich in Verzweiflung auf die Dinge ſelbſt ſtürzen mußte, daß alſo die neueſte Wendung derſelben eine vollkommen nothwendige war, wer wird es läugnen? Nur findet Dies in einem andern Sinne ſtatt, als die Anhänger meinen. Die Dinge werden ſich, von dem Angriffe im Innerſten erſchüttert, auf ihre Natur und Würde beſinnen, ſie werden die Breitſchläger und Chemiker mit Macht zurückwerfen, und dann, mithin allerdings in Folge jener letzten Anſtrengung ihrer ewigen Feindin, dem Geiſte der Menſchen, an vielen Stellen näher treten, als ſonſt. Wir gehn gewiß auch in dieſer Beziehung einer Weltepoche entgegen, von deren Form kein jetzt Lebender einen Begriff hat. Warum ſollt' ich mich nicht unterſtehn, es zu ſagen? Es iſt doch Nichts in den Vorſtellungen der Menſchen, was nicht irgend einmal ſeine Realität gehabt hätte. Hat nun das Paradies verſchwinden können, von dem ſo viele Ueberlieferungen reden, weßhalb ſoll denn die Philoſophie ewig leben? Ich ſehe davon die Nothwendigkeit nicht ein. Nämlich Das, was im patentiſirten Verſtande bisher ſo geheißen hat."

Solchen Gedankengang anwendend, zeigt er ſich im Speziellen der liberalen, beſonders ſüddeutſchen Epoche durchaus abgeneigt, ſpricht dem Monarchismus in aller Geſtalt allein Recht und Erquickung zu, und findet in der neuſten Geſchichte bis jetzt „Nichts weiter, als den Verweſungsprozeß des Alten. Die ſogenannte konſtitutionelle Freiheit iſt ein ſehr vorgerücktes Stadium in demſelben." Für Deutſchland findet er die neue Lehre von beſonderer Gefahr, weil das Chriſtenthum bei uns am tiefſten eingedrungen und unſer Weſen ſelber ſey, mit ſeiner Richtung zur Perſönlichkeit und Individualität. Ein Dutzend Deutſcher gebe zwölf verſchiedene Sinnesarten.

Ergänzen wir uns die alſo deutlich ausgeſprochene Figur noch durch einige literariſche Anſichten! Wir haben geſehn, daß er ſo viel Arbeit unfruchtbar auf das Drama verwendet, und können es als einen Abſchnitt in ſeinem Leben anſehn, wenn er ſich plötzlich entſchieden gegen alles deutſche Dramatiſiren ausſpricht, wie folgt. Er hat auch ſeit der Zeit, in den letzten acht Lebensjahren, nichts Dramatiſches mehr geſchrieben.

„Man hat ſich den Kopf darüber zerbrochen, warum es bei uns mit der Bühne nicht flecken will, warum ſelbſt ein großes Talent, wie Schiller, ſogar in ſeiner Blüte nur ſo neben Iffland und Kotzebue und Abällino galt, kein Typus, keine Schule durch ihn entſtand, und das

Theater nach wenigen Festtagen, die es hin und wieder hat, immer wieder unter die Botmäßigkeit der Handwerksköpfe sinkt. Der Grund ist höchst einfach. Wir sind kein dramatisches Volk. Die Bühne spiegelt stets die Lebensformen einer Nation ab; sind also diese groß, oder nur öffentlich und plastisch, so wird die Nation ein großes oder wenigstens ein nationell-festes Drama erhalten. Wir haben aber Nichts von Allem Dem, wir sind Metaphysiker oder Hausleute. Darum bleibt es wahr: das enge, weinerliche Familiengemählde ist unsre einzige naturgemäße Art. So lange sie vorherrschte, war das Interesse an den Brettern verbreitet. Als der erweiterte Sinn sich damit nicht mehr begnügen konnte, tauchte zwar manches Heroische, Mythische, Historische auf, es blieb aber immer nur ein schöner Fremdling, und gerade wenn die Poesie einzurücken Miene machte, zogen sich die Zuschauer zurück. Man braucht keine Nänie darüber anzustimmen. Die dramatische Form hat neben bedeutenden Vortheilen doch etwas so Scharfes, Einseitiges, Bornirtes, daß ein recht gründlicher Geist sie kaum zu seinem Organe wählen kann. Es wäre nur zu wünschen, daß die Besseren es endlich einsähen, und ein für allemal sich entschlößen, Herz und Sinn nicht an Fehlgeburten zu verschwenden."

Hiermit sagt er sich also völlig los von seiner Vergangenheit, die ganz und gar eine dramatische gewesen war. — Eben so scheidet er von der Antike: „Der universelle Einfluß der Antike auf unsre Kultur ist zu klar, als daß man darüber viel zu reden nöthig hätte. So viel steht bei mir aber auch fest, daß sie keineswegs, wie man gemeint hat, der beständige Ankergrund unsrer Bildung bleiben wird. Vielmehr möchte ich auf sie mit besserem Rechte anwenden, was Lessing sinnreich, aber falsch, von der Offenbarung sagte. Sie ist ein Lesebuch, der Menschheit zum Unterrichte gegeben, und manche Zeichen wollen verkünden, daß der Schüler jetzt an den letzten Blättern knittert. Und seltsam, daß jeder Irrthum, der die neuere Welt seit ihrer Gestaltung verführt hat, irgend einen Begriff des Alterthums als Mantel um sich hing, vom römischen Reiche deutscher Nation bis zu den Brutus und Cato's des republikanischen Frankreichs!"

Zorn und Drohung hatte Immermann zeigen wollen in diesem Reisejournale, und so nahm es auch abfällig die damals — 1833 — vorzugsweise liberal-politisch trachtende Welt auf. Er war aber zürnend und drohend dabei an die junge Welt herangetreten, denn er hatte deren Sprache geredet, die Sprache der eiligen Prosa, die im Augenblicke des Tumults keine künstliche Form zu würdigen und zu suchen weiß; er hatte deren Interessen, wenn auch ablehnend, erörtert, und wer

bespricht und streitet, der macht sich theilhaftig; er hatte den Ausdruck seiner Vergangenheit verworfen, er bekannte sich zu der herrschenden Form des Romans, und nachdem er in einem allerliebsten Mährchen, „Tulifäntchen", Abschied genommen von der freien, zur Gegenwart bezugslosen Dichtform, trat er auf, 1836, ein ganz neuer Mann mit dem Romane: „Die Epigonen". Die Wandlungen umgestaltender Zeit, das wirklich lebendige, Allen ersichtliche Leben wurden zum poetischen Ganzen geläutert darin dargebracht. Von hier an begann für ihn eine zweite Jugend; er war in den Antheilskreis des laufenden Lebens getreten, ein geprüfter, vielgeübter Mann; er stellte sich dar als einen thätigen, schöpferischen Vermittler literarischer Vergangenheit und Gegenwart. Aufmunterung und Theilnahme des Publikums drängte sich nun von allen Seiten zu ihm; die auch bei den Epigonen auftauchenden Vorwürfe als gegen eine Göthe'sche Studie, welcher der Wilhelm Meister anzusehen sey, verhallten wirkungslos vor dem entwickelten Reichthume einer in Sitte und Gedanke wechselnden Welt, die noch nirgends so mannigfach, so fein, so echt perspektivisch dargestellt und doch in der unabhängigen Romanform selbständig gefesselt war; frischer Lebens- und Schaffensmuth erfüllte dem Dichter das Herz, der nun den Punkt der Wechselwirkung mit seiner Nation getroffen hatte. Allerlei Heiterkeit ward in ihm geschäftig, er ging lachend an einen Nationalwunsch, der immer unerfüllt geblieben war, an die Abfassung eines komischen Romans. „Münchhausen" wurde der lockende Titel und Stoff. Vortreffliches gelang darin, wenn auch das Ganze noch nicht vortrefflich war, und der Autor sich oft zu lange bei Verspottung einzelner Zeitauswüchse aufgehalten, den Helden und Mittelpunkt des Romans zu beiläufig und vagabundisch gestellt, und am Ende nothgedrungen der Nebenszenerie und Nebenpersonen geopfert hatte.

Immermann war mitten in Abfassung dieses Buches, als ich ihn zu Düsseldorf kennen lernte. Der Frühling 1839 brach hervor, es wurde schon grün um des Dichters Gartenwohnung, die er mit einer Freundin weit abgelegen von der Stadt inne hatte. Zuerst hatte ich ihn gesehn, wie er im Assisensaale saß, angethan mit der schwarzen Gerichtsrobe, breit, voll, und mächtig, wie ein lebenstüchtiger, wohlgesetzter Mann. Der Kopf, mit dünnem Haar umsäumt, stark, kantig, von gesunder Farbe, saß auf dem Talare, wie der Kopf eines Dogen von Venedig, der um sich reden läßt und ohne Worte sagt, daß doch in ihm nur Macht und reife Entscheidung ruhe. Auch daheim über behäbigem Hausrocke lockte der massive, Walter-Scott-artige Kopf immer wieder zu neuer Betrachtung. Die Abstrakten finden gewöhnlich in Scott's starkem

Digitized by Google

Kopfe nur ein Pächterweſen: ihnen ſind die breiten, ſtraffen Flächen leer, auf denen nicht Gedankenzüge abgebildet ſtehn. Die romantiſche Erfindung aber aus dem ſcheinbar Leeren ſteht darauf, die wohlige, ruhige Natur, die da Zeit hat und Zeit läßt, unſcheinbare, reale Dinge ſinnig zu betrachten; der ſtarke Dichter breitet ſich darauf, der an das Intereſſe ſeiner Erfindung wirklich glaubt, und darum ſo viel Intereſſe weckt. Immermann's Kopfformen waren gedrängter und ſtrammer, wie er denn auch trotz aller Befehdung ſyſtematiſcher Philoſophie ein ganz tüchtiges Gedankenrüſtzeug in ſich beherbergte. Ach, er war ein gar ſeltner, voller Mann, der von geſunder Körperwohligkeit und Tüchtigkeit aus alle Seelenkräfte behaglich ſpielen ließ, der Gegenſtand, welcher ſich dazu bot, mochte ſeyn, wie er wollte. Der niederſächſiſche Eigenſinn hielt ihn allerdings mit ſtarken Tauen feſt an Vorliebe und Meinung, welche hiſtoriſch mit ihm aufgewachſen waren; er hatte, wie Dr. Luther, dem er vielfach glich, ſtarke eichene Balken um ſich aufgeſchichtet, die er nicht wegräumen wollte, auch wenn er zugeſtand, daß ſie manche Ausſicht beengten. Aber es ſprang auch in dem ſtarken Geſtein ſeines Weſens, wie in Dr. Luther's, ein unverſiegbarer Quell poetiſcher Wonne, der ſich mit ſüßem Waſſer über das Herbſte verbreitete. Eben erſt hatte das große blaue Auge zornblitzend drein geſehn, wenn von einer ſeiner zahlreichen Antipathien die Rede ging, und gleich darauf, nachdem ſich das Zornthema wie ein über den ganzen Himmel grollendes Gewitter in Blitz und Schlag ergangen hat, brach ſich die Mitte des Himmels, das liebliche Blau trat hervor, breitete ſich rings nach allem Horizonte mit wundermilder Macht, man glaubte Luther's Flöte zu hören, und es ward Alles wohlthuend und lieblich.

Die erſte Begegnung mit ihm hatte für mich einen beſondern Reiz durch die Lage der Parteien, die wir zu repräſentiren, und doch, da ſich überall bereitwillige Zeichen der Vereinigung gemeldet, milde und verſöhnlich zu repräſentiren hatten. Er die hiſtoriſche Entwicklung durch Göthe und die Romantiker hindurch, ich die moderne, gegen welche ſich Immermann früher ſo feindlich ausgedrückt, und welcher er ſich ſpäter doch in der That, in der Produktionsthat, ſo ſehr genähert hatte. Es war glücklicherweiſe eine Brücke vorhanden zwiſchen uns: ich hatte ſtets auf den urſprünglichen, unverwüſtlichen Kern Immermann's hingewieſen, als er noch ganz böſe mit der Gegenwart grollte; ich hatte immer behauptet, dieſer Kern werde ſich noch einmal auch der Gegenwart erquicklich entfalten; ich hatte ſeine Epigonen am lebhafteſten und zuſtimmendſten begrüßt. Bei alledem meinte er, wie ein alter König mit Schwertgeraſſel an eine Friedensunterhandlung gehn zu

müſſen, und er entledigte ſich in der erſten halben Stunde nur aller Vorwürfe gegen die junge Welt. Die Fragen und Ausſprüche gruppirten ſich um einen beſtimmten Zweck, um eine große, die Parteien unter beſtimmten Grundzügen vereinigende Zeitſchrift, die ich errichten wollte, ſobald die Kämpfe mir dafür genügend ausgefochten ſchienen. Dadurch ward mir die Behauptung eines abweichenden Standpunktes erleichtert: die Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs, die hiſtoriſche Abſicht der Journaltendenz drängte ſich vermittelnd zwiſchen die Gegenſätze, welche Keiner verleugnen wollte. v. Uechtritz, ein im literariſchen Raiſonnement ſehr geübter und ergiebiger Autor, half den Gegenſatz auf höhere Fragen leiten, und Immermann, ein deſpotiſcher Herr, ſtand ab von dem Sturmverſuche, mit ſeiner Anſicht jede andere aus dem Felde zu werfen. Er verbreitete ſich nun milder über allerlei Richtungen und Perſonen, denen Anſpruch darauf gebühre, die lebende Literatur des Vaterlandes repräſentiren zu helfen, und zeigte ſich dabei doch ungeſchwächt raſchen, klaren, beſtimmten Urtheils, energiſch zu Maßregeln, ſinnig für Eigenthümlichkeit.

Am folgenden Tage ging ich mit Immermann einige Stunden in den baumreichen Anlagen um Düſſeldorf ſpazieren, um Pempelfort her, wo Fritz Jakobi gewohnt hatte, und wo im vorigen Jahrhundert ſo wichtige Leute oft zuſammentrafen: Göthe in ſeiner Jugendfriſche war hier mehrmals eingekehrt, Lavater war zu Gaſt gekommen, Heinſe war lange Zeit Hausgenoſſe oder Hausfreund geweſen. Es ſpielt jetzt keine Literatur mehr darin, und Immermann meinte, dieſe weichliche, philoſophiſche Art würde ihm auch wenig Erquickung gewähren, wenn ſie noch beſtünde. Sein herriſches Naturell entfernte ihn leicht von geſelliger Regelmäßigkeit und geſellſchaftlichem Austauſche. Wie jeder ſtarken Natur, war ihm das Hemmniß der Mittelmäßigkeit läſtig, was bei größerer Geſellſchaft in's Geſpräch eintritt, und herrſchluſtig ging er ohne Rückſicht durchſprechend darüber hin, rückſichtsloſer, als die geſellige Form es durchſchnittlich wünſchen mag. Ich hatte ſo eben die traurige Nachricht geleſen, daß Gans in Berlin geſtorben ſey, und theilte ſie ihm unter Wehklagen mit. Seine Gleichgültigkeit dabei verletzte mich, das Verſchiedenartige beider Charaktere ſtand mir nicht augenblicklich vor dem Sinne, und Immermann's Strenge bei Todesfällen, die ihn nicht beſonders nahe angingen, war mir überraſchend. „Todt?" ſagte er beinahe gleichgültig vor ſich hin, „todt?" „Wie ſchauerlich", ſetzte er ſtehen bleibend hinzu, „ſolch Einen für immer ausſtreichen zu müſſen, an den man ſo oft gedacht beim Leſen und Schreiben dieſes oder jenes Wortes, Gedankens, Gegenſtandes! Es war nicht mein Mann! Dieſe

Berliner raisonnirende Art, halb professorisch-hegelisch, halb französisch-äußerlich, mag ich nicht leiden! Das baute sich auf hochtrabend in der Schrift mit lauter formellem Plunder, und Seele und eigner Gehalt fehlte doch um und um. Wie können Sie Das Styl nennen, was nur aus den Fetzen der Zeit zusammengetragen ist, und alles eignen, Etwas ausgebenden Marks entbehrt! Styl! meinetwegen Styl, wenn das prätentiöse Zusammentragen von Zeitmaterial damit einen Styl macht, daß es sich in steifer Leblosigkeit aufschichtet. Erwarten Sie doch nie und nirgends etwas Erquickliches von dieser impotenten Abstraktionsbande, die sich mit Latten und Rüstzeug in der platten Haide aufbaut, und klappert, und hämmert, und wirthschaftet, als müßte ein unerhörter Pallast zum Vorschein kommen; — sieht man näher zu, so ist inmitten der Gerüste absolute Leere, und wenn ein Haus werden soll, so müssen wir hintreten, den Lattenspektakel wegreißen, und an die Arbeit gehn. So diese Kärrnerei an dem weitschweifigen Journale, was sich diese Helden des undeutschen Kauderwelsch zusammenschleppen, — just als wenn Kärrner, die ihre Fracht langsam von einem Orte zum andern durch Massen vorgespannter Pferde schleppen lassen, ihre großsprecherischen Gespräche in einem neuen Jargon führten! Weil sie nebenher gegangen sind, mit der Peitsche geknallt, Vorübergehende mit Grobheit angefahren haben, thun sie, als ob Handel und Wandel und alle endliche Existenz des Landes durch ihre erstaunliche Bemühung allein erhalten würde, und als ob sie Ungeheuerliches zu Wege brächten. Sie sind noch jung, und lassen sich noch von dieser Charlatanerie täuschen; war mir doch die Lärmtrommel und Pfeife Ihrer jungdeutschen Kameraden, die mich doch was geärgert hat, angenehm, wenn ich sie neben das Schrillen, Quietschen und Quetschen dieser Pansophisten halte. Sie wollten doch was erfinden, und setzten dazu den Menschen und die ganze Menschheit in Kontribution, und strampelten mit Hand und Fuß, und setzten, koste es was es wolle, Herz, Sinne, und Geist in Bewegung; — nun, es war toll, aber es kam doch hie und da von Fleisch und Blut zu Fleisch und Blut, aber jene Gattung ist ja der Tod aller Poesie, und noch dazu der langweilige Tod! Auf dem dürrsten Gaule, den uns Gott gegeben, geht's immer abwärts und abwärts von all der strotzenden Offenbarung, in der wir schwelgen können Tag und Nacht; der Rücken des Gauls ist jenes Formellineal, wovor ein ehrlicher Mann blaß wird; — verderben wir uns nicht den Frühling mit Winterbildern." —

Sie sind zum Historiker verdorben. —

„Gott sey Dank! ich bin ein Poet! mein Herz ist voll, und empfängt noch allständlich; die ausgerechnete Rechnung jener Lattenmänner,

was ich Alles, begriffsmäßig und absolut berechnet, seyn könnte, sticht mich nicht mehr als eine Bettfeder, die ich ausreiße. — Dabei fällt mir ein, der Matador dieser Leute, ein Matador, weil er doch noch etwas ganz Anderes ist, als Spinngeweb, David Strauß war vor einiger Zeit hier, und wir krochen damals auch hier herum um Pempelfort." —

Ruhiger und genauer ging er auf diesen ein, und auf die Christenthumsfrage. Er respektirte so viel Kenntniß, und hob hervor, daß Strauß nicht im philosophischen Formelwesen stecken geblieben sey, und eben darum was ausrichte. Immermann war, wie jeder Dichter, voll starker religiöser Momente; der Tradition gegenüber hielten sie sich leidlich frei ihrem Wesen nach, und gestatteten ihm die dreisteste Spekulation über Weltalter und Zukunft; in Form und Wort hegten sie mancherlei Pietät. Aber auch Dies mehr wie ein lieblich Spiel. Seinem festgenieteten Wesen nach, was historisches Herkommen und vererbte Vorliebe wie einen großen poetischen Reiz umklammerte, würde er sich, trotz aller Freiheit, unfreundlich, ja spöttisch zu jeder neuen Religionsspekulation verhalten haben. Daß er selbst in den Händen von Strauß die Religionswendung nur für ein einseitiges Prüfungsstadium hielt, war bei ihm und seiner Geringschätzung blos philosophischer Hilfsmittel natürlich.

Am dritten Tage machten wir eine Landpartie über den Rhein hinüber, nach einem alten Schlosse und alten Garten aus reichsfreier Zeit. Er scherzte voraus und hinterher über sein Interesse daran, denn in der That, was sich davon sichtbar darstellte, war sehr mittelmäßig, und der Weg bis dahin nicht minder. Dergleichen war aber dem Epigonen- und Münchhausenerfinder von großem Werthe, und „im Städtchen auf halbem Wege," setzte er hinzu, „finden wir eine Wirthin, die sich auf Küche, Keller, und Leibesnahrung versteht!" Die Gaben der Erde schätzte er mit Einsicht, und der breitschulterige, geräumige Mann war, wie Göthe, von gar gesunder, Viel verbrauchender Leibesbeschaffenheit: das fließende, interessante Wort, was ihm stets zu Gebot stand, es wuchs zu üppigstem Reichthume bei Mahlzeit und Anregung. Er war nur von Mittelgröße, machte aber, besonders wenn er hinter dem Tische saß, den Eindruck eines großgewachsenen Mannes, weil er stark und besonders im Oberkörper mächtig gewachsen war. Sein Wesen war so dauerhaft ergiebig, daß er fast zu jeder Zeit und unter allen Umständen produziren konnte. Indessen hielt er auf Oekonomie darin, und hielt dem Geiste und Talente eine sogenannte prosaische Berufsthätigkeit für heilsam; — „jeder Acker gewinnt durch Brachliegen. Und nun gar," fuhr er fort, „was den literari-

ſchen Erwerb in Deutſchland betrifft, wo der allerletzte Luxusartikel, den man kauft, ein gedrucktes Buch iſt! Darin bleiben wir Bänkelſänger! Da haben ſie geſchrieben und zum Theile auch gelobt von Süden und Norden die Epigonen und den Münchhauſen, daß man denken ſollte, in jeder Dorfſchenke müßten die Bücher zu finden ſeyn, und wenn wir es in der Meßrechnung beſehen, ſo haben einige dreißig Millionen Deutſche, von denen doch, ſtatiſtiſch bewieſen, eine weit größere Anzahl leſen kann, als anderswo, ſie haben an 500, ſage fünfhundert Exemplaren, vollauf genug gehabt! Wie viel Deutſche kommen alſo auf ein Exemplar eines belletriſtiſchen Buches? Rechnen wir den Bruch aus! Und da reden ſie mir gar noch zu, ich ſollte aufhören, Landgerichtsrath zu ſeyn, und mich ganz der Schriftſtellerei widmen, damit ſie öfters was Hübſches zu leſen hätten! Schauen Sie mich an, ſeh' ich wohl darnach aus, Hungerleider ſeyn zu können?"

Wie hoffnungsvoll ſegelte er damals in ſeiner Münchhauſenſtimmung, wie lebensfriſch war er, wie voller Intereſſe für Alles, Alles! Der Staat kehrte ihm ſtets zu preußiſcher Ausbreitung zurück: „Glauben Sie's doch, wir ſind allein was Rechtes, weil wir einen wirklichen Patriotismus haben, und nicht blos in Zeitſympathien herumſchlenkern. Vielleicht haben Sie Recht, daß ich dagegen zu herb und eigenſinnig bin, ich hab' ja doch auch gar viel lebendige Verknüpfung damit, ich arbeite ſo lange in öffentlicher Gerichtsbarkeit und bin mit Leib und Seele dafür, wenn ich auch nicht mit Leib und Seele dafür bin, daß ſie ſogleich eingeführt werden ſolle bei jedem dafür ungeneigten und unvorbereiteten Volksſtamme. Aber all die einzelnen Formationen geben in der großen und ganzen Politik nicht den Ausſchlag; ob ein lebendig Staats-Volksleben, ein kompakter Nationalſinn da ſey, das bleibt ewig die Hauptſache; das wirklich Vernünftige ſiedelt ſich auch vernünftig dahinein, und wir werden's mit Staunen ſehen, was Preußen einmal plötzlich wieder ſeyn und leiſten wird, wenn es wirklich einmal gilt, Etwas zu ſeyn und zu leiſten. Denn es hat ein perſönlich organiſches Leben. Wer traute uns den ſiebenjährigen Krieg zu? Und die Freiheitskriege?"

„Sie haben am Ende Recht, daß ich auch Memoiren ſchreiben könne; — ich fuhr Sie an, als Sie mich darnach fragten, ich bin wohl am Ende ſo widerborſtig und patzig geworden, weil ich ſo wenig Wohlwollen erfahren habe, ſo ſelten von Freundesrath geſtärkt worden bin. Was bieten mir die Freiheitskriege poetiſches Detail, was kann ich mich freu'n auf Darſtellung der grundloſen, ſchwelgeriſchen Träumerei, die ich nach der Kriegszeit unter den Romantikern genoſſen, auf

Darſtellung der Theaterverwaltung, die mir ſo wohl gelungen iſt, und von woher ich die Handwerkspraxis und die philoſophiſche Bodenloſigkeit eines Beſſern belehren kann!"

So fand ich Immermann im Frühjahr 1839; ich war auf dem Wege nach Frankreich begriffen, und er verſprach, mir ſeinen Münchhauſen dahin nachzuſenden, ſobald er vollendet ſey. Dies that er mit einem Briefe, den ich hier mitgebe, weil er auch den Charakter des Mannes zeichnen hilft, und von deſſen damaliger Stimmung Zeugniß gibt:

„Ich habe gezögert, Ihnen zu antworten, verehrter Herr, weil ich gern den Münchhauſen meinen Zeilen zum Begleiter mitgeben wollte, und deſſen Equipirung ſich von Tag zu Tag erwarten ließ. Nun iſt er endlich equipirt, d. h. broſchirt, und ich ſende Ihnen, Ihrem Wunſche gemäß, alle vier Bände. Es verlangt mich, zu hören, wie er Ihnen gefällt. Mir kommt er vor, wie ein Knabe, der ſich auf einmal in ſeinem fünfzehnten Jahre herumwirft. Auch ſolche Aenderungen des Uebergangs beruhen auf organiſchen Geſetzen. Theilen Sie ihn Heine mit, und wiederholen Sie dieſem, wenn ich bitten darf, meine beſten Empfehlungen."

„Es muß gar arg um die dortige Literatur ſtehen, wenn Jemand, aus der deutſchen Anarchie kommend, unſere Zuſtände noch ehrlich und unſchuldig gegen die franzöſiſchen findet. Möglich indeſſen, daß Sie Recht haben, daß die Franzoſen Condottieri, Miethſoldaten ſind, die für Geld oder Miethehre ſengen und brennen, und wir wenigſtens als naive Raubritter paſſiren können, die ſich hinweg von ihrer Beute in aller Seelenruhe gütlich thun. Es würde mich ſehr intereſſiren, wenn ich bei Gelegenheit mehr vom dortigen Weſen vernähme; doch dürfen wir wohl öffentliche Berichte von Ihnen erwarten. Mir iſt der jetzige oder wohl ſchon ehemalige Chef der neuen Poeſie, Viktor Hugo, immer nur wie ein Marionettenſpieler vorgekommen, der die großen, von Andern herübergeborgten Motive von Holzpuppen abſpielen läßt."

„Ich bin jetzt ſehr emſig in dem Aufſatze: „die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren," da der erſte Band der Düſſeldorfer Studien, wie ich das Buch nenne, binnen Kurzem fertig ſeyn muß. Der Stoff iſt mir ſo angeſchwollen, daß der Aufſatz noch über den erſten Band hinausgreifen wird. Wie gern hätte ich dabei fremden Rath und inſonderheit Ihren. Ich rede Viel von mir und von meinem Individuellſten, ſcheue mich nicht, Knabenmeinungen zu Markte zu bringen, freilich immer in der Betonung, um nachzuweiſen, wie die Weltgeſchichte durch ein Individuum hindurchging, aber man kann doch leicht bei

ſolchen perſönlichen Sachen verleitet werden, tediös und minutiös zu ſeyn."

„Auch ich hoffe noch auf fernere gute und wohlthuende Berührung mit Ihnen. Die erſte würde ſeyn, wenn Sie, von Paris zurückkommend, am Rheine ein paar Tage in meiner Geſellſchaft verweilten."

„Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin meine freundlichſten Grüße."

Düſſeldorf,
den 12. Juli 1839.

Aufrichtig
ergeben
Immermann."

Gegen den Herbſt deſſelben Jahres reiste er wieder einmal nach der Elbe herüber, und genoß die Freuden eines endlich populär gewordenen Talentes. Er fand, ſelbſt ungewöhnlich aufgeweckt hierdurch, noch viel mehr, er fand eine Liebe, er fand ein Weib aus dem Niemeyer'ſchen Stamme. Sein nächſtes Leben in Düſſeldorf wurde das glückſeligſte, was er gekannt; alles Organ, alle Fähigkeit erhob ſich in ihm zu neuem Schwunge; von Liebe voll, ging er, alles Andere beiher laſſend, an eine Bearbeitung des fleiſchigſten, ſchalkhafteſten Liebesgedichtes, an Triſtan und Iſolde von Meiſter Gottfried von Straßburg. Dahinein hauchte er all ſeine an ſo hartem Holze aufgezündete Glut, — wer berechnet ein Schickſal! Mitten hinein fiel ein Nervenſchlag, und hinweg war dies trotzende Leben!

Jene Düſſeldorfer Studien ſind jetzt eben unter dem Titel „Memorabilien" erſchienen, freilich auf eine Fortſetzung angewieſen, die Niemand geben kann, denn es handelt ſich um das perſönlichſte Entwicklungsleben eines Dichters. Die Dichter ſind wie die Schickſale: man kennt nur ihre Aeußerungen, nicht ihr wirkliches Getriebe. Wunderbar! Lag neben aller Lebensfriſche die Ahnung in ihm, es ſey dies das letzte Buch, was er zum Abbild ſeines Weſens uns geben könne? In dieſem Buche nämlich geht er ein auf einen philoſophiſchen Nachweis der Zeit und ſeiner ſelbſt, auf ein philoſophiſches Theoretiſiren, wie er ſonſt immer vermieden hatte.

Der Aufſatz „Maskengeſpräche" in der Pandora ſtammt wohl auch aus dem letzten Glücksjahre Immermanns.

Iſt es nicht, als ob dieſe beiden Todten das Vaterland in ſeinen zwei Haupttheilen, die Zeit in ihren zwei großen Hälften, die letzte

Digitized by Google

Epoche von ihrer Abend- und Morgenſeite, den Januskopf unſerer Welt darſtellen wollten? Und zwar ſo, daß ſie miteinander abwechſeln, das jugendliche und das bärtige Antlitz des Januskopfes zu zeigen?

Die letzten zwanzig Jahre ſpiegeln ſich an dieſen Männern. Von 1820 bis 1830 herrſcht ein Glaube an Geſchichte vor, man hofft Alles von einer Reſtauration der Vergangenheit, Immermann geht mit den abſterbenden Dichtern, und zeigt wenig Neigung und Fähigkeit, wahrhaft original aufzutreten; Gans dagegen erwächst in rationeller Oppoſition gegen das blos Geſchichtliche, ſein Geſtirn iſt im lebhaften Aufſteigen begriffen, während das Immermann'ſche auf demſelben Standpunkte am Rande des Horizontes verbleibt. Die blos patriotiſche Literatur, ſchön wiedergeboren durch die Freiheitskriege, verfällt ſchon in den zwanziger Jahren aus Mangel wahrhaft lebendiger Talente in Manierirtheit, und verliert die Macht auf das Publikum; die begabteren, nicht ſtreng dazu gehörigen Autoren, welche halb die Romantik von Jena fortſetzen, halb ein inhaltsloſes, blos formenſpieleriſches Aeſthetiſiren wollen, finden nur Theilnahme bei feinerer Bildung. Dieſe Bildung hält dieſen einzigen Reiz eine Zeitlang für den höchſten, weil er der einzige iſt, und Tieck. als Mittelpunkt jener Formenromantiker, erlebt während dieſer ſtillen Zeit, die von Göthe dem Greiſe keine Geſetze mehr ſieht, eine Prinzenmacht von artigem Zauber. Der Zauber iſt vorhanden für den ſpinnenden Poeten, für die Landedeldame, für den kleinen Salon, welcher nur leiſe Anregung von der Literatur will, für den Staatsmann, welcher die Preſſe nur für Etwas hält, was beſchwichtigt ſeyn müſſe, und welcher literariſcher Kunſt nur Schilderung konventioneller Leidenſchaft angemeſſen glaubt. In dieſem Kreiſe der Anerkennung iſt Immermann zu maſſiv, und kann kein beſonderes Glück machen. Der vorherrſchend hiſtoriſche Sinn außerhalb der Tieck'ſchen Verfeinerung hielt ſich da lieber an ein Talent des Auslandes: Walter Scott wurde eifriger geſucht, als irgend ein deutſcher Autor, und deſſen Nachahmungen verſorgten neben der Abendzeitungs-Journaliſtik und neben dem talentvollen aber geſchmackloſen Clauren das weitere Leſebedürfniß.

Daneben mußte unter allen Lebhaften und Weitertrachtenden Eduard Gans als ein junger Führer des Formenfortſchritts raſchen Antheil finden, ſelbſt wenn er nicht in ſich als neu verarbeitete Wiſſenſchaft modernes Staatsweſen empfohlen, ſelbſt wenn er ſich nur, wie er that, den Franzoſen angeſchloſſen hätte, die in der Reſtaurationszeit von Jahr zu Jahr eifriger und breiter das Thema radikaler

Reform, was in Europa wieder eingeschlummert, aufgenommen hatten. Ist er doch auch, entgegnete man den Bedenklichen, in den stilleren Weisen ästhetischer Literatur erfahren! Hat er nicht über Hamlet geschrieben, so gut wie Einer und besser wie Mancher? Ueber Tieck's dramaturgische Blätter, über Roberts Cassius und Phantasus, über Sophie Müller, über Henriette Sonntag? Sieht man denn nicht eben bei ihm, daß die Dinge der Aesthetik schön und würdig sind, wenn sie in größerem Zusammenhange größer und würdiger gefaßt werden, als Dies von den ästhetischen Theetischen und deren Organen geschieht? Diese Richtung der ästhetischen Kritik, welche Lessing begonnen, Schiller und Göthe oft angedeutet, Börne ebenfalls in diesen zwanziger Jahren interessant und original aufgenommen hatte, die Richtung, auch das ästhetische Produkt im Zusammenhange mit aller Geistesäußerung der Zeit aufzufassen, war dem Gans'schen Aufschwung von großer Förderniß. Die politische Einseitigkeit und Aufdringlichkeit, wodurch solche Kritik ungeschickt und unrichtig werden, ja sich völlig vernichten kann, war bei Gans durch eine breitere, vielerlei Lebensgesetz einschließende Methode vermieden, und die blos verständige Auffassung befremdete nicht und störte nicht einer Aesthetik gegenüber, die gar zu sehr in Unbestimmtem, Nebelhaftem, und Haltlosem hinfloß. So erwarb Gans bis in die dreißiger Jahre selbst auf dem eigentlich ästhetischen Felde Lorbeeren, und sie waren rascher für ihn zu haben, als für den eigentlichen Aesthetiker Immermann.

Die Gans'sche Richtung im Allgemeinen erstieg natürlich ihren Kulminationspunkt mit Eintritt des zweiten Jahrzehnts, mit Eintritt der Julirevolution. Aber nur die Richtung erreichte von da an mehrere Jahre unbedingte Herrschaft; Gans selbst hatte keine Fortschritte mehr in der Popularität vor sich, und, merkwürdig genug! just im aufgeregten Jahrzehnt, wo es sich überall um Verwirklichung seiner Theorien handelte, kam er mehr und mehr in den Hintergrund, ja noch mehr: Immermann, der sich feindlich und widerwillig zu dieser Zeit verhielt, stieg auf. Wie war Das möglich? Die theilweise Verwirklichung jener Theorien bewerkstelligte oder versuchte sich nicht in einem entscheidend gelingenden Umschwunge, und doch auch nicht in beweisender Methode. Jener hätte freies Feld, diese eine regelmäßige Bahn für Gans geboten. Sie versuchte sich in stoßweiser, undisziplinirter Aufregung, in Sturmstößen: dem preußischen Professor war dazu nirgends ein energisches Verhältniß möglich, es gab Krieg, nicht Kampf. Dieser Krieg wurde ferner vom Jahre 33 ab, vom Frankfurter Attentate ab, systematisch reaktionär von den Regierungen, auch von

Digitized by Google

der Landesregierung des Professor Gans behandelt; dieser Krieg war ferner am auffallendsten und interessantesten da, wo er äußerlich zu unterliegen anfing, von ästhetischen Talenten aufgenommen worden, die man ein „junges Deutschland" nannte. So entfernte er sich aus Gans Bereiche, und näherte sich, mehr und mehr das äußerliche politische Thema verlassend, Immermann. Eine geschichtliche Wendung gab den Ausschlag nach Immermanns Seite hin. Sie trat bald nach 1835 ein, und bildete sich von Jahr zu Jahr fester: das französische Vorbild nämlich wich als Vorbild weiter und weiter zurück, es galt bald nur für eine Anregung, die man patriotisch zu wenden und patriotisch auszubilden habe; der kosmopolitische Gedankengang, der seit etwa 1825 zehn Jahre lang vorgeherrscht hatte, wich dem nationalen. Dieser benützte alle Lebendigkeit, welche jener erweckt hatte, und zeigte sich 1840, als der Franzos, politisch düpirt und politisch unklug, von Eroberungskriegen zu sprechen anfing, überraschend allgemein und überraschend ausgewachsen.

Dies Alles gedieh dem Dichter, der auf nationaler Art beruhte, und unterstützte den Publizisten nicht, der immer auf Frankreich gewiesen hatte. Dem Dichter zum Frommen entwickelte sich als natürliche Folge solchen Ganges wärmere Theilnahme an eigentlicher Produktion, das heißt an freier Erfindung durch vereinigte Kräfte der Phantasie und der Bildung, im Gegensatze zur bloßen Themabesprechung vorherrschend politischer Literatur.

Gans hegte entschiedene Vorliebe für das Neue, für das immerwährend sich Entwickelnde. Nicht die That, nicht die Gestalt, nicht irgend eine verdichtete Erscheinung mehr, die Absicht und Gedankengang bereits verarbeitet in sich trug, Nichts von alle Dem hatte eine unmittelbare Gewalt über ihn: er mußte es erst, wie jedes blos philosophische Talent, gedankentrennend wieder in seine Bestandtheile zerlegen, wenn es wirksam auf ihn werden sollte. Immermann, der Dichter, dagegen, welcher gedankenhaft eigentlich doch, eigentlich eben so der modernen Zeit angehörte, weil er eben so rationelle Begründung der Dinge wollte, Immermann hatte keine Freude am Neuen, weil es sich eben als Neues stückweise und noch nicht in überkleideter, voller Zusammengefügtheit darstellen konnte. Ihm wurde das Neue erst von Tage zu Tage, das heißt durch Bestand und Alter, schön, wie eine Baumschule, je mehr sie dem Walde ähnlich wird, und je mehr sie wie Gotteswerk und nicht wie Menschenwerk aussieht. Für Gans aber wurde es reizlos, je weiter es sich von den Kennzeichen der Entstehung entfernte.

Digitized by Google

Eben so mußte sich auch das Publikum abwechselnd verhalten zu dem Einen und zu dem Andern: in den zwanziger Jahren vorherrschend günstig zu Gans, denn man trachtete nach neuen Bestandtheilen; in den dreißiger Jahren günstig zu Immermann, denn man sehnte sich nach Fülle, nach verdichteter Mannigfaltigkeit, man war der einseitigen Verstandesspekulation müde.

Halten wir Beide an die eine Größe, welche sie gemeinschaftlich hochachteten, daran kann sich ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit vielleicht am deutlichsten entwickeln: Beide hörten aufmerksam auf Göthe. Gans auf Gedanken- und Formenentwickelung; die darunter ruhende eigentliche Romantik, das heißt, die eigentliche Blüte von der Ehe zwischen Gedanke und Form, blieb ihm verschlossen. Ein Göthe'sches Lied, eine Göthe'sche Geschichte konnte er nicht in ihrem innerlichsten Zauber genießen, sondern nur in ihrer Bedeutung. Das Talent des Geistes war auf ihn wirksam, nicht das ganze Göthe'sche Talent, womit dieser die Nation überwältigte. Dagegen waren die blanken Zeugnisse von Geist in Göthe nur beiläufige Wirkungsmittel auf Immermann: dieser war versenkt in alle breite Fülle des Göthe'schen Genius. Daher nahm Gans Redewendungen von Göthe an, diesem aber, Immermann, folgte immer der ganze Göthe'sche Erfindungskreis, wenn er sich eine romantische Welt erfinden wollte, die in verwandten Bestandtheilen Göthe auch beschäftigt hatte. In der Rede aber erinnerte Immermann viel weniger an Göthe, denn er wohnte, ein Dichter, viel tiefer in jenem Dichter. Da mochten wohl kleine Bläschen zu dem Wasserspiegel eben so aufsteigen, wie er z. B. bei Reisebeschreibung die Staffage und Nebensache mitunter gerade so ohne Zeitwort gibt, wie Göthe seit der italienischen Reise öfters that; — aber Gang, Wurf, Rhythmik, Styl wurde ganz anders.

Zugegeben, daß Gans Schriftsteller geworden sey in der Bedeutung des Wortes, wonach schöpferische Thätigkeit dafür erfordert wird; — er hat nur einen Ton, weil er nur von Seiten der Bildung an die Dinge tritt und an die Schriftstellerei, nicht von Seiten des von aller Bildung unabhängigen Talentes, wie Immermann, der im Lustspiele, in der Tragödie, im Epos, im Mährchen, in der Reisebeschreibung, im Romane überall eine neue Melodie zeigt. Das Talent benützt die Bildung, aber immer nur indem es sie sich zu eigen, das heißt zu etwas Eigenem macht; die Bildung benützt das Talent, indem es sich das daran Ablösbare aneignet, und dem daran Unzertrennbaren sich unterwirft.

Darum ist ein Philosoph, der zur Parallele neben einen Dichter

Digitized by Google

geſtellt wird, immer im Nachtheile, wie der Herbſt, der neben dem Frühlinge geprieſen ſeyn ſoll. Das philoſophiſche entblätternde Talent iſt bis zum Winter vollſtändig nachzuweiſen, und jede abgeſchloſſene Rechnung iſt ja ein Zeichen von Armuth. Die Schöpfungskraft des Frühlings aber nimmt nur ein Ende, weil ihre Zeit von anderer verdrängt wird, nicht weil ihr Stoff und Fähigkeit erſchöpft wäre.

Kann man aber deßhalb ſagen: Wenn Neigung und zufällige Richtung eingetreten wären, ſo hätte Immermann alle Vorzüge von Gans auch entwickeln können, denn er war von ſtärkerem Kerne, und dadurch von größerer Mannigfaltigkeit? — Das war er, und ein dichteriſches Talent von ſolcher breiten Grundlage, wie Immermanns, ſchließt faſt alle ſchriftſtelleriſchen Fähigkeiten ein, wenn es auch menſchlicher Weiſe nach nicht alle gleich kräftig ausbilden kann. Trotz Dem kann man Obiges nicht ſagen. Die Neigung und die Richtung eines ſtarken Talents ſind nichts Zufälliges, ſie ſind Folgen innern Geſetzes. Dies Geſetz heiſcht, ſich ſo zu äußern, wie man ſich am mächtigſten äußern kann. Die mannigfaltige Kraft hat eben auch eine andere Beſtimmung, als die ſpezielle Fähigkeit, und dieſe letztere bleibt wichtig, und unter Umſtänden groß auch neben jener, in Zeiten der Entſcheidung kann ſie ſogar vorzüglicher ſeyn.

Immermann konnte ſich nicht, wie Gans, ein ganzes Leben lang auf *eine* Aufgabe, die theoretiſche Staatsbildung werfen, und in dieſer ſtändigen Thätigkeit ein wirkſames Beiſpiel und eine am Ende durchgreifende Thätigkeit darbringen, — ſolche Breſche ſchlagende Wirkung iſt nicht des Dichters, die breite Wirkung iſt die ſeine.

Und wie erweiterte Gans die ſeinen Kräften angemeſſene Aufgabe! Er trachtete, europäiſch zu wirken. Das konnte Immermann gar nicht, denn er konnte nur mühſam und kümmerlich das Fremde auffaſſen, er war zu national, zu deutſch. Hier war ſeine Kraft beſchränkt neben der Gans'ſchen, eine Beſchränkung, die allerdings eben in ſich die ſonſtige Ueberlegenheit gegen jenen ausbildete, eine Beſchränkung, die aber auch Alles in ſich birgt, was der Begriff „Nationalität", dies größte, aber bloſe Hilfsmittel, als wirkliche Beſchränktheit mit ſich führt. Immermann kannte nicht einmal das Ausland, und was er davon kannte, die Dichtung und Geſchichte, war juſt dem Erfolge hinderlich, welchen er hervorbringen wollte. Weil er ſtarke Beiſpiele der Fremde genoſſen, ward er ſo lange in dem Tone geirrt, welcher allein in der Heimath wirkſam ſeyn konnte. Das Ausland war für Gans die Stärke, für Immermann die Schwäche.

Digitized by Google

Und wiederum im Auslande gingen sie weit auseinander: Wenn Immermann da Partei nehmen sollte, so geschah es ohne Weiteres für England, das stammverwandte, was innerlich, organisch gemessen, breit, detaillirt sich entwickelt. Gans griff dagegen nach Frankreich, und hieran zeigt sich noch anders, als an Göthe, die Grundverschiedenheit beider Männer, die hier neben einander gestellt sind, nicht weil sie einander glichen, sondern weil sie einander ergänzen.

Immer vielleicht, heutiges Tags aber schlagend deutlich, theilen sich die Menschen den großen Lebensfragen gegenüber in zwei Hauptgattungen: in die organisch-historischen und in die geistesdespotischen.

Jene ordnen den Geist der Zeit, ihren eignen Geist den Einrichtungen unter, welche als Geisteserzeugnisse der Vorzeit Raum und Ausbreitung und Entwicklung gefunden haben in der Geschichte und Sitte des Landes. Sie sagen: da ist auch Geist, und Erfahrung und Gewohnheit obenein.

Diesen aber steht der eben lebendige Geist auch über der historischen Entwicklung des Geistes, denn die historische Entwicklung lasse oft den Geist nur gehemmt zum Vorschein kommen, in matten Epochen sogar verkehrt.

Diese Prinzipientheilung geht schärfer durch, als wenn man von Konservativen und Liberalen spricht; denn der Historisch-Organische hat der Geschichtlichkeit wegen oft ein liberales Institut zu vertheidigen, und der Geistesdespotische will oft aus zustimmender Raison ein historisches Institut konservirt sehn.

Im Wesentlichen gehörte Immermann zu Jenen, wie wenig er Historiker war: er traute der Geschichte mehr Geist, Macht, und Reiz zu, als dem augenblicklichen Geiste, die Nationalität war ihm ein größerer Schatz der Einsicht, als die eben gangbare allgemeine Einsicht Europa's; — und Gans gehörte zu Diesen, wie sehr er Hegelianer war, und als solcher dem Produkte der Geschichte den wahren Gottesgeist zugestehn sollte. Gans spottet sogar gern über das Wort „organisch", weil er den Nebenbegriff eines unbehilflichen Naturwachsthums damit verbindet, was vom freien, an nichts Zufälliges geknüpften Geiste unendlich überholt werden könne.

Und doch gehörte Immermann in mancher Forderung und rationeller Beweisführung zum Liberalismus, und doch demonstrirte Gans seinen despotischen Geist vielfach aus geschichtlichem Nachweise, behaup-

Deutschland repräsentiren sie! Eine dergestalt das Ausland würdigende Art, wie Gans, besitzt der Franzose gar nicht, und selbst der Engländer nicht, wie geneigt er sey, Fremdes zu beobachten. Und was daran nachtheilig seyn könnte, das wird ein Nationalvorzug, da es uns nicht an solchen nationalen Gegenhaltern fehlt, wie Immermann einer war.

Heinrich Laube.

Digitized by Google

Aloys Büssel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Norische Tage,

aus

den Lebensstationen eines süddeutschen Poeten,

mitgetheilt

von

Aloys Büssel.

Der Kanonendonner der französischen Armeen in Oberitalien rollte fort und fort über die südlichen Berge herüber in das stille, von waldigen Höhen umschlossene Heimatthal. Vor dem Namen Bonaparte, der als Heerführer und als Sieger die Welt in Erstaunen setzte, beugte sich Jedermann. Die vorausgegangenen Schrecken der Revolution, die ihn, wie Mancher deutete, als strafenden Rächer ausgeboren, dauerten noch in ihren Schwingungen fort. Man bangte für die Altäre und für den Besitz. Der junge Sieger Bonaparte hatte die Bedeutsamkeit eines neuen Mahomed erlangt, der mit seinen krieggewohnten Schaaren käme, den Völkern deutscher Erde „den rechten Glauben zu nehmen", und sie, wie der begeisterte Muselmann, mit gezücktem Schwerte zur Annahme des Mahomedanismus zwänge.

Die frommgläubigen Thalbewohner schauderten, wenn man den Namen Franzose aussprach, denn sie verbanden mit ihm den Untergang alles Bestehenden, alles Heiligen; sie legten der revolutionirenden Nation geheime Zauberkräfte bei, und schnell verbreitete sich in den Gebirgen die Sage, daß die Franzosen einen Erdspiegel besäßen, der sie in den Stand setze, Flüchtlinge und ihre Schätze, und bärgen sie

Digitized by Google

sich auf den höchsten Alpenspitzen oder in den tiefsten Bergschluchten, auf der Stelle zu entdecken, und sie ohne Zuthun der Hände oder der Waffen in die Ebene zu beschwören, wo Glaube und gerettetes Kleinod die Beute ihres Zornes würden.

Entschlossener waren die Nachbarn, die immer schlagfertigen Tyroler, auf den Schutz der heiligen Maria in Kampf und Gefahr vertrauend, obgleich die norischen Volksstämme an der Salzach und an der Saale nicht minder den Schirm und die Gunst der mächtigen Madonna in allen Lebenssituationen in Anspruch nehmen, und zu Hunderten in den Lenz- und Herbsttagen nach der feierlichen Bergstätte pilgerten, wo eine Kirche italischen Styls ihr mirakuloses, huldblickendes Bild verwahrt. Die juvavischen Gebirgsvölker sind sanfter, aber auch weichlicher; sie befassen sich lieber mit dem Hirtenstab, als mit der Büchse oder mit dem Stutzen, aber sie sind neuen Ideen bei weitem zugänglicher, als der starrgläubige Tyroler, der verwegene Bergkletterer und Scharfschütze, der mit seinem sicher treffenden Feuerrohr eben so leicht nach der Brust der Gemse, als nach jener eines Menschen zielt. Den Tyroler durchglüht der Wein, den er wohlfeilen Preises trinkt; mit dem Blute seines Stammes vermengte sich schon südliches Feuer, aber er verschließt sein Herz der Macht verführerischer Suade, sobald sie es versucht, fromme Vorurtheile zu bekämpfen, oder schiefen, tiefgewurzelten Ansichten eine bessere Richtung zu geben, und den Geist für kühneren, freieren Aufflug, zu tieferer Forschung in der Religion oder der Natur zu veranlassen.

Luthers Lehre drang zweimal in die salzburgischen Gauen ein. Sie fand Aufnahme. Der Tyroler erblaßte, als er vernahm, daß seine Nachbarn die neue Lehre umfaßten. Die Salzburger jener Gauen, die wir aus der Geschichte kennen, wanderten endlich aus. Sie hatten den Muth, ihrer Ueberzeugung zu folgen. Schwärmerisch treu dem Kaiserhause, wie ihrer Religion und ihrem Kultus, stoßen jene mit hartnäckigem Trotze jede Neuerung von sich, und sie verwahren ihr Haupt gegen die Macht umgestaltender Ideen, wie gegen die blitzende Waffe, die das Auge blendet. Der Kampf von den Bergen und auf ihnen gegen andringende Feinde war in den Jahren des berühmten Kampfes gegen die französisch-republikanische Armee unter Bonaparte für sie eine eben so heilige Sache, als in den Tagen, als sie für Kaiser Maximilian, den ritterlichen Kaiser, mit ihren Büchsen den Eingang in die tyrolischen Berge beschützten, oder ein paar hundert Jahre später den chevalerescken Kurfürsten Max Emanuel mit seiner Heeresmacht siegreich aus ihren Alpenmarken trieben. Die Tyroler der letzten

neunziger Jahre waren dieſelben in Glaube, Lebensanſicht, in politiſcher Meinung und in Gewandtheit ihrer Waffe, als wie zur Zeit der Liga von Cambrai, welche die italiſchen Lande für das deutſche Kaiſerhaus in Anſpruch nahm.

Von ihren Alpen und Bergen herüber, verſchlungen mit den noriſchen, drang der Ruf ihrer Kämpfe in die noriſchen Heimatthäler, der Ruhm ihres Muthes in jedes Dorf, in jeden einſamen Bauernhof, und immer näher kam die Loſung: Rüſtet euch, Männer, die Franzoſen bedrohen unſre Halden und unſern Herd! Die Kampfluſt erwachte, angeregt durch das Beiſpiel der Tyroler, bei den benachbarten Gebirgsſtämmen, die unter dem Krummſtabe ſeit Jahrhunderten lebten. Sie entwickelten wieder einmal die Kraft ihrer Altvordern, die dem Erzbiſchof Mathäus Lang Trotz boten. Der mannhafte Entſchluß zum Widerſtande gegen franzöſiſche Herrſchaft theilte ſich mit Blitzesſchnelle dem idylliſchen Geſchlechte mit. Man mahlte Franzoſen auf die Scheibe bei Feſt- und Freudenſchießen, — man mahlte den modernen Gallier, wie er den Rachen aufſperrt, um die Erde zu verſchlingen, und übte ſich ein in den Gauen, das Herz ſicher zu treffen, das der Eroberung und der Unterjochung Deutſchlands — des ganzen Erdballs ſchlug. Man fand ſich ein auf verſchiedenen Uebergangspunkten der ſalzburgiſch-tyroliſchen Gebirge; die frühere theilweiſe Abneigung des einen Stammes gegen den andern verſchwand, der gemeinſchaftliche Haß gegen den Erbfeind verbrüderte ſie allmählig; Gemsbart und Wildhahnfeder mit Alpenraute kamen als Symbole gebirgländiſcher Freiheit nicht mehr vom Hute; kühner und trotziger blickte der nervige Jüngling, der hohe Stämme an ſteilen Felsabhängen mit markigem Arme fällte, und die heitere Laune erzeugte Jubel- und Spottlieder, die ſie zur Zither ſangen, und die blühende Jungfrau, ſchön in manchem Salzburger Gau, wie ein Correggio oder ein Rafael weibliche Ideale darſtellte, theilte die Luſt der geſicherten Freiheit, denn ſie erröthete, wenn ihre lebhafte Phantaſie die Gefahr ſich vergegenwärtigte, aus den Armen ihres „Buben" in jene eines Franzoſen geriſſen zu werden.

Keine Laſt drückte das Volk; mit wenigen Bedürfniſſen vertraut, gründete es ſich einen behaglichen Wohlſtand. Die milde Herrſchaft des geiſtlichen Fürſten, der mit den Symbolen weltlicher Macht jene des beglückenden Friedens und des Segens bedeutſam vereinte: zum Schwerte und zur Krone den Hirtenſtab, den Fiſcherring, und den Kelch, — dieſes Schäferregiment duldete keinen Druck, denn er widerſtrebte der patriarchaliſchen Tendenz, und nur die Jagd wurde als ein

Digitized by Google

unantastbares, als ein ausschließliches Gut des Fürsten betrachtet, und mit strenger Aufsicht bewacht.

Die Volksbildung stand im Allgemeinen noch auf einer sehr niederen Stufe. Geregelter Unterricht wurde nur in den Städten und in den Märkten von angestellten Lehrern ertheilt, die immer zugleich den Meßner- und Kantordienst versahen. Die zweimaligen Versuche, Luthers Lehre aufzunehmen, die im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert so schnell Eingang bei den klaren Gebirgsländern fand, riethen zur Vorsicht, den Geist der Jugend nicht allzusehr zu wecken, und nicht zu freigebig die Bahn zur allgemeinen Bildung zu öffnen. Unter der Regierung des Erzbischoffs Colloredo drängte übrigens schon die Nothwendigkeit, die Völker aus der Nacht der Vorurtheile und der Unwissenheit auf einen höheren Standpunkt der Kultur zu führen. Kaiser Joseph gab seinem Zeitalter einen mächtigen Stoß durch kühne Reformen, und der kluge Erzbischoff, nicht minder liberal in Gesinnung und Ansicht, als der mächtige, geistreiche Kaiser, verriegelte weder die Thore seiner blühenden Residenzstadt, noch die zahlreichen Thermopylen seiner Gebirgsprovinzen, um den rasch anschreitenden, reformirenden Geist des erwachten Jahrhunderts auszuschließen. Der Klerus, dem die Bildung des ganzen Landes anvertraut war, befreundete sich schnell mit dem Umschwunge im Erziehungswesen, und leitete die geistigen Luftströmungen mit unerwartetem Erfolge in seinen Wirkungskreis. Die Philosophie, durch Kant in ihren Grundfesten sondirt und durch seinen schöpferischen Genius in eine ganz neue Gestalt umgegossen, wirkte auf Weltanschauung, auf Lebensprinzipien, und auf den Bildungsgang mit solcher Energie, daß es nicht mehr möglich war, den eilenden Fortschritt zurückzudrängen. Die Aufklärung rückte heran mit dem strahlenden Lichtbanner, und kein Gegenkampf vermochte es, den wohlthätigen Dämon zu verdrängen.

Noch waltete tiefe Ehrfurcht vor dem regierenden geistlichen Fürsten, dem gewaltigen Repräsentanten der Hierarchie; die Gemüther der gläubigen Gebirgsbewohner waren noch kindlich; eine fromme Scheu vor dem geistlichen Staatsoberhaupte, das eine feierliche Glorie umstrahlte, hielt sie in enger Schranke, und sie versanken in die tiefste Trauer, als sie die Kunde vernahmen, daß Pabst Pius VI. starb. Der Haß gegen die Franzosen schlug in noch mächtigern Flammen auf, als man sie verständigte, daß der heilige Vater, aus Rom mit Gewalt abgeführt, als Gefangener der „ketzerischen" Republikaner im Kreise seiner Feinde die fromme Seele ausgehaucht hatte. Durch alle Thäler erschollen die Glocken zur festgesetzten Stunde, und verkündeten die tiefe Trauer

um den hingeschiedenen Kirchenfürsten, den alle katholischen Völker Europa's liebten, den alle Monarchen ehrten. Sein Bildniß wandelte von Haus zu Haus, und kolorirte Kupferstiche, die ihn auf dem Katafalk im päbstlichen Ornate, von flammenden Kerzen umleuchtet, darstellten, machten noch tiefere Eindrücke auf die Tausende von Gläubigen, die in diesem Ereignisse den Untergang der Kirche befürchteten.

Noch waltete das tief eingepflanzte, warme Religionsgefühl bei den norischen Stämmen vor; nicht das Erfassen mit dem Verstande, nicht das klare Schauen des entfesselten Geistes, nicht der abgerundete Begriff hatten sich vorgedrängt: das geheimnißvolle Halbdunkel des Glaubens, seit Jahrhunderten im Gemüthe des Volkes genährt und von letzterem liebgewonnen, gestattete nur das Ahnen deutlicher Erkenntniß. Desto lebhafter regte sich die Phantasie, die im Bunde mit der Empfindung die Poesie in ihrer reichen Blüte entfaltete. Die Sage und die Legende wanderten von Haus zu Haus, von einem winterlichen Abendkreise zum andern, von Thal zu Thal, von Berg zu Berg, und übten ihre Zaubermacht auf die entzündbaren Gemüther der aufhorchenden Bewohner. Die zahllosen Wunder, die hier oder dort von der heiligen Madonna ausgingen, prangten in Gemählden, in Wachsgestalten, nicht selten in Gold und Silber von Künstlerhand gebildet. Ueber jedem glücklich gewendeten, außerordentlichen Ereignisse schwebte die holde Gestalt der Madonna, von himmlischer Glorie umgeben, und der Greis wie der Jüngling, die Jungfrau wie die Matrone, wetteiferten, kostbare Geschenke zu opfern. Gelübde thun und Verlöbnisse machen zur „Himmelskönigin", war eine der wichtigsten Angelegenheiten, denn sie bildete entweder den Anfangspunkt eines entscheidenden Lebensschrittes, oder den Wendepunkt eines Unternehmens, eines Zustandes. Es galt, entweder den Schirm der Heiligen zu erflehen, oder ihr den Dank für die Gewährung, für das Gelingen, für die Abwendung darzubringen. Das Gelübde band unauflösbar; es mußte erfüllt werden, denn es hing die innere Ruhe davon ab. Es that die Braut Gelübde oder verpflichtete sich zu bindenden Verlöbnissen; aber auch der verwegene Scharfschütze kniete vor dem Madonnenbilde auf steiler Bergeshöhe, und gelobte Messen und Geschenke, wenn seine Streifzüge über schwindelnde Klippen guten Erfolg hatten.

In den norischen Gauen wirkte nur der Weltpriesterstand. Der öffentliche Unterricht, die Kanzel, und der Beichtstuhl waren in ihren Händen. Die Jesuiten waren vom ganzen Erzbisthume ausgeschlossen, und der staatskluge Colloredo bot ihnen nicht einmal ein Asyl an, als sie vom äußersten Ende des westlichen Europa's bis zum östlichen die

Flucht ergreifen mußten, geschweige daß er ihnen, wie andere deutsche Fürsten, Palläste gebaut hätte. Ihm, wie seinen Vorgängern, genügte der gelehrte Benediktinerorden, der die klassische Literatur der Griechen und Römer seit Jahrhunderten pflegte und den spätesten Geschlechtern überlieferte. Nachdem Erzbischoff Graf Firmian an dreißigtausend seiner Unterthanen nach Preußen und nach Nordamerika vertrieben hatte, bedurfte es keines gewaltigen Staatsstreiches mehr, den Hang zur Neuerung in der Religion der Urväter zu unterdrücken. Die Verbannung wirkte nachhaltig. Die reichsten Gehöfte lagen verödet und verlassen, weite Fluren und Halden trauerten um die tausend Hände, die sie sonst emsig bebauten, und der orthodoxe Nachfolger Rhodbert's, der das Evangelium nach Juvavia und den damit verbundenen Landen mit fromm-mildem Geiste gebracht, huldigte dem Staatsgrundsatze seiner strengen Zeit: eher das Land ganz zu entvölkern, als nur Einen Satz der Reformation auf seinem Grund und Boden zu dulden. Sollte Hieronymus gegen sie gefälliger und nachgiebiger seyn? Der Primas von Deutschland, der gefürstete Erzbischoff, der Kardinal, durfte und mochte in seinem Kabinette die Ansichten des kaiserlichen Reformators theilen und die Entwicklung der Intelligenz begünstigen: in diesem geheimen Raume durfte er ungescheut sein Glaubensbekenntniß, die Freiheit des Geistes, und die Emanzipation aus den alten Fesseln der Vorzeit aussprechen; allein er blieb äußerlich gebunden an die Formen der Kirche, sein Eid knüpfte ihn an ihre Würde und an die Pflichten seines Kirchenamtes, dem er unverbrüchliche Treue schwur. Er ließ das Licht wenigstens einströmen, so weit es der aufgeklärte Katholik gestatten konnte, und sorgte durch ausgewählte Organe dafür, daß es sich nicht zur gefährlichen Flamme entzündete.

Während eine junge Saat neuer Geisteszustände unter dem Krummstabe aufsproßte, rüsteten sich zugleich die norischen und tyrolischen Gebirgsvölker zum Widerstande gegen den gemeinschaftlichen Feind germanischer Freiheit. Die norischen, rhätischen, und julischen Alpen, unter sich von der Natur eng verkettet, lehrten die einzelnen Stämme, die seit undenklichen Zeiten ihre Wohnsitze dort aufgeschlagen hatten, sich immer enger an einander anzuschließen. Allein auch der letzte Tag glomm hervor, der über Rhodbert's zwölfhundertjährigen Stuhl leuchten sollte; — der letzte Tag, der das Pallium zerreißt und den goldenen Hirtenstab entzweibricht, und den Primas Deutschlands aus dem herrlichen Besitzthume drängt, das unter patriarchalischer Verwaltung ein begabtes, heiteres Volk mit gesundem moralischen Kern, mit physischer Kraft in seinen Marken einschloß. Die Sage vom Untergang geistlicher

Digitized by Google

Herrschaft mußte in Erfüllung gehen, und die Sibylle der norischen Alpen ließ ihren Gesang in den Thälerschluchten vernehmen, den zehnfaches Echo nachhallte. Wer interessirte sich in Deutschland um den sprachverwandten Brüderstamm an der Salzach, am Fuße der norischen Tauern oder der Kese (Gletscher) in den friedlichen Thälern, an den sonnigen Halden, auf den freien Höhen und flurreichen Bergen? Weil ein blutiger Religionskampf Deutschland auf immer spaltete, weil er die Völker, durch ein heiliges Naturgesetz verbunden, einander entfremdete, und thörichter Haß das mächtige Germanien mit Wuth in zwei Hälften — in ein protestantisches und in ein katholisches — auseinander riß, floh man sich gegenseitig. Die Protestanten verhöhnten die Bewohner Norikums als Söhne schlaffer Geistesbefangenheit, — die Katholiken traten vor jenen scheu zurück, als wäre das Seelenheil gefährdet, wenn sie von ihren Lippen ein Wort vernähmen. Die Lieder deutscher Dichter protestantischer Konfession schwebten endlich nach den blühenden Auen der Juvavia. Die Herzen schlossen sich auf vor der Zaubergewalt der deutschen Poesie, die in den festlichen Gesängen der Messiade, wie in den Leiden des jungen Werther, in den erwachten Chor der lyrischen Dichter, wie in Nathan dem Weisen und in Emilie Galotti, als freudetrunkener Morgengruß einer verjüngten Geisterwelt sich melodisch ergoß. Die feierlich ernsten Religiosen grämten sich, daß die germanische Sprache wieder frische Blüten trieb, und die lateinische aus dem Leben und aus den Schulen zu verdrängen begann. Das dürre, winterliche Laub der Scholastik fiel ab vom Stamme; es hauchte ihn der Odem des Völkerfrühlings beseelend an, der aus den geheimen Tiefen der Poesie und der Philosophie erwärmend hervordrang, und sie übte immer mächtiger ihre Herrschaft, welche selbst Theophrastus Paracelsus, in Salzburg sein eingreifendes Wirken beschließend, durch seine Liebe zu ihr, wie Luther, vorbereitet hatte. Hölty's elegische Klänge und Bürger's schauervolle Balladen, sein markiger Liederton, ergriffen die Gemüther der norischen Jünglinge, und die Mönche, die „das Sittenverderbniß" auf dem Silberquell deutscher Poesie wie auf einem breiten, verheerenden Strome hereinbrechen sahen, verketzerten zürnend den „Zeitgeist", der sich in diesen Erscheinungen — Zucht und Sitte gut-katholischer Tage umstürzend, nach ihrer Ansicht — zum Schmerze der Rechtgläubigen immer kecker offenbarte.

Kant und Fichte und alle edleren Geister, welche ihr Jahrhundert in der Wissenschaft schöpferisch umgestaltet hatten, fanden unversehens in der abgeschiedenen Zelle junger, [illegible]ebender Religiosen, mitten unter den Aszeten eine Stelle, und die [illegible], begeistert von der Mor-

gemröthe einer herrlichen Zukunft, ſtrebten muthig nach, und bald traten auch unter ihnen eminente Männer hervor, die, gemeinſam wirkend für deutſche Wiſſenſchaft und für deutſche Bildung, den Katholizismus auf einen Standpunkt erhoben, wo er in der klaren Region poetiſcher Anſchauung ſeine tiefe Bedeutung erlangte, die den Proteſtanten mit ihm ausſöhnte und ſogar für ſich gewann. Der bekannte Abt Staupitz (des vielhundertjährigen Benediktinerſtiftes St. Peter zu Salzburg) ſtand längere Zeit mit Luther in einem lebhaften Briefwechſel; die Reformation klopfte an den Pforten dieſer Abtei an — und wer mag es verkennen, daß in dieſem Ereigniß eine hiſtoriſche Symbolik liege, die auf eine ſpätere Reform Deutſchlands in religiöſer, politiſcher, und intellektueller Beziehung hindeutet! An den blumenreichen Ufern der Igonta, des Römer-umwohnten Stromes, wo der Germane mit dem Quiriten gemeinſam lebte, fing es an, auch für andere Konfeſſionen deutſcher Zunge wohnlich zu werden, und Juvavias reizendes Paradies winkte traulich dem Gaſte, der, von Weimar oder von Berlin pilgernd, die Bilder einer reichen Vergangenheit auf den mahleriſchen Höhen des Mönchberges an ſich vorübergehen ließ. Das Veſperlied, das Ave zur Morgen-, zur Mittag-, und Abendſtunde erklang noch immer fort von den Glockenthürmen der Kloſterkirchen, der Chor der Mönche ſcholl durch die Säulengänge ernſt und feierlich, und die Nonnen ſangen zur ſelben Stunde ihre Pſalmen hinter den geheimnißvollen Gittern, die dem neugierigen Blicke wehrten, aber ihren eigenen, vielleicht von ſtillem Schmerz eben ſo leicht als von Sehnſucht nach dem Himmliſchen naßgeweinten Augen hinlängliche Durchſichtsräume öffneten. In dieſen Stunden der Erbauung vertiefte ſich das Fräulein in die Lektüre von „Sternbald's Wanderungen" oder in Goethe's Roman „Meiſters Lehrjahre", während Fichte's „Ich und Nicht-Ich" und das „Außer ſich geſetzt ſeyn" den Univerſitätsprofeſſor im Benediktinerhabit auf dem Katheder fortriß. Die reiche Kaufmännin trippelte andächtig zur Litanei nach Loretto, und die Hofrathsgattin kniete mit ihren Töchtern, das Gebetbuch vor ſich aufgeſchlagen, vor dem heiligen Antonius von Padua oder vor dem „Wunderbaume", der in ſeine Krone Madonna's liebliches Bild ſchloß und von ſeinen grünen Zweigen Seelenfrieden in das Herz ſäuſelte.

Nach dieſen Gegenſätzen, die der Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts in der Hauptſtadt Norikums mitten unter dem Getümmel der Waffen, das wie dumpfes Meeresbrauſen nach dieſen glücklichen Thälern als Nachhall durch die Berge zog, nothwendig hervorbringen mußte, kehren wir in die Heimat des ſüddeutſchen Poeten zurück, um

mit ihm, dem Repräsentanten norischer Alpennatur, die allmählige Reform des Lebens in allen seinen Beziehungen in Salzburg näher zu betrachten, und von diesem Mittelpunkt aus eine Uebersicht seiner Kulturzustände zu gewinnen, die sich zwischen religiösem und politischem Protestantismus, als zwei einwirkenden historischen Potenzen, in einem Lande bildeten, das vom übrigen Deutschland wenig — am wenigsten vom nordischen gekannt, und nie gewürdigt, als wie eine fabelhafte Oase im Ringe der europäischen Staaten lag. Wären die norischen Gauen, mit ihnen die tyrolischen und karinthischen, unter sich wie die Schweiz verbunden gewesen, sie hätten wahrscheinlich eine historische Bedeutung. Die Ereigniſſe, die sich vom ersten Bischoff Salzburgs bis zum letzten unter dem Kardinalshute zutrugen, gingen wie innere Hauszwiste vorüber, und äußerten nie einen Stoß auf die Nachbarländer; aber die Kunst hätte sich entwickeln sollen, die, von dem idyllisch-patriarchalischen Charakter geistlicher Regierungen gepflegt und begünstigt, unter analogen Verhältnissen die höchste Vollendung erreichte. Salzburg gebahr den größten Tonsetzer, den unsterblichen Mozart. Soll dieser mächtige Genius Ersatz seyn für Dichter, Mahler, und Bildhauer, welche man billiger Weise in der Geschichte dieses erzbischöfflichen Staates erwartet, der so zu sagen die Elemente der Poesie und der Kunst in dem Zauber seiner romantisch-mahlerischen Natur einschließt, und nur freithätiger Kraft bedarf, um die erste Stelle in Deutschland in dieser Beziehung einzunehmen?

Selten sind große Fürsten, sey es im Kardinalpurpur oder im weltlichen Herrscherornate, und die kleinen dulden keine aufstrebende Genialität, weil sie von ihr nicht verdunkelt werden wollen. Ist der Fürst flach an Kopf und Herz, so muß sich auch jede Kraft um ihn her — so verfügt es sein Wille — in geschmeidigen Gehorsam verflachen, und der Adler muß sich als Haushenne verkleiden, die ihm regelmäßig ein Ei bringt; denn Geistesaufflug, Phantasieschwung, und Forschungstrieb sind gefährliche Genien, die den Schwächling foppen. Selbst das einzelne Große, von Einzelnen in der Kunst gefördert, schwindet, wo man berechtigt ist, für viele Jahrhunderte eine reiche Welt herrlicher Schöpfungen zu finden. Geistliche Dynastien sollten an und für sich in Kunst und Wissenschaft den höchsten Rang inne haben!

Digitized by Google

I.

Wir befinden uns im Gebirge! Mit diesem Namen bezeichneten die älteren Geographen ein Thal, das, umengt von hohen Bergzügen, die stellenweise wie der Pik von Teneriffa sich emporheben, nach allen vier Weltgegenden Ausgänge nach andern, von sitte- und sprachverwandten Stämmen bewohnt, darbietet. Es sind Defiléen, die auf- und niedersteigen, sich labyrinthisch durch tiefe, schauervolle Schluchten winden, und oft nur durch den Absturz von Wetterbächen, von Wasserfällen im Sommer, durch den Donnergang der Lawine im Winter, ihre Stille unterbrechen. Manchmal zieht ein flinker Wildschütze mit dem erlegten Gemsbock auf dem Rücken durch, und belebt durch einige weithinschallende, das Mark durchdringende Jauchzer diese stumme Einsamkeit, die mit ihren gigantischen Felsmassen wie mit den ernsten Mienen des Weltgeistes zum Dichter spricht, falls er diese Pfade wandelte. Hat der Wildschütze kein Geschäft, und weckt manchmal das gellende Echo aus den Schlünden oder riesenhaften Klüften, so streicht zuweilen der muntere Spielmann durch, froh der blanken Vierundzwanzigerstücke, die ihm bei einer Hochzeit oder bei einem Festtanze der flotte Bube Tour für Tour freigebig spendend in die Hand drückte, und läßt die hellklingende Violine oder die hochtönende Klarinette ein weiches Adagio oder ein muthwilliges Allegro in die phantastisch-übereinstimmenden, gethürmten Felsengrotten als Lebensklang senden.

Die ringsum auf kräuterreichen Höhen zerstreuten Almenhütten, in welchen entweder Sennen oder Sennerinnen den Lenz und Sommer hindurch in beneidenswerther Zurückgezogenheit, die zahlreichen Herden weidend, glückliche Tage zubringen, dienen häufig zum traulichen Sammelplatze. Gewöhnlich ist die schönste Maid auch immer die Sennerin jedes einzelnen Bauerhofes. Die häßliche hat nie einen Anspruch auf Almendienst, denn sie brächte dem Eigenthümer der Alme keine Ehre. Dort, wo die schönsten Mädchen die Almengeschäfte besorgen, feiert auch die Liebe ihre heitersten Feste. Hoch über den Wohnungen, drei bis vier Stunden über den Heimatthälern, die sich vor ihren Blicken in ein Landschaftsgemälde zusammendrängen, das man mit einer Hand auszuspannen glaubt, im Angesicht des glanzvollen gestirnten Himmels, dessen erhebenden Anblick kein Berg mehr beschränkt, waltet die Liebe unter Gesang und Tanz, nicht zügellos, aber ungebunden, feurig, und in ihrer ganzen Trunkenheit. Die Thüren der Almenhütten sind mit Madonnenbildchen, mit Lukaszettelchen, mit gedruckten frommen Sprüchen

und heiligen Symbolen überklebt. Im Innern der einsiedlerischen Wohnung hängt ein Kruzifix, neben diesem oft ein paar Glasgemählde, wovon eines die Patronin der Sennerin darstellt. Nicht selten ragen über dem Bette der gastlichen Wirthin, das sich wie auf einer Estrade erhebt und durch zierliche Decken und Kissen mit niedlicher Verbrämung auszeichnet, kolorirte Heiligenbilder, die insgesammt als Beschirmer täglich ihren Blumenschmuck erhalten. Zither, Geige, und Klarinette beleben, wenn der Tag des ersehnten Besuches begangen wird, den gescheuerten Raum, und die Nacht wiegt sich von Arm zu Arm hinüber bis zum ersten Morgenroth, das den Tänzer wie den Spielmann aus dem älplerischen Taumel weckt und letzteren mit voller Tasche ziehen heißt.

Der norische Jüngling überklettert die gefährlichsten Klippen, entweder um den Gemsbock zu erlegen oder zur Geliebten zu kommen, die im stillen Kämmerlein seiner mit banger Sehnsucht harrt. Ist das mühsame Tagwerk hinter dem Pfluge oder auf der Tenne vollendet, und das laute Abendgebet verrichtet, so macht er sich unbemerkt auf, und scheut stundenlangen Weg und steile Anhöhen nicht, um seiner fernen Huldin die Nacht zu weihen. Am Morgen, wenn das Ave läutet, steht er wieder kräftig und gerüstet bei der Arbeit. Der fromme Schauer der Andacht, mit dem Kinde schon aufgenährt, regt sich bei diesem Klange, und die Bilder der irdischen Liebe treten in seinem Gemüthe zurück, wie die verlöschenden Sterne. Der Tag sieht ihn wieder regsam, thätig, und unverdrossen, und wandelt der Geistliche zufällig an ihm vorüber, so entblößt er mit Ehrfurcht sein Haupt, und freut sich, wenn ihm der biedere Gruß vom „Hochwürdigen Herrn" erwiedert wird. Er weiß gar wohl, daß dieser Stand auch menschlichen Schwächen unterliegt, allein die Würde, die ihn umkleidet, das Göttliche, dem er sich widmet, gewähren ihm ein Ansehn, das ihn so hoch in der Meinung stellt, daß es Niemand wagt, ihm zu nahe zu treten. Fällt ein junger Priester: sie zürnen ihm nicht, sie schmähen ihn nicht, besonders wenn sie ihn als einen ausgezeichneten Prediger und als eifrigen „Amtsverrichter" kennen lernten. Ertheilte ihm die Natur zur Rednergabe auch Schönheit der Gestalt, so wird er von beiden Geschlechtern in Schutz genommen, und man entschuldigt voll Nachsicht das Vergehen. Ein begabter junger Priester gewinnt in kurzer Zeit alle Herzen seiner Gemeinde. Man verlangt von ihm keineswegs eine aszetische Zurückgezogenheit, man sieht ihn gerne beim Hochzeitmahle, und räumt ihm zwischen dem blühenden Brautpaare an der Hochzeittafel einen Ehrenplatz ein. Zarte, sinnige Sitte, von der katholischen Kirche als bedeutsame Symbolik gepflegt. Der reine Zölibatär darf das Glück liebender Bräute

segnen und sehen, aber die Verletzung des Zölibates hat zur Folge, daß der Verirrte im priesterlichen Strafhause, über das ein Regens die Aufsicht führt, reuig einige Zeit verweilen muß.

In einer tiefen Thalschlucht, umragt von dem Kranze der höchsten Bergjoche, zu beiden Seiten aufstrebende grüne Matten, steht neben der Kirche, vom Erzbischoff Ernst vor mehr als hundert Jahren im italienischen Style auf Veranlassung eines Wunders erbaut, das geräumige Priesterhaus in stattlichen Architekturformen. Das Haus des Verwalters, das Wirthshaus mit einem Oekonomiegebäude, und ein kleines Sommerhaus mitten unter kolossalen Felsmassen, vor Jahrhunderten durch Erderschütterungen von den Gebirgen abgelöst und im Thale bunt nach dem Absturze durcheinander gewürfelt, gewähren dem Orte ein wirthliches und in den Sommertagen sogar einladendes Aussehen. Es gleicht in mancher Beziehung, die Höhe abgerechnet, dem Hospizium auf dem Gotthard in der Schweiz. Die zahlreichen Wallfahrterzüge aus Tyrol, aus den übrigen Salzburger Gauen, und selbst aus Bayern, die vom Mai bis zum Oktober dahin pilgern, bringen Leben und Bewegung in dieses Vaucluse. Die verschiedenen Gebirgsstämme mit ihren originellen Trachten geben dem Mahler den reichsten Stoff zu interessanten Genrebildern. Manche Madonna, der heiligen Madonna fromm-gläubig mit ihrem Opfer und Gelübde zupilgernd, ragt durch ihre Schönheit unter den Schaaren hervor.

Stufen von rothem Marmor führen zum Portale der Kirche empor, das wieder aus Marmor von gleicher Farbe besteht. In der Mitte des Hauptaltars prangt in einem vergoldeten Glaskasten, den Arabesken zieren, das Wunderbild der Maria mit dem Jesusknaben. Tausende von Votivtafeln schmücken pyramidalisch die Seitenwände. Zwei Nebenaltäre aus rothem Marmor und mit trefflichen Altarblättern, in Rotunden vom Hauptaltare sich absondernd, bilden eine weitere Zierde des Innern, das düster-feierlich, mit der stillen Weihe des Wunderbaren, das Gemüth zum heiligen, kontemplativen Ernste stimmt, und in seine eigenen Tiefen den Blick des Geistes zurückführt. Die silbernen und goldenen Ampeln, die an rothen Schnüren mit Quasten vor dem Hochaltare herabhängen von dem hohen Gewölbe, leuchten mit röthlichen Flammen wie Sterne durch finsteres Nachtgrauen. Wogender Orgelklang, das Flammen vieler hundert Wachskerzen, von denen manche vier Schuh Höhe und einen halben Schuh Dicke hat, das Fluten des Weihrauchs, und der Pomp des katholischen Kultus übten mit dem Grandiosen der Naturszene dieses Thales einen mächtigen Einfluß auf unsern Poeten, der am Fuße desselben geboren ist.

Digitized by Google

Gegen Süd, zwei Stunden von diesem heiligen Thale — von diesem Deutsch-Loretto aufwärts, ragt mitten in den Abhängen, außer aller Verbindung mit der nach Ost laufenden Bergkette, das Vorderhorn genannt, ein Felskegel in die Höhe, der, unter dem Namen „das Lärchhörnlein", von seiner Spitze aus die ganze Umgegend der Stadt Salzburg und selbst von dieser jenen Theil erkennen läßt, den der Mönchberg nicht umgürtet. Der ernste Holzknecht (Holzfäller) wie der Berghirte laben sich an schönen Tagen an dem Anblicke des reizenden Gartens, der Salzburg mit einer Menge von Landhäusern umschließt, und der im Sonnenglanz strahlenden Domkuppeln von dieser natürlichen Pyramide aus; sie senden ihre Wünsche in die zehn Stunden weit von ihnen entfernte heitere Salzachstadt, die ihrer Phantasie wie ein Feenschloß im goldenen Duft erscheint. So nährt sich mit der Sehnsucht nach Seltenem, das ihnen nur die mündliche Tradition lockend ausmahlt, zugleich die Phantasie, die unter den gigantischen Formen der majestätischen Natur den Keim wundersamer Gebilde in sich entwickelt, und, bietet sich die Gelegenheit dar, mit ihrem eigenthümlichen Charakter in Bild oder Wort ausprägt.

Der Bewohner dieses Thales, das die norische Saale durchströmt, theilt sein Leben zwischen der Axt, dem Pflug, und dem Hirtenstab. Der Lenz und der Sommer bringen ihm die immer wiederkehrenden Freuden. Drückt ihn der Spätherbst und der Winter unbehaglich in diesem engen Thalraum, so führt ihn sein Beruf, sobald die ersten Brünnlein rauschen und die Maiglöckchen auf moosigen Felstrümmern duften, die steilen Höhen hinan zu den Hörnern (Kulmen), und er schwelgt im entzückten Ueberschauen entfernter Landschaften, die tief unter ihm liegen. Vor seinem Blicke rollen sich Gegenden auf, die er nie betritt, die er nie dem Namen nach kennt, und er glaubt auf dem kahlen Rücken des erstiegenen Bergjoches nach dem Großglockner nur die Hand ausstrecken zu dürfen, um sich an seine Spitze zu klammern, oder vom Sonntagshorn aus mit einem Sprunge mitten in den blumenreichen Gefilden, mitten in den prangenden, von weißen Landhäusern schimmernden Gärten der reizenden Juvavia zu stehen, und im Flutenspiegel der Salzach sein Bild zu schauen.

Die reichen Waldungen des Thales, welches seit Jahrhunderten nach einer Konvention an die Saline von Reichenhall den Holzbedarf liefert, bilden vorzüglich Einen Gewerbsstand: jenen der Holzknechte, die ihrer Geschicklichkeit wegen früher bis nach der Schweiz gerufen wurden. Sie sind gewissermaßen geborne Forstmänner und üben eine Technik im Fällen der Stämme, die ihren Ruf weit verbreitete. Jeder

Streich, den der nervige Arm des Holzfällers mit der blanken Axt nach dem Stamme führt, iſt ſicher, er wiederholt keinen, und rundet den Stock Schlag für Schlag ſo gewandt ab, daß er ganz die reine Form einer Keſſelwölbung erhält. Hintereinander in Reihen in wohlbemeſſenen Zwiſchenräumen aufgeſtellt, ſchwingen ſie kraftvoll die Wucht der Axt, daß die Krone des Baumes erzittert. Kracht der Stamm, ächzt er in den letzten Lebenszuckungen auf ſeinen gewaltigen Wurzeln, und ſtürzt er endlich hin in die Tiefe eines Grabens, mit den dunkelgrünen, breiten Aeſten im Sturze wie Sturm erbrauſend: ſo jauchzt der Holzknecht laut auf, daß es durch die Schluchten und Abgründe hinſchallt.

So geht das Tagwerk fort vom Früheſten bis zum Sonnenuntergang. Manchmal ſtopft er ſein thönernes Tabakspfeifchen, und dampft zur Erholung einige leichte Wolken hin. Um die Mittagſtunde bereitet er ſich ſein Mittagmahl. Wie ein Gypsformgießer führt er ſeinen kleinen Apparat bei ſich, der in einem hölzernen Model beſteht. In einer kleinen eiſernen Pfanne läßt er das Schmalz kochen, bis es ſiedet. Dann ſiebt er das Mehl ein, und läßt es mit dem Schmalze ſich vereinigen. In dieſem ſiedenden, flüſſigen Zuſtande gießt er dieſe Gattung Mus in die hölzerne Form, die entweder einen Gemsbock, einen Wildſchützen, oder eine Blume darſtellt, und läßt die Speiſe ein wenig verkühlen. Den Hut ab, wird ein kurzes Gebet in Stille geſprochen, und ein Theil des „männerſtärkenden" Mahles zu ſich genommen. Die Ueppigen miſchen dieſen „Holznudeln" Weinbeeren bei. Dieſe Speiſe, ſo einfach ſie ſelbſt und ihre Zubereitung iſt, findet bei allen ſtädtiſchen Leckermäulern Eingang, und ſteht ihrer Schmackhaftigkeit wegen im beſten Rufe. Auf dieſelbe Weiſe bereiten ſie auch die nicht minder berühmten „Holzknäufel" (Würfel aus Mehl und Schmalz), die ſie als ihre Nahrung genießen und bei ihrer Rückkehr an Freunde vertheilen. Die Liebſte wird vor Allen mit dieſer Bergkonfitüre in traulicher Stunde bedacht.

Fern von der übrigen menſchlichen Geſellſchaft bringt er oft mehrere Monate auf den Waldhöhen mit ſeinem Geſchäfte zu. Mitten unter den ſtummen Söhnen des Waldes, die ſeiner Art nach und nach anheim fallen, über ihm den blauen ewigen Dom, neben ſich den Flor der Bergblumen und das Gerieſel der klaren, tändelnden Quelle, die ihm den Durſt löſcht und die Sehnen ſtärkt, ſchwebt er manchmal über einem ſchauervollen Abgrund, über welchen der gefällte Fichtenſtamm im Sturze ſich breitet. Scharfe Fußeiſen geben ihm ſichern Halt, er klettert mit Hilfe derſelben über den horizontal liegenden Stamm, und haut mit der dröhnenden Axt die Aeſte weg. So, balancirend wie ein Seiltänzer, ſchreitet er verwegen von einem Ende zum andern, unbekümmert um

Digitized by Google

die Tiefe, die ihn anstarrt, links und rechts die Streiche führend, bis die stolze Fichte entarmt und entgipfelt ist, und, ihrer Pracht beraubt, schmucklos und trauernd — eine Leiche noch schön, in ihrer Zylinderform der glatten Eisbahn überliefert wird, auf welcher sie mit tausend andern in die Tiefe rollt.

So ein Theil des Lebens der Thalbewohner im Gebirge, in welchem sechs Straßen ein- und ausmünden, unter denen aber eine, breit und bequem, durch die berühmten Strubpässe nach dem herrlichen Italien führt. Das Haupt immer empor gerichtet, männlich ernst, trotzig, seiner Kraft bewußt, dem Joch der Herrschaft abgeneigt, Freiheit liebend und oft liebeschwärmerisch, kehrt er in den Kreis der Seinen zurück. Er kommt nicht ohne Gaben. Neue Lieder und neue Weisen bringt er, und immer dem Berggeist nahe, der ihn wie die hochgegipfelten Waldstämme umschwebt, theilt er seiner Erzählung, seinem Liede, seiner Romanze eine gewisse feierliche Stimmung mit, die grauenhaft auf die Zuhörer einwirkt. Er belauscht instinktartig die Natur in ihrem stillen, geheimnißvollen Weben und Wirken, und der Gang der hellen glänzenden Sterne, die ihm auf den wolkenlosen Höhen zufunkeln, wird ein Lieblingsgegenstand seiner Betrachtung. Gewöhnlich treffen sich die Holzknechte in größerer Zahl, um die vom Förster ausgesteckten Distrikte zu fällen. Sie nennen das Abmarken „Vorzeigen", an das sie sich gewissenhaft halten. Die Mittag- und Abendstunden vereinen sie in geräumigen, schnell aus Fichtenstämmen gefügten Hütten, in denen sie auch die Nächte zubringen. Eine Zither oder eine Schweglpfeife (Querpfeife), hellklingend, fehlt nie. Gesang mit Zitherbegleitung, abwechselnd mit munterer Rede, verkürzt nach den anstrengenden Mühen des Tages die Nacht. Die Steigeisen vom Fuße geschüttelt, würde sich der rüstige Axtschwinger nicht weigern, einige Touren zu tanzen, wenn ihm nicht die Maid fehlte. Diesen Mangel ersetzt er sich durch das Vorspielen melodienreicher, leicht dahinschwebender Tänze, die er mit dem Schnalzen der Finger so fertig und so kräftig begleitet, als hätte er Kastagnetten daran befestigt. Kriegs- und Geistergeschichten, Wildschützenabenteuer, und die Kämpfe der fürstlichen Jäger mit ersteren geben reichen Stoff zu Konversationsintermezzo's. Die reine, gesunde Bergluft und die Freiheit sind die beiden Elemente, in welchen sie physisch und moralisch gedeihen. Sie befleckten ihre Nationalität nie, wie die Schweizer, mit Söldnerdienst. Als die Konskription kam, fügten sie sich, wie ihre Nachbarn, die Tyroler, dem Gesetze mit Resignation. Der Gebirgsländer liebt die Freiheit eben so leidenschaftlich, wie seine Auserkohrne, die er als Braut zum Altare führt.

Digitized by Google

Hart an der Straße, die das Thal seiner ganzen Länge nach durchschneidet, und in die östlichen Gauen durch alte Pässe und zerfallne Burgen führt, unter senkrecht emporstrebenden Kalkgebirgen, steht das anspruchlose Haus eines Künstlers. Die Natur gefiel sich, so scheint es, in der Laune, ein Kunsttalent in dieser romantischen Gegend hervorzubringen. Man könnte füglich sagen: sie schuf aus der Fülle der günstig zusammenwirkenden, sich harmonisch verbindenden Elemente ein Genie, das sich als plastischer Künstler offenbaren sollte; denn wo ohne äußere Zuthat, ohne Nachhilfe, ohne Unterstützung, der Autodidakt nur aus sich selbst heraus sich bildet, und nur vom eigenen Genius geführt, ohne sich dessen bewußt zu seyn, von dem ersten Versuche des Meisels oder der aus Lehm geformten Gestalt immer weiter, immer kühner und sicherer zum Kunstwerk voranschreitet, muß man schöpferische Originalität anerkennen, und der Anspruch auf Genie steht festbegründet. Zürnen Sie nicht, daß ich mit diesem philosophischen Kommentar vor das einsame Häuschen mit Ihnen trete, und die Uranfänge der Kunst und die ersten Keime des Genies anatomire. Ich schlage die Memoiren unseres süddeutschen Poeten auf, und Sie mögen ihn selbst vernehmen, wie er seine Geburtsstätte schildert:

„Ein prächtiger Reisewagen rollt heran. Schon lange erwartete man im Thale den Erzbischoff Hieronymus auf seinem Rückwege aus den obern Gauen nach Salzburg. Alles jubelte, Alles freute sich, den Landesvater zu sehen, der überall, wo er hinkam, die Hand ausstreckte, und Hunderten den Segen ertheilte. Er kommt, er ist's, rief der älteste Sohn des Meisters, der mit seiner ganzen Familie zur Thüre herausstürzte, um den Fürsten zu sehen, vor ihm ein Knie zu beugen und die Benediktion zu empfangen. Vielleicht gelingt es, die Aufmerksamkeit des hohen Reisenden zu fesseln. Die Verzierungen an dem einfachen Hause, die Engelsköpfe mit den goldnen Flügeln, die an den Tragbalken angebracht sind, die zwei Tafeln oberhalb des Hausthors, welche Zauberer und Geisterbeschwörer darstellen, und die häufigen Statuen, die, vom Söller über die Blumenstöcke hinüberragend, nach den Vorübergehenden in feierlich-stummem Ernste blicken: kurz, das ganze phantastische Aussehn der Wohnung, rings von Fruchtbäumen umpflanzt, wird seine Aufmerksamkeit — wenigstens seine Neugierde rege machen."

„Der arme Bildhauer hätte gern die neuesten, kolossalen Statuen von seinem rückwärts liegenden Atelier in die Fronte des Hauses vorgeschoben. Ein Lukas, ein Johannes, ein Markus, eine Magdalena, die vollendet dastanden, mußten Eindruck machen. Zur Familie des harrenden Künstlers gesellten sich bald die Nachbarn. Der Wagen des

Erzbischoffs hielt vor dem grünen Anger, auf welchem der Bildhauer mit Frau und Kindern voll Ehrfurcht in das Knie sank, und entblößten Hauptes zum geistlichen Fürsten emporblickte. Eine rothsammtene Kalotte bedeckte die Tonsur der gepuderten Perrücke. Die Gestalt des Landesherrn war mager und bleich, aber sein Auge sprach Klugheit; — Staatsklugheit, aber es blitzte nicht von Funken, wie bei großen Männern, in denen sich ein mächtiger, oft wohlwollender — oder zerstörender Dämon regt. Ruhig erhob er die von Demantringen strahlende Rechte, und benedizirte zur Rechten und zur Linken, und fuhr dann gemach seines Weges."

„Keinen Blick dem Künstler, der, mit seiner grünen Schürze angethan, kaum den Meisel weggeworfen, gern ein paar Worte an den Landesvater gerichtet hätte, der gerade von einer ganz neuen, eingeweihten Kirche kam, die unser Bildner so trefflich mit schönen Basreliefs und Statuen ausgeschmückt hatte. Er hätte darauf geschworen, daß der Fürst, wenn er nach dem Architekten sich erkundigt, nothwendig auch den Namen des Künstlers zu erforschen nicht unterlassen werde, der das Innere der Kirche durch seine hohen Gestalten erst belebte. — Da lob' ich mir den frommen Sigismund, den Vorgänger des Hieronymus, sagte der getäuschte Bildhauer in seiner Bestürzung. Dieser unterstützte und begünstigte die Künstler, und der Mahler wie der Bildhauer durften sich seiner Gnade erfreuen. Mit der Kunst ist es aus in unserm Lande. Der Fürst trachtet blos nach vollen Kassen, und die Goldwäschereien liegen ihm näher, als die Kunstgebilde. Er haust und knickert, — um dem Bonaparte die vollen Geldsäcke hinzuwerfen. — Aber sein Bildniß, nahm der Sohn das Wort, ist ganz getroffen! Unsere Gypsabdrücke nenn' ich mir ein Meisterstück. Sie werden aber auch im ganzen Lande gesucht, und ich will mich wieder an neue Abgüsse machen. — Mache nur, erwiederte der Vater, die Kalotte recht hochroth, wenn du die Abgüsse kolorirst, sonst kaufen sie die Bauern nicht, denn das Hochroth lieben sie, das Bunte. Sie sind wie Kinder, die das Farbenspiel ergötzt."

„Der Meister — so nannten ihn seine Landsleute — kam Allen wie eine räthselhafte Erscheinung vor. Hätte man nicht seinen Vater so genau gekannt, der selbst ein Besitzthum hatte: sie würden ihn für einen Zauberer gehalten haben, der aus Welschland herüber kam. Da seine ganze Kindheit an ihnen unbemerkt vorüber ging, da sie den Entwicklungsgang des Knaben, der ganz unter der frommen Leitung seiner Mutter stand, nicht beachteten, so begriffen sie durchaus nicht, wie er zu der Kunst gelangte, schöne Figuren mit der Schreibfeder oder

mit dem Reißblei fertig auf das Papier zu zeichnen, und, was ihre Faſſungskraft vollends überſtieg, ganze menſchliche Geſtalten aus dem Lindenholze mit täuſchender Wahrheit zu bilden. Sie drängten ſich manchmal um ihn, wie um einen ſeltſamen, mit geheimen Künſten begabten Fremdling, und konnten ſich nicht ſatt ſtaunen, wenn vor dem Hauſe dieſe oder jene koloſſale Statue auf dem Piedeſtal ſich erhob. Es hielt ſie immer eine gewiſſe Scheu vor ihm zurück, die aber mehr einer ſtillen Verehrung, als der Furcht vor dem Dämoniſchen angehörte. Wie eine dunkle Sage ging es durch die Thäler: Ein hochverſtändiger Prieſter, der ſelbſt im Beſitz der Künſte war, und den ſeltſamen Namen Chronos führte, brachte ihm, dem Tiſotheus, das Geheimniß der Zeichnungs- und der Bildhauerkunſt bei, als er noch unter den Augen der ſchwärmeriſch-religiöſen Mutter, wie eine geheimnißvolle Blume zärtlich gepflegt, zum Jüngling heranblühte. Der Glaube an Dämonen, die außerordentliche Menſchen im Geheim erzögen und über ihres Gleichen erhöben, um Ungewöhnliches zu leiſten, war im Thale nicht fremd."

II.

Das phantaſtiſch mit Figuren äußerlich geſchmückte Haus des Meiſters ſtreckte ſich gemach einen ſanften Rain hinan gegen die Waldung. Gegen Oſten beſchattete es ein hoher Kirſch- und einige Pflaumenbäume; gegen Süd ein Apfelbaum, der vom Stamme aus in ſeltſamen Krümmungen, wie eine aufgeringelte Schlange, ſich an den Fenſtern des Ateliers mit ſeinen breiten, fruchtbeladenen Aeſten, wohlthätig beſchattend, bis über das Dach emporſchwang. Der älteſte Sohn — er mag Albert heißen, da er als Mann ſich Albert Norix taufte — ſchlug in den verſchlungenen Zweigen dieſes Apfelbaums an den Lenz- und Herbſttagen ſeine Wohnung auf; denn einmal ergötzte ſich ſein Auge an der lieblichen Apfelblüte, dann an der köſtlichen Frucht, die ſchwer laſtend die Aeſte niederbog. Aus dem grünen Schattendunkel belauſchte er oft den Vater, der emſig meiſelte, den Klüpfel ſchwang, oder ſinnend vor einer Figur ſtand, die ihrer Vollendung, die des letzten Meiſels harrte. Sauer ließ es ſich der geniale Vater werden, den raſtloſer Schöpferdrang beſeelte; träumeriſch blickte der muthwillige Bube von der Krone des Baumes entweder in das Arbeitszimmer oder in das ſonnige Thal. Er fühlte ſich ſo ſüß-behaglich unter dem duftigen Hauche der Blüte oder der Frucht, wie ein orientaliſcher König auf

seinem schwellenden Divan. Es sollte Etwas aus dem Sohne werden. Er besuchte die Schule, lernte lesen, rechnen, und schreiben, und brachte es bald zu einer schönen Hand. Es regte sich kein Kunstsinn in ihm. Die zahllosen, mit verschiedenen bunten Holzgattungen bekleideten Meiselhefte lockten ihn zwar mächtig an. Die Niedlichkeit, der Glanz, und die Schärfe dieser Instrumente, die nach allen Dimensionen auf den Tafeln ausgebreitet lagen, je nachdem der Bildhauer in großem oder kleinem Maßstabe seine Figuren auszuarbeiten hatte, reizten die Begierde nach ihrem Besitze: wohlgefällig musterte er sie der Reihe nach in der Abwesenheit des Vaters. Aber ihm galt der Besitz um des Besitzes willen, ohne je den Wunsch zu hegen, auch dereinst ein Künstler zu werden.

Die Armbrust über die Schulter gelegt, rannte er hinaus in den nahen Wald, der ihm wie einem Vertrauten mit den Gipfeln der Tannen und Fichten, der Ahorne und Linden, zum Besuche zunickte. Das Rauschen der aus tiefen Felsschluchten hervorsprudelnden Quellen, das Gesäusel der vom Mondhauch bewegten Aeste, die bunte Blumenwelt, die im Schooße dieser Waldungen ihre ganze Pracht entfaltete, und die mit dunklem Moos überkleideten Felstrümmer, auf denen wieder ein blühender Anflug junger Bäume frisches Leben athmete: diese Umgebungen allein vermochten ihn oft den halben Tag zu fesseln; er legte sich so zu sagen der sprossenden Natur an die Brust, wie von geheimer Macht zu ihr hingezogen; er fühlte sich so wohl, so selig in diesem Bereiche, als läge er einer theuren, liebkosenden Mutter in den Armen, und empfand bis in das innerste Mark seines Daseyns einen Wollustschauer über dem einsamen Verweilen im Waldrevier, in welchem Blumen, Bäume, Pflanzen, und Quellen mit ihm Zwiesprache zu unterhalten schienen. Seine Anschauung versenkte sich mit jedem Tage mehr in die Erscheinungen der Natur, — in diese selbst; die Stimmen und Töne die ihm aus ihr bei jedem Schritte entgegen kamen, fanden in seinem Innersten einen Wiederhall; sie erzeugten eine Stimmung, die sich gern in Worten ausgedrückt hätte. Er fand noch keine Form in sich, das tief Empfundene zum eigenen Verständniß auszuprägen, denn er war nicht zur Klarheit seiner innern Zustände durchgebrochen. Die üppige Fülle der reizenden Außenwelt strömte in Massen auf ihn hinein; es war der äußere Sinn ununterbrochen in lebhafter Anregung, und sog wie eine Camera obscura alle Bilder des Kolossalen, des Schönen, und Naiven in sich ein, um sie vielleicht, bei späterer Entwicklung der geistigen Reproduktion, als Dichter im Reflexe der selbstthätigen Phantasie durch das beseelte Wort melodisch auszuströmen.

Digitized by Google

Wenn er zu Hause nach seinen Streifzügen in den Wäldern und Bergen erzählte, was er sah und hörte, bemerkte man, daß ihn die Einbildungskraft stets überflügelte. Alles vergrößerte sich ihm, Alles empfing das Kolorit des Wunderbaren, des Geisterhaften. Das Neigen der hochstämmigen Lärchen im Mondlichte verwandelte sich ihm schnell in eine riesenhafte Berggestalt, die ihre Arme nach ihm ausstreckte, und aus den nächtlichen, mit Gesträuch überdeckten Klüften sah er mächtig schreitende, in weiße Gewänder gehüllte Riesen auf sich zuwandeln. Die ganze Natur regte und bewegte sich ihm in menschlichen Gebehrden, ein geisterhaftes Wesen schauerte ihn überall an, hinter jedem großartigen Phänomen schien er einen Dämon zu ahnen, der gleichsam diametral durch sie hindurchschritt und sich ihm offenbarte. Die häufigen Erzählungen seines Vaters von Geisterspuk, von Zaubereien, und von Geisterbeschwörern spannten die Phantasie des reizbaren Knaben noch mehr. Manches Wildschützen-Abenteuer, manche Vision des Ahnherrn in mondhellen Nächten auf dem Waldgebirge prägte sich tief in die Seele, und die weithin an den Ufern der Saale ausgedehnte Erlenau, die er beim Tage durchstrich, bevölkerte seine lebhafte Phantasie mit zürnenden Kobolden und mit blühenden Jungfrauen, die über dem Nebel im Herbste den Reigen schlangen. Eine seiner Lieblingssagen war jene vom Hahn, der einst im nahegelegenen Markte unter der Leitung eines Zauberers einen großen Fichtenstamm an einem Strohhalme ohne Anstrengung zog. Dazu gehörte noch der Herenschemel, der, mit der linken Hand aus neun Holzarten gezimmert, die Wirkung hatte, in jedem Hause eine Hexe zu entdecken, falls sie dort unter der freundlichen Gestalt einer rührigen Hauswirthin ihre Umgebungen täuschte. Leidenschaftlich liebte er den Klang der Saiten, tief erschütterte ihn jener der fernher schallenden Kirchenglocken, die ihn oft in den ersten Frühstunden des Wintermorgens von dem hochgelegenen Thale her aus dem süßen Schlummer weckten. Von seiner Großmutter, die ihn als Kind mit der wärmsten Zärtlichkeit pflegte, in Religion und Andacht unterrichtet, sah er früh das Reich der Himmel vor seinen Augen aufgethan, in welchem seine Mutter, die er schon zehn Tage nach seiner Geburt, jung und blühend, verlor, mitten unter den Chören der Seligen im Verklärungsglanze schwebte. Die Großmutter schloß ihm Tag für Tag die Glorie der Geisterheimath in ergreifender, einschmeichelnder Rede auf, zeigte ihm aber auch die flammenden Abgründe des Verdammungsortes in den lebhaftesten Farben. Die sorgfältige Pflegerin seiner zarten Jugend vertrat ihm Milton und Dante; wenigstens überraschten ihn, wie er oft versicherte, weder die Gemählde des Himmels noch der Hölle dieser

Digitized by Google

beiden Dichter, da sie durch seine Erzieherin in seiner Phantasie schon vorbereitet waren, und später nur als bekannte Bilder im größeren Maßstabe aus der Kindheit an ihn herantraten. Wo die Natur dieses wild-romantischen, pittoresken Thales mit ihren Einwirkungen auf das Gemüth ihres empfänglichen Zöglings aufhörte, nahm die Erziehung den geheimnißvollen Faden, mit jener wie im Einverständnisse, auf, um das Gewebe auszuspinnen, das seine Individualität geisterhaft umschlingen sollte. Die einsame Waldkapelle am Passe Lustenstein, welchen Erzbischoff Paris, ein kriegslustiger Fürst, erbaut hatte, war für den jungen Thalschwärmer eine Lieblingsstätte. Das Brausen und Tosen der in der Tiefe vorbeiflutenden Saale, die ihre Wogen an Felsen brach, erdröhnte wie ein grauenhaftes Echo in den Räumen der Kapelle, die eine Mater dolorosa schmückte. Ringsum feierliche Stille, lauschte er einsam dem Gebrause, in welches die hohen Linden neben der Kapelle flüsterten. Die alten Soldaten, die Wächter des halb in Ruine liegenden Passes, in ihren weißen, langgeschößten, rothausgeschlagenen Röcken und mit den kleinen Triangelhüten, waren für ihn ein Schreckbild. Sie kamen ihm wie unheimliche Berggeister vor — als Ueberreste der Armee Karls des Großen, die nach der Sage im Untersberg hauset.

III.

Pilgern die Muselmänner in unübersehbaren Karavanen zum heiligen Grabe des Propheten, um dort ihre Opfer niederzulegen und Gelübde zu thun: die Völker Europa's, von heiliger Glut der Andacht durchdrungen, wallfahrten nicht minder in großen Schaaren nach San Jago di Compostella, nach Loretto u. s. w., und die Bewohner Norikums aus nahen und fernen Gauen in das „Gebirge", wo das mirakulose Bild der heiligen Madonna, hilfegewährend, in goldverbrämtem, rothsammtnem Mantel, den Jesusknaben sanft an die Wangen drückend, voll Anmuth und Huld auf die Flehenden herabschaut. Die sogenannten „Frauentage" begannen, und die Wallfahrter eröffneten ihre Züge nach dem „Heiligen Thale". Fernher von der Kriml, wo die Salzach durch den „Schützensprung" — ein von der Natur aufgebautes Felsenthor — als donnernder Wasserfall abstürzt, setzen sich Hunderte in Bewegung, an die sich wieder neue Hunderte in der ganzen Länge des Salzachthales anschließen. Bis zum Zeller See, dem mahlerisch begränzten, wallen

sie in ihren gefälligen Trachten, bis sich neue Pilgerschaaren aus dem Pongau, aus Gastein, aus der Klein- und Groß-Arl zu ihnen gesellen. Die Lungauer, geschieden von ihnen durch die hohen Tauern, rücken mittlerweile auch heran, und steigen herab durch die engen Schluchten unter die lebensfrohen und liederreichen Pinzgauer. Ihre grauen, langen Röcke, ihre schwarzen, breitkrämpigen Hüte, und ihre blauwollenen Strümpfe machen einen eben so düsteren Eindruck, als ihre bleichen Gestalten, welche die Spuren der Mühe und Anstrengung, wozu sie ihr rauhes Klima, ihr undankbarer Boden verdammt, an der Stirne tragen. Die grünen Hüte der schmucken Pongauerinnen, wechselnd mit den buttergelben Hütchen der schönen, üppigen Pinzgauerinnen, das bunte Farbenspiel der Männer- und Frauentrachten, geben der wogenden Volksbewegung, in welcher sich die verschiedenen Dialekte vernehmen lassen, einen eigenthümlichen, mahlerischen Reiz. Treffen sich Verwandte auf dieser Pilgerfahrt, so findet sich auch das Liebespaar nicht selten ein, das, lange unbemerkt, zu Hause das strengste Inkognito verborgener Neigung beobachtete. Die Liebenden freuen sich, in verstohlenen Augenblicken Hand in Hand den langen Weg zu wandeln; sie gestehen sich ihre Empfindungen, schwören sich gegenseitige Treue, und geloben, sie vor der Himmelskönigin auf ewig zu besiegeln. Das liebende Paar kehrt dann als Brautpaar zurück. Die blühenden Töchter sind durchaus festlich geschmückt, und die Männer und Jünglinge folgen dem Beispiele des zarten Geschlechts, das mit ihnen die Opferkränze vor dem Altare der heiligen Madonna voll Bedeutsamkeit aufhängt. Die größte Heiterkeit belebt diese Wallfahrtzüge. Nicht der Ausdruck des Grames, der Reue, oder finsterbrütender, scheuer Bußfertigkeit ist an ihnen zu finden. Es mag den Einzelnen die Schuld drücken: er wird in dem frohen Strome der Bewegung nicht bemerkt, und die Stirne des Ernsten muß sich entwölken, wenn er, von einer Schaar blühender Mädchen umgeben, in dieser und jener selbst eine himmlische Madonna erblickt. Und doch ist jede Frivolität, jeder Frevel weit von ihnen entfernt. Sie vergessen nie, so sehr sie sich der Freude hingeben, so ungebunden die Mittheilung ist, daß sie einem heiligen Orte zuwallen, wo der Born der Gnade und des Lebensglückes fließt.

Ein harmloses Volk, einfach, natürlich, voll Anlagen und im höchsten Grade bildsam, wenn es die Regierung verstünde oder wenn sie die Mittel nicht scheute, die in ihm schlummernden intellektuellen und moralischen Fähigkeiten durch zweckmäßige, ausgebreitete Bildungsanstalten zu wecken und zu veredlen!

Die Norkker widersetzten sich nie einer Aenderung oder einer Ver-

Google

besserung, wenn der Regierung daran lag, sie einzuführen, während die Tyroler — die Rhätier, stets eifersüchtig auf ihre Privilegien, jeder Neuerung trotzten, und von Kaiser Joseph, dem Regenerator seiner Zeit, ihrer Protestationen wegen die „unmöglichen Herren" genannt wurden.

Der große Kampf der französischen Republik gegen das übrige Europa, und namentlich gegen Oesterreich, theilte inzwischen auch diesen, vom Krummstabe sorgsam gehüteten Berg- und Thalvölkern einen Impuls mit, der sie auf den Gang des neubeginnenden Jahrhunderts und auf seine Anforderungen an die Fürsten aufmerksam machte. Mancher aufgeweckte Kopf, dem die Geschichte der Altvordern nicht unbekannt war, erinnerte sie in den langen Winterabenden, daß auch die Völker Rechte hätten, die eben so heilig, als jene der gekrönten Häupter, wären. Der Bauernkrieg, im Grunde eben so gut eine Revolution, wie jene in Frankreich, erhielt erst seine ganze Bedeutung in ihren Augen, als man sie aufmerksam machte, daß der Druck des Adels, die Schwelgerei der Großen, die Ueppigkeit des Klerus solche Katastrophen herbeiführten. Erfüllten sie die Gräuel der Pariser Blutmänner mit Entsetzen, fluchten sie der leichtsinnigen, überfeinerten Nation, daß sie das Höchste in der menschlichen Gesellschaft mit Füßen trat, und das Haupt eines edlen Königs eben so gleichgültig, wie jenes einer liebenswürdigen, schönen Königin, unter das Beil legten, so ward es ihnen bei aller Beschränktheit der Einsicht in die gewaltige, ganz Europa ergreifende Bewegung doch klar, daß für die Völker der Morgen einer neuen Aera über die Firner herankomme, und daß die Stände der Sozietät einander näher gerückt werden müssen. Unerträglich ist und war den freiheitliebenden Bergvölkern die Gerichtsstube, verhaßt der Aristokratismus der Beamten, in denen sie nur ihre Verderber erblickten. Ein erlegter Hirsch konnte das Glück einer Familie untergraben, denn der Wildschütze war der ärgste Feind des Landesfürsten, der jeden Jagdfrevel mit Eisen und Banden, mit dem Verluste der Freiheit bestrafte. Aber wo die weltliche Macht des Beamten vergeblich gegen sie anstrebte, erfolglos den Bergstrom des aufgereizten Unwillens dämmte, reichte das versöhnende Wort des Priesters aus. Ein Wort aus dem Munde des Gottgeweihten reichte hin, den Sturm zu beschwichtigen. Ein Oeltropfen, und die aufgethürmten Fluten legten sich.

In den Augen des Bürgers oder des Bauers, ja selbst des Beamten, der seinen Sohn nach der Hauptstadt des Erzbisthums schickte, gab es keine höhere, würdigere Bestimmung, als den Priesterstand. Mit dem ersten Schritt in die lateinische Schule war schon die Bedingung verknüpft, dem Altar einst zu dienen. Die Familien kannten kein grö-

Digitized by Google

ßeres Glück, keine größere Ehre, keinen glänzendern Triumph, als wenn der Sohn die „heiligen Weihen" empfing, und als Primiziant die erste Messe sang. Unter zwanzig Jünglingen einer Klasse traten kaum vier zu öffentlichen weltlichen Aemtern über. Die ausgezeichnetsten Talente trachteten nach der Aufnahme in das Priesterseminar. Man konnte daher mittelst strenger Prüfungen, nach vollendetem ersten Kursus der Philosophie, eine Auswahl der fähigsten Bewerber treffen, und gewann für den Volksunterricht eminente Männer, die zugleich mit intellektuellen Vorzügen auch körperliche verbinden mußten. Nicht das geringste physische Gebrechen blieb unbemerkt. Der junge Priester mußte auch ein vollkommener, tüchtiger Mann seyn, er mußte würdevolle Präsentation besitzen. Die Gesundheit des Geistes mußte mit jener des Körpers gleichen Schritt halten.

Die Aera der Profanirung, durch die französischen Waffen in das neunzehnte Jahrhundert hereingeführt, zerstreute zusehends den Nimbus des Priesterstandes, und der Jüngling sah, daß außer der schwarzen Fahne noch andere einladend dem Weltbürger zuflatterten, um sich für die Wahl dieses oder jenes Standes zu entscheiden. Der letzte Mond des achtzehnten Jahrhunderts kam, und die Schlacht auf den Walserfeldern am sagenreichen Untersberg, von dem republikanischen Feldherrn den Oesterreichern geliefert, zertrümmerte den Stuhl Schodberts, der von den Zeiten der Agilolfinger an bis zum Konsulat Bonapartes unerschütterlich und fest auf juvavischem Boden stand. Ein rein weltliches Regiment trat nun an die Stelle der weltlich-geistlichen Herrschaft. Der Florentiner Hof zog zu den Thoren der Juvavia ein, und brachte die Blumen und Blüten des Hesperidenlandes, seinen milden, klaren Himmel, seine Kunst und seine Sitten. Der Großherzog von Toskana mußte sich begnügen, sein Paradies am Arno mit dem rauhen Norikum zu vertauschen, und seinen Wohnsitz in den Residenzen der Erzbischöffe von Salzburg aufzuschlagen. Florenz und Salzburg!! Welcher Unterschied! Doch die Bauart der Häuser im letzteren erinnerte den sanften Fürsten an ersteres. Die flachen Dächer mit ihren Terrassen, die hoch darüberragenden Kuppeln des Doms, der Universitätskirche, der St. Peterskirche ꝛc., mochten ihm einigermaßen, im Kleinen, das Großartige des herrlichen Florenz vergegenwärtigen. Die Natur treibt keine Goldorangen, keine Datteln und Feigen; kein Lorbeerbaum breitet die dunkelgrünen Aeste aus, um für einen Dante, einen Petrarca oder Ariosto einen Kranz zu schlingen; aber sie entfaltet dennoch die höchste Anmuth, den reichsten Schmuck einer üppigen Vegetation, und die Fülle aller mahlerischen Reize, die ihr Genius verschwenderisch diesem alpenumgür-

teten, fruchtbaren Thale ertheilte. Die Salzach, rasch an den wellenförmigen, mit Saaten und Fluren prangenden Hügeln daher flutend, mochte an den blauen Arno erinnern, und der im Osten der Stadt hinaufstrebende Gaisberg in seinem grünen Gewande das Bild eines Vesuvs wiedergeben, der, wie dieser, die vulkanische Form darbietet, aber, anstatt auf dem umgebrochnen Kegel einen Schlund zu öffnen, eine bunte Welt von Blumen dem überraschten Blick entgegenführt.

Florenz wanderte nach Salzburg aus! Das schöne, liebliche Idiom Italiens, die musikalische Sprache des Südens klang an das deutsche Ohr, wohin man nur immer treten mochte. Die schönen Florentinerinnen entzückten durch den Wohllaut, der von ihren Lippen quoll, und die Jugend aller gebildeten Stände wetteiferte im Erlernen des Italienischen. Mußten sich einst Longobarden mit Italienern verschmelzen, und letztere von jenen Worte und Formen annehmen, so konnte sich ein deutscher Stamm nun leicht dazu verstehen, in umgekehrtem Falle die schönste Sprache Europa's sich eigen zu machen und sich von ihrem poetischen Geiste durchdringen zu lassen, der so tief in dem Volke schlummerte seit Jahrhunderten, weil man die deutsche Sprache unterdrückte und auf den Lehranstalten der lateinischen opferte. Auch hier waltete bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ein frommer Fanatismus, der überall dem Genius der Teutonensprache die Flügel band, um Germanien unter dem Joche fest zu halten. In der freien Entwicklung der Nationalsprache schlummert ja die Freiheit der Geister, und man tödtet ja auch heutzutage mit politisch-feiner Methode die Nationalität eines hochbegabten Volkes, um es selbst auszurotten, indem man seine Sprache allmählig — erwürgt. — —

Großherzog Ferdinand von Toskana, verscheucht aus dem Besitze der Medizis, erregte die schönsten Erwartungen. Man empfing ihn mit unbeschreiblichem Jubel, und er gewann schon beim ersten Anblicke die Liebe aller Herzen, als man wußte, daß er zu dem schönen Reiche am Arno auch die junge, liebenswürdige Gattin verloren. Umgeben von den zarten Sprossen seines Hauses, bewillkommten ihn viele tausend Stimmen. Sein treuer Minister, Graf Manfredini, ordnete den neuen kleinen Staat, den die Politik und die Macht der französischen Republik für Florenz zur Entschädigung gewährte. — Manfredini, schon eine ergraute Gestalt, machte sich bald populär. Tag für Tag, wenn es ihm die Kabinettsgeschäfte erlaubten, schlenderte er in der Generalsuniform durch die Straßen, weilte auf den öffentlichen Plätzen, grüßte freundlich, unterhielt sich mit der Jugend, stellte in gebrochenem Deutsch mannigfache Fragen, und liebkoste wie ein zärtlicher Vater sowohl blühende

Knaben als Mädchen. Er besuchte häufig die öffentlichen Lehranstalten, ging in die Hörsäle der Universität, die sich aus ihrer hundertjährigen Unbedeutenheit zu einer Bedeutung unter dem neuen, deutsch-toskanischen Regime erhob und eine medizinische Fakultät erhielt, und war sichtbar bemüht, dem Staate neues, kräftiges Leben, den Geist des vorschreitenden Jahrhunderts mit seiner Intelligenz einzuhauchen. — Graf Wolkenstein, ein Tyroler, ernst, bleich und finster, theilte sich mit Manfredini in das Staatsruder.

Wie regte sich Alles so froh und so behaglich in der heitern Juvavia, die sich mit ganzer Innigkeit dem neuen Fürsten anschloß, der, selbst Familienvater, sich besser darauf verstehen mußte, Familienglück zu gründen, als die weiland geistlichen Herrscher, die das unfruchtbare Zölibat dem Menschengeschlechte und seinem blühenden Gedeihen entfremdete. An die Stelle mancher barbarischen Verfügung trat Milde, die Humanität beseelte die Administration in allen Zweigen, die Geisteskultur nahm einen energischen Aufschwung, das Forschen war frei gegeben, und die Ideen eines organischen Staatslebens, moralischer Selbständigkeit und Würde, schlugen auf, wie die Pfingstflammen, und loderten, eine schöne Zukunft verkündend, über den Häuptern.

IV.

Albert war schon einige Jahre vom väterlichen Hause abwesend. Eine Reise mit seiner Stiefmutter nach der Hauptstadt gab dem lebhaften Knaben eine ganz unerwartete Richtung. Der Anblick einer kleinen Bibliothek, die verschiedene Werke in zierlichen Schränken enthielt, wirkte elektrisch auf ihn. Die schmucken Bände mit den goldnen Aufschriften am Rücken erregten seine Neugierde, und ein dunkles Gefühl sagte ihm: in diesen Büchern liegen kostbare Schätze des menschlichen Geistes verschlossen. Dieser Geist wird dir entgegen kommen, wenn du, wie diese sauber gekleideten Jünglinge, studierst. Da weder Meisel, noch Grabstichel, noch Palette, die er stündlich und täglich im Atelier des Vaters Kunstwerke schaffen sah, eine Kunstneigung in ihm anregten, schloß sich plötzlich die Blume der Selbsterkenntniß in ihm auf, und er ruhte nimmer, bis es ihm gestattet wurde, sich den Studien zu widmen.

Doch immer und überall umgaben ihn die heimathlichen Thäler Berge; es umrauschten ihn die sprudelnden Quellen; die bunt-

blümten Matten, die sonnigen Anger, die schattigen Felsgrotten, die gespenstischen Klüfte, und die moosumkleideten Marmortrümmer gruppirten sich um ihn her, wenn die Sehnsucht nach der Heimat in seiner Brust erwachte. Wie oft seufzte er, wenn er auf der Brücke der Salzach stand, nach den Halden, die unter dem Bogen der fernen Alpen vom Süden herüber blickten! Da regten sich melodische Stimmen in der Tiefe des Herzens, und die ersten Lieder ergossen sich wie Quellen, die, lange von den Gnomen im Bergschachte zurückgehalten, sich zum Lichte durch grüne Abhänge ungestüm hervordrängen.

Der anspruchlose Meister glaubte, daß für ihn und die Kunst ein neuer beglückender Morgen aufgegangen sey. Vom neuen Fürsten erwartete er Anerkennung und Verbesserung seiner Lage. Häufig im Verkehr mit Italienern, die, das Gebirge durchziehend, mit trefflichen Kupferstichen handelten, fand er Gelegenheit, mit der Antike, für die ihn Chronos früh begeistert hatte, täglich vertrauter zu werden. Er kopirte an den Sonn- und Feiertagen, radirte mit der Nadel, zeichnete mit der Feder, oder modellirte in Thon, entweder nach eigenen Ideen oder nach klassischen Vorbildern, die er durch Tausch oder Kauf an sich brachte. Ein glücklicher Zufall spielte ihm ausgezeichnete Modelle aus karrarischem Marmor und aus terra sigillata in die Hände. Er bewahrte sie wie die köstlichsten Kleinodien, und gestattete seinem Sohne nie, sie aus dem Schranke hervorzunehmen, wenn ihn gelüstete, an den schönen, weichen Formen das Auge zu weiden. „Du wirst doch kein Bildhauer," sagte er, „und wenn du die Modelle fortan beschaust! Der Geist der Kunst muß in dich hineindringen, dich ergreifen und mit seiner heiligen Flamme entzünden, wenn du ein Bildhauer werden willst. Wenn ich einmal sehe, daß du den Meisel nimmst und zu schnitzen anfängst, wenn es dich drängt, Figuren zu zeichnen, und wenn du in der Nacht träumst von den Gestalten, die aus deiner Hand hervorgehen sollten: dann magst du diesen schönen Herkules-Torso oder diesen Apollo vom Gestelle zu dir herunternehmen." Albert kränkte diese harte Bemerkung, denn er fühlte in der That das Schöne, das ihn so mächtig ansprach, sowohl in diesen Modellen als in den Statuen und in den Basreliefs des Vaters, die ringsumher im Atelier wie stumme Genien auf ihn blickten. Die Hand war linkisch, es gelang ihr Nichts, denn es fehlte der Künstlergenius, der sie schon früh zu leiten pflegt und mit Sicherheit sowohl beim Zeichnen als beim Meiseln führt. —

Noch grünten und blühten die Lebenstage des Meisters, dessen Ruf bis in die entferntesten Gauen drang und seinen Wohlstand sicherte. Seine Landsleute hatten mit glänzendem Erfolg, in Verbindung mit den

benachbarten Tyrolern, ein Jourdan'sches kleines Korps zurückgeschlagen, und übertrugen ihm das Geschäft, diesen siegreichen Kampf durch seine Künstler-Hand zu verewigen. Es sollte als ein prachtvolles Ex voto der Maria geweiht werden.

Die Altäre und die heiligen Wallfahrtstätten blieben von den Franzosen unerreicht; ihre Jakobinerhand rührte nicht mit verwegenem Hohne an die mirakulosen Bilder der Madonna, die in den Augen der norischen, tyrolischen und kärnthischen Gebirgländer der Inbegriff des Göttlichen, des Höchsten ist, und als Lenkerin der moralischen Weltordnung mit hingebender Verehrung gefeiert wird. Die heilige Maria ist seine Schirmerin, seine Rathgeberin, seine Wohlthäterin — sie ist ihm die reine Himmelskönigin, in allen Lebensverhältnissen der freundliche Stern, der in Kampf und Sieg über seinem Scheitel leuchtet, und die Brust mit neuer Thatkraft, mit neuem Muthe füllt. Wer tadelt diesen zarten, frommen Kultus? Der moderne Begriff eines höchsten Wesens — der Gottheit, des erschaffenden und erhaltenden Prinzips entwickelte sich freilich nicht bis zum klaren Bewußtseyn in diesen Bergthälern, wo der Mensch, getrennt von gebildeten Völkern, isolirt auf den einsamen Höhen, ohne Ideenaustausch, ohne Ideeninfusion und ohne alle Mittel zur geistigen oder moralischen Kultur, nur von dem „heiligen Instinkt" geleitet wird, und auf dem Wege der mündlichen Tradition vom Urgroßahnherrn einige kirchliche Gebete, aber nur mangelhaften Religionsunterricht ererbt und wieder auf die fernsten Enkel fortpflanzt. Oft bedürfte es nur eines Lichtstrahles, und diese gesunden, reinen Gemüther würden den befruchtenden Lenz geistigen Lebens bei dem hohen Grade der angebornen Rezeptivität schnell in sich entwickeln.

Stundenweite Entfernungen von dem Pfarrorte erschwerten den Unterricht; den hermetisch abgeschlossenen Thälern, den hochgelegenen, zerstreuten Bauernhöfen naht sich Jahre lang kein Geistlicher, außer es ruft ihn ein Sterbender, der noch die letzten Tröstungen der Kirche verlangt. So leben viele hundert Familien nach Herrnhuter Weise. Der Familienvater nimmt ein Evangelium zur Hand, und liest den Seinen an Sonn- und Feiertagen daraus vor. Sie interpretiren den Sinn natürlich nach ihrem Fassungsvermögen. Neue, erläuternde Evangelienbücher, die man unter sie vertheilte, wiesen sie zurück und erklärten, sie wollten keine „lutherischen" Bücher. In den norischen und rhätischen Alpen belegen sie Alles mit dem Prädikate „lutherisch", was sie nicht von ihren Altvordern überkamen, — Alles, was neu in Sprache, neu in Form oder in irgend einer anderen, nicht mit ihren beschränkten Ansichten harmonirenden Einrichtung, unter ihnen sich ausbreiten will. Als

sie vernahmen, daß Napoleon (von ihnen viele Jahre nur Bonaparte genannt) die Altäre in Frankreich wieder aufrichtete, glühten ihnen die Augen vor innigem Entzücken.

Mit starker Betonung sprachen sie die Worte: „Wiederhersteller der Religion", und man darf annehmen, so theuer, so heilig ihnen ihre Freiheit, ihr Herd sind, sie hätten die Waffen mit Ehrfurcht vor ihm gestreckt, wenn er sich damals mit seinen Armeen ihren Bergen genähert hätte. Allein die Behandlung des Pabstes, der ihn gesalbt, der ihm die Kaiserkrone geweiht und wie einem Karl dem Großen den Nimbus der Heiligkeit um das Haupt wob, erweckte wieder den alten Haß, so sehr sie die Thatsache anerkannten, daß er die Kirche in ihre alten Rechte und Prärogative eingesetzt hatte.

Die Kämpfe begannen von Neuem, und die Jahre 1805 und 1809 riefen sie wieder zu den Waffen gegen den Korsen, der Deutschland wie seinen Fußschemel trat.

Die Regierung des Großherzogs und Churfürsten Ferdinand, der nach Salzburg zwar nicht die bildenden Künste und die Poesie Italiens, aber wohl die Musik verpflanzte, welche durch den großen Mozart und durch einige untergeordnete Künstler bereits auf eine bedeutende Stufe gehoben wurde, ging wie eine liebliche Episode in der Geschichte Norikums vorüber. Sie war eine phantasiereiche, schwungvolle, lyrische Stelle in der Tragödie der europäischen Völker, ein Maimorgenlied von der erwärmenden Sonne schöner, aber täuschender Hoffnungen in der Frieden ersehnenden Brust, das für die Juvavia auf immer verstummen sollte.

Man spielte mit Völkern wie mit Würfeln. — — Unser Bildhauer sah bald die goldnen Träume erblassen. Einige Gönner ermunterten in der Hauptstadt sein treffliches Talent, aber sein Name drang nicht in die schimmernden Gemächer des Landesherrn, der dem Bauen sehr zugethan war, und oft in den Räumen der Residenz die Maurerkelle führte, um sich zu zerstreuen.

Der Herzog war ein ausgezeichneter Violinspieler, und veranstaltete in seinem Kabinete viele Konzerte. Die Hofkapelle war trefflich organisirt und zählte mehrere Virtuosen. In den öffentlichen Abendandachten, die häufig stattfanden, und denen er selbst beiwohnte, wurden herrliche Oratorien u. s. w. aufgeführt. Diese Musik trug die Seele himmelwärts, in harmonischer Fülle quollen die wunderbar ergreifenden, wie aus einer Geisterwelt herüber wehenden Töne des: Rorent coeli justum, ein Meisterstück kirchlicher Komposition, voll Tiefe, voll Innigkeit, und voll Sehnsucht. Albert, des Meisters Sohn, bezeichnete mir

oft dieſen Hymnus von Pergoleſi und einen Siegesmarſch von Salieri als zwei Tondichtungen, die noch heutzutage in ſeinem Innern mit zauberiſcher, immer wiederkehrender Gewalt mit allen Melodien und Harmonien laut hallen. —

Der Unglückliche — unglücklich wie ſein Vater, weil auch ihn die Natur mit einer Künſtlergabe beſchenkte, unglücklicher als ſein Vater, weil ſie ihn zum Dichter ſchuf! — Je mehr unſer Bildhauer ſich und ſeine Schöpfungen vervollkommte, je näher er dem Ziele vollendeter Meiſterſchaft kam, und je kühner er zu hoffen begann, deſto finſtrer wurde die Gegenwart um ihn her, deſto neidiſcher verkümmerte ihm das Leben die ſchöne, heitre Wirkſamkeit, deſto enger umſtrickten ihn die Sorgen. Von den Bewohnern ſeines Thales nicht begriffen, von Keinem in ſeiner Tiefe ergründet, aber wohl angeſtaunt, wie ein Fremdling, weil ihnen ſeine Kunſtwerke eine unverſtändliche Sprache waren, hatte er ſich von dieſen Umgebungen längſt ausgeſchloſſen, und zog einen immer engeren Kreis um ſich her. Weil er ſich ihre Anſichten nicht aneignete, nur ſelten einem Wallfahrtszuge ſich anſchloß, und jedes Schaugepränge bei ſolchen feſtlichen Gelegenheiten mied, ſtand er ſeinen Umgebungen immer etwas fern. Er war tief religiös, aber er dachte zu hell, um mit den gemeinen Köpfen gemein zu ſeyn in äußeren Lebensformen. — Deſto inniger kamen ihm die Entfernteren entgegen, und manche Deputation fand ſich in ſeinem Hauſe ein, um die Ausſchmückung einer Kirche zu beſtellen, — bis der Krieg die letzten Keime der Poeſie in dem ſinnigen Volke erſtickte. Unſer Bildner war der erklärteſte Feind Napoleons, weil er ihm den Künſtlerfrieden ſtörte, und, wie er zu ſagen pflegte, mit Menſchenblut ſeinen Ruhm färbte.

Albert, dem die geſunde Alpennatur friſches Leben einhauchte, überließ ſich ganz dem Freiheitsgefühle des Dichters, und ſprach jede ſeiner Empfindungen in ſelbſtgewählten feurigen Rhythmen aus, unbekümmert, ob der lyriſche Erguß der erſten Liebe oder des Jugendtrotzes gegen ſklaviſche Disziplin den finſterſtirnigen Zeloten gefalle oder nicht. Wie das eiſerne Zepter Napoleons ſchwer auf den Völkern lag, eben ſo unbequem drückte der Aszetismus eines ſeiner Lehrer den aufſtrebenden, begeiſterten Jüngling, der ſich durchaus nicht dazu verſtehen wollte, die Heuchlermaske der Demuth und gleißender Zerknirſchung vor das Antlitz zu halten. Sich mit ganzer Liebe in das klaſſiſche Griechenthum zu verſenken, das überall die Schönheit der Form offenbarte, galt ihm mehr als die Hypokriſie, die Griechenlands und Deutſchlands Dichter proſkribirten. Die Götterſprache von Hellas erfreute ſich kaum der lauteſten

Pflege, und was der damals unwissende Konventual lehrte, erreichte kaum die Vorkenntnisse eines Schülers, der die Formenlehre hinter sich hat.

Wenige Benediktiner, die alle Lehrstühle inne hatten, öffneten ihre Bücherschränke den Werken eines Göthe, Schiller, oder Fichte. Albert fand an einem jungen Professor aus dem Benediktinerorden einen warmen Gönner und Pfleger seines aufkeimenden Talents. Umgeben von den kostbarsten Kupferstichen und von ausgesuchten Gemälden, schwelgte dieser geistreiche Konventual im Genusse der Kunst. Er zeichnete, mahlte, lernte die Harfe und die Violine, und deklamirte vortrefflich aus Göthe, Schiller, oder aus einem andern neueren Dichter. Keiner regte die Jünglinge so mächtig an, Keiner schloß ihnen das Paradies der Poesie mit einer solchen Weihe hinreißender Beredtsamkeit auf. Er huldigte der Schönheit, gegen die Regeln seines Ordens, er kannte keine geistige Entsagung, die ihm die edelsten Geistesschätze entzog. Der feingebildete Redner fühlte den Genius des freien, aufblühenden Jahrhunderts, der selbst durch die Ritzen der Klosterzelle sich den Weg bahnte, in seiner Brust, und theilte mit liebenswürdiger Unbefangenheit seine Begeisterung den entzückten Schülern mit.

Er kam aus Bayern; — seine Bildung gab Veranlassung zu seltsamen Vermuthungen. Der Aufwand in Kunstgegenständen rechtfertigte sich durch seine vornehme Abkunft. Er war in mancher Beziehung der Messias einer literarischen Restauration, die ein andrer, nicht minder begabter Benediktiner aus Andechs, jung und feurig wie jener, durch seine philosophischen Vorträge fest begründete. Die ersten deutschen Dichter, die Koryphäen, wurden durch die Jünglinge in die norischen Gauen eingeführt, während in Tyrol kaum ein deutscher Dichterlaut sich vernehmen ließ *). Der weiche Saitenklang der Musen und des Liedes tiefer Sinn drangen nicht ein in die Gemüther, die seit langen Jahren Waffengetöse und Kampf verwilderten.

Inzwischen erhob sich mancher Tyrtäus in ihrer Mitte und seine kühnen Trotzlieder gegen Napoleon und gegen die „große Nation," feurig und aufregend durch Ton und Weise, nährten mit Erfolg den Muth eines Volkes, das kein höheres Kleinod liebgewann, als das sicher treffende Feuerrohr. Der Tyroler, in mehr als einer Beziehung dem Basken und Navarresen verwandt, hörte mit gespannter Aufmerksamkeit die

*) Tyrol hatte übrigens nebst anderen zwei hervorragenden Literatoren: den feurigen, durch einen Reichthum von Kenntnissen ausgezeichneten Geschichtschreiber von Hormayr und den trefflichen Dichter Aloys Weischenbach.

D. B.

Digitized by Google

Kämpfe der spanischen Nation gegen die Herrschaft Napoleons. Er erkannte sich im Spanier nur selbst. Schnell zum Kampfe gerüstet mit seiner Lieblingswaffe, die er vom Knabenalter an übt, leidenschaftlich für den raschen Tanz eingenommen, und mit Gier jeden schmeichelnden Zitherton verschlingend, der unter den leichtbeweglichen Fingern des Spielers aufbebt, stürzt er sich eben so heftig in die Gefahr der Schlacht, als in die Arme der Liebe. — Diese kräftigen Völker in der ganzen Kette der norischen, rhätischen, und julischen Alpen, sind noch ein roher, aber höchst bildungsfähiger Stoff für den Staatskünstler. Nimmt man ihnen einst ihre idyllische Einfachheit und übereilt man die geistige Natur, so steht zu befürchten, daß sie aufhören, die treuen, unerschütterlichen Wächter des Thrones zu seyn, für den sie bluteten. Nur ein Hofer und ein Pater Haspinger dürfen auf sie ihren Einfluß üben. Nur in den anspruchlosen, zutraulichen Formen der Popularität ruht der magische Hebel, ein entschlossenes, seine angestammten Vorrechte leidenschaftlich umfassendes, religiöses Bergvolk gegen Jene zur Empörung aus der idyllischen Ruhe zu wecken, die es im Besitze der Ersteren stören, oder mit Hohn Das profaniren, was ihnen seit Jahrhunderten heilig ist. Die Engpässe und die Herzen der Tyroler sind gleich schwer zu erobern.

V.

Das juvavische Land, mit seinen fügsamen und bildungsfähigen Volksstämmen, sah in einem kurzen Zeitraume mehrere politische Phasen über sich hingehen: man warf es von einer Hand in die andere. Noch einmal, nach vielen blutigen Schlachten, sollte der Morgen schöner Hoffnungen über die Mozart-Stadt leuchten. Bayern, mit seinen freisinnige Bildung fördernden Institutionen, sollte sein uraltes Eigenthum an sich nehmen. Ludwig, Kronprinz von Bayern, erkor sich Salzburg zu seiner Residenz. Die Erinnerungen an Rom, das hier seine Kolonien ansiedelte, die Bilder römischer Größe und Herrlichkeit, die der mächtige Geist der Cäsare auch an den Ufern der Igonta (Salzach) unter dem Adlerfluge entfaltet, und der Zauber seiner höchst mahlerischen Umgegend fesselten den genialen Fürsten, und begeisterten ihn zu manchem warmen Liede.

Die Noriker sahen es gern, daß sie unter dem Schirm des Löwen standen, und unser verarmter Meister schöpfte von neuem Hoffnung,

Digitized by Google

daß sein Künstlerruf sich wieder heben und seine Lage sich bessern werde. Immer vertrauter mit der Antike, näherte er sich der klassischen Vollendung seiner Figuren. Sein tiefes Gemüth zog ihn jedoch immer in den magischen Kreis der Romantik, und so schwebte er, ohne das Eine durch das Andere zu beeinträchtigen, mit klarem Bewußtseyn zwischen dem Hellenismus und dem Christianismus. „Es muß mir gelingen," sagte er öfters, „mich dem geistreichen, kunstliebenden Kronprinzen bemerkbar zu machen. Zog er vor drei Jahren als ein strafender Kriegsgott an meinem kleinen Hause vorüber, so wird er jetzt mit der Großmuth eines Lorenzo von Medicis in meinem Atelier mit der Palme des Friedens verweilen und mir Arbeit verschaffen." Allein der Künstler hoffte, und seine schönen Träume nahm die neue politische Krisis mit sich fort: Bayern trat das schöne Salzburg ab. Oft saß er einsam unter den Bildern, die er wie seine trauten Freunde betrachtete, und spielte auf der Violine, die er seine Trösterin nannte, manches **Cantabile dolente**, dem er in vollem Zuge des Humors ein **Capriccio fantastico** folgen ließ. Der liebliche Gesang, den er den Saiten seiner Steinerin entlockte, diese schmelzenden Adagio's voll kindlicher Schwärmerei, wenn ihn finstere Schwermuth anwandelte, diese raschen, neckenden Uebergänge zum Scherz und zu melodischen Tänzen, erregten unter seinen Landsleuten Bewunderung, und erwarben ihm ihre ganze Liebe. Der Meisel ruhte lange. Der höhere Sinn für plastische Schönheit und die kunstliebende Pietät des Volkes lag in einem Betäubungsschlafe; nur das Ohr war der Kunst noch zugänglich, und der Meister entschloß sich zum Leben eines wandernden Orpheus, um sich und seine Familie zu ernähren. „Dieses Loos habe ich dem Welttyrannen, dem blut- und ruhmdürstigen Napoleon zu verdanken," rief er oft im gerechten Unmuth aus.

Der verständige Pater Robert, Erkapuziner aus Nismes im südlichen Frankreich, als Emigrirter seine geistlichen Funktionen übend, bemühte sich oft, ihn zu überzeugen, wie Napoleon die Kunst und die Künstler ehrte. Er machte ihn auf den Bildhauer Canova in Italien aufmerksam, und versöhnte auf Augenblicke den gereizten Meister, der wehmüthig seine Statuen überblickte, für die sich kein Käufer mehr finden wollte. Ein leichtschwebender, klangvoller Steyermärker Tanz, ein siegjubelnder Schützenmarsch, oder ein Volkslied, wechselnd mit lyrischen und elegischen Weisen, machten ihn zum Abgott der nahen und fernen Gauen, die ihn bei verschiedenen Festen zu sich luden. Es schmerzte ihn tief, dem angebornen, schönen Künstlerberufe entsagen zu müssen, allein die Umstände nöthigten das reiche, schöpferische Talent,

das vielseitig gestaltende, zu dieser seltsamen Metamorphose, die ihn um so mehr anwiderte, als er in seiner stillen Zurückgezogenheit nur den Eingebungen des Genius zu folgen gewohnt war.

Nahe am Hause unseres Meisters befand sich, in einer kleinen Entfernung von dem früher erwähnten Apfelbaume, dem Lieblings-Asyle Alberts, ein Gärtchen. Als Knabe, eh' er in die Studienanstalt trat, pflanzte er in die Ecke desselben einen zarten, kaum fingerlangen Kirschbaum — als Symbol seines neuen Lebens. Die Pflanze trieb, schoß auf, erhob allmählig die geschmeidigen Aeste, und prangte in ihrer ersten Blüte. Lange blieb der junge Baum von jedem Frevel unangetastet, — bis sich die Rohheit daran vergriff. Er suchte ihn jeden Herbst durch Umzäunung zu schützen, und stand sinnend vor dem bedeutungsvollen Baum. „Ich habe mit dir tausend schöne Hoffnungen gepflanzt," rief er aus; „wir haben die Bestimmung, gemeinschaftlich zu blühen, und durch Früchte segenvollen Gedeihens uns bemerkbar zu machen. — Die ewige, heilige Natur hatte mit uns Beiden gute Absichten. — Die Menschen zerstörten dein Wachsthum und drückten dich nieder, damit du nie deine fruchtreiche Krone zum Himmel emportragen solltest; — die Menschen, in Gestalt des Fanatismus und der Chikane, zerstörten mir das innere, geistige Leben, das der Sonne der Poesie sehnsüchtig zugekehrt war. — Diesen Anger belebten einst meine Phantasien, die kühnen Träume eines aus dem Dunkel der Waldungen hervorstrebenden Dichters, die Kunstgebilde meines Vaters, und die zaubervollen Töne seiner Violine. Unter allen Stürmen gelangte er zur künstlerischen Vollendung. Diese gewährte ihm den Ruhm."

Der Löwe Bayerns war bereits wieder aus seinem Besitzthum ausgezogen, und Oesterreichs Adler umkreist nun gebietend die norischen Gauen. Ein Steigen und Sinken, das vom Jahre 1801 bis zum Jahre 1816 in die Verwaltung und in die Geisteskultur dieses deutschen Ostitheiles sich abwechselnd theilte, mußte hemmend auf eine stetige, gleichmäßige Entwicklung einwirken, die ohnehin bei den Bergvölkern mit eben so großer Geduld und Behutsamkeit von Seite der Regierungen unternommen werden dürfte, als sie mühsam zu den Alpenhöhen emporbringt und nicht immer mit offenen Armen aufgenommen wird.

Der Teppichhändler aus dem illyrischen Thal Tessereggen oder aus Windisch-Matrey, von dem Krimler Tauern niedersteigend, zieht in das deutsche Flachland hinaus, und während er die von fremder Hand gefertigten, „schöngeflammten" Teppiche mit einem Aufwande von Beredtsamkeit verhandelt, tauscht er zugleich mit dem baaren Erlöse auch Ideen, Ansichten, und Meinungen ein, um sie mit dem erworbenen Gelde im

Digitized by Google

Gebirge in Umlauf zu bringen. Der hochstämmige, nervöse Zillerthaler mit seinem runden, sonoren Dialekte, der im Munde seiner schönen Töchter weich und anmuthig klingt, gab längst seine medizinischen Reisen auf. In den guten Zeiten der Krummstabregierung, ja selbst während jener des Großherzogs von Toskana, lud er sein schmuckes Kästchen auf den Rücken, das, in viele Fächer getheilt, mit Medikamenten, Elixiren, wohlriechenden Salben, und andern Heilkräften niedlich ausgefüllt war. Die hellschimmernden Fläschchen und die geschliffenen, hellen Gläser zogen, wenn er die reinen Schränke öffnete, mit wunderbarem Zauber an, und die Schönen konnten seiner Suade nicht widerstehen. Der süße Duft, der ihnen entgegenwehte, übte eine magische Wirkung auf ihre Nerven, und der kolportirende Pharmazeut aus Fügen machte gute Geschäfte. Sie machten weite Reisen, und überall öffnete man ihnen gerne, den kräftigen Natursöhnen, die mit der angebornen heitern Laune, mit ihrem klaren Verstande, mit ihrer einschmeichlerischen Ueberredungsgabe die heilenden Wunderkräfte durch Deutschland trugen, Burgen und Gemächer.

Die schlanke, rüstige Gestalt dieser athletischen Naturen diente nicht selten dem Bildhauer als Vorbild, während Albert später die Zillerthaler als „Mithridathändler" in einigen Romanzen schilderte. Dieser originelle Volksstamm an der erlenumkränzten Ziller hat, wie der Tefferegger, kosmopolitische Anlagen, und unterscheidet sich wesentlich von dem Tyroler, der seine Hügelmarken berührt, durch Schönheit des Wuchses, Lebhaftigkeit des Geistes, und Offenheit des Charakters. Sie brachten von ihren Wanderungen neue Ideen und Ansichten in die Heimat, die, wie eine geheime Saat ausgestreut, allmälig keimen. Die Zillerthaler gehörten nie zu den Tyrolern, wie man anzunehmen gewohnt ist, sondern waren seit Jahrhunderten Unterthanen der Erzbischöffe von Salzburg, bis sie, als Bayern Tyrol abtrat, mit diesem vereint wurden.

Eine nationelle Eigenthümlichkeit scheidet wieder die Brixenthaler, die ihr Thal nach Itters (Bezirken) eintheilen, von den eben erwähnten Nachbarvölkern aus. Dialekt und Kleidertracht, Sitten und Gebräuche, Charakter und Bildungsfähigkeit haben ihr besonderes Gepräge. Albert sah diese Gebirgsstämme in den Zeiten des innern Friedens, als er, den ersten Anregungen des in ihm erwachten Liebergottes hingegeben, diese Itter durchzog. Tanz und Musik, Liebe und Lied sind mit ihrem frischen Leben auf's engste verwebt. Nach dem „Rosenkranze" eilt die Jugend der nächsten gescheuerten Tenne zu, und der gewandte Zitherbube beflügelt den muntern Reigen mit neuen, sinnigen Tänzen, von der seelenvollsten Melodie durchhaucht.

Digitized by Google

Der wandernde Poet ſah ſie wieder im Jahre 1809, als die Tyroler Bayerns Herrſchaft abſchüttelten und vom Brenner bis zu den fernſten Ausgängen nach Nord und nach Weſt wie ein ſchwellender Bergſtrom die friedlichen Völker fortriſſen, und, durch Hofer's eindringliches Wort entflammt, ihre Berge in Schutzwehren gegen Napoleons Heere und ſeine Verbündeten umwandelten. Das war in der That ein reiches Epos, das als Seitenſtück zu jenem auf der Pyrenäiſchen Halbinſel mächtig erſchütterte; es war ein Epos, zu welchem die Firnen und Alpen, die Thäler und Höhen die mahleriſche Einfaſſung gaben.

Je größer die Gefahr, deſto muthvoller wird der Tyroler. Die Schutzheilige und ſein Stutzen ſind ihm die ſicherſten und heiligſten Garantien; — ſie ſind es allen dieſen Bergvölkern, in denen noch der geſunde Kern echtdeutſcher Nationalität neue, kraftvolle Stämme fort und fort treibt. Wohl den Fürſten, die es verſtehen, ihr Gedeihen zu pflegen und zu fördern.

Epilog auf der letzten Station.

In den noriſchen und rhätiſchen Alpenthälern waltet nun tiefer Frieden. Neue Kulturkeime ſind von der neuen Regierung ausgeſäet in die wieder aufgelockerten, befruchtungsfähigen Schollen an den ſonnigen Abhängen, in den ſtillen Thalgründen, an den Ufern der Flüſſe und Seen, auf den Gefilden und auf den Höhen, um von vorne das Bildungswerk zu beginnen, das immer unterbrochen wurde. Werden dieſe deutſchen Bergvölker je in ihrer geiſtigen Kultur ſo weit geführt werden können, als z. B. jene am Rhein, an der Elbe, an der Nord- und Oſtſee? Es ſcheint, man findet es beſſer, ſie, im Gegenſatze zu dem Montgelas'chen Regierungsſyſtem, allmälig und behutſam der zeitgemäßen Entwicklung und jenem geiſtigen Fortſchritte entgegen zu führen, wie er ſich in der großen deutſchen Nation bereits entfaltete. Einzelne werden ſchon jetzt durch Talent und Intelligenz hervorragen, um mit den ſegenvollen Geheimniſſen der Wiſſenſchaft einzuwirken und die Völker vom göttlichen Lichtſtrahl nicht mehr ferne zu halten.

In der ehrwürdigen Juvavia, einſt dem Zentralpunkt der noriſchen Völker, ſchlug ſeit mehreren Jahren ein Kirchenfürſt wieder ſeine Wohnſtätte auf, allein zwiſchen Inſel und Stab ruht nicht mehr das Zepter, von den Fürſten ſonſt über Land und Volk gebieteriſch ausgeſtreckt.

Der Wohlstand dieser Stadt, die nun einem spanischen Thronprätendenten zum Asyl dienen muß, ist auf immer dahin, und die alten, gemüthlichen Geschlechter, frommgläubig wie gute Spanier, loyal, erregbar, talentvoll, und freimüthig, sind durch ein neues verdrängt, das die alte Gestalt der Heimat Mozart's nicht mehr erkennen läßt. Die Klosterglocken läuten zwar wie vor zur Antiphon und zur Vesper, im Dome ertönen die feierlichen Psalmodien; allein die herzliche Pietät der Juvavier machte schon dem Wiener Frohsinn Platz, der den Lebensbecher gern vollauf füllt, und mit liebenswürdigem Leichtsinn unter Scherz und Sang ausschlürft.

Salzburg war einst in der That ein Toledo. Seltsame Verkettung: Don Carlos suchte die Sierra des Tännengebirges auf! Die bergumgürtete Stadt, mit der Aussicht nach der endlosen, fruchtbaren Fläche nach Westen, die zerstreuten Landsitze, und ihre gastliche Gestalt, geben das treue Bild einer Sierra de las Nevadas!

Albert, den wir öfter mit dem Meister nannten, faßte den Entschluß, Benediktiner zu werden. Eine romantische Fahrt auf der Salzach am Vorabend des Pfingstsonntags nach einer mahlerisch gelegenen Abtei gab dazu Veranlassung. Der Abt, ein Mann im kräftigsten Mannesalter, fein, zuvorkommend, und voll Würde, stand ganz unerwartet vor dem erstaunten Jüngling, dem gleich bei der Ankunft mit seinem Begleiter ein freundliches, prachtvoll eingerichtetes Zimmer zum Empfang angewiesen wurde. Das schwer goldne Pektoral an noch schwererer Kette auf der Brust, trat der Prälat ein, und bewillkommte die beiden jungen Gäste. Albert ward ihm besonders empfohlen. Die sanfte Rede, die dem Gruße des erhabenen, feierlichen Wirthes folgte, machte tiefen Eindruck auf den so leicht erregbaren jungen Poeten. Das Feuer, das in den Augen des Abtes glühte, übte eine geheime Macht, und theilte sich wie elektro-magnetisch mit. Herrliche Tafel, heitere Konversation, und köstlicher Wein in goldblinkenden Silberbechern, von außen mit den Symbolen des Ordens ausgeprägt, stellten das kontemplative Leben von einer anlockenden Seite dar. Das zeitweise, ernste Silentium während des monotonen Vortrags eines jungen Konventualen gab den Freuden der Tafel ein eigenthümliches Kolorit. Die Monotonie des Vortrags ist Ordensregel bei Tisch.

Diese Behaglichkeit des Seyns, das Albert überall entgegen trat, wohin er sich nur wenden mochte, die hohen, geräumigen Gemächer, welche die Konventualen bewohnten, die Eleganz des Meublements, die Propertät der ganzen Einrichtung, der allseitige Komfort, und endlich die reich ausgestattete Bibliothek in einem glänzenden Saale, die mit

allen kostbaren Werken des menschlichen Genius ausgeschmückt war, reiften in Albert den Entschluß, sich die reichgefaltete Benediktinerkutte überzuwerfen. Als er neben den lateinischen und griechischen Klassikern auch Göthe, Schiller, Fichte, und andere ausgezeichnete deutsche Schriftsteller in Prachtausgaben erblickte, als er neben Plato auch Bossuet fand, gab er sich selbst das Wort, in diesen aufgeklärten Orden zu treten.

„In meiner Abtei", sagte der Prälat, der mit Alberts Neigungen ganz vertraut war, „darf kein wissenschaftlicher Stillstand Wurzel fassen. Edle Geister bleiben von unserer Bibliothek nicht ausgeschlossen, hier entscheidet keine Konfession! Mein Kloster hat die Bestimmung, dem öffentlichen Lehrstuhle allseitig gebildete Männer zu geben." — —

So der Abt zu dem Poeten, der sich immer mehr zu ihm hingezogen fühlte. — Der edle Prälat soll genannt werden! Er heißt Achatz.

Ueber dem Grabe des norischen Bildhauers schwankt seit Jahren das morsche Kreuz, und längst ist der letzte Ehrenkranz verwittert, den die Liebe um dasselbe gehangen. Albert, der Sohn, ehrte das Andenken seines Vaters durch einen Roman: „die Pilgernächte des Meisters Tisotheus." Noch hält er sich auf der bewegten Lebenswoge, die ihn feindlich von einer stürmischen Bucht zur andern trieb. Er mußte den Erfahrungssatz: „Der Dichter ist unglücklich auf der praktischen Laufbahn und unter den beengenden Formen des Staatsdienstes, der das Individuum nur als Werkzeug, aber nicht als selbstschöpferischen Geist brauchen kann," an sich bis zur Genüge bestätigt finden. Aber auch den Gegensatz einer durchaus idealen, schönen Richtung der Schriftstellerwelt sah er in bitterer Enttäuschung durch die Intrigue, durch den Haß, und durch die Mißgunst gemeiner und anmaßender Geister in ein trügerisches Nebelbild zerrinnen. —

Er wählte sich die Poesie zu seiner Schutzheiligen, die ihn über diese Antithesen schirmend emporträgt. Der Kirschbaum an der Gartenecke ist das Symbol seines ganzen Lebens! —

Digitized by Google

Theodor Mügge.

Digitized by Google

Digitized by Google

Berlin in ſeinen Entwicklungen.

Ich führte einen Freund auf den einzigen Punkt, von welchem man Berlin überſehen kann: auf den Thurm der St. Marienkirche. Wir gingen lange auf der Gallerie umher. Ich nannte ihm die Palläſte, die großen Gebäude und Thürme, wie ſie aus dem Häuſermeere emporſtiegen. Die Quartiere der Stadt thaten ſich uns nach allen Seiten auf. Hier das alte Berlin und Cöln mit ihren bogenförmigen Straßen, vom Laufe des Stromes und der alten Feſtungsgräben eingefaßt; dort die hellen, geraden Häuſerreihen der Friedrichs- und Dorotheen- und der Friedrich-Wilhelmsſtadt. Zwiſchen ihnen die ſchönen Plätze und breiten Promenaden, der großartige Zug von Palläſten und prächtigen Monumenten der Baukunſt, vom Schloſſe bis zum Brandenburger Thore. Dann wendeten wir uns gegen Oſten, und verfolgten in der Ferne die Ringmauern, welche dort Kornfelder und große Gartenſtücke einſchließen, auf welchen noch ein neues, zweites Berlin erbaut werden kann. Weſtlich hat die Stadt dagegen die Mauern längſt überſprungen, und iſt fortgerückt bis an die Höhen des Kreuzbergs, gegen das naheliegende Dorf Schöneberg, und weit in den Thiergarten. Die ſchönen Landhäuſer, mit den flachen Dächern und hervorſpringenden Thürmen, ſahen zierlich und ſtolz zwiſchen den Wipfeln und Kronen des Luſtwaldes und der Gärten hervor. Hier lagen ſie vereinzelt, dort hatten ſich ſchon ganze fortlaufende Fronten

gebildet, welche dann plötzlich abbrachen, und zum neuen Anbau einzuladen schienen. Weiterhin, an verschiedenen Seiten, sah man auch ganze Straßen im Bau begriffen. In der Nähe der Eisenbahnen namentlich stiegen Reihen von schönen Gebäuden auf; nicht minder fleißig regten sich die Hände am neuen Thore in der Louisenstraße, und wie wir die Augen immer weiter aussandten, in die große Oranienburger Vorstadt, welche fast eine Meile lang ist, und dann östlich hinab, in jenes verrufene Quartier der Armuth und der Laster, das Voigtland genannt, erblickten wir selbst dort die Vergrößerungen der jüngsten Zeit.

Berlin ist freundlich anzuschauen, besonders auch durch die vielen Gärten, welche den Wohnungen beigegeben sind. Selbst die innere, alte Stadt entbehrt nicht ganz dieser wohlthätigen und reizenden Zugabe. Es ist nicht, wie andere große Städte, wie Paris, London, Wien, ein ungeheures Häusermeer, mit engen, winkelvollen Straßen, himmelhohen Mauern, und dumpfigen kleinen Höfen, welche Gottes Sonne nie erreicht; denn es hatte immer Raum genug, sich auszudehnen, wenn es Noth that, und da es größtentheils in einer Zeit entstand, wo man schon Sinn für die regelrechte Ordnung, Geschmack für gefällige Formen und Kunstbildung besaß, so unterstützte dies die Plane der mächtigen und ehrgeizigen Fürsten, welche ihre Residenz sorgfältig zu verschönen suchten.

Ueberall taucht das frische Grün zwischen den Häusern auf, und scheint diese schützend zu umgeben; auch waren in früherer Zeit viele Straßen mit Bäumen besetzt, was neuerdings leider nicht mehr mit der Ordnung verträglich gefunden wurde. Je weiter von dem steinernen Mittelpunkte des alten Berlins, um so grüner und größer sind die Gärten, — ein Zeugniß für die Blumen- und Gartenkultur, durch welche Berlin sich selbst den Holländern als Nebenbuhler furchtbar macht. Je weiter nach Osten, um so mehr verschwinden die Straßen, welche wie Strahlen in das grüne Feld hineinlaufen. Endlich sieht man nur noch lange Zaunwände, und die Häuser liegen mitten zwischen Fruchtbäumen und Linden, oder von Weinlaub eingefaßt.

Eine ganze Welt liegt zu unsern Füßen, sagte mein Begleiter. Hier der Luxus und die sogenannte Höhe des Lebens, dort der Staat in den vielen mächtigen Hallen, wo Waffen, Künste, Wissenschaften, oder seine Beamten hausen; das Schloß des Königs so recht in der Mitte; die Religion scheint mir, den Gotteshäusern nach, spärlicher bedacht zu seyn; aber dort, jenseit des Flusses, wohnt das geschäftige Bürgerleben, das Treiben des Handels in den geräuschvollen innern

Straßen. Die Industrie mit ihren zahlreichen Obelisken, den zierlichen Rauchfängen der Dampfmaschinen, begleitet den ganzen Zug des Stromes; in den stillen großen Gärten und Feldern aber wohnt der arbeitsame, einfachere Mensch, der im Kampfe mit der Natur natürlicher geblieben ist, und ganz in der Ferne die Hütten des Elends, der Armuth, und der Laster. Das ist die Schattenseite der fortbildenden Kultur, der böse Geist, welchen die großen Werkstätten des Lebens, die Städte, heraufbeschwören.

So hängen wir hier wie ein Stück Gottheit über dem Kreis des Menschenlebens, erwiederte ich, und schauen auf das Werden und Streben hinunter. Das quillt hervor und bildet sich aus; nichts ist daran zu ändern, weder nach oben, noch nach unten. Ja, es kommt mir jetzt mehr als jemals vor, als müsse es Alles so seyn, wie es eben ist, und jenes finstere Elend und die ekle Sünde seyen eben so nöthig zum Heile der Welt, wie der prassende Uebermuth und alles Pharisäerthum, gleichviel, wie es heißen mag.

Wie leicht ist es doch, aus allen Dingen die Nothwendigkeit hervorzugrübeln, erwiederte mein junger Freund. Du sagst, es muß so seyn! Aber könnte die Geschichte des Menschengeschlechts jetzt ein Buch des Glückes und des Friedens heißen, hätten die Menschen nicht immer wie wilde Thiere gegen ihre Brüder gewüthet, und durch Unterdrückung und Ehrgeiz dies Elend hervorgebracht?!

Es ist da und besteht, erwiederte ich, das ist genug, um zu beweisen, es mußte so seyn! Nimm die Leidenschaften von den Menschen, und sie werden, wie Du sie willst, ohne Trieb zum Bösen und ohne Kampf zum Guten. Ihre Bestimmung ist dann aufgehoben, sie haben aufgehört, Mensch zu seyn.

Und mit dieser Philosophie, sagte er, läßt sich alle Tyrannei vertheidigen.

Die Welt, sprach ich dagegen, hat Zeit. Die Pendelschläge der großen Weltenuhr werden nach Jahrtausenden gemessen. Aber beuge Dich vor der Weisheit, beuge Dich vor dem Menschengeiste, der in fünf- oder sechstausend kurzen Erdenjahren sich aus feuchten Wildnissen, aus der halben Thierheit seiner Kinderjahre losgerungen hat; der, zu Gott anstrebend, Staaten schuf und Städte baute, so reich, so kostbar und herrlich, wie diese; der Gesetzen Kraft gab, zum Schirm und Schutz des Lebens, und in immer fortgesetzter Entwicklung aus Barbarei hervorsteigt.

Um in neue Barbarei zu sinken, erwiederte er. Wo ist Deine hochgerühmte Weisheit? Wo sind das Glück und die Schätze, welche

die Menschen im langen Kampfe erobert haben? Waren sie nicht glücklicher, als sie frei in Wäldern und Feldern wohnten, als man diese steinernen Kerker nicht kannte, als Elend und Verbrechen noch nicht in zahllosen Hütten neben einander hausten, und eine schreckliche Verbrüderung zum Kampfe auf Leben und Tod gegen jeden Glücklicheren und Besseren geschlossen hatten? Sind Das die Früchte eurer Weisheit? Ist Das die Erziehung des Menschen, daß er endlich, getheilt in zwei ungleiche Hälften, von arm und reich, von Gehorchenden und Herrschenden, Elenden und Glücklichen, Hungernden und Schwelgern, zu Verzweiflung und Verbrechen getrieben, eure Gesetze verachten, und Sittlichkeit, Glaube, Treue, ja jede Menschentugend verspotten lernt?!

Nach einiger Zeit erst antwortete ich seinen ungestümen Worten. Ich deutete auf das Thal des Flusses, der zwischen Wiesen und Fichtenwäldern vom östlichen Rande des Gesichtskreises in vielen Ringungen durch das sumpfige Land heranzieht. Oberhalb sammelt er sich in breiten Wasserbecken, strömt dann in mehreren Armen durch die Stadt, und verläßt sie, um zwischen Wiesenflächen weiter zu ziehen. Nach allen Seiten hin begränzen sandige Hügel dies Spreethal. Waldleisten steigen spärlich daran auf, aber der Mensch hat diesem wüsten Boden durch vielhundertjährigen Fleiß kümmerliche Erndten abgerungen, endlich durch Kunst seine Kargheit besiegt, und nun glänzt die frische, grüne Saat, und das sandige, arme, und sumpfige Thal ist mit menschlichen Wohnungen dicht besetzt. In der Mitte steht die stolze Königsstadt, ein Triumph der Zähigkeit des menschlichen Willens, der Ausdauer jenes Geistes, welcher Wüsten überwältigt und die Natur zur Dienstbarkeit zwingt.

Siebenhundert Jahre sind vielleicht verflossen, sagte ich, als in eben diesem Thale zu unsern Füßen, mitten zwischen Sümpfen und Weiden, einige arme wendische Hütten standen. Es wohnten Fischer darin, die irgend einem Kralen, wahrscheinlich dem Ritter von Stralow, dienstbar waren, und zu den Götzenbildern in Spandau, Potsdam, oder in dem Königsschlosse zu Cöpenick beteten. Als der letzte Wendenfürst Pribislaw besiegt war, und in Brandenburg ein Christ wurde, König Jaczo in Cöpenick herrschte und vertrieben ward, die Wenden aber weit und breit noch heimlich zu den alten Göttern um Erhörung und Rache flehten, brauchte Markgraf Albrecht der Bär, oder sein Nachfolger Otto, ein festes Schloß, um die wendischen Städte am obern und untern Laufe des Spreeflusses zu bewachen. So soll Berlin entstanden seyn; Cöln auf dem linken Flußufer, wo die Wenden im Moraſt ihre Hütten auf Pfählen (Kollnen) errichtet hatten, war älter. Wer aber weiß

davon zu sagen, und was nützt es auch? Wer kennt die Geschichte eines kleinen Fleckens, der Jahrhunderte lang unbeachtet blieb, und viel später erst in Urkunden erwähnt wird? — Erst im dreizehnten Jahrhundert geschieht dies; und der seltene Fund des Berliner Stadtbuches, das auf der Rathsbibliothek in Bremen zufällig entdeckt wurde, gibt uns allein einige Kunde von dem Leben unserer Väter.

Wer darf jedoch zu behaupten wagen, jene Zeit sey eine glückliche und weise gewesen, besser als die Gegenwart, tugendvoller und freier? Blutige Gesetze, dem finstern Geiste der Zeit gemäß, schirmten und erhielten weit mehr die Verbrechen, als sie diese bestraften. Unfreie Menschen beugten sich zitternd vor den grausamen, gewaltthätigen Herren, Raub und Mord füllten alle Wege, Laster wurden nur an den Schwachen gestraft, Völlerei der ekelsten Art war die einzige Erholung. In dreihundertjährigen Kämpfen waren die tapferen Stämme des Wendenvolks besiegt und größtentheils vernichtet worden. Ihre Reste mischten sich mit den Eroberern, und fielen von dem Glauben ihrer Väter aus Furcht, nicht aus Ueberzeugung, zum Christenthume. Deutsche Krieger und freie Männer wurden mit dem Lande belehnt, so entstand ein trotziger Adel, der bald mit allem Uebermuth und aller Roheit jener rauhen Zeit das Land bedrückte, die Bebauer desselben zu leibeigenen Knechten machte, und mit den Städten Krieg führte, indem er sie beraubte, und als seine natürlichen Gegner ansah.

Aber die Städte wuchsen kräftiger auf, ihre Mauern, ihr Reichthum, und ihre Bürger schützten sie vor den Junkern. Den Fürsten des Landes leisteten sie in schlimmen Zeiten Hilfe an Geld und Mannschaften, dafür empfingen sie kostbare Urkunden ihrer Freiheit. So that es auch Berlin. Aber was war die Freiheit jener Zeit?! Das Recht, sich loszusagen von dem allgemeinen Wohl und Weh des Landes, sich selbst Gesetze zu geben, Münzen zu schlagen, sich zu schirmen und zu schützen, wie es ging, innerhalb der Mauern den Blutbann zu üben, und Fehde zu führen gegen Jeden, welcher der Stadt Rechte antastete. Wie aber auf dem Lande Räuberhaufen und Ritter gewaltthätig herrschten, so in der Stadt der Rath und die Geschlechter. Es bildete dieser Stadtadel sich eben so herrschsüchtig und übermüthig auf seine wohlerworbenen Rechte und Vorrechte aus, er haßte und verachtete eben so die geringere Menge, und strafte unerbittlich jeden Versuch der Bürger, zur Theilnahme an der Herrschaft zu gelangen, wie dies in vielen deutschen und andern Städten der Fall war.

Solche Geschichten sind aber fast so alt, wie die Geschichte der Menschen. Griechenlands und Roms Beispiel wiederholten sich unter

Digitized by Google

andern Verhältnissen. Es waren innere Kämpfe der Patrizier und Plebejer, welche in deutschen Städten als Geschlechter und Gewerke auftraten. — So zerstörten sie selbst ihre Freiheit, und fielen lauernden Feinden als eine leichte Beute zu.

Die Städte der Mark waren niemals reichsfrei, aber die Menge und Kostbarkeit ihrer Privilegien, den Fürsten aus ascanischem, baierschem, und luxemburgischem Stamm, in den vielfachen, blutigen Verwirrungen dieses Landes durch Geld und gute That abgekauft, ließen diesen zuletzt für Berlin kaum mehr als den Titel ihres gnädigen Herrn und Markgrafen, einige Einkünfte und Zölle, und eine schmale Heeresfolge in seinen Kriegen. Der Hochgeborne Rath von Berlin und Cöln war der Fürst, und wäre die innere Zwietracht nicht immer verwirrender geworden, es würde dem Herrscherstamme, der 1411 die Mark vom Kaiser Sigismund zu Lehen empfing, nicht so leicht geworden seyn, diesen trotzigen Bürgern die Herrschaft und ihre Privilegien zu entreißen. Aber ein Unglück war es, daß Berlin und Cöln zwei Städte bildeten, jede mit besonderm Rath, besondern Ansprüchen, und Gerechtigkeiten. Eifersüchtig auf Handel, Gewerbe, Alter, und Vorrecht, entbrannten Haß und Neid bei jedem Anlaß. Zuweilen wollte man den Streit schlichten und sich inniger verbinden. Die Städte wurden vereinigt, der Rath that sich zusammen, den vier Gewerken wurde Theil an der Herrschaft gestattet; aber man hatte Oel in's Feuer geschüttet. Der Haß saß viel zu tief bei den Bürgern beider Städte eingegraben, er war von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Jahrhunderte erst haben ihn gänzlich auslöschen und dem Namen Cöln, der nun ein Quartier des großen Berlins bezeichnet, seine Bedeutung nehmen können.

Kurfürst Friedrich I. von Hohenzollern schickte im Jahre 1411 seinen Vetter Johann von Hohenlohe in's Land, um davon Besitz zu nehmen, aber der Adel rüstete gegen ihn. Die Quitzow's, die Rochow's, die von Putlitz, und viele andere stolze Barone, die da glaubten, der neue kräftige Herrscher, von dem sie Vieles gehört, was ihnen nicht gefiel, werde nun mit ordnender Hand und starkem Willen kommen, verbanden sich mit den Herzogen von Meklenburg und Pommern. Die Städte dagegen, besonders Berlin, das Viel an den Herren vom Adel zu rächen hatte, und dem man Bestätigung der alten und neuen Privilegien zusagte, leisteten dem Markgrafen nach hartem Widerstreben Eid und Heeresfolge. Die Schlacht wurde bei Cremmen geschlagen; der Adel siegte. Herr Hans von Hohenlohe fiel, mit ihm der Kern des fränkisch-städtischen Heeres. Nun trat eine wüstere Zeit ein, als je.

Die Städte halfen sich in Bündniß und Fehde, so gut sie konnten; sie schirmten ihre Wagenzüge mit stahlfesten Haufen, brachen einzelne Burgen, und wurden von den Quitzow's und ihren Gesellen gebrandschatzt, oft dicht an den Thoren. Erschlagene und Beraubte gab es vollauf; der Henker stäupte und brannte, briet in Oel und zerschlug mit Keulen die Glieder der Diebe und Verbrecher. In den Wäldern nisteten Räuberhaufen und Geächtete, in den Schlössern der Edeln lag der beraubte Fuhrmann und Kaufmann im Verließ, Galgengesindel mordete den armen Landbauer, der in leibeigener Knechtschaft längst zur stumpfen Dummheit herabgesunken war. Wer sich tüchtiger und trotziger dünkte, ward eines Junkers Knecht, und trug Pickelhaube und Schwert. So klopften Feuer und Tod nächtlich an die Thür der Armen, Friedfertigen und Schwachen; Wölfe, Raubritter, und Mörder lauerten an den Mauern der Stadt, und drinnen brannten Zwietracht und Verrath. Kannst Du diese Zeit etwa für höher und besser halten, als die Gegenwart? Ist die Sehnsucht unserer frommen Männer nach dem Mittelalter, das Seufzen nach der alten Einfalt, Treue, Biederkeit, und Frömmigkeit in diese Barbarei zu rechtfertigen?!

Nun kam Kurfürst Friedrich selbst, und seiner großen Kanone der berühmten „faulen Grete", war der Muth des Adels nicht gewachsen. Als die zehn Ellen dicken Mauern des Schlosses zu Plauen davor zusammenbrachen, kamen sie Alle, barhäuptig, im Hemd, den Strick um den Hals, und baten knieend um Gnade, die ihnen gewährt wurde. Nur die Brüder von Quitzow hatten wie unbeugsame, freie Männer gefochten, und waren so gefallen. Kurfürst Friedrich kam nun nach Berlin, und klopfte an das eisenbeschlagene Thor, aber es ward ihm nicht aufgethan. Mit seinem großen Rittergefolge wollte die trotzige Bürgerschaft ihn nicht einlassen; sie behauptete ihr Oeffnungsrecht, nach welchem der Fürst nur für sich Einlaß und Ehrentrunk verlangen konnte. Zürnend zog Herr Friedrich fort, und sicher nahm er sich vor, diese Schmach zu gelegener Zeit zu rächen; aber sein Leben war unruhig, er starb im Jahr 1440.

Seinem Sohne, Friedrich dem Eisernen, gelang die Demüthigung. Er benutzte geschickt den Haß des Adels und die Zerwürfnisse zwischen Rath und Bürgerschaft. Als er das Oeffnungsrecht verlangte, hatte er schon einen starken Anhang unter den Gewerken, und plötzlich erschien er mit 600 Reitern an den Thoren Berlins, welche ihm durch Verrath geöffnet wurden. Der erzürnte Fürst zerriß mit eigener Hand die alten Urkunden städtischer Freiheit. Nach *seinem* Gebot wurde der Rath eingesetzt, und als es zu einem Aufstande kam, entschied ein von ihm

niedergesetztes Gericht in Spandau so streng gegen die Stadt, daß die vornehmsten Bürger eilten, durch freiwillige Unterwerfung größeres Unglück abzuwenden. Harte Bußen wurden ihnen auferlegt; viel städtisches Eigenthum ging ganz verloren. Nur der Bürgermeister Bernhard Ryke, ein stolzer, kühner Mann, mochte sich nicht beugen und unterwerfen. Er verließ mit Wenigen das Land, wo er nicht mehr frei seyn sollte, und ward in Sachsen erschlagen.

Kurfürst Friedrich hatte gewaltsam genommen, was ihm nicht mit Recht zustand, aber wer kann es wagen, solches Thun anzuklagen in einer Zeit, wo Alles gewaltsam war? Um die fürstliche Macht fest zu gründen, war es nothwendig, hindernde Privilegien zu vernichten, mochten sie wohlerworben seyn oder nicht. — Wie wäre es aber, wenn die Berliner plötzlich in das Geschrei der Leute einstimmten, die so Viel von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit wohlerworbener Rechte hatten, und zurückverlangten, was man ihnen ganz unbestreitbar gewaltsam genommen hat? Aber man meint klugerweise immer nur bei solchen Declamationen die Vorrechte der bestehenden Kasten bis zu einer gewissen Zeit. Was vorher war, und welche wohlerworbenen und heiligen Rechte zerstört wurden, damit die Geschichte sich weiter entwickle, davon ist weiter nicht die Frage.

Was Friedrich der Stadt nahm, ersetzte er ihr materiell freilich gering genug durch seinen häufigen Aufenthalt in ihren Mauern. Um die alte Freiheit aber war es auf immer geschehen. Es wurden den Bürgern Lasten auferlegt, und zum ersten Male sahen sie sich gezwungen, starke Schatzungen zu Friedrichs Kriegen gegen Pommern zu tragen.

Der Sturz der bürgerlichen Freiheiten bildet einen ersten wichtigen Wechsel im Leben der Stadt. Ihr Wohlstand und ihr Handel hörten auf, und von einer fast reichsfreien Selbständigkeit sank sie zu einer Landstadt herab, deren Bürger, durch fortgesetzte Unterdrückung, den alten Freiheitssinn schnell verloren.

Friedrich II. gab ihnen für alle entrissenen Rechte, gleichsam wie zum Spott, den Vorzug, mit rothem Wachse zu siegeln, und hinterließ die Berliner als gehorsame Unterthanen seinem Bruder Albrecht Achilles. Dieser war aber selten in der Mark, und statt seiner regierte der Kurprinz Johann, welcher, seiner lateinischen Beredsamkeit halber, den Beinamen Cicero trägt.

Unter der Regierung dieser drei genannten Fürsten ward das Städtewesen und der Bürgerstand auf Kosten des Adels niedergehalten. Im engen Bunde mit diesem hatte Friedrich II. Berlins Rechte zer-

Digitized by Google

riſſen, denn zum großen Jubel der Junker, die ſeinen Vater doch ſo ſchlimm bewillkommet hatten, während die Stadt ihm Gut und Blut weihte, ward der Bürgerſtolz gedemüthigt. Auch belohnte Friedrich ſeine getreuen Ritter und Anhänger mit manchen Gütern der Stadt, verſchenkte und verkaufte ihre Rechte und deren Einkünfte, oder verbrauchte ſie zum Bau des feſten Schloſſes, welches an der Spree in Cöln errichtet ward.

Johann Cicero legte den Städten der Mark die erſte Steuer auf, die ſogenannte Bierziſe, welche, zur Bezahlung der kurfürſtlichen Schulden, auf ſieben Jahre erhoben wurde. Es war das erſte Beiſpiel einer fortlaufenden Beſteuerung, welche man bis dahin nicht gekannt hatte. Im Uebrigen war der Kurfürſt ein Freund des Adels und adeliger Spiele, aber auch ein Freund der Wiſſenſchaften. Unter ihm erhielt Berlin die erſte Apotheke und den erſten Buchdrucker; auch kamen mehrere gelehrte Leute, und unter dieſen der Abt v. Sponheim, nach Berlin, deſſen Briefe über das Leben der Bürger einige bezeichnende Aufſchlüſſe geben. Nach ihm waren die Bewohner ein armes, faules, dem Trunke ergebenes Volk, das freilich die Faſten und Gebote der Kirche ſtreng hielt, aber dafür auch allen Laſtern der Unmäßigkeit ergeben war. Die Stadt beſtand größtentheils aus hölzernen Giebelhäuſern, mit Schindeln oder Stroh gedeckt, und mit hölzernen und lehmenen Schornſteinen verſehen. Sie war voller Schmutz; Schweine und Viehheerden liefen in den Straßen umher, auf denen auch die Ställe längs der Häuſerreihen erbaut waren.

Johann Cicero hinterließ ſeinem ſechzehnjährigen Sohne, Joachim I., 1499 das Land, in welchem der Adel niemals aufgehört hatte, die Landſtraßen unſicher zu machen. Bei der großen Jugend des Prinzen trieb er nun das Räuberhandwerk um ſo ausgedehnter, weil er ungeſtraft zu ſeyn glaubte. Allein Joachim ließ in einem Jahre einigen ſiebenzig Edelleuten die Köpfe abſchlagen, und darunter ſelbſt den ſeines Lieblings, des Junkers von Lindenberg.

Joachim's Regierung bildet einen zweiten wichtigen Wendepunkt in der Geſchichte dieſes Landes. Bisher hatte der Adel ſich neben die fürſtliche Macht geſtellt; jetzt zeigte ſich dieſe in ihrer Obergewalt, brach die Willkür und Raubſucht der Junker, wie ſie die alten Vorrechte Berlins zerbrochen hatte, und war dabei des Beifalls der Bürger eben ſo gewiß, wie früher des Beifalls des Adels.

Unter Joachim II., ſeinem Nachfolger, ward die Reformation in der Mark eingeführt, welche faſt ohne allen Kampf herrſchend wurde. Joachim I. hatte freilich Alles gethan, um der katholiſchen Kirche das

Digitized by Google

Land zu erhalten, aber in seiner eigenen Familie fand er den ersten Widerstand. Die Kurfürstin Elisabeth trat heimlich zu der neuen Lehre über, und sah sich dadurch zur Flucht genöthigt. Joachim II. mußte seinem Vater einen Eid leisten, der römischen Kirche treu zu bleiben; trotzdem trat er aber am 1. November 1539 in Spandau zum Protestantismus über, und dieser wichtige Schritt entschied für die ganze Mark. In Berlin wurden die Einkünfte der Kapellen und Altäre aufgehoben, und gute Prediger dafür angestellt, so daß in kurzer Zeit wenige Spuren der alten herrschenden Kirche mehr zu finden waren.

Mit Joachim I. aber hatte Berlin sein Ansehen geändert, indem es die ausschließliche Residenz der Fürsten wurde. Der Hof, welcher besonders unter dem prachtliebenden Joachim II. sehr glänzend war, zog viele Fremde herbei. Die Reihen von Festlichkeiten, die häufige Anwesenheit fremder Fürsten, die Landtage, welche in Berlin gehalten wurden, die Stiftung kurfürstlicher Kollegien, die Stiftung des Kammergerichts (1517) u. s. w. vermehrten eben so wohl den Wohlstand, wie die Bewohnerzahl. Und Joachim II. war ein schwelgerischer Fürst, welcher Nichts so sehr liebte, als glänzende Feste, Künste, und Luxus. An seinem Hofe befanden sich viele Gelehrte, die sein Vater schon begünstigt hatte. Aber es waren auch Chronikenschreiber vorhanden; Dichter wie Sabinus, Harlop, Wellemann u. s. w.; Mahler, sogar auch ein Hofmahler, Johannes Baptista aus Mailand; Sänger, Musiker, die er aus Italien berief, hauptsächlich aber Baumeister; denn an dieser Kunst fand er, wie glücklicher Weise viele Fürsten seines Stammes, das größte Gefallen. Unter ihm erhielt Berlin daher manche schönen Gebäude von Stein, auch ließ er ein neues Schloß bauen mit prachtvollen Sälen, deren vornehmste Zierde viele historische Tafeln von Lucas Kranach waren.

Die Feste, welche dieser verschwenderische Fürst, so oft es nur möglich war, in Berlin feierte, zerrütteten freilich seine Finanzen, und machten nicht allein große Auflagen nöthig, sondern überhäuften ihn auch mit Schulden, die dem Lande zur Last fielen. Von Zeit zu Zeit wurde daher auch immer ein Landtag berufen, wo es sich vornehmlich darum handelte, den Ständen die Deckung und Tilgung der Schulden aufzubürden. Dies ist eine Hauptfrage auf allen Ständeversammlungen in der Mark gewesen; indeß bezeugt sie doch, daß die Kurfürsten nicht willkührlich die Einwohner beschatzen konnten, und daß es zu neuen Auflagen, wie überhaupt zu Geldverwilligungen, der Zustimmung der Stände bedurfte.

Digitized by Google

Es gibt Leute, welche anzunehmen scheinen, die sogenannte unbeschränkte Souveränität sey von Adam ab bei den Fürsten gewesen, und die, wenn von Ständen und ständischen Rechten die Rede ist, wie von unerhörten Neuerungen sprechen. Solche Herren, welche doch gewöhnlich Anbeter des Mittelalters sind, sollten nicht unwissender Weise die Grundsätze prostituiren, welche sie zur Schau tragen. Souverän wurden die Fürsten nur in Folge des Ueberschreitens ihrer ursprünglichen Rechte, in Zeiten der Schwäche der Nationen, wo diese, durch Elend und Krieg, oder durch knechtischen Gehorsam gedehmüthigt, verlernt hatten, ihre Freiheit zu bewahren. Unter Joachim II. hatten die Stände aber noch den Muth, ihm zuweilen seine Forderungen abzuschlagen; leider aber wirkte das Beispiel des Hofes, wie immer, nachtheilig auf die Sitten der Einwohner, welche überdies niemals die besten gewesen waren. Die Verschwendung nahm in allen Klassen überhand und konnte selbst durch Gesetze nicht bekämpft werden. Dazu überschwemmten die Juden das Land mit Schacher und Wucher, wie denn die Stände oft heftige Beschwerden darüber führten. Aber der Kurfürst hatte sie zu nöthig. Sein Hofjude Lippold war sein erster Kreditor und Freund, denn da die Goldmacherkunst, welche der Fürst eifrig trieb, nicht einschlagen wollte, so mußte Lippold Gold schaffen, und immer neue Mittel ersinnen, die Kosten der Feste und der Verschwendungen aufzubringen.

Nach Joachim II. trat dann plötzlich eine ernste und sparsame Regierung ein. Lippold, der Jude, ward als Zauberer und Mörder ungerecht angeklagt, und dem allgemeinen Hasse geopfert; die Sänger, Musiker und Mahler wurden entfernt, und Kurfürst Johann Georg gab strenge Gesetze, wie viel Gerichte dieser und jener Stand bei Hochzeiten oder Kindtaufen geben und welche Kleiderstoffe, wie viel Gold, Seide und Ziedeltaffet ein Fräulein oder ein Doktor, ein Edelmann, ein Rath, oder ein Bürgerkind tragen durfte.

Berlin hatte sich unter Joachim II. bedeutend vergrößert, es waren mehrere Straßen neu erbaut, andere verlängert worden. Meiereien und Gärten wurden auch außerhalb der Mauern angelegt, und Vorstädte entstanden an verschiedenen Thoren. Dennoch aber war die Stadt in ihrer Bauart nicht weiter geschritten, der größte Theil war von Holz, unregelmäßig und schlecht. Die Hauptstraßen waren jedoch gepflastert worden, damit die geschmückten Hofleute, welche bei Regenwetter auf Stelzen zu Hofe gingen, nicht, wie bisher, im Schmutz versanken.

Die Geschichte Berlins bis zur Regierung des großen Kurfürsten,

Friedrich Wilhelms, bietet wenig Intereſſantes. Kein außerordentlicher Mann wirkt auf ihren Fortſchritt ein, dagegen bringt die Regierung Georg Wilhelms und die Zeit des dreißigjährigen Krieges fürchterliches Elend über die Stadt, welche von Schweden und Kaiſerlichen, von Hunger und Peſt verwüſtet wird. Wie es im ganzen Lande ausgeſehen haben muß, beweiſen ſelbſt die Briefe des Kurfürſten, in welchen die ſchreckliche Zeit beklagt und angegeben wird, daß nicht allein Hunderte von Menſchen in Berlin verhungert, ſondern noch weit mehr ſich aus Verzweiflung das Leben genommen haben. Aller Handel hörte natürlich auf, alle Gewerblichkeit. Die ſchlimmſten Laſter geſellten ſich zu dem größten Elende, alle Dörfer rings umher lagen niedergebrannt, ihre Bewohner waren erſchlagen oder an der Peſt geſtorben. Berlin ſelbſt hatte beim Tode des Kurfürſten nur wenige Tauſend Einwohner behalten, und war nahe daran, wie viele Städte der damaligen Zeit, ganz unterzugehen. — Glaubſt Du nun, daß uns eine dieſer Zeiten und Herrſchaften beſſer und rechtlicher, kräftiger und freier erſcheinen kann, als die, in welcher wir leben?

Es war ein Glück für das Land und für Berlin, daß der ſchwache Fürſt ſtarb, und ſein junger Nachfolger eine ſo glückliche Wendung der Verhältniſſe hervorbringen konnte.

Die Regierung dieſes großen Kurfürſten iſt auch für Berlin eine mannigfach wohlthätige geweſen, denn trotz der vielen Kriege, welche er führte, ſorgte er doch für das ſchnelle Wachsthum ſeiner Hauptſtadt mit Eifer. Unter Ihm, dem wahren Gründer der nachherigen Größe Preußens, ging aber freilich auch der letzte Reſt ſtändiſcher Freiheit verloren, und die unbeſchränkte Fürſtengewalt trat an ihre Stelle. Wie hätte auch das elende, herabgekommene Land und der gebeugte Muth ſeiner Bewohner die alten Rechte bewahren können?! Die religiöſen Streitigkeiten und die nachfolgenden langen Religionskriege haben überhaupt nachtheilig auf Bewahrung der politiſchen Freiheiten gewirkt. Die religiöſen Fragen verſchlangen alle andern Intereſſen, und vergebens verſuchten patriotiſch geſinnte Männer, die Reformation auch auf die gedrückten Zuſtände der untern Volksklaſſen, namentlich des mißhandelten Landvolkes, anzuwenden. Nach dem dreißigjährigen Kriege trat eine vollſtändige Erſchlaffung ein. Der Despotismus fürſtlicher Allgewalt, welcher von Ludwig XIV. ausging, wurde in Deutſchland gern nachgeahmt, und in den unruhigen Zeiten, wo man ſtehende Heere errichtete, und das Elend wie die Schwäche ſo groß waren, daß der Bürger gern ſeiner früheren Wehrhaftigkeit entſagte, und Geld

gab, um zu Hause bleiben zu können, ward es den Fürsten leicht, unbedingten Gehorsam zu fordern und zu finden. Männer aber, die kühn genug waren, auf alte Rechte zu pochen, wurden als unruhige Köpfe und Verräther verfolgt und gerichtet.

Auch Friedrich Wilhelm hat das gethan, und unter seiner thatenreichen Regierung entwickelt sich eine neue wichtige Periode unserer Geschichte. Der Adel, welcher bisher seine Lehnsdienste mit den übrigen Ständen gemeinsam und in Person bei Kriegszeit geleistet hatte, trat vorzugsweise in das neu entstandene Heer, als Anführer desselben. Er umringte die Person des Fürsten immer mehr ausschließlich, bemächtigte sich aller oberen Staatsstellen, die er nach und nach als sein angestammtes Eigenthum betrachtete, und pochte mit Uebermuth auf die Vorzüge der Geburt. Die Bürger dagegen entsagten den Waffen und gaben dadurch sich, ihr Leben, ihr Eigenthum und dessen Vertheidigung in den unmittelbaren Schutz der Herrschaft. Sie bildeten den Nährstand eben so ausschließlich. Es ward Schande für ein ritterliches Geschlecht, bürgerliche Geschäfte zu treiben; Die es thaten, entsagten ihren Standesvortheilen, und so sonderten sich, scharf getrennt, die Klassen zu Kasten. Der Adel herrschte auf seinen Gütern und über seine Leibeigenen. Er trug die Lasten des Staates nicht, denn er steuerte nur die Lehen nach Ritterpferden. Dagegen nahm er alle Aemter und Würden in Besitz. Die Bürger gaben, was ihnen auferlegt ward, wenn nicht ohne Murren, doch ohne Widerstand, den sie nicht mehr leisten konnten. Sie wurden willenlos Beherrschte, und verdumpften immer mehr in dem Formenwesen ihrer gewerblichen Einrichtungen, dem Zunftzwange, den kleinlichen Eitelkeiten ihrer Rangstreite, und im unterthänigen Gehorsam, der ihnen durch Gewalt gelehrt ward. So bildete sich die Knechtschaft des achtzehnten Jahrhunderts aus, die Blüthenzeit des unwissenden Junkerthums, das im Jahre 1806 erst ein unverhofftes Ende fand.

Den Anfang zur souveränen Gewalt machte Friedrich Wilhelm 1654, durch den Antrag bei den Ständen, ihm statt der Mannschaft Geld zu bewilligen, zum Unterhalt seines Heeres. Vergebens sprach Kurt von Burgsdorf mit Kraft gegen diesen Vorschlag, indem er zeigte, wie der Fürst, im Fall das zugestanden würde, bald keine Stände mehr nöthig hätte. Die Folge seiner Freimüthigkeit war Verbannung und Verlust seines Vermögens. Die Feigheit der Gemüther war viel zu groß, um dem obersten Willen zu begegnen, und Friedrich Wilhelm, wie die Geschichte Preußens und die Hinrichtung des unglücklichen Kalkstein zeigt, auch keineswegs ein Herr, der vor dem

alten Recht zurückgetreten wäre, wenn es galt, seinem Willen Gehorsam zu schaffen.

Für Berlins Verschönerung that Er dagegen viel. Aus Friesland und Holland kamen schon 1646 viele Anbauer, denen man die leer gewordenen Häuser oder wüste Plätze zur Ansiedelung übergab. Diese brachten die holländische Gartenkunst, Viehzucht, und Verbesserungen des Ackerbaues mit, und wurden auch überall in der Mark in Kolonien untergebracht, die man Holländereien nannte.

In Berlin ließ der Kurfürst durch diese fleißigen Menschen den Lustgarten anlegen, der mit seltenen Bäumen und Sträuchern geziert wurde, und diesen betriebsamen Einwanderern haben die Mark und Berlin ihr Aufblühen ganz besonders zu danken. Zu den neuen Bewohnern der Hauptstadt kamen auch manche der aus Schlesien vertriebenen Protestanten; besonders aber, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, viele Franzosen, welche Künste, Manufaktur- und Fabrikfleiß mitbrachten Vorzüglich waren es Seidenweber, Strumpfwirker, und Hutmacher, auch viele Leute aus höheren Ständen. Viele der Vornehmeren traten in die Dienste des Kurfürsten oder der Prinzen, und unter diesen befinden sich ausgezeichnete Männer, wie z. B. Claude du Bellay, Baudes du Choffin, der Mahler Verdionich. Zu diesen und anderen Herrn, wie den Grafen von Beauveau d'Espanses, dem Marschall von Schomberg u. s. w., gesellten sich gelehrte und reiche Familien, z. B. die Ancillons, Ermans, Reclams, welche noch jetzt in ihren Nachkommen als berühmte Staatsmänner, Gelehrte, Theologen, oder reiche Kaufleute in Berlin leben. Friedrich Wilhelm nahm sich den Vertriebenen eben so wohl aus Staatsgründen, wie den Gefühlen seines frommen Herzens folgend, mit Vorliebe an. Er räumte Ihnen viele Vortheile und Rechte ein, und empfahl sie noch auf dem Sterbebette seinem Nachfolger.

Sorgte der Kurfürst für eine neue Bevölkerung, so machte diese, welche an größere Ordnung, Reinlichkeit, und Gewerbthätigkeit gewöhnt war, auch neue Verordnungen nöthig. Die verfeinerten Sitten dieser Flüchtlinge wirkten besonders wohlthätig auf den gesellschaftlichen Zustand, und wenn man dagegen auch erfährt, daß seit dieser Zeit manche Laster der Civilisation herrschend wurden; daß man französisch zu sprechen anfing, die deutsche Sprache vielfach verunstaltete, und endlich fast ganz zur Sprache des gemeinen Volkes machte, daß die alte schöne Bürgertracht verschwand, und dagegen französische Kleiderordnung und Perücken eingeführt wurden, daß endlich, wie mit den Holländern der Gebrauch des Theetrinkens und Tabakrauchens ins Land gekommen war,

Digitized by Google

die Franzosen den Kaffee und das Tabakschnupfen mitbrachten, so lag Dies Alles weit mehr in den allgemeinen europäischen Verhältnissen als in den besondern der Mark.

Die Versuche, Berlin zu verschönern, begannen, ganz zweckmäßig mit Verordnungen gegen die Schweine, welche sammt ihren Ställen aus den Straßen verbannt wurden; dann wurden zum ersten Male Gassenkehrer angestellt, welche die sonderbare Verpflichtung hatten, Jedem, vor dessen Hause sie Unrath fanden, und der für das Wegbringen desselben nicht bezahlen wollte, diesen ins Haus zu werfen. Viele Straßen der Stadt wurden neu und besser gepflastert. Die fortgesetzten verheerenden Feuersbrünste erforderten eine neue Feuerordnung und Polizei; zum ersten Male wurden Spritzen angeschafft und der Versuch einer Straßenerleuchtung damit begonnen, daß jedes dritte Haus eine Laterne zum Fenster hinaus hängen mußte.

Inzwischen vermehrte sich die Bewohnerzahl so bedeutend, daß drei neue Stadttheile entstanden, nämlich: Neu-Cöln, der Friedrichswerder, und die Dorotheenstadt, von denen die beiden letzten zu Städten mit besonderen Rechten erhoben wurden. Der größte Theil dieser neuen Städte war aber Sumpf und Wald, und konnte nur mit großer Mühe trocken gelegt werden. Damals hatte man auch den Plan gefaßt, Berlin zu einer Festung umzuwandeln, und dies gelang nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit. Neu-Cöln und der Friedrichswerder wurden mit in die Festungswerke gezogen, die Vorstadt aber, welche nach der Gemahlin des Kurfürsten die Dorotheenstadt genannt wurde, lag außerhalb, im Thiergarten. In der Dorotheenstadt wurde die berühmte Lindenallee gepflanzt, welche jetzt eine der schönsten Zierden Berlins ist, und schon damals begann auch auf der linken Seite derselben die Friedrichsstadt zu entstehen.

Trotz aller dieser Vergrößerungen und Verschönerungen war die Zeit düster, und der Kurfürst, der so Viel baute, den Handel hob, Kanäle anlegte, und einen wohlorganisirten Staat gründete, weit mehr gefürchtet, als geliebt. Viele neue Abgaben und Lasten waren eingeführt worden; der Kurfürst hielt ein Heer und brauchte Geld; die hohen Zölle, besonders die neue Accise, erbitterte die Berliner so sehr, daß es mehrmals zu Aufständen kam. Indem er seine fürstliche Macht unbeschränkt ausdehnte, griff er in die Rechte der Einzelnen, und da er sich mit Adel und Soldaten umringte, so waren diese, und nicht der Bürger, seine Stütze. Der steife Hofton verdrängte daher auch immer mehr die alte, fröhliche Zeit, und die treuherzige Annäherung und Verbindung zwischen Fürst und Volk. Der Despotismus des

Hofes von Verſailles ward in Deutſchland nur zu gut nachgeahmt.

Der Kurfürſt ſelbſt war ein ernſter Mann, voll ehrgeiziger Hoheit und Abgeſchiedenheit, welcher der leichten Fröhlichkeit nicht hold war, und die alte, derbe deutſche Luſt eben ſo wenig mochte, wie die Schmauſereien und Völlereien ſeiner Vorfahren. Von dem finſteren Aberglauben ſeiner Zeit konnte er nicht frei werden. Geſpenſter, Hexen, und die weiße Frau auf dem Schloſſe, die Ahnfrau der Hohenzollern, welche, wenn ſie wehklagend ſich ſehen läßt, ihrem Geſchlecht Unheil und Tod verkündet, fanden, wie der Teufel ſelbſt, feſten Glauben bei ihm. Derſelbe Fürſt, welcher einen Muſenſitz gründen wollte, zu welchem er Juden, Araber, und Türken einließ, indem er ihn ohne Unterſchied der Religion, den Lehren aller Tugenden weihte, ließ Hexenprozeſſe anſtellen und ſchuldloſe Unglückliche foltern und verbrennen.

Als Friedrich Wilhelm 1688 ſtarb, nachdem er in ſeinen letzten Jahren viel häusliches Herzeleid erlebt und faſt beſtändig geweint hatte, hinterließ er ſeine Hauptſtadt, im Aufblühen begriffen, und mit 40,000 Einwohnern bevölkert, der Sorge ſeines Nachfolgers, der als Kurfürſt Friedrich III., als König Friedrich I., heißt.

Dieſer Fürſt, welcher in der Geſchichte keineswegs ein ruhmvolles Andenken bewahrt, iſt dennoch durch verſchiedene Umſtände einer der bedeutungsvollſten Regenten des Hohenzollernſchen Hauſes, und für Berlin der wahre Schöpfer der nachfolgenden Größe und Schönheit. Friedrich der Große ſagte von ihm, daß er die Königskrone genommen und ſeinen Enkeln mit der Bedeutung hinterlaſſen habe: „Ich habe euch eine Krone gegeben; ſehet zu, wie ihr ſie groß macht!“ Mit demſelben Recht kann man von ſeinen ungeheuren Bauten behaupten, daß ſich die Bedeutung daran knüpfe: „Ich habe Berlin mit Paläſten geziert, ſehet zu, daß es dieſer würdig werde!“

Man erzählt, daß Friedrich ſchwur, er wolle, was es auch koſte, die Königskrone haben, weil bei einer Unterredung mit Georg, König von England und Kurfürſten von Hannover, dieſer ihm den Armſeſſel verweigerte. Iſt dies der Fall, ſo hat ein höheres Fatum die Eitelkeit des prachtliebenden Fürſten doch völlig gerechtfertigt. Die Königskrone war ein unſchätzbarer Erwerb, und was auch dafür geopfert wurde, es ward durch die ſelbſtändigere Stellung des mächtigen Vaſallen zu Kaiſer und Reich gleich Anfangs aufgewogen.

Kurfürſt Friedrich lebte als Kurprinz, wie viele Prinzen ſeines Hauſes, im Streit mit dem Vater, und beſonders in Unfrieden mit

der Stiefmutter, der so weit ging, daß er heimlich nach Hessen entfloh. Der große Kurfürst ward in den letzten Jahren seines Lebens von dem Willen seiner Gemahlin beherrscht, und auf dieser, der Kurfürstin Dorothea, ruht noch jetzt der furchtbare Verdacht, Gift gegen ihre Stiefsöhne angewandt zu haben, um ihren eigenen Kindern Land und Erbfolge zu sichern. Friedrich befreite sich vom Tode, den er in einer Tasse Kaffee trank, durch ein kräftiges Gegengift, sein Bruder Ludwig aber starb nach dem Genuß einer Orange, welche die Prinzessin von Holstein-Sonderburg, eine Verwandte der Kurfürstin, ihm reichte. Auch des Erbprinzen junge Gemahlin, die hessische Prinzessin Elisabeth, starb plötzlich, im fünften Monat ihrer Schwangerschaft, und da man offen die Kurfürstin dieser schrecklichen Thaten beschuldigte, der Kurfürst aber nur durch tiefe Traurigkeit seinen Antheil bezeugte, so entfernte sich der Erbprinz ganz vom Hofe und lebte in Cöpenick.

Mit dem Antritt seiner Regierung trat sogleich eine neue Zeit ein, besonders für Berlin, wo die Huldigungs-Feierlichkeiten gleich zu den prächtigsten Festen Anlaß gaben. Diese füllten das ganze Leben des Regenten: es war, als ob seine Geschichte, alle seine Thaten und Einrichtungen, sich darauf concentrirten. Jede Begebenheit des Kriegs oder Friedens wurde sogleich durch ein Fest gefeiert, und diese drängen sich oft zu ganzen Reihen zusammen, besonders in den Zeiten seiner Königswürde.

Friedrich I. war verwachsen (seine Amme hatte ihn fallen lassen) aber sein Gesicht war stolz und würdevoll. Er war für die Repräsentation und Etikette seiner Zeit gleichsam von der Natur bestimmt, und seine prachtliebende Seele dürstete nach Gelegenheiten, es in allen Dingen den größten Monarchen Europas gleich zu thun, oder sie wo möglich zu übertreffen. Als seine geistreiche Gemahlin, die berühmte Sophie Charlotte, in Hannover auf dem Todtenbette seufzte, und ihr Bruder sie zärtlich fragte, welcher Kummer ihr Herz noch bedrücke, erwiederte sie lächelnd: „Ich habe nur noch eine Sorge auf Erden, die nämlich, welche unnütze und langweilige Ceremonien man in Berlin mit meinem armen Körper vornehmen wird.“ Dieser Ausspruch der geistvollen Fürstin charakterisirt ihren Gemahl, der auch nicht unterließ, jede mögliche Pracht und Ceremonie bei ihrem Leichenbegängniß anzuwenden.

Der Hofhalt Friedrichs war ganz wie der der mächtigsten Könige eingerichtet. Eine zahllose Menge Bedienten unter allerlei Namen wurden angestellt, überdies aber, nach dem Vorbilde Ludwigs XIV., Künstler und Gelehrte aus allen Weltgegenden mit hohen Besoldungen

herbeigezogen; nur daß Friedrich sich nicht überwinden konnte, sie auch mit der Hochachtung zu behandeln, wie es der König von Frankreich that. Denn der eine König hielt streng darauf, daß, wer an den Hof kommen wollte, auch von gutem Adel sey; selbst die niederen Stellen wurden nur Leuten gegeben, welche sich bei dem Heroldsamte rechtfertigen konnten; wer sonst emporstieg, durch Verdienste oder Begünstigung, dem ward gewöhnlich der Adel wenigstens nachträglich ertheilt.

Daß ein solcher Fürst seine Residenz so viel als möglich zu verschönern sucht, ist ganz in der Ordnung. Niemand hatte früher so viel dafür gethan, als er, und schon die Menge der berühmten Baumeister, welche er hielt und hoch besoldete, beweist, wie viel er darauf verwandt hat. Der berühmteste dieser Baumeister war unstreitig Andreas Schlüter, der Erbauer des Schlosses, wie es jetzt ist. Er baute auch das Schloß in Charlottenburg, und von seiner Tüchtigkeit als Bildhauer zeugen nicht allein die Masken der sterbenden Krieger im Hofe des Arsenals und viele Verzierungen im Schlosse, sondern auch die Reiterstatue des Kurfürsten, welche Jacobi in Kupfer goß, und welche dann auf der von Friedrich Wilhelm erbauten langen Brücke aufgestellt wurde. Außer den Kirchen und Brücken, der Verschönerung der Plätze, Anlage von Lustgärten, Wasserkünsten, Orangenhäusern, und dem Bau vieler schönen Privatwohnungen, zu welchem er seine Räthe, Minister, und Günstlinge anhielt, bleiben die Hauptdenkmale, welche die Zeit Friedrichs I. uns hinterlassen hat, das Zeughaus und das Schloß. Beide sind vorzüglich Schlüters Werke, obgleich auch Andere daran gebaut haben; am letztern namentlich Erfinder von Göthe, der Neider und Nebenbuhler Schlüters. Andere bedeutende Baumeister jener Zeit waren Nehring, Behr, Johann Simonetti, Johann de Bodt, unter deren Aufsicht die Schlösser zu Caput, Potsdam, Glienike, Bornheim und Fahrland gebaut wurden u. s. w. Diese Baumeister waren fortwährend beschäftigt, und mit ihnen zugleich gab es eine große Anzahl Bildhauer und Mahler, wie z. B. die Gebrüder Terwesten, Lorenz Eppenhof, Cornelius Bega, und viele Andere, welche für die Ausschmückung thätig waren.

Die Zahl dieser verschiedenen Künstler war so bedeutend daß Friedrich am 11. Juli 1699 die Akademie der Künste stiftete. Dieser Stiftung folgte die der Akademie der Wissenschaften, deren erster Präsident der berühmte Leibnitz wurde. Nun wurden alle Fortschritte reger betrieben. Nach einer neuen Bauordnung verschwanden in Berlin endlich die Strohdächer und die hölzernen und Lehmschornsteine

gänzlich. Der Kurfürst lieferte Jedem, der bauen wollte, unentgeltlich Kalk und Steine, und so entstanden nicht allein Häuser von Stein, sondern auch ganze neue Straßen und Stadttheile: die Friedrichsstadt und die Spandauer Vorstadt. Wie schön Berlin in den Augen der Zeitgenossen schon damals gewesen seyn muß, beweist ein Brief des berühmten französischen Arztes Carl Patin an den Herzog Ulrich von Braunschweig.

Alles, schreibt dieser gelehrte Mann, scheint mir in Berlin so schön, daß ich glaube, der Himmel muß hier eine Oeffnung haben, durch welche die Sonne diesem Lande ihre besonderen Gunstbezeugungen zuwendet.

Trotz aller dieser Feste und Bauten aber, trotz der Sänger, der Musiker, (unter welchen auch der berühmte Händel war,) trotz der Mahler, der Bildhauer, der Dichter und Gelehrten, war die Zeit der Herrschaft Friedrichs I. doch keineswegs eine wohlthätige für seine Unterthanen, welche unter der Steuerlast fast erdrückt wurden. Der verschwenderische Haushalt erforderte weit mehr Geld, als die Einkünfte betrugen, und als selbst die Juden herbeischaffen konnten. Es wurden daher von Jahr zu Jahr nicht allein die Zölle und Accisen erhöht, sondern auch Kopf-, Vermögen- und Luxussteuern der verschiedensten Art eingeführt. So gab es Chaisen- und Karossensteuern, Abgaben auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, Stempelsteuer von Schuhen, Stiefeln, Pantoffeln, Strümpfen und Hüten, die mit Strenge eingetrieben wurden; ferner eine Steuer auf Perücken, welche sehr einträglich gewesen seyn muß, da jeder nur einigermaßen respektable Kopf dies nothwendige Mobiliar seiner Würdigkeit nicht entbehren konnte. Dazu kamen Stempellasten auf Papier und Spielkarten; und wer Kaffee, Thee, oder Chokolade trinken wollte, mußte sich jährlich für zwei Thaler einen Erlaubnißschein lösen, oder sich den Appetit vergehen lassen, den man so grausam war, geflissentlich zu reizen; denn der König befahl, überall zu Anlage von Kaffeehäusern zu ermuntern, damit die Steuern oder Strafen sich vermehren möchten. Endlich wurde sogar eine Straffsteuer für eheloſe Jungfern eingeführt, die alle, vom sechzehnten bis zum vierzigsten Jahre, jährlich sechs Groschen zur Accise bezahlen mußten, um dem Könige Das zu ersetzen, was ihm dadurch verloren ging, daß sie ohne Mann und Kinder blieben. Für den Schloßbau wurden aber überdies vom ganzen Lande Steuern erhoben, denn König Friedrich konnte nicht genug prächtige Säle bekommen, und kümmerte sich wenig darum, daß man in Europa den kleinen Fürsten eines halbbarbarischen Ländchens verspottete, der das

Mark und die Kräfte seiner Unterthanen an dem Bau unnützer und riesenhafter Schlösser und Zeughäuser verschwende.

Man könnte jedoch meinen, daß diese neue Periode des Aufblühens der Künste und Wissenschaften in Berlin das Leben veredelt und verschönt hätte; wir finden uns jedoch sehr getäuscht, wenn wir es aufmerksamer betrachten, und selbst die entschiedensten Anhänger der guten alten Zeit werden nicht zugeben wollen, daß die Regierung Friedrich I. gerade das Eldorado sey, nach welchem sie seufzen, wenn auch einige darunter durch den noch vorhandenen religiösen Fanatismus bestochen wären.

So viele Künstler man auch berief, so waren Künste und Wissenschaften doch nur von einzelnen bevorzugten Menschen in jener Zeit wahrhaft geliebt und gehegt. Die Masse des Volkes lag noch immer in Aberglauben und Rohheit gefangen, was aber die Fürsten thaten, geschah meist nur, um ihrer Eitelkeit zu fröhnen.

Wie herabgewürdigt muß der Sinn der Bevölkerung, wie ausgelöscht das Rechtsgefühl gewesen seyn, um einen Zwang und eine Knechtschaft zuzulassen, wie sich diese in vielen Einrichtungen, in den Steuererpressungen und in der hochmüthigen Sonderung der Kasten ausspricht. Von Gedanken an die alten Rechte der Vorfahren, von Gefühlen ihrer trotzigen Freiheit scheint keine Spur mehr übrig geblieben zu seyn. Der Wille des Königs war alleiniges Gesetz geworden, und die Pracht des Hofes und seiner Feste herrschen so ausschließlich, daß die Chronikenschreiber jener Zeit uns wenig oder nichts von dem Leben der übrigen Menschen erzählen.

Solchem Einflusse ist es auch zuzuschreiben, daß die Geschichte Berlins überhaupt mehr eine Geschichte ihrer Regenten, als der Stadt ist. In den Zeiten alter Freiheit war diese zu klein und unbedeutend; als sie größer wurde, war sie unmündig; was geschah, kam aus der Hand und aus dem Willen der Herrscher. Selbständige Entwicklungen konnten daher nicht erfolgen, oder gar eine Macht erreicht werden, welche Einfluß auf die Geschichte des Landes und der Zeit gehabt hätte. Erst in unsern Tagen hat die geistige Entfaltung aller Lebenskräfte und das ungemeine Wachsthum industrieller Thätigkeit den Glauben erzeugen können, daß der ruhmvollste Theil der Geschichte Berlins erst der Zukunft angehören wird.

Zur Zeit Friedrichs I. genoß sie von den Verschwendungen dieses Fürsten noch das meiste Gute, da sie den meisten Antheil nahm. Die Stadt dehnte sich bedeutend aus, und eine der größten Wohlthaten erzeigte ihr der König, daß er im Jahre 1709 die fünf Städte, aus

welchen sie bestand, (Berlin, Köln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt und Friedrichsstadt,) sammt allen Vorstädten zu einer einzigen vereinte, welche den gemeinsamen Namen Berlin tragen sollte. Die verschiedenen Magistrate und Rechte wurden aufgehoben und eine Gesammt-Administration eingeführt. Berlin hatte damals schon über 50,000 Einwohner.

Daß die üppigen Feste des Hofes nicht ohne Wirkung auf die Masse des Volks blieben, ist einleuchtend. Jeder wollte sich erheben, es an Luxus und Aufwand dem Andern zuvorthun und ein leichtes lustiges Leben führen, wozu der Trieb von den Vorfahren ererbt war. Seltsam klingen dabei die Edikte, welche vom Könige erlassen wurden, um den Verschwendungen Einhalt zu thun. Auch diesmal wurde vorgeschrieben, wie viel Jeder essen, welche Kleider er tragen, und wie viel Gäste er bitten solle; aber diese und andere Beschränkungen führten nur vermehrte Lust herbei, sie zu umgehen, und Strafen zu zahlen, worauf es doch eigentlich am meisten abgesehen war.

Die Volksvergnügungen jener Zeit waren jedoch im Ganzen noch auf Jahrmärkte und Schützenplätze beschränkt, die von allen Ständen sehr geliebt, und selbst vom Fürsten und seinem Hofe besucht wurden, der an den Zinnbuden Würfelspiele trieb. In Winter- und Faschingszeit trat die Komödie an ihre Stelle, eine Neigung, welche auch aus alten Tagen den Berlinern anklebt. Vor Jahrhunderten schon hatten die Mitglieder des Kalandsordens und die Schüler geistliche Komödien aufgeführt. Dieser Gebrauch hatte sich auch später erhalten, und als im sechzehnten Jahrhundert sich reisende Schauspielergesellschaften bildeten, waren diese in Berlin, trotz des Gelärms der Prediger, trotz des Scheltens der Fürsten selbst, die es in verhängnißvollen Jahren nicht dulden wollten, immer willkommen. Kurfürst Johann Sigismund, der es auch liebte, so lustige Stückchen zu schauen, wo, nach derber deutscher Weise, Hanswurst sich mit Heiligen und Teufeln umherprügelt, wie dies in dem beliebten Stück: **Amantes amantis**, die Geschichte vom verlornen Sohn u. s. w. geschah, sandte selbst den Junker Hans Stockfisch, gewöhnlich „der englische Junker" genannt, nach England und den Niederlanden aus, um Komödianten nach Berlin zu holen.

Die nachfolgenden Zeiten und Regenten waren freilich ernster gestimmt; aber unter Friedrich I. wußte der Rath von Berlin wenigstens einmal im Jahr, zur Winterzeit, immer Rath zu schaffen, daß Komödianten herbeizogen. Einen höhern Reiz erhielt aber die Schauspielkunst durch die Theilnahme der Königin Sophie Charlotte, welche

öfter mit Hülfe ihres Hofstaats französische Stücke aufführte. Endlich ward aber, durch eine Probe, die Sonntags angesagt ward, ein junger Edelmann abgehalten, Beichte und Abendmahl zu besuchen. Sein Vater und die Geistlichkeit beklagten sich darüber beim Könige, und dieser, dem dies Komödienspiel längst ein Gräuel war, ließ plötzlich alle Coulissen wegnehmen und die Darstellungen streng verbieten. Obwohl nun die Priester damals auch verlangten, daß alle Komödianten aus dem Lande gejagt würden und, wie es heute noch unsere frommen Herren thun, diese Kunst und ihre Diener als Teufelswerk und verruchte Sünde anklagten, so geschah dies doch keineswegs, vielmehr spielte in Berlin oft die Velkheimsche Gesellschaft, welche größtentheils aus Leipziger Studenten bestand, und eine kurze Zeit war selbst französisches Theater bei Hofe verschrieben worden.

Wir können zuletzt noch bemerken, daß unter Friedrichs Regierung auch die Polizei eingeführt wurde. Diese Amme der Menschheit, welche jetzt so sorgfältig jeden unserer Schritte von der Wiege bis zum Grabe überwacht, bestand damals freilich nur aus einigen unschuldigen Marktmeistern, und beschränkte sich auf Erhaltung der Straßenordnung. Dennoch scheint es, daß eine Art Instinkt die Berliner zum Hasse und zur Verachtung antrieb, denn es bedurfte strenge Verordnungen des Ministers von Fuchs, um den Einwohnern zu beweisen, daß diese Leute und ihre Beschäftigung nicht als unehrlich zu betrachten seyen.

Friedrich I. war übrigens ein wohlerzogener Herr, von dessen Kenntniß im Latein, wie auch von seinen rednerischen Gaben viel gerühmt wird. Er beweist aber, das Rednertalent noch keinen guten Fürsten macht, und schöne Worte, ja selbst der bessere Wille, eine schwache und schlechte Regierung begleiten können. Die elende Günstlings- und Maitressenwirthschaft sind unerhört, und daß ein Mann, wie der berühmte würdige Kanzler, Eberhard von Dankelmann, plötzlich, ohne Urtheil und Recht, von seinem höchsten Staatsamte zehn Jahre lang in den Kerker geworfen und seines Vermögens beraubt werden konnte, ist ein hervorragendes Beispiel der schreienden Gewaltthätigkeit unter den zahlreichen, welche die Kabinets-Justiz des achtzehnten Jahrhunderts übte, wie das sicherste Zeichen der Entsittlichung und der moralischen Ohnmacht der Menschen.

Auch mit den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit hat sich Friedrich I. vielfach beschäftigt. Er war völlig vertraut damit und seine Hinneigung zu ihnen verschaffte ihm selbst den Ruf der Frömmigkeit. Seit der Zeit, als im Jahr 1613 Kurfürst Johann Sigismund,

trotz des Versprechens, welches er seinem sterbenden Vater geleistet, zum Kalvinismus übertrat, war Berlin, von Zeit zu Zeit, der Schauplatz ärgerlicher religiöser Streite und Tumulte. Die Nachfolger Sigismunds verharrten bei der reformirten Kirche, waren aber öfter genöthigt, feierliche Zusicherungen zu leisten, daß sie unparteiisch Lutheraner wie Kalvinisten zu gleichen Gnaden und Ehren annehmen und befördern wollten. Selbst der große Kurfürst hatte Das gethan, aber die beiden protestantischen Kirchen haßten sich mit größerer, blinderer Gewalt, als selbst die Katholiken. Unter Friedrichs Regierung wurde nun der erste Versuch gemacht, diesen Haß zu versöhnen und eine gemeinsame Kirche herzustellen. Der König selbst und die Königin Sophie Charlotte nahmen den lebhaftesten Antheil an diesem verdienstlichen Geschäft, bei welchem auch Leibnitz, der berühmte Probst Spener, der Bischof Ursinus, der gelehrte Hofprediger Jablonski, und viele ausgezeichnete Männer beider Parteien arbeiteten. Dennoch wurde Nichts ausgerichtet. Der wüthende Eifer entbrannte vielmehr in der nächsten Zeit um so heftiger über Prädestination und Abendmahl. Zeit und Menschen waren zur Versöhnung noch nicht reif.

Friedrichs Nachfolger, der in der preußischen Geschichte wohlbekannte Friedrich Wilhelm I. war, wie dies oft geschieht, ganz der Gegensatz seines Vaters. Er haßte und verachtete Wissenschaften und Künste eben so sehr, wie Pracht und Verschwendung. Die Schnabelschuhe, die Alongenperücken, und die goldenen und seidenen Röcke verschwanden zugleich mit den Baumeistern und Mahlern, den Musikern, und dem ganzen Troß der Hofbedienten, Läufern, und Heiducken. Statt dessen rasselten Sporenstiefeln und Schwerter um ihn, denn er war ein strenger Soldat und sparsamer Hausvater, dessen düster, jähzorniger Charakter keinen Widerspruch ertrug, ausgenommen von alten Offizieren, die er als seines Gleichen ansah. Für die nachherige Größe seines Sohnes und Hauses hat er durch seine Sparsamkeit, welche Schätze sammelte, und durch seine Liebe zum Soldatenstande, welche ein Heer von 100,000 Mann schuf und unter den Waffen hielt, viel gethan. Er hatte den Grundsatz aufgefaßt, daß Preußen nur mit Hilfe der Waffen groß werden könne, und bereitete Alles dazu vor. Aber er opferte diesen Gedanken und Neigungen, die ihn beherrschten, auch jede andere Regung, oder vielmehr, er besaß keine andere. Sein religiöser Fanatismus, wie seine vernichtende Strenge sind bekannt. Ludwigs des Vierzehnten Wahlspruch: l'état c'est moi! war auch der seine. Selbstherrscher im äußersten Sinne des Worts, drehte sich Alles bei ihm um die oft wiederholten Lieblingsworte: „der Staat soll

Digitized by Google

sein ein rocher de bronce" und „fiat justitia pereat mundus", und er übte sie nach seiner Ueberzeugung, nur von seinem subjectivem Willen und Rechtsgefühl und seinen düstern soldatischen und despotischen Ansichten geleitet.

Für die Verschönerung Berlins hat er nicht viel gethan, aber die im Wachsthum begriffene Stadt vergrößerte sich nicht unbedeutend, und die Sorge des Königs, der auf Alles, was Nutzen und Vortheil gewähren konnte, ein wachsames Auge hatte, bewirkte doch mancherlei nützliche Verbesserungen. So wurde das sogenannte hohe Haus in der Klosterstraße, der alte Pallast der Kurfürsten, in ein Lagerhaus für Wolle und Wollenwaaren eingerichtet, ein Theil der Festungswerke wurde abgetragen, da man das Unnütze derselben einsah, und der gewonnene Raum zu Bauplätzen verwandt. Viele Straßen wurden damals zuerst gepflastert, alle neuen Gebäude durften nur von Stein errichtet werden, und Feuerordnung, Löschanstalten, Straßenerleuchtung und Reinigung wurden mannigfach verbessert. Die Anlage mancher neuen Fabriken in groben Waaren und die Vermehrung des Handels und der Schifffahrt vermehrten auch die Einwohner, welche auf 90,000 gestiegen waren. Der Aufschwung der Künste und Wissenschaften war dagegen ganz zerronnen; der sparsame König kannte kein anderes Vergnügen, als große Soldaten und sein Tabakskollegium; mit dem Stock in der Hand ordnete er den eigenen wie den Staatshaushalt, und bekanntlich war die Liebe seines berühmten Sohnes zu den schönen und geistigen Genüssen die Hauptursache des Hasses, mit welchem er ihn fast auf das Blutgerüst brachte.

Dieser große Friedrich II., welcher im Jahre 1740 den Thron bestieg und den unbedeutenden Staat zuerst zur Großmacht Europa's erhob, in welchem er, so lange er lebte, sein schiedsrichterliches Ansehen bewahrte, brachte auch für Berlin eine neue Lebenskraft mit, welche er, trotz mancher unglücklichen Kriegszeit, zu vermehren wußte. Nicht allein, daß die Stadt sich durch viele Prachtbauten verschönte, auch der Geist der Einwohner begann unter der Herrschaft dieses aufgeklärten Monarchen sich freier zu entwickeln, und namentlich in religiösen Dingen die alten Fesseln des Aberglaubens und des dazu gehörenden Fanatismus ganz abzustreifen. Unter Friedrich Wilhelms I. bigottem Regiment hatte derselbe eine vermehrte, vom Stock unterstützte Macht erlangt, welche so weit ging, daß nicht allein die pfäffische Frömmelei und Verfinsterung den Philosophen Christian Wolf aus Halle, unter Androhung der Todesstrafe, vertreiben konnte, sondern auch der Gespenster- und Hexenglaube sich in so reicher Blüte erhielt, daß im Jahre 1736 die

Akademie der Wissenschaften, auf Befehl des Königs, einen Preis von acht Thalern für Den aussetzte, der einen Kobold, todt oder lebendig, abliefere. Daß unter Friedrich dem Großen die langbeängstigte Gewissensfreiheit in das andere Extrem überging, und sogenannte Freigeisterei Mode wurde, ist nicht zu verwundern. Alle besseren Geister empfanden die gewaltsame Haft mit zu großem Zorne, um nicht nach ihrer Befreiung sich einem Rausche hinzugeben, der damals in Frankreich seine größte Ausdehnung hatte, und zur Erlösung aus dem Fanatismus des Pfaffen- und Mönchswesens, wie der absoluten Fürstenmacht nothwendig war. Friedrichs des Großen schönes Wort: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden" wirkte während seiner ganzen Regierung, und als der Gewissenszwang beseitigt war, hatte man Zeit, auch den politischen Lebensfragen und den socialen nachzuhängen.

Daß Dies nicht schneller geschehen konnte als es geschah, liegt aber in der Trägheit des menschlichen Geistes tief begründet. Lange Zeiten gehören dazu, ehe herrschende Ideen sich überleben, lange Zeiten, ehe neue Wahrheiten zur Anerkennung gelangen. Es bedarf schwerer Kämpfe um jeden Schritt vorwärts, aber blickt man auf die Geschichte der Menschen, so kann man wenigstens nicht läugnen, daß diese Schritte immer gethan sind. — Friedrichs des Großen Zeit ist auch eine Zeit des Kampfes, denn die Geister wurden reif gemacht für die Verständigung der nachfolgenden Thaten, welche die französische Revolution und das französische Volk, im Namen der ganzen Menschheit, beging. — Die Gedanken der Gleichheit aller Menschen und der Berechtigung Aller am Staate, die freie Gelangung zu jeder Ehre und Würde, das Gefühl für Menschenwerth und die Erstarkung des Rechtsinns sind als die glücklich gewonnenen Resultate nicht zu verkennen. Zwar war Friedrichs Zeit nur eine vorbereitende und in politischer Beziehung eine noch unfreie und unmündige, denn der König übte noch immer unbeschränkte Macht, der Adel ward als der erste Stand erklärt, und blieb im Besitz aller Stellen; kein Bürgerlicher konnte Offizier werden, furchtbare Strafen hielten die Ordnung im geworbenen Heere aufrecht, der Stand des Soldaten war verachtet, und aus der allgemeinen Unwissenheit hoben sich nur einzelne Köpfe, gleich Oasen in der großen Wüste, hervor. Aber Friedrich sorgte nicht allein für eine bessere Gesetzgebung und für unzählige, den Fortschritt begünstigende Einrichtungen, sondern er beklagte es auch oft, daß es ihm nicht gestattet sey, mehr zu thun, weil Dummheit und Rohheit zu allgemein wären.

Was Berlin betrifft, so bewahren noch jetzt viele Gebäude und

Einrichtungen das Andenken dieſes großen Monarchen. Mit ihm trat eine zweite Kunſtperiode für die Hauptſtadt ein, und wie Schlüter bei Friedrich I., ſo wirkte diesmal der Freiherr von Knobelsdorff für die Verſchönerungen. Dieſer berühmte Architekt war durch Reiſen nach Frankreich und Italien gebildet, und zeigte ſeinen Geſchmack zuerſt beim Bau des Opernhauſes, welches noch jetzt eine der trefflichſten Zierden Berlins iſt. Auch den Thiergarten verſchönerte er und legte das berühmte Sansſouci bei Potsdam an. Nicht minder wurden viele ſchöne Privathäuſer gebaut, die Bibliothek und Akademie erhielten neue Gebäude, und als die Kriege beendet waren, wurden die Bauten noch lebhafter fortgeſetzt. Der alte Dom auf dem Schloßplatze wurde abgebrochen und eine neue Kirche aufgeführt. Im Jahre 1778 wurde die Georgenkirche erbaut, im Jahre 1769 die Kriegsſchule, 1747 die katholiſche Kirche, 1775 die Bibliothek und das Prinz Heinrich'ſche Palais, jetzt die Univerſität. Ein zweites Theater erhielt die Stadt durch das in demſelben Jahre erbaute franzöſiſche Schauſpielhaus auf dem Gensd'armenmarkt, auf welchem auch in den Jahren 1780 bis 1785 durch den Major von Gonſard und den Baumeiſter Unger die beiden prächtigen Thürme aufgeführt wurden, welche ihn noch jetzt ſchmücken. Ueberdies wurden an dieſem ſchönen Platze nicht allein das Lotteriegebäude und die königliche Seehandlung, ſondern faſt ſämmtliche Häuſer auf königliche Koſten erbaut. Viele andere große Gebäude erhielt die Stadt durch den Kaſernenbau. — Der Militärſtaat, zu welchem Preußen herangewachſen war, mußte es nothwendig finden, die Soldaten von der Vermiſchung mit den Bürgern zu ſondern, und jene ein getrenntes Leben führen zu laſſen. Die ſtarke Garniſon Berlins machte viele Magazine und Kaſernen nöthig, von denen die meiſten, noch jetzt benutzten, durch Friedrich den Großen erbaut wurden.

Aber Friedrich war kein ſogenannter Soldatenkönig, der eine Art Parade-Puppenſpiel mit ſeinen ausgeputzten Kriegern getrieben hätte. Er ſah dieſelben nur als die nothwendigen Mittel ſeiner Größe, als Maſchinen an, und wußte, als der erſte Feldherr ſeiner Zeit, was er ihrer Erhaltung ſchuldig ſey. — Sein Hauptaugenmerk war ſeit dem Hubertsburger Frieden darauf gerichtet, Das, was der Krieg zerſtört hatte, beſſer und vollkommener zu erneuen. Wie viele Mühe und Sorgfalt hat er ſich gegeben, Handel, Manufakturen und Gewerbe, welche in's Stocken gerathen waren, wieder zu ermuntern, Neues zu ſchaffen, wo das Alte nicht ausreichte, und nach beſter Einſicht den Gang der Fortſchritte zu beſchleunigen. So entſtanden nicht allein die Porzellanmanufaktur und große Fabriken für Sammt, Seiden, baum-

Digitized by Google

wollene Zeuge und Wollenwaaren, sondern der König wurde selbst der erste Kaufmann seines Staats, wie seine Vorfahren bisher die ersten Grundbesitzer gewesen waren. Es wurde ein Ministerium des Handels und der Fabriken errichtet, die Seehandlung, die Bank und manche andere kommerzielle Institute gegründet; da aber Friedrich zugleich mit dem Vortheil seiner Unterthanen auch den des Staates, als Kaufmann, bezweckte, so konnte es nicht fehlen, daß viele schiefe Ansichten, sein Monopolsystem, seine Einführung der französischen Regie, sein ausschließlicher Handel mit Tabak und Kaffee u. s. w. ungemein hart und drückend waren. Ueberhaupt darf man nicht verkennen, daß Friedrich der Große in seiner Selbstherrschaft häufig eine, nach unsern Begriffen, unerträgliche Tyrannei übte, aber dieser gewaltige Mann wurde in seiner konsequenten Willenskraft von den höchsten Impulsen geleitet, und was er für Künste und Wissenschaften, für Schulen, für Erweckung des Geistes und der materiellen Kräfte seiner Unterthanen vollbrachte, wird zu allen Zeiten der Bewunderung werth seyn.

Berlin hatte während seiner Regierung auch an Einwohnern außerordentlich zugenommen. Die Zählung im Jahre 1784 gab 145,021 mit dem Militär, und 6888 Häuser, während im Jahre 1740 nur 3400 Häuser vorhanden waren.

Wenden wir uns zu dem Nachfolger dieses unsterblichen Regenten, zu Friedrich Wilhelm II., so müssen wir sagen, daß er von der Geschichte vielleicht um so härter beurtheilt worden ist, weil er einen so großen Vorgänger hatte. Was sein Privatleben anbelangt, so hat dies freilich eben so viele Schwächen, wie er in der Staatsverwaltung Fehler beging. Aber Friedrich Wilhelm II. hatte ein menschliches gütiges Herz und war ein rechtlicher Mann, der selbst seinen Soldaten Wort hielt, ihre Strafen mäßigte und ihre Kapitulationen und Rechte anerkannte. Der Staat bewegte sich in dem Organismus fort, welchen Friedrich II. geschaffen hatte. Viele begonnene Einrichtungen wurden vollendet, so auch das allgemeine Landrecht, welches am 5. Februar 1794 Gesetzkraft erhielt. — Die gehaßte Regie und die Monopole auf Fabrikation des Zuckers und Tabaks hob er auf, und war überhaupt seinen Unterthanen ein milder, gütiger Herr. Durch ihn wurde Berlin weiter verschönt, besonders durch das Brandenburger Thor, eines der imposantesten Gebäude, nach dem Vorbilde der Propyläen der Akropolis zu Athen, von Langhans gebaut, und 1793 mit der Quadriga der Siegesgöttin geschmückt, welche von Schadow modellirt und von Jury, einem kunstfertigen Kupferschmied in Potsdam, in Kupfer getrieben wurde.

Digitized by Google

Auch vielerlei andere Bauten, wie z. B. die Herkulesbrücke, die Mohrenbrücke u. ſ. w., wurden ausgeführt; auf dem Wilhelmsplatz aber, der ſchon von Friedrich dem Großen begründet, und mit den Statuen ſeiner Generale: Schwerin, Keith, Seidlitz, und Winterfeld geziert war, wurde nun auch die Bildſäule des General Zieten aufgeſtellt, welche Schadow in Marmor ausgeführt hatte. — Die Wirkſamkeit dieſes für Berlin ſo bedeutſamen berühmten Bildhauers fällt überhaupt in dieſe Zeit, wo er für Monumente und öffentliche Kunſtwerke vielfach thätig war, welche ſeinen Namen noch lange ehrend erhalten werden.

Das Leben der Bewohner Berlins war aber in dieſer Zeit ſchon ein weit bewegteres und für Genüſſe der Kunſt empfänglicheres geworden. Friedrich der Große hatte den Geſchmack für Mahlerei und Skulptur, beſonders aber auch die alte Neigung der Berliner für Schauſpiel, Geſang, und Muſik gepflegt, obwohl er die deutſche Kunſt, welche ſich freilich auch ſo eben erſt entwickelte, faſt gänzlich verkannt und mißachtet hat. Am meiſten war dies mit der Sprache und Poeſie der Fall, denen er bekanntlich völlig fremd blieb, weil er glaubte, ſie ſeyen gar keiner ſchönen Ausbildung fähig. Aber damals gerade kam die ſogenannte Sturm- und Drangperiode zum vollen Ausbruch und unter ſeinen Augen lebten ausgezeichnete Männer, wie Leſſing, Ramler, Kleiſt, Gleim, Göckingk, Engel, Burmann, und Moſes Mendelsſohn faſt unbeachtet. — Unter Friedrich Wilhelm II. erhielten alle dieſe Beſtrebungen eine weit größere Ausdehnung und das deutſche Element machte ſich neben dem franzöſiſchen und italieniſchen geltend. Opern und Schauſpiele waren zum Bedürfniß geworden; die Kapellmeiſter Reichardt, Righini und Himmel, Benda und Hacke bildeten den Kunſtgeſchmack durch Konzerte und öffentliche Muſiken; Faſch und Zelter ſtifteten die Singakademie, wo Meſſen und Oratorien ausgeführt wurden, und der König, welcher ſelbſt das Violoncell meiſterhaft ſpielte, begünſtigte dieſe Beſtrebungen mit vieler Liebe. Auch für die deutſche dramatiſche Kunſt begann unter dieſem Fürſten die erſte Blütenzeit. Das franzöſiſche Schauſpielhaus auf dem Gensd'armenmarkt wurde zum Nationaltheater umgewandelt und unter Döbbelins und Engels Leitung die Geiſtesproducte Leſſings, Göthes, Shakespeares und Schillers aufgeführt, welche die faden Nachahmungen franzöſiſcher Komödien verdrängten, und einen mächtigen Einfluß auf die Zeitrichtungen und den geiſtigen Fortſchritt hatten. Auch die Wiſſenſchaften regten ſich in deutſchem Geiſte; die Akademie erhielt deutſche und heimiſche Gelehrte, als Mitglieder, durch ihren

Kurator, den gelehrten edlen Grafen von Herzberg, welcher die beste Stütze des Fortschritts alles Guten und Schönen blieb. Der Akademie der Künste wurde anempfohlen, Ausstellungen von Gemählden und Kunstwerken zu veranstalten, und für deutsche Sprache, Poesie und Litteratur die besten Köpfe in Bewegung gesetzt. — Die französische Revolution war ausgebrochen und sachte das Feuer in allen Herzen an. Sie weckte die Köpfe, erregte zum Nachdenken über die größten Fragen der Menschheit, schärfte den kritischen und philosophischen Sinn, und nistete sich heimlich, als Furcht und Zweifel, bei den Uebermüthigen und Herrschenden ein, während zahllose glühende Wünsche und Hoffnungen die junge Freiheit der Neufranken und ihre ersten Siege begleiteten.

In Preußen waren die Machthaber allerdings sicher, daß der giftige Stoff so leicht nicht gefährlich werden könne. Die Monarchie Friedrichs des Großen war zu fest begründet, der leidende Gehorsam zu unbedingt geltend gemacht; aber was zur That überhaupt in Deutschland fehlte, ersetzte das Wort. Die Gemüther wurden bearbeitet, die Zustände der Gegenwart, die Schwächen der Regierung, die Schwächen des Staatsoberhauptes mit leidenschaftlicher Bitterkeit zergliedert und der Satyre preisgegeben. Es waren nicht mehr einzelne Köpfe, welche an den Tagesfragen Theil nahmen; ein großer Theil des Bürger- und Beamtenstandes beschäftigte sich damit, und die Abneigung zwischen Adel und Militär einerseits und der Masse der Nation, den Vorrechten und Anmaßungen entgegen, wurde zum Haß, der später traurige Früchte getragen hat.

Der Zustand der öffentlichen Meinung und die Fährnisse der Zeit blieben jedoch nicht ohne allen Eindruck auf die Maßregeln der Regierung. Man bestrebte sich, besonders in der ersten Zeit der Herrschaft Friedrich Wilhelms II., diese mild und angenehm durch Erleichterungen und Eingehen in mancherlei kleine Forderungen, nützlich durch zweckmäßige Fortschritte zu machen. — So wurden Schulen für Militärärzte und Artillerieoffiziere gestiftet, die Thierarzneischule angelegt, die pharmaceutische Gesellschaft, das Bürgerrettungsinstitut und manche andere wohlthätig fördernde Vereinigung gegründet und zugelassen. In der Hauptstadt vermehrte sich der Wohlstand, Landhäuser entstanden in den nahen Dörfern wie an den Thoren, und der alte Sinn für Vergnügungen zeigte sich in den zahlreichen Wirthshäusern und Festlichkeiten. Dennoch aber stieg die Abneigung gegen den Herrscher, der aus den Armen der Maitressen in die der Geisterseher und Frömmler gerathen war. Die Verschwendung des Schatzes, der Rückzug Herz-

bergs von den Staatsgeſchäften, die ſchwankende, gedankenloſe Politik des neuen Miniſters und Günſtlings, Haugwitz, die ſchmachvollen Theilungen Polens, die nutzloſen Feldzüge gegen Frankreich und der unbeſonnene Friede von Baſel; die ſteigende Schuldenmaſſe, und vor Allem die Rückſchritte in Aufklärung und Toleranz werden eben ſo wohl, wie die Geheimniſſe des Marmorpalais, wo Biſchofswerder, Wöllner, die Lichtenau, Caſanova und andere berühmte und berüchtigte Günſtlinge und Gaukler ihr Weſen trieben, der ſchärfſten Kritik überliefert. — Das geängſtigte Gemüth des Königs ſuchte den Himmel zu verſöhnen, indem er Wöllner und deſſen Genoſſen die Leitung ſeines Volkes zum Glaubenszwange und Myſtizismus überlieferte. — Man beredete ihn, daß die Sünden der Zeit aus der Sucht nach Vergnügen, aus dem Unglauben, welchen Friedrich der Große und ſeine verderbten franzöſiſchen Freunde als Toleranz ausgaben, aus der Verſpottung der Religion und ihrer alten heiligen Satzungen, entſprängen. Hiermit zugleich wurde dann aller Aufklärung der Stab gebrochen. — Entnervung und körperliche Unfähigkeit führen die Menſchen am leichteſten zu jener zitternden Anbetung des Wunderbaren; denn das reuige Bewußtſeyn, unfähig ſich zu erheben, flüchtet aus Mangel an Energie und geiſtiger Kraft unter Thränen und Gebet in den Schooß der Schwärmerei und des unmittelbaren Glaubens. — Der Heuchelei und ähnlichem Laſter, oder dem politiſchen und religiöſen Fanatismus gelingt es dann leicht, unter dem Deckmantel der Frömmigkeit ſich ſchwachen Fürſten als von Gott geſandte Rathgeber und Freunde darzuſtellen, und wo in der Geſchichte der Menſchen wären nicht Verſuche gemacht worden, die Zeit gewaltſam zur Umkehr zu zwingen, und verrotteten Zuſtänden und Inſtitutionen neues Leben zu geben?! Die düſtre Frömmigkeit und Gläubigkeit des Mittelalters, mit dem alten Geiſter- und Teufelsſpuk, mit allem Heren- und einfältigem Lügen- und Wunderkram ſcheint ja, bis auf unſere Tage, Manchem noch das wahre Chriſtenthum zu ſeyn. Wie viel Blut und Menſchenleiden hat es gekoſtet, um den Fanatismus zu zerbrechen, wie lange Jahrhunderte bedurfte der Geiſt, um die Strahlen höherer Erkenntniß und Freiheit in dieſen traurigen Kerker fallen zu laſſen?! — Und doch wird noch immer die Vernunft geſchmäht, doch glaubt man, daß die Philoſophie und die Philoſophen furchtbare Verbrechen an Gott und Menſchheit begangen haben, daß ſie es ſind, die mit falſchen Lehren ſo viel Unheil über die Welt verbreiten konnten?! — Armſelige Geſchöpfe! was konnte die Philoſophie thun, wenn ſie nicht den Chaos von Dummheit und Verbrechen vorfand, welchen ſie lichtete! Was waren Chriſtus,

Huß und Luther anders, als die Philoſophen ihrer Zeit, die man kreuzigte und verbrannte, weil ſie es wagten, die Welt zur Aufklärung zu führen. Heut zu Tage wäre man freilich milder geſinnt, und würde ſich wahrſcheinlich begnügen, ſie in eine Straf- und Beſſerungsanſtalt zu bringen. — Und aller Kampf in der Welt, was iſt er weiter, als ein Kampf des Lichtes mit der alten Nacht? Und dieſe alte Nacht, wie oft hat ſie ihre Flügel geregt, wie oft wird ſie noch aufſteigen wollen, und immer wieder zurückgeſtoßen werden? — Der Frühling des Lebens, jener Völker- und Geiſtesfrühling, nach welchem die edelſten Menſchen aller Zeiten ſeufzten, wann wird er endlich kommen, nachdem man ihn ſo oft ſchon anbrechen ſah?! — Hoffnung wenigſtens muß uns durch die Stürme begleiten; wir müſſen einſehen, daß die Welt und das Menſchengeſchlecht im Kampfe um Erkenntniß, und trotz aller zerſtörenden Kriege um ſeinen Fortſchritt, weiter gekommen iſt; ja, daß die Anſtrengungen der mächtigſten Menſchen und Parteien, ihn einzuzwängen und an die alten Ketten zu legen, Nichts geholfen haben. Wie viele Mühe ſie ſich auch gaben, das Lebloſe und Vernichtete mit neuem Leben zu beſeelen; wie es auch ſcheinen mag, als klirre ſchon wieder das roſtige Eiſen und der Spuk habe Fleiſch und Bein, an irgend einem ſchönen Morgen ſinkt Alles wie Nebel zuſammen, und von dem ganzen ſchrecklichen Geſpenſte bleibt nicht einmal ein Häufchen Aſche! — Was iſt aus dem berüchtigten Wöllnerſchen Religionsedikte geworden? Welche Folgen hat es gehabt? — Wo ſind die geheimnißvollen myſtiſchen Orden, die Illuminaten, die Roſenkreuzer, der ganze große Schwarm jener Betrüger und Betrogenen geblieben? Wo jener ewig lebende Graf von St. Germain, wo der zauberhafte Großkophta, Caglioſtro, und die Maſſe der frommen Heuchler, welche die Welt und die Völker bekehren und bethören wollten?! — Die Aufklärung iſt weiter geſchritten und hat mit ihren eiſernen Füßen die papiernen Geſetze und die vertrockneten Gehirne zermalmt, aus denen ſie entſprangen. — Und wie hat die neue Zeit uns in ihren rauhen Armen fortgetragen! Nun haben die Finſterlinge und Frömmler der Gegenwart gewiß weit weniger Ausſicht, als jene, ihre Pläne ins Werk zu ſetzen, denn zu ihren Gegnern, zu den Aufklärungen, welche uns Wiſſenſchaft und Kunſt geben, geſellt ſich auch die fortwachſende Induſtrie, jene erwerbſame, erfinderiſche Thätigkeit, die ſchaffende Kraft des modernen Lebens. Vor den Fabriken und Eiſenbahnen bricht Junkerthum und Pietismus wohl noch ſchneller zuſammen, als vor den Lehren der Geſchichte und Philoſophie; und vor der Regſamkeit dieſes vereinten Strebens des Geiſtes und der Arme

fliegen die Raben bald in die Wüſte, denn ſie finden kein Aas mehr. Das Leben widerſteht ihren Schnäbeln und Krallen, und iſt im Stande, ihnen dieſe einmal kurzweg abzuſchneiden, damit ſie ferner kein Böſes thun. —

Ich ſchwieg hier, aber mein junger Freund war ſo aufgeregt, daß er ſeinen Arm heftig auf meine Schulter legte und mich rüttelte. — Die Raben werden noch lange fliegen, ſagte er, und in Deutſchlands beſtes Fleiſch hacken. — Sitzt nicht der alte Kaiſer in Thüringen tief unten in ſeiner Burg, und dreimal ſchon iſt ſein rother Bart um den ſteinernen Tiſch gewachſen. — Fliegen die Raben noch um den Thurm? fragt er mit ſeiner grollenden Stimme; und immer ſagen ſie: Ja, mein Herr und Kaiſer! Dann ſeufzt er und ſtützt ſich auf den andern Arm und ruft mit Schmerzen: So iſt es noch nicht Zeit! O! Deutſchland, wann wirſt du erwachen, du edles, ſtolzes Land, wann wirſt du frei ſeyn? — Und Niemand kann ihm Antwort geben.

Aber dieſe geiſtige Freiheit, fuhr ich fort, iſt uns wenigſtens doch weit näher gerückt, als unſeren Vätern. Friedrich Wilhelm, der dritte Regent dieſes Namens, war für dieſe Lande der längſt erwartete Reformator.

Ob er es freiwillig war, ob die Noth ihn trieb; ob er ohne eigene glänzende, ſchöpferiſche Geiſtesgaben dem Impulſe der Zeit folgte, von ihr und dem Verhängniß fortgeriſſen, zulaſſend, was er nicht hindern konnte, und faſt unbewußt, oder mit richtigem Scharfblick die richtigen Männer wählend; wer wagt das jetzt ſchon ſo beſtimmt zu entſcheiden?! — Die Geſchichte hat ſich für ihn geöffnet, einſt wird ſie ſorgſam zu wägen und zu richten haben!

Nach einer ſo bitter angefochtenen Zeit ward der junge König und ſeine liebenswürdige Gemahlin mit Jubel auf dem Throne empfangen. Manche Beſchwerde ward abgeſtellt, manches Gute befördert; im Allgemeinen aber blieb doch das Syſtem Friedrichs des Großen in allen Beziehungen, wie es war. Man wagte nicht, an der Maſchine zu ändern und zu beſſern, man hielt ſie noch immer für vortrefflich, und ahnte nicht, oder wollte nicht ahnen, daß ſie ſchon ganz verroſtet und zerfreſſen war.

So ging es in das neue Jahrhundert hinein, und die ſchöne freundliche Königin war der Liebling des Volkes, die wahre Königin aller Feſte, die huldvolle Beſchützerin des Frohſinns und des ritterlichen, kriegeriſchen Adels, der Frankreich und den blutigen Corſen ſo übermüthig haßte und verſpottete. — Es hatte ſich in dieſen wilden

jungen Herren, welche so vortrefflich tanzten und ritten, verwegene Schlittenfahrten mitten im Sommer machten und weltberühmte Namen besaßen, der Gedanke fest eingeprägt, die Vorsehung habe sie allein berufen, den gallischen Stolz zu demüthigen und: veni, vidi, vici! nach Haus zu schreiben, wenn sie einst die Verräther an ihrem Könige und an den geheiligten Vorrechten des Adels, vertilgen würden. — Da schliffen sie denn an der Thür des französischen Gesandten ihre Schwerter, und der friedfertige, einsichtsvolle König ward zur falschen Politik fortgerissen. Preußen konnte, wie Napoleon sagte, seinem Schicksale nicht mehr widerstehen! — Zur bösen Stunde hatte man den Frieden zu erhalten gewußt, zur bösesten begann man nun den Krieg, und die Folgen sind bekannt genug.

Doch genug davon; aber was das Jahr 1806 auch Schlimmes gebracht hat, wie schrecklich auch der Sturz war, in welchem die Monarchie zerschmetterte, er muß uns gesegnet seyn, denn ohne ihn war der Umschwung, die neue Gestaltung, die Gesetzgebung des Jahres 1808 und die unermeßlich wohlthätigen Folgen derselben, nicht möglich. — Die letzten Reste der Hörigkeit verschwanden, die Städteordnung gab den Bürgern Rechte zurück, welche sie seit Jahrhunderten eingebüßt hatten, die Gewerbefreiheit entfesselte alle Industrie, und jene lange Reihe von Gesetzen, durch welche die alten Vorrechte einzelner Stände zerstört, Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, Gleichheit der Ansprüche zu allen Aemtern und Würden, gleiche Besteuerung und gleiche Pflichten Allen auferlegt wurden, durch welche die sittliche Würde des Menschen und Bürgers zur Freiheit gehoben, Uebermuth und Roheit gedemüthigt, die bloßen Geburtsansprüche für nichtig erklärt, und der geistigen Kraft und Fähigkeit der Vorrang zuerkannt wurde; schufen ein neues Preußen, einen Staat auf modernen, vernunftrechtlichen Grundlagen erbaut. Dies Alles wirkte zu einem großen erhabenen Tugendbunde der Nation, welcher den Kampf im Jahre 1813 allein möglich machte. — Als der Sieg entschieden war und der König in seine Hauptstadt zurückkehrte, vervollständigten sich viele vortreffliche Staatseinrichtungen, und man wartete mit Sehnsucht, daß nun auch die wichtigste königliche Versprechung in Erfüllung gehen, die zugesicherte freie Verfassung ins Leben treten würde, um das Werk zu krönen.

Diese ist ausgeblieben, obwohl kein Staat reifer und würdiger wäre, eine solche zu besitzen, als es Preußen ist. Dagegen wollen wir immer dankbar erkennen, was man gethan hat, um dies Ziel nicht aus den Augen zu verlieren, und durch Erziehung, Einsicht und fort-

geſetzte Bildung alle Klaſſen und Stände der Nation bis zu dem Punkte zu leiten, wo es unmöglich ſeyn dürfte, den Forderungen der Zeit und des vernünftigen Dranges nach Entwicklung länger zu widerſtehen. — Denn, wenn man ein Volk von Dem ableiten will, was die herrſchenden Ideen ihm als ein wohlerworbenes, ewiges und unveräußerliches Recht zuſprechen, ſo mag man es in Barbarei und Unwiſſenheit zu verſenken ſuchen; wenn man jedoch ohne Unterlaß die allgemeine Bildung, die Wiſſenſchaft und Kunſt zu erhöhen ſucht, die Induſtrie entfeſſelt und den Ruhm zu behaupten denkt, an der Spitze aller Entwicklungen zu ſtehen, ſo kann man nur die edelſten Abſichten haben. — Wie thöricht wäre es, zu glauben, man könne alle Fortſchritte und alle Freiheit begünſtigen, der höchſten Zeitidee aber, der politiſchen, einen Stillſtand, oder gar einen Rückſchritt gebieten! Niemals wird man dies weder können, noch wollen. Staaten, welche, wie Preußen, ſo weit auf ihren Wegen fortgeſchritten ſind, iſt es unmöglich, ſtehen zu bleiben. Selbſt, wenn der Fortſchritt äußerlich unbemerkbar iſt; ja, ſelbſt wenn Hemmungen einzutreten ſcheinen, keimt die geiſtige Saat ſtill fort, und ehe man es denkt bricht ſie grün zu Tage. — Welche andere Geſtaltung haben aber in der langen und ſtürmiſch bewegten Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten alle Welt und Staatenverhältniſſe genommen? Wie weit ſind die bewegenden Gedanken der neuen Zeit Eigenthum der Völker geworden? Welche innern und äußern Kämpfe zerbrachen die alten Satzungen und welcher Zukunft gehen wir nun entgegen?! — Dieſe Fragen haben die verſchiedenſte Löſung gefunden, aber wie weit man auch, rechts oder links, die Erklärungen voll Hoffnungen und Freude, oder voll Furcht und Abſcheu gibt, das wird Niemand leugnen wollen — außer dem kleinen Haufen der ewig Blinden, welche die Welt gern wieder in die Barbarei des Glaubens und des Knechtdienſtes zurückführen möchten, und die jede Freude als Sünde, jede Aufklärung als Verbrechen, jeden Fortſchritt als einen Schritt zur Hölle anklagen, — daß wir in Recht und menſchlicher Würde, im Streben nach der ſittlichen und echt chriſtlichen Freiheit auf den Wegen zum Schönen, Wahren und Guten weiter geſchritten ſind, als alle Zeit vor uns.

Blicken wir auf Preußen allein, ſo müſſen wir dies ſchon recht empfinden. Der wohlwollende Monarch, von der Zeiten Unglück und Schande unterſtützt, ſchnitt kräftig in die faulſten Wunden. — Was das achtzehnte Jahrhundert, die Regierung Friedrichs des Großen, im Stillen in den Geiſtern vorbereitet, was die franzöſiſche Revolution mit Donnerſtimme den Völkern und ihren Leitern zugerufen, ward als

bewegende Axiom des modernen Staatenlebens aufgefaßt und verkündigt. Der geweckte und gepflegte Geist zerbrach nun stürmisch die alten Banden, die Vorurtheile sanken zusammen, die Herrschaft des Talentes pflanzte ihr rothes Panier auf die Fetzen vergilbter Pergamente. Kunst, Industrie und Wissenschaft, Philosophie und selbst Theologie begannen ein neues Leben, und mit ihm natürlich auch einen neuen Kampf mit den blassen Gespenstern der Vergangenheit. — Und blicken wir nun auf die Stadt zu unsern Füßen, wer hat diese so herrlich und schön gemacht, wer sonst als der freie und kunstschöne Geist der letzten fünfundzwanzig Jahre?! Wem hätte sie Größeres zu verdanken, als dem sorgsamen Fürsten, der so gern in ihren Mauern wohnte, dessen liebstes Streben es war, sie zu schmücken und in das modernste, edelste Gewand zu kleiden.

Friedrich Wilhelm der Dritte führte die dritte Periode der Kunst und Wissenschaft über Berlin, aber sie ist zum ersten Male ganz echt deutschen Geistes und bezeugt die Entwicklungen der deutschen Nation und des deutschen Lebens.

Die Stiftung der Berliner Universität, 1810, führte eine große Anzahl der geistig geweckteſten und gelehrteſten Männer hierher. Viele derselben halfen den Kampf mit Frankreich vorbereiten, indem sie die Jugend zu den edelsten Thaten spornten, ihre Vaterlandsliebe, Haß gegen Tyrannei, Gefühl für Recht und Freiheit anfachten; Alle wirkten für das jung aufstrebende, neue Reich. — Als nun der Friede kam, waren viele neue Ideen geweckt, neben denen die alten romantischen in den Köpfen spukten. In allen Völkern war heftige Gährung, die aber zum guten Theile von Denen erzeugt und zum Aeußersten getrieben wurde, die heimlich und öffentlich so thätig waren, den heraufbeschwornen Geist wieder, als Besenstiel, in die Ecke zu stellen, da man ihn nicht mehr brauchte. Auch in Preußen zeigte sich dies häßliche Treiben, allein der Staat war nach den neuen Grundsätzen zu fest organisirt, die Gemüther zu bewegt. Es ging Manches nicht mehr, was die reaktionäre Partei wünschte, hoffte; viele wackere Hochgestellte wollten Fortschritt, wenn man gleich furchtsam geworden war und manche Zusicherungen verkümmerte, um, wie man sagte, Nichts zu übereilen.

Während dieser Zeit, wo Karlsbader Beschlüsse gefaßt, Fürstencongresse zu Aachen, Laibach und Verona gehalten wurden, war Berlin in einem nie gekannten Aufblühen begriffen. — Der Krieg und die bösen Zeiten hatten an Bauen und Verschönerungen nicht denken lassen, nun wurde Alles nachgeholt, und, wie seine Vorfahren, fand

der König auch einen genialen Mann, der eben so reich an Erfindung, wie an Schönheitssinn war, den er im Studium griechischer Kunst gebildet hatte. — Dieser Mann war Friedrich Schinkel und dort sieh' hinab, das schöne Panorama vom Schloß bis zum Brandenburger Thor und die edelsten Monumente Berlins, werden seinen berühmten Namen den Jahrhunderten bewahren. Schon von London aus, im Jahre 1815, erhielt Schinkel vom Könige den Auftrag, eine Kathedrale zu entwerfen, welche, als ein großartiges Monument des Friedens, und nach dem frommen Sinn jener Tage, zugleich den Dank gegen Gott ausdrücken sollte. Schinkels prachtvolle Entwürfe sind aber bis jetzt nicht ausgeführt worden, denn der religiöse Aufschwung ward von der modernen Geldfrage bald nachdenklich beleuchtet, doch soll es nach dem Willen des jetzt regierenden Königs noch geschehen. — Im Jahre 1817 brannte das alte Schauspielhaus nieder und nun entstand der heitere, im edelsten Geschmack gebaute Kunsttempel, bei dessen Ausschmückung nach Außen und Innen die bedeutendsten Künstler Berlins thätig waren. — Größer noch wurde Schinkels Ruhm durch den Bau des Museums. Hier war der Boden erst zu schaffen, auf welchem das Gebäude gegründet werden sollte. Ein Arm der Spree mußte ausgefüllt werden und mehr als zweitausend Bäume wurden eingerammt, um den Pfahlrost zu bilden. Jetzt erst konnte der Bau beginnen, den Schinkel im reinsten griechischen Stil ausführte. Die Hauptfront des Museums, die Säulenhalle und die Rotunde im Innern, sind bewunderungswürdig schön. Weit schöner aber würden Schinkels sämmtliche Werke dastehen, hätte er seinen großartigen Entwürfen immer folgen können; hätte die Sparsamkeit, wie der Einfluß hoher Herren, nicht Manches daran gestrichen und geändert, und sein Genie sich nicht dem Willen der Mächtigen unterordnen müssen. Ein nicht ganz unbegründeter Vorwurf ist der, daß er der Hauptfront seiner Bauwerke allen Schmuck zuwende, die anderen aber dagegen vernachlässige. Aber theils ist dieser Einwurf übertrieben, theils liegt er in dem antiken Geschmack, theils aber ist es eine Folge eben jener erwähnten Sparsamkeit, welche dem Künstler nur die Mittel für die Hauptfront bewilligte. Außer diesen beiden edlen Gebäuden hat Schinkel viele andere Zierden der Hauptstadt gegründet. So die Werdersche Kirche mit ihren beiden Thürmen und die neue Bauschule, zwei Gebäude, bei welchen er den Bau mit rothen Back- und Lasursteinen, und Ornamenten von gebranntem Thon wieder einführte. — In alter Zeit hatte man in den Sandwüsten der Mark kein anderes Baumaterial als behauene Granitwürfel, aus den Geschieben gemeißelt,

welche über ganz Norddeutschland zerstreut liegen und in neuster Zeit so trefflich für unsern Chausseebau benutzt wurden, und den rothen Backstein, dessen merkwürdige Festigkeit den Jahrhunderten Trotz geboten hat. Bei den ältesten Bauwerken Berlins, der Klosterkirche und der Nicolaikirche, kann man noch die verloren gegangene Kunst an diesen unverwüstlichen Backsteinbauten und ihren Verzierungen bewundern, welche jetzt erst wieder gleichsam neu erfunden wurden, aber das Alte noch lange nicht erreichen. — Die Kunst ist aber überhaupt wohl weiter fortgeschritten, um diese Art Bauten als besonders schön zu achten, und die beiden genannten Bauwerke sind überdies Schinkels bedeutendsten Werke nicht. Auch bei den Kirchenbauten Schinkels haben störende Verhältnisse eingewirkt, und es scheint in der That, daß unser Jahrhundert mit seiner erloschenen Begeisterung für die einzige bewegende Idee jener Zeiten, in denen die gothischen Dome Europas entstanden, nicht mehr im Stande ist, einen erhabenen Tempel des Christengottes auszuführen. Die Werdersche Kirche gibt davon ein Beispiel, noch mehr aber die verschiedenen kleinen Kirchen, welche Schinkel in den Vorstädten im Basilikenstil errichtete. — Die Bauschule möchte Schinkels schwächstes Werk in Betreff ihrer äußern Schönheit seyn; aber was diesen großen Künstler noch weit höher stellt, als die einzelnen von ihm ausgeführten Bauwerke, ist der Einfluß, den er auf die gesammte schöne Umgestaltung Berlins und auf den ganzen Geschmack der Zeitrichtung übte. — Selbst in die Klassen der Gewerbtreibenden drang er mit seinen Zeichenheften für geschmackvolle Einrichtungen, und auf die bürgerliche Baukunst übte er durch seine Entwürfe, durch die Errichtung von Handwerksschulen und Zeichenklassen, durch Heranziehung geschickter Maurer- und Zimmermeister, wie durch die Bildung einer großen Zahl talentvoller Schüler, welche als Privatbaumeister sich auszeichnen, einen immer steigenden Einfluß. Daß diese bürgerliche Baukunst in Berlin noch nicht höher gestiegen ist und es namentlich nicht versteht, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, liegt theils in der Häuserspeculationswuth, welche bei dem schnellen Wachsthum über gewinnlustige Leute gekommen ist, theils in den natürlichen Verhältnissen. — Diese verhindern uns, Treppen von Stein und andere gediegene Einrichtungen anzuwenden, jene macht, daß man größtentheils die Häuser nur möglichst billig zu bauen sucht, das schlechteste Material nimmt und ihnen eine anscheinend elegante Ausstattung giebt, welche aber bald genug das Fabrikartige zeigt. Demnoch hat sich auch diese Baukunst außerordentlich gehoben, und der Häuserbau ist zum Prachtbau geworden. Die hohen, lichten

Räume, die Eleganz der innern Ausschmückung, die hellen, zierlichen Treppen, die Flügelthüren und Täfeleien der Gemächer, die sauberen Oefen, die polirten Fenster, die Bemahlung der äußeren Façaden, die häufige Anwendung der flachen Dornschen oder mit Asphalt belegten Dächer, Alles bietet dem Auge eine äußerst wohlgefällige und behagliche Erscheinung. Welch ein Unterschied ist es, wenn man in eines jener alten düsteren Häuser in der innern Stadt tritt, wo die Treppen so eng und finster, die Zimmer so klein und niedrig, die Fenster so schmal gedrängt und schlecht verwahrt sind; oder in jene des vorigen Jahrhunderts, die zum Theil zwar schon einen Anflug von Fortschritt haben, aber meist so plump, unbequem, nüchtern und zopfsteif, wie die Zeit ihrer Entstehung, uns umgeben. Diese alten Häuser der Friedrichs- und Dorotheenstadt, wie der innern Stadttheile, welche gewöhnlich nur eine massive Vorderwand haben, sind auch die Tummelplätze der fatalen Insekten, durch welche Berlin eben so berüchtigt ist, wie durch die Ausdünstungen seiner Gossen. Gegen beide Plagen muß die Abhülfe erst gefunden werden. Gegen die Wanzen das Niederreißen der alten Holzhäuser und eine vermehrte Reinlichkeit, gegen die mefitischen Dünste der Gossen, tiefe Abzugkanäle, wie man damit in einzelnen Straßen schon den Anfang gemacht hat, da ein besseres Nivellement oder eine Versorgung der Rinnsteine mit fließendem Wasser zu kostbar, wenn nicht ganz unmöglich, ist.

Das schöne Berlin aber, wie es jetzt dasteht, ist ganz ein Werk unserer Tage. Die Schloßbrücke, die Zudämmung des stinkenden Kanals am Palais des Königs, wodurch der herrliche Platz vom Schloß bis zu den Linden gebildet wurde, die neue Wache, die Singakademie, die Perspektive der auch architektonisch schönen Gebäude des neuen Packhofs; die Quais von Quadern am Lustgarten, dieser selbst mit seiner Fontaine und der ganze Zug von ausgezeichneten Gebäuden und gefälligen Einrichtungen sind in ihrer neuen Gestaltung das Werk Schinkels und der Gegenwart. — Mit ihm zugleich waren auch berühmte Bildhauer, wie Friedrich Tieck, Wichmann, ganz besonders aber Rauch, für die Ausschmückung thätig. Die Bildsäulen der Feldherrn Scharnhorst und Bülow, zur Seite der neuen Wache, und ihnen gegenüber die Bronzestatue Blüchers, geben ganz andere Beweise für die Kunsthöhe des Zeitalters und für den Ruhm des berühmten Meisters, als die Rococogestalten der Generale Friedrichs des Großen auf dem Wilhelmsplatz, die für den schlechten Geschmack und die Gesunkenheit der Kunst im achtzehnten Jahrhundert ein klägliches Zeugniß liefern. — Dennoch aber ist die Bildhauerei, für deren Thätigkeit die neue

Baukunst viel Raum geboten hat, nicht genugsam beschäftigt worden. Die Treppen des Museums, wie die des Schauspielhauses, sind eben so gut noch immer leer, wie die geschliffenen Granitwürfel der Schloßbrücke. Daß diese edle Kunst aber, die es vor allen werth ist, von Fürsten und Nationen beschirmt und geliebt zu werden, sich zu einem neuen regen Leben ausbildet, beweisen die zahlreichen jungen Talente, welche sich in Rauch's Schule ausbilden. — Hier ist besonders Kiß zu nennen, der seine Kunst romantisch zu machen strebt, und harten Marmor oder das starre Erz aus der antiken Ruhe und Hoheit gewissermaßen in die Romantik der Leidenschaft führt. Seine Gruppe der Amazone, von einem Tiger angefallen, die gegenwärtig in Erz gegossen wird, ist vielleicht der Anfang einer ganz neuen Entwicklung jener Kunst. Daß aber die Kosten des Gusses zum größten Theil auf Subscription zusammengebracht wurden, ist nicht minder ein Zeichen des Fortwirkens unserer bürgerlichen Selbstständigkeit, wie des vermehrten allgemeinen Kunstgefühls. Dieser Drang, einmal geweckt, wird uns weiter bringen, und was dürfen wir nicht von der Hinneigung des jetzt regierenden Königs zu den Künsten erwarten, da derselbe schon als Kronprinz sie alle auf's feurigste beschützte. — Rauch hat den Auftrag erhalten, die längst beschlossene Reiterstatue Friedrichs des Großen auszuführen, deren Grundstein am 1. Juni 1840 auf einer Stelle gelegt wurde, welche wohl nicht zu den besten gehört, die man wählen konnte; aber wie große Werke bleiben auszuführen übrig, und wie viel junge talentvolle Künstler haben wir nicht außer den schon genannten Meistern, außer Tieck und Wichmann, an Kalide, Drake, Wolff ꝛc., mit deren Hülfe Berlin noch weit kunstschöner gestaltet werden kann.

Was man in älterer Zeit dieser Stadt immer vorgeworfen hat, den Schmutz und die Unreinlichkeit ihrer Gassen, so sind diese Uebelstände jetzt gänzlich verschwunden, und an ihre Stelle die Eleganz und Ordnung einer glänzenden Residenz getreten. Die Hauptstraßen haben unter der letzten Regierung fast durchgehends Pflaster aus behauenen Granitwürfeln erhalten, die Bürgersteige werden jährlich immer fortgesetzt mit Granitplatten belegt, was durch ein neues Gesetz bewirkt wurde, nach welchem die für unser steinarmes Land bedeutenden Kosten zu zwei Drittheilen von der Stadt, aus der eingeführten Hundesteuer vergütigt, und ein Drittheil nur von den Hauswirthen getragen wird. — Dagegen ist uns zur Sommerzeit noch immer der belästigende Staub geblieben, und leider ist der Gemeinsinn hier zu Lande noch nicht so groß, um durch zusammenwirkende Beschlüsse ein allgemeines Sprengsystem der Straßen zu organisiren, wie denn überhaupt wir noch tief

Digitized by Google

in den Entwicklungen unserer bürgerlichen und Korporationsfreiheiten begriffen sind, aus welchen erst die rechte und echte gemeinsame patriotische Kraft erwachsen kann. — Segensreich waltet und wirkt jedoch die Städteordnung, und segensreich die Bemühungen, durch Unterricht und Lehre das Licht der Aufklärung überall anzuzünden. Was in großer Zeit den Städten durch die Städteordnung zurückgegeben wurde: die Macht, sich selbständig zu bewegen, ihre inneren Angelegenheiten zu leiten und zu verwalten, für ihr Wohl selbst zu sorgen; Das muß mit der Zeit den tüchtigen Bürgersinn hervorrufen, und die Würde des freien Mannes und Staatsbürgers aus der langhundertjährigen Verdumpfung des kniebeugenden Gehorsams erlösen. — Bald wird auch gewiß die Zeit kommen, wo nur die Tüchtigsten und Besten in den Rath gewählt werden, wo es eine hohe Ehre seyn wird, die den Bevorzugten in den Augen seiner Mitbürger erhebt, wo die Reichen und am meisten Gebildeten sich nicht, wie es jetzt leider noch so häufig geschieht, unter allerlei Vorwänden zurückziehen, und den minder Befähigten, aber Ehrgeizigeren, die Wahl überlassen. Vor allen Dingen müßte man freilich Oeffentlichkeit auch bei Sitzungen der städtischen Behörden einführen, wie überhaupt Oeffentlichkeit das erste Lebensprinzip alles wahren Fortschreitens ist, und hoffentlich ist der Tag nicht fern, wo man die sonderbare Scheu ablegt, welche bis jetzt, trotz der Vortrefflichkeit und auf Oeffentlichkeit geradezu gegründeten Einrichtungen, in Preußen obwaltet. Ein Staat wie dieser soll die Freiheit der Presse und die Theilnahme aller seiner Bürger durch Wort und That nicht zu fürchten haben. Wenn er es thut, so verkümmert er selbst sein Lebensprinzip, seine Gesetzgebung und seine Zukunft, die nur im vernunftgemäßen Fortschritt zu finden ist. — Was aber der Staat für die Erziehung seiner Bürger im Großen gethan, Das hat die Stadt redlich für Elementarunterricht und Bürgerschulen nachgestrebt, denn in ungefähr zwanzig Jahren hat sie mehr als eine Million Thaler dafür verwendet. — Bei solchen Anstrengungen für das Gute und Beste, und bei einem vielleicht nicht allzuwohl geregelten Haushalt, der durch zu viele und zu hoch besoldete Beamten kostbarer wird, ist es kein Wunder, daß die Hauptstadt noch mehr als drei Millionen Thaler Kriegsschulden hat, welche längst bezahlt seyn müßten, da die liegenden Güter wie die baaren Einnahmen sehr beträchtlich sind. Im Jahre 1806 bedurfte die Stadt zu ihrer vollständigen Verwaltung nicht volle hunderttausend Thaler, jetzt übersteigt das Budget weit eine Million, denn allein für die Unterstützung der Armen trägt die Commune 264,000 Rthlr. bei. Eine andere beträchtliche Summe kostet die Er-

Digitized by Google

leuchtung durch Gasflammen, die Polizei, die Erhaltung der Gefängnisse und des Arbeitshauses, besonders aber die Erhaltung der zahlreichen Garnison, für deren Unterbringung die Stadt sorgen und den Offizieren Servis zahlen muß.

Wie nun das Innere der Hauptstadt sich gegenwärtig ausgebildet hat, so ist auch die Umgegend außerordentlich verschönt worden. Auf der Straße nach Potsdam und nach verschiedenen Richtungen in den Thiergarten vor dem Brandenburger Thor, erheben sich Reihen der geschmackvollsten Wohn- und Landhäuser, die in Eleganz und architektonischer Zierlichkeit wetteifern. Der Thiergarten selbst ist neuerdings in einen englischen Park umgeschaffen worden, mit Blumenstöcken, schönen Wiesenstrichen und geschmackvollen Anlagen versehen; auch hat man das vorhandene Wasser zu Bassins und freundlichen Partien benutzt, aber man hat ihm doch keinen größern Fall verschaffen können, so daß es zur Sommerzeit übel damit aussieht. Nichts desto weniger ist dieser schöne Lustwald ein unschätzbares Gut für Berlin, da es vor seinen meisten übrigen Thoren nur flache Feldmarken hat, und innerhalb der Stadt leider einer der reizendsten öffentlichen Gärten, der des Lustschlosses Monbijou, welcher so leicht, nach Art des Wiener Volksgartens, dem Publikum zur Sommerfreude überlassen werden könnte, fast gänzlich unbenutzt bleibt. — Erst jetzt hat man angefangen, auch für die Bewohner der östlichen Stadttheile zu sorgen, indem man vor dem Prenzlauer Thore einen zweiten Lustwald unter dem Namen Friedrichshain anlegt, was zur Gedächtnißfeier Friedrichs des Großen bei dem Jubelfeste am 1. Juni vom Magistrat beschlossen wurde.

Mit derselben Eleganz, wie Berlin, heben sich auch die umliegenden Lustorte. Das freundliche Charlottenburg und die Dörfer Pankow, Schönhausen, Lichtenberg u. s. w. haben sehr viele schöne Landhäuser der Berliner aufzuweisen, die Sommersitze reicher Familien, zu denen man jetzt, bei der Aufstellung vieler Hunderte von bequemen Wagen auf allen Plätzen der Stadt und an den meisten Thoren, ungemein billig gelangen kann. — Unter dem großen Kurfürsten kamen zuerst Portchaisen nach Berlin. Diese Mode brachten die Emigranten mit aus Frankreich, und es ward ihr Privilegium, das erst in neuster Zeit erlosch, weil sich Niemand mehr tragen ließ.

Unter Friedrich dem Ersten wurden zwölf Wagen auf den Schloßplatz gestellt, die Jeder benutzen konnte, der bezahlte; aber schon unter seinem Nachfolger erlosch dieser Anfang eines Straßenfuhrwesens, und bis zum Jahre 1816 gab es kein öffentliches Fuhrwerk, außer an den

Digitized by Google

Thoren. Ein industriöser Mitbürger, der Kommerzienrath Henoch, errichtete damals zuerst achtzig Droschken, auf welche er ein zehn Jahre währendes Privilegium erhielt, das nach mancher Erneuung endlich zur gänzlichen Freiheit des Fuhrwesens leitete, und jetzt täglich über sechshundert Wagen in den Straßen beschäftigt.

So ist Berlin mit der letzten Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten in eine neue Periode getreten: es ist eine der Welthauptstädte geworden, ein Zentralpunkt Deutschlands und des deutschen Lebens. — Es steht nun im letzten Stadium seiner Bevormundung, denn es fühlt immer mehr das Erwachen seiner Selbständigkeit und wird bald den Rang einnehmen, der ihm gebührt. Bis zu diesem Augenblick ist die Stadt aber gleichsam das liebste Kind des hohenzollernschen Fürstenhauses gewesen, das sorgsam am Gängelbande geführt wird. Die Könige waren zugleich die obersten Polizeipräfekte, und Nichts konnte und kann in städtischen Einrichtungen vorgenommen werden, kein Baum gepflanzt, keine neue Straße getauft, keine Erlaubniß für irgend eine Verbesserung, wäre es auch nur eine Schlittenfahrt oder ein Fackelzug, oder eine neue Art Stadtwagen, wozu nicht die Einwilligung des Staatshauptes nöthig wäre. — Diese Art von Bevaterung muß jedoch bei einer so groß gewordenen Stadt eben so lästig für die Bewohner, wie unpassend für die Verhältnisse der neuern Zeit seyn. Es ist in der That auch nur ein Ueberbleibsel aus den guten alten Tagen, wo Fürst und Volk eine allgemeine Familie bildeten, aber noch immer kann man den Gedanken einer sogenannten väterlichen Regierung im Kleinen wie im Großen nicht aufgeben, obwohl es für einen Staat des neunzehnten Jahrhunderts nicht leicht einen unpassenderen Grundsatz geben kann.

Es ist nun oft die Rede davon gewesen, ob Berlin nicht die höchste Macht schon erreicht habe, die es erreichen könnte, und ob es nicht von dieser Höhe herabsteigen müsse, sollte sich einmal das Verhältniß Preußens zu Deutschland ändern. — Man hat gesagt, diese Stadt der Hohenzollern verknüpfe ihr Schicksal fest mit dem ihrer Fürsten, und müsse mit diesen steben oder fallen. Man hat auf die Lage Berlins, so weit gen Norden, kaum sechs oder acht Tagemärsche von den polnisch redenden Nachbarn hingedeutet, auf ihre ungünstigen Handels- und Bodenverhältnisse, auf den schmalen Fluß und auf andere Uebelstände, und hat sie als kein Produkt natürlicher Nothwendigkeit, sondern als ein künstliches Erzeugniß der Macht und des Glücks ihrer Könige ausgegeben, die auch, gleichsam als Emporkömmlinge, viele alte Geschlechter überflügelten und durch Krieg in gewaltsamer Eile sich

Digitized by Google

Ruhm und Größe erworben haben. Wie nun Preußens Ansehen noch immer wankend sey, wie es ohne Ruhe und Sicherung mit der einen Hand den Rhein, mit der andern den Niemen fasse, immer gerüstet seyn müsse, wenn es nicht zusammenfallen wolle; wie jeder Krieg es entweder an den Rand des Verderbens führe oder weitere Eroberungen bringe, bis es einst Deutschland werde, oder untergehe: so sey auch Berlin ein Emporkömmling ohne Sicherheit seiner Zukunft. Zerfiele das Reich der Hohenzollern, die es mit sich emporgerissen, so würden auch alle die Palläste zerbröckeln und Gras in den öden Straßen wachsen, wie es in Sevilla wächst, in Granada, Venedig und andern gesunkenen Städten. Aber Berlin habe auch nicht einmal die Hoffnung, immer die Größe der Hohenzollern zu theilen; denn wenn einst die Träume oder die Prophezeiungen wahr würden, daß ein neues deutsches Reich, eins und einig, aus so vielen Trümmern eines großen Volkes entstände, könnte die nördlich liegende Stadt der Sitz der Könige nicht bleiben. Ohne Zentralpunkt eines großen Staatenlebens zu seyn, müsse es jedoch sinken und zerfallen, da es nichts Anderes zur Erhaltung seiner Größe besitze.

Diese Meinung ist, abgesehen von allen Träumereien, in neuester Zeit durch die Entwicklungen der Industrie, durch die Verbindung der deutschen Staaten zum Zollverein und durch die neue weltbewegende Erfindung der Eisenbahnen gänzlich falsch geworden; ja, was bisher ein Mangel und Nachtheil für Berlin war, wird dadurch zum Vortheil gemacht. Diese Stadt des modernen Lebens beginnt eben erst, ihre festesten Wurzeln in die Zukunft zu schlagen, dankbar aber müssen wir es bekennen, daß ihr großer Wohlthäter, Friedrich Wilhelm der Dritte, auch hier wieder den Grund ihrer höchsten künftigen Blüte gelegt hat.

Wüßte man von der Regierung dieses Fürsten nichts zu erzählen, als daß unter ihm der deutsche Zollverein gegründet ward, daß er den Rath seiner treuen und klugen Diener gut hieß und nicht allein dadurch Preußen die Hegemonie in Deutschland sicherte und dem gemeinsamen Vaterlande den Weg zum Glücke, zur innern Freiheit, zur innigen Verbindung seiner Interessen öffnete, sondern seine Hauptstadt auch zum größten Handels- und Fabrikplatze Norddeutschlands machte, so müßte sein Namen und sein Andenken dadurch allein schon gesegnet seyn. Es sind noch nicht zwanzig Jahre, daß Berlin fast keine bedeutende Fabrik und keine Dampfmaschine besaß. Der obere Lauf des Stromes lag wüst, oder er war mit Bleichen und Holzplätzen besetzt, jetzt aber hat sich hier eine lange Reihe wichtiger Industriewerkstätten

erhoben, welche unausgesetzt zunimmt. Seiden- und Wollenwaaren, ganz besonders aber Kattune, bilden die Hauptfabrikation, welche viele tausend Arbeiter beschäftigt, dazu ist es ein großer Geld- und Wechselplatz geworden, und wie sehr muß der Handel und jede Betriebsamkeit zunehmen, wenn die Hauptstadt erst in der Mitte des Eisenbahnnetzes liegt, das sie nach allen Seiten mit den wichtigsten und größten Städten Preußens und Deutschlands verknüpfen soll.

In dieser neusten glänzenden Entwicklung des menschlichen Geistes liegt die größte Sicherheit für Berlin, daß es, wie auch die Schicksale der Zukunft seyn mögen, auf sehr lange hinaus Nichts von seiner Wichtigkeit verlieren kann. — Als Zentralpunkt der Eisenbahnen, welche von hier aus nach allen Weltrichtungen: nach Schlesien, nach Mitteldeutschland und zum Rhein, nach dem baltischen Meer und der Nordsee auslaufen, muß sich seine Bedeutsamkeit außerordentlich steigern. Es bedarf eines mächtigen Stromes und Hafens nicht mehr, denn bis auf wenige Stunden ist es selbst ans Meer gerückt, und die große Ebene Norddeutschlands, in deren Mitte es liegt, bietet geringe oder gar keine Hindernisse, zur Ausführung der wunderbaren Erfindung, welche alle Entfernung aufzuheben scheint. — Es darf dabei auch nicht übersehen werden, daß die Eisenbahnen eine ungeheure Umwälzung in dem Städtewesen hervorbringen. Sie sind die Mittel einer Zentralisation aller geistigen und industriellen Kräfte; und diese werden sich an den Punkten vereinen, welche von den Bahnen berührt werden. Gewiß ist es keiner Stadt zu verargen, wenn sie eifrig strebt, einen solchen Strahl des Fortschritts und Wohlstandes an sich zu ziehen, denn in ihnen ruht die Zukunft, und ohne Zweifel wird mancher jetzt blühende Ort verarmen, weil die neue Heerstraße des Menschen- und Handelsverkehrs ihn verläßt. Die Eimer sinken und steigen empor, immer voll und wieder leer. Wir haben die Beispiele dieses Wechsels überall. Im Mittelalter hatte jede Stadt ihre Bedeutung und selbst ihre eingreifende Wichtigkeit in die Landesschicksale, wenn sie mit Wall und Mauer versehen war. Mit dem Eintritt in eine neue Zeit verschwand diese Theilnahme. Hauptstädte, Handels- und Landstädte schieden sich, aber selbst die kleinen Orte nahmen Theil an der allgemeinen Fabrikation nöthiger Gegenstände. Wollenweber arbeiteten die groben Tücher, und der Nachbar, welcher Leinwand machte, kaufte davon; das Andere ward auf die Märkte geführt, wo es der Kaufmann aus der größern Stadt an sich brachte. Oder der Staat selbst leistete den kleinen Meistern Vorschüsse und nahm die Tücher und Stoffe nach dem Taxpreis. So haben die kleinen Städte rund umher

in den Marken, in Pommern und Schlesien sich bis in die neueste Zeit erhalten und Vielen ging es wohl dabei. Da kam die Fabrikation ins Land, die Geldmänner, die Juden, voll industrieller Thätigkeit. Alles wurde verbessert, Chemiker und Mechaniker mischten sich in die Gewerbe, Maschinenräder webten und spannen leicht, was sonst Menschenhand mühselig gestaltete, und die Gesetze selbst, die Gewerbefreiheit, die Gewinngier, die Besteuerung, der Zollverband, die erleuchteten Grundsätze der Finanzmänner über freien Handel und Konkurrenz, die harte Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, im Kampfe mit der Industrie der ersten Nationen Europas vernichteten, was dem neuen Geiste nicht gewachsen war. — Die kleinen Städte verarmten größtentheils, und nur die unter ihnen erhielten sich, wo Chausseen die Verbindung mit den Hauptstädten begünstigten, oder besondere Vortheile ihrer Lage und der unternehmende Sinn reicher Industriellen es wagte, die vereinzelten Kräfte zur Fabrikation zu vereinen. Daß das Geschrei nach Aufhebung der Gewerbefreiheit und Zurückführung des Zunftzwanges ein durchaus müssiges bleiben muß, versteht sich von selbst. Ein solches Unterfangen müßte in vielen Beziehungen völlig unausführbar seyn; es wäre eine Revolution gegen den Fortschritt, welche uns in die alte Trägheit und Versumpfung der Zünfte zurückführen wollte, während die Eisenbahnen und die Masse der neuen Erfindungen und Maschinenwerke sich täglich mehr ausbilden. Wir würden mit dem Schutz der Gewerbe zum Nachtheil der Fabrikation jede Möglichkeit der Concurrenz verlieren und genöthigt seyn, zu strengen Prohibitivmaßregeln zu greifen, um verrottete Zustände zu beschützen. — Aber wie unmöglich ist Das! Die Industrie ist eine neue Gottheit geworden, ein Genius, welcher der Menschheit neue Bahnen zeigt und eine neue Zukunft öffnet. Ein nächstes Jahrhundert wird ganz andere Gestaltungen, andere soziale Verträge, andere Ideenkreise hervorrufen, und, wie bei jeder großen Entdeckung, kann die erschütternde, umwälzende, zerstörende und segnende Wirkung nicht ausbleiben. — So werden auch die kleinen Städte, die Erzeugnisse des Mittelalters, ganz verschwinden und wieder zu Dörfern und Flecken werden, deren Bewohner nur auf Ackerbau angewiesen sind, während an den Eisenbahnen die Fabrikstädte aufblühen, und jene Hauptorte, welche die Knoten der Bahnsysteme bilden, in Macht, Größe, Handel und Reichthum die wahren Hauptstädte des modernen Völkerlebens werden müssen.

Wie weit ist Berlin schon vorgeschritten, seit der Zollverband die Industrie schützt und den Markt groß gemacht hat, seit die Fesseln des

Gewerbezwanges zersprungen sind und die geistige Thätigkeit sich nach allen Richtungen frei bewegen kann! — Im Jahre 1815 hatte es kaum 180,000 Einwohner, am Schluß des Jahres 1825 schon 220,000, jetzt bei Anfang des Jahres 1841 übersteigt die Zahl schon 300,000, ohne Militär und ohne Fremde. Durchschnittlich nimmt die Stadt jährlich um 7 bis 8000 Einwohner zu, und da ungefähr ein Ueberschuß von 1500 an mehr Gebornen in jedem Jahr bleibt, so wandern 5 bis 6000 ein, was größtentheils dem zunehmenden Handels- und Fabrikverkehr beigemessen werden muß.

Es ist jedoch eine ganz irrige Annahme, daß nur die Armuth sich dadurch vermehre. Allerdings ist dies unerhört rasche Wachsen und dies Umwandeln Berlins in eine große Fabrikstadt auch mit einer großen Zunahme an Armen verbunden, deren Unterstützung zu einer wichtigen Sorge werden und zu lebhaften Klagen und übertriebenen Anschuldigungen führen muß. Unsere Gesetze, die leichte Schließung und Beförderung der Ehe, und die eben so leichte Trennbarkeit derselben, bilden einen nicht unwichtigen Grund vermehrter Armuth, und gewiß könnte zur Steuerung derselben Manches von Seiten des Staats gethan werden, ohne daß man darum den Pietisten in die Hände arbeitete, welche die Ehe als Sakrament vertheidigen und das Recht des Staates zu einer Gesetzgebung und Scheidung mit solchem Fanatismus bestreiten, daß mehrere, trotz aller Ermahnungen und Strafen des Consistoriums, die Scheidung und Wiedereinsegnung Geschiedener zu einer neuen Ehe hartnäckig weigern, ohne, leider! abgesetzt zu werden.

Aber nicht die Armuth ist gewachsen, sondern auch der allgemeine Wohlstand, wofür das einzige Faktum zeugen mag, daß im Jahre 1806 sämmtliche Gebäude der Stadt mit 28 Millionen Thaler versichert waren, in diesem Augenblick aber die Versicherungssumme mehr als siebenundneunzig Millionen Thaler beträgt. Wie wäre es sonst auch möglich, diese große Zahl von Armen durch freiwillige Unterstützungen zu erhalten; wie wäre es möglich, so viele auf öffentliche Mildthätigkeit gegründete Gesellschaften zu bilden, wie sie in keinem Lande und keiner Hauptstadt eine solche Ausdehnung haben; wie wäre es möglich, daß jeder Unglücksfall, welcher durch irgend ein Element nahen oder fernen Gegenden zugefügt wurde, sogleich hier die bereitwilligste und oft reichste Beihülfe findet?! — Wäre nicht der Wohlstand so hoch gestiegen, wie hätte Berlin selbst sich so verschönen und vergrößern können; wer hätte die Absichten des Regenten so ausgedehnt unterstützt? — Dort erblicke ich ein großes Quartier voll pallastartiger

Häuser, die Friedrich-Wilhelms-Stadt. Vor zwanzig Jahren war es eine Wiese, auf der ich oft zur Winterzeit Schlittschuh lief. Hier ziehen sich neue Straßen bis an die Mauern, neue Plätze sind entstanden und hohe freundliche Gebäude, in welchen Tausende von fleißigen Menschen wohnen, stehen da, wo vor wenigen Jahren noch Unkraut wucherte. Auch die sogenannten niedern Klassen der Gesellschaft kriechen nicht mehr in finstern Spelunken, welche nur das äußerste Elend noch bewohnt. Ueberall regt es sich und rüstet strebsam für die Zukunft. Hier werden neue Straßen durchgebrochen, dort öffnet man die Mauern und bis in das grüne Feld steigen die Gebäude und Fabriken auf; ja diese Ringmauern der Stadt werden sicher ganz sinken müssen, wenn erst die Eisenbahnen nach Stettin, nach Hamburg, nach Breslau und Wien, nach Halle und zum Rhein sich hier verbinden.

So stelle Dir das Werden und Entfalten vor, mit seinen Licht- und Schattenseiten. Man kann wünschen, später geboren zu werden, in Tagen, wo die menschliche Gesellschaft vielleicht zu einer besseren Erkenntniß gelangt, und durch harten Kampf sich neue Wahrheiten erobert hat; wo das Elend versöhnt, die Kluft zwischen arm und reich ihre Vermittelung gefunden, und der Geist, welcher jetzt erst seinen Sieg über die Rohheit der Materie begonnen hat, so weit gelangt ist, um durch Vernunft zu lösen, was der Gewalt unmöglich war; aber Niemand, der nicht in sentimentaler Schwärmerei oder anderer Lüge gefangen liegt, kann nach den vergangenen Zeiten seufzen. Ich habe sie Dir aufgezählt, wie sie voll Knechtschaft, Aberglauben, Fanatismus und gesetzloser Willkühr waren, wie sie den Menschen herabwürdigten und sein Daseyn entehrten, wie dieser den Launen des Despoten, den Fußtritten der Vorurtheile, unterworfen, kastenartig abgeschlossen, sich hassend und vernichtend nur langsam zum Fortschritt gelangen konnte. Aber wir haben diesen Fortschritt verfolgt, und hier zu unsern Füßen liegt das Produkt eines Kampfes der menschlichen Gesellschaft; siebenhundert Jahre lang, und nicht ohne Ruhm, geführt, voller Wechsel, voll böser und guter Thaten, aber welch ein Unterschied zwischen jedem Abschnitt der Zeit!

In diesem Augenblick senkte sich die Sonne am Waldsaum und ihr rothes Glühen überflammte die ganze Stadt. Die glänzenden Kuppeln und die goldenen Gestalten der Thürme auf dem Gensd'armenmarkt schienen selbst Sonnen zu werden; das Flügelpferd und Apolls Gespann auf dem Schauspielhause stiegen zwischen ihnen empor, die Dioskuren des Museums warfen Blitze auf das murrende Leben zu

ihren Füßen, und die stolze Siegesgöttin auf dem Thore vor uns löste sich von ihrem ehernen Platze und schwebte, ein zauberhaftes Spiegelbild, über der Stadt.

So standen wir bis das Glühen schwächer wurde, dann sagte Eduard mit einem Lächeln: Du magst Recht haben; es mag nicht anders geschehen können, wie es geschieht, und Eure kalte Philosophie findet Glück wie Leid, Elend, und jede Sünde ganz in der Ordnung und im Rechte, wenn sie zum Bestehen gelangt. — Aber ach! wie armselig sieht es dann mit dem Menschen und seiner Göttlichkeit aus, wie grausame Leiden foltern und brandmarken seine Erziehung, und warum duldet er das Alles?! Warum ward er so blödsinnig geschaffen? Warum lastet der ungeheure Fluch auf ihm, daß ein einziger großer Gedanke Jahrhunderte und zahllose Opfer der Dummheit und des Wahnes bedarf, um nur von einem kleinen Theil der Menschen begriffen zu werden?!

Mein armer Freund, fiel ich ihm ein, fragst Du nach Dem, was seyn könnte, dann knüpfen sich zahllose, ungeduldige Fragen an das erste Warum? — Nimm die Welt, wie sie eben ist, betrachte den Menschen als das vollkommenste aller dieser erschaffenen unvollkommnen Wesen, prüfe seine Schwächen und seine Kraft, und dann frage Dich, ob ein so organisirtes Geschöpf nicht alle die Prüfungen bestehen mußte, die es bestand. — Wir sind auf den Anfang unsers Gesprächs zurückgekehrt, und dort kommt mein alter Freund, der höchst gestellte Kopf Berlins, um uns in Gnaden nach der dunklen Tiefe zu entlassen. Glaube mir, es hilft uns Nichts, zu träumen, wir seyen zu Besserem geboren und eine schlechte Amme habe uns etwa vertauscht. Die Welt geht ihren wohlgemessenen Gang zur möglichen Entwicklung, und Geschlecht nach Geschlecht wird begraben. — So gingen wir.

* * *

Zu diesem Abriß der Geschichte und der Schicksale Berlins machte mein Freund praktische Erfahrungen über Sitten und Charakter der Bewohner, welche theilweis nicht minder abschreckend klangen, als die Berichte des weisen Abts von Sponheim aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Nach seiner Schilderung waren die Berliner ein steifer, gemüthloser Menschenschlag, der größtentheils von Staub und Weißbier lebte; theils nicht im Stande, das Pfalbürgerthum abzuschütteln, theils verbildet, voller Anmaßung und Vorurtheile. Dabei voller Eitelkeit, und ich, seltsamer Weise, eben so wohl in den schroffen Richtungen der

Digitized by Google

vorherrschenden, nüchternen Verständigkeit des protestantischen Nordens befangen, und den sogenannten geistigen Interessen und Grübeleien nachgehend, wie von außerordentlich aufgeregter Lebendigkeit für alle neue Erscheinungen. Neugierig bis zum Extrem, lachlustig, stets fertig mit der Zunge wie mit der Faust, hinlänglich versorgt mit allen Lastern moderner Entwicklung, und einem beleidigenden Hange zur Spötterei, selbst die heiligsten und größten Dinge opfernd.

Die gemeine Art des scharfsinnigen Gebrauchs der Sprache nenne man Witz und bilde sich ein, geistreich zu heißen, indem man den Eckensteher und Gamin zum schönen Vorbilde der Berliner Geistigkeit mache; bei Lichte betrachtet, wäre aber in keinem Lande und in keiner Stadt das Leben und die Klassen der Gesellschaft so sehr getheilt, als hier. In den niedersten Ständen herrsche neben der unverschämten Grobheit, die wie ein Gefühl von Freiheit aussehe, die ekelste Völlerei und alle Laster roher Sinnlichkeit; in den Mittelständen lebe noch das ganze Philisterthum, das Nichts kenne als sein Handwerk, seinen Geldkasten und seine Sonntagsfreuden in den Kaffeehäusern und Theatern; dann gebe es einen Beamtenstand, der eine hochmüthige und seit langer Zeit herrschende Bureaukratie bilde, eine Adels- und Militärkaste, welche sich brüderlich die Hand reiche zur vornehmen Absonderung, und dabei ruhe doch auf dem ganzen Volke das anmaßende Preußenthum, der Widerschein des Militärstaates, so daß man unwillkührlich jeden Menschen mit dem linken Fuß voran, seinen Weg beginnen sehe und um jeden Hals die steife Binde zu erblicken meine.

Du bist nicht der Erste, erwiederte ich lachend, der eine solche Charakteristik der Berliner und des Berliner Lebens liefert; ja, es ist nichts gewöhnlicheres als dergleichen Urtheile von Leuten, welche entweder aus den kleinen beschränkten Kreisen der Provinzialstädte kommen, oder den regen Drang nach geistigen Interessen mitbringen, Größeres erwarten, und sich ärgern, daß ihre Einbildung sie getäuscht hat, oder noch Andere endlich, welche, aus dem bewegteren Leben der mächtigsten Hauptstädte hierher versetzt, nachtheilige Vergleiche ziehen. — Viele der modernen Malkontanten, und darunter natürlich auch manche Schriftsteller, haben es ja sogar zur Modesache gemacht, Berlin langweilig und fade zu finden; ihren Witz, so weit er reichte, daran versucht, die Bildung, die Sitten, die Freuden und Gewohnheiten der Berliner lächerlich zu machen, und diese Stadt, wie Du es thust, als eine Stadt des Staubes, des Weißbiers und der nüchternen Verständigkeit geschildert. Berlin ist aber weit mehr als Das, auch weit mehr als ein Tummelplatz der Bureaukraten und Junker, der Pietisten und arroganten

reichen Juden, der näselnden Lieutenants und lispelnden Hofräthe, oder jenes Haufens geckenhafter ästhetischer Pflastertreter allerlei Geschlechts, der beim Theetisch äußerst geistreich über Philosophie und Staat, über Kirche und Theater, über Mahlerei und Poesie, kurz über alle Dinge auf Erden und im Himmel mit derselben anmaßenden Halbheit und Albernheit schwatzt, oder mit wichtigmachender Redseligkeit von dem neuen Engagement der ersten Sängerin, oder dem neuesten Bonmot eines witzigen Prinzen erzählt. Nein, Berlin ist auch ein Lager tüchtiger, trefflicher Männer, wie es in Deutschland schwerlich wieder gefunden wird; ein Bergwerk mit den reichsten Adern und Schachten der Künste, der Wissenschaften und Jeglichem, was der menschliche Geist errungen; es ist ein Lager tapferer Streiter, heller Köpfe und kühner Herzen, die mit scharfem Verstande prüfen und sich nicht scheuen, das Wahre und Gute, dem Falschen und Schlechten gegenüber, standhaft zu vertheidigen. — Wollen wir das Leben der Berliner betrachten, so laß uns einen flüchtigen Blick zuvörderst auf die Stadt werfen, welche so groß geworden ist, daß man ihre Quartiere scheiden kann, wie sie einzeln vorzugsweise den Reichen, dem Handel, der Beamtenwelt, dem Gewerbsfleiße oder der Armuth und dem Laster angehören. — In der schönsten und freisten Stadtgegend, vom Brandenburger Thore ab, unter den Linden, in der Behrenstraße, und vorzugsweise in der Wilhelmstraße, wo man bis an die Leipzigerstraße hinauf fast nur Palläste findet, haben sich der Reichthum und die Familien von hohem Adel festgesetzt, welche, eine seltene Sache in diesem Lande, so vermögend sind, große und prächtige Hotels allein bewohnen zu können. Wendet man sich links durch die neue Wilhelmstraße nach dem neu erbauten Quartier auf dem rechten Spreeufer, so wird man bald belehrt, daß hier vorzugsweise die hellen, schönen Häuser von Beamten und Offizieren mit ihren Familien bewohnt werden. An vielen Orten hängen aber auch Miethszettel aus, welche möblirte Wohnungen ankündigen, denn die nahe Charitée und Universität machen auch das Berliner Quartier latin aus diesen und aus den mit den Linden und dem Fluß parallel laufenden Straßen. Je näher an dem großen Krankenhause, um so ausschließlicher quartieren sich hier die jungen Aerzte ein, in den der Universität näheren Straßen herrschen dagegen die andern Fakultäten vor. In allen diesen Stadttheilen ist der Handel- und Fabrikfleiß wenig zu bemerken. Zwar sind in dem lebhaften Theile der Friedrichsstraße viele glänzende Läden, unter den Linden die größten Kunstmagazine, und in der Leipzigerstraße, vielleicht der schönsten in Berlin, nicht minder manche reiche Waarenlager; aber

diese gehören fast alle dem Luxus und den Moden an, ein Beweis, daß man hier vorzugsweise auf Absatz rechnet. Auch viele Gewerbsleute, welche von der Wohlhabenheit am meisten benutzt werden, haben sich in den stillen breiten Straßen der regelmäßigen Quarrées bis zum Hallischen Thore angesiedelt, und selbst, daß man der Leipzigerstraße den Namen Geheimrathsstraße gegeben hat, und die Nordseite der Linden, wo viele der reichsten jüdischen Familien wohnen und Häuser besitzen, Neu-Jerusalem nennt, beweist, daß dort die Bureaukratie gern wohnt, und hier die Geldaristokratie der Banquiers sich angesiedelt hat. Je näher man aber dem Zentrum der Stadt kommt, um so mehr nimmt sie das lebendige Treiben des Handels an. Der Schloßplatz, und mehr im Süden der Spittelmarkt, sind die rechten Grenzsteine dieses Lebens. — In dem alten Köln, der Breiten- und Brüderstraße, haben die reichen Seidenlager und der bunte Markt der Moden ihren Sitz aufgeschlagen, hier und über den Mühlendamm fort, durch die Gertraudenstraße und in der innern Stadt durch die Königsstraße bis zum Ausgange des alten Berlins, gibt es keine Wohnungen zur ebenen Erde, Alles ist hier dicht mit Handelsgewölben besetzt, welche hohe Miethen abwerfen. In den Seitenstraßen sind dagegen die meisten Comptoire, große Lager, besonders von Kattunen und Wollenwaaren, und die Aushängeschilde der Handelsfirmen reichen bisweilen bis ins dritte Stockwerk. Diese Straßen können an Lebendigkeit sich mit den Hauptstraßen der größten Städte messen. Reihen von Wagen, Equipagen, Miethkutschen und Lastfuhrwerken, drängen sich hier, und geschäftige Menschenmassen winden sich eilig durch und zwischen sie hin. — Wendet man sich dann zur Rechten und folgt dem Laufe des Stromes, so kommt man in das Quartier des Fabrikfleißes, links hinab geräth man in ein Labyrinth von Straßen und östlich dem Landsberger- und Frankfurter-Thore zu, in das Quartier der Weber und Gärtner. Die fleißigen Weber besonders haben bei dem steigenden Fabrikverkehr ganze Straßen eingenommen. Am Büschingsplatz und in den links und rechts ablaufenden Straßen bis an die schon genannten Thore erblickt man viele neue hohe Häuser, welche ganz von ihnen bewohnt sind. — Wenn man abendlich diese Gegenden besucht, sieht man den künstlichen Webestuhl durch alle Etagen vom Keller bis zum Dache, und das Klappen der schnellen Schiffchen verfolgt uns, mit dem Geschrei der zahlreichen Kinderschaaren vermischt, wohl eine halbe Stunde weit. In diesen inneren und östlichen Quartieren sind die unteren Klassen der Bevölkerung weit zahlreicher. Es gibt hier viele Häuser mit großen Hintergebäuden, zuweilen mit doppelten und drei-

fachen Höfen, wo die Armuth sich zusammenschichtet und alle die Bienengemächer in den weitläuftigen Gebäuden in Besitz genommen hat, welche für sie durch ihren Bau und ihre Einrichtungen bestimmt sind. — In der modernen westlichen Stadt baut Niemand für diese sogenannten kleinen Miether; Alles wird herrschaftlich groß eingerichtet, und Dies ist die Ursache, ebensowohl, daß sich die Armen immer mehr in gewisse Bezirke zusammendrängen, als daß fast zweitausend große Quartiere leer stehen, während Mittelwohnungen und kleine verhältnißmäßig sehr theuer und außerordentlich gesucht sind. — Was Berlin an Juden hat, vielleicht 6000, drängt sich natürlich dahin, wo der Handel ist, und als könnten sie das alte Ghetto nicht vergessen, wohnen die meisten noch jetzt in der Judenstraße und in den Judenhöfen. — Der größte Theil der Armuth ist redlich und strebsam, arbeitet fleißig, wie es geht, um sich und ihre oft zahlreichen Familien durchzuhelfen, und nimmt besonders zur Winterzeit die Hülfe der Armenkommissionen, der Armenschulen, der Kinderbewahranstalten, oder die Unterstützungen einer der vielen wohlthätigen Gesellschaften in Anspruch, wenn die Mittel nicht ausreichen. Unter diesen Klassen findet man neben dem größten Leichtsinn, dem Laster und dem Hange zur rohsten Völlerei und Ausschweifung auch die meisten Anhänger streng gläubiger Richtungen Separatisten, Alt-Lutheraner und frömmelnde Fanatiker, welche die Kirchen und Betstunden der Pietisten füllen und deren besondern Schutzes sie theilhaftig sind. Die armen Menschen haben wohl Ursache, ihr Leid dem Herrn der Welt zu klagen und auf seinen Himmel zu rechnen, da das Glück der Erde ihnen nicht gehört; aber der Pietismus, der es übernommen hat, sie zu trösten und als die Erkorenen darzustellen, wenn sie glauben und diesen irdischen Tand verachten, würde doch bei Vielen nicht so überzeugende Kraft haben, wenn er nicht auch Mittel besäße, seinen eifrigen Schülern die irdischen Sorgen zu erleichtern. Der größte Theil dieser wohlthätigen Anstalten steht unter Leitung und Einfluß der frommen Vereine, und hierdurch haben sie die Mittel, ihre Anhänger im Namen des Lammes zu segnen, wodurch freilich auch die Heuchelei groß gezogen und aller Scheinheiligkeit die Thür geöffnet wird, deren Einfluß leider auf einen Theil der Armuth nicht unbemerkt geblieben ist. — Aber in allen diesen Gegenden ist das eigentliche Quartier des tiefsten Elendes nicht zu finden; man muß es in dem äußersten mitternächtlichen Theil der Stadt suchen. Wenn man jenseits des alten Spandauer Thores, der jetzigen Spandauer Brücke und des Hack'schen Marktes, die lebhafte große Straße verläßt, welche zum Rosenthaler Thore führt und sich links durch eine der zahlreichen

Querstraßen dem Hamburger Thore zu wendet, so sieht man bald an den vielen kleinen schlechten Häusern, daß man in einem entlegenen Theile der Stadt ist. Hier laufen zwei große den weiten Bogen der Stadt begleitende Straßen, die Hospitalstraße und die längste Straße Berlins, die Linienstraße, welche von einer Menge anderer Straßen durchkreuzt werden, und sämmtlich keineswegs zu den öden gehören. Durch eine derselben gelangt man zum Hamburger Thore und außerhalb der Mauer tritt man nun in die berüchtigte Vorstadt, das sogenannte Voigtland, der verworfenste und ärmste Theil Berlins. Mehrere ziemlich breite Straßen kreuzen sich hier, aber sie bestehen aus einstockigen ärmlichen, oft dem Verfalle nahen Hütten. Die strenge Polizeiordnung scheint hier gänzlich aufgehört zu haben; Schmutz und Lumpen liegen umher, Schaaren von halbnackten Kindern lärmen in dem tiefen Sande oder zwischen den Pfützen schmutzigen Wassers, und umringen bettelnd den Bessergekleideten, der sich hierher verirrt. Jeder Fremde ist eine Aufmerksamkeit erregende Erscheinung, und die unheimlichen Gesichter, welche hinter den zerbrochenen, mit Oelpapier geflickten Fensterscheiben hervorstarren, können wohl die Meinung rechtfertigen, daß man zur Nachtzeit sich hüten muß hier allein zu gehen. — Dort findet auch die Zunft der obdachlosen Vagabunden und der Diebe ein nächtliches Unterkommen in heimlichen Herbergen, wo Gesindel beiderlei Geschlechts seine Orgien hält, und für sechs Pfennige ein gemeinschaftliches Strohlager und Schutz vor den Nachspürungen der Polizei findet. — So ist Elend und Sünde hier zusammengeschüttet und große gemeinsame Zufluchtsorte sind ihnen hier aufgebaut, wo man die Gebrechen und Leiden der Menschheit in zahllosen Abstufungen und Veränderungen kennen lernen kann. — Denn nicht weit von diesen Hüttenreihen stehen mehrere große Häuser am Wege, Familienhäuser genannt, welche der Armuth gewidmet sind, die sich hier in ihrer ganzen Schrecklichkeit offenbart. — Mehrere Tausend Arme finden darin ein Unterkommen. Die Miethe wird täglich oder wöchentlich bezahlt; wer sie nicht entrichtet, wird aber sofort entfernt, denn diese Häuser sind der Spekulation und keineswegs der Barmherzigkeit geweiht. Aber der Zins ist billig und wer kein Obdach hat, findet es hier am leichtesten, da er den kleinen Betrag täglich entrichten muß, welchen er schlimmsten Falls vielleicht zusammen bettelt. So theilen sich denn oft drei oder vier Familien in ein einziges kleines Gemach, das mit Kreidestrichen durchzogen Jedem sein Territorium anweist, und diese Grenzlinie wird fast so scharf und eifersüchtig bewacht, wie die polnische. Welcher Jammer hier oft herrscht, welche Verworfenheit sich offenbart, wie viel Sünde

das Elend erzeugt, davon können diese Zufluchtshöhlen schreckliche Kunde geben. — Sagt nicht schon Hiob: Herr bewahre mich vor Armuth, damit ich nicht schlecht werde! — Armuth ist die Pest der menschlichen Gesellschaft und Nichts ist mehr zu fürchten für die Verwilderung und Entartung unseres Geschlechts als die Zunahme des Pauperismus, der leider überall in Europa bemerklich ist. — Daß auch in Berlin seit den letzten zwanzig Jahren Armuth und Verbrechen mit dem schnellen Steigen und Umwandeln in eine große Handels- und Fabrikstadt beträchtlich zugenommen haben, kann leider nicht geleugnet werden. Die große Vermehrung der Einwohner, die Fabriken, die Sucht nach Vergnügen und Luxus und die moderne Entwicklung aller Lebensthätigkeiten haben die alten Grundlagen der Sittlichkeit untergraben, die neuen aber, welche besonders aus der Aufklärung durch Unterricht, aus der bürgerlichen Freiheit und einer vernunftgemäßen Gesetzgebung, hervorgehen sollen, welche die untern Volksklassen besonders berücksichtigt, diese zur gleichen Würde der Menschheit, wie zum Genuß gleicher Rechte emporhebt, sind noch lange nicht so weit gediehen, um einen Stillstand hervorzubringen. Unvollkommene Gesetze und unzweckmäßige Strafen und Gefängnisse helfen vielmehr noch immer die Immoralität befördern und erziehen Laster und Sünden, da die Verbrecher gleichsam bei ihnen in die Schule geschickt werden. — Bis jetzt ist die Armuth, vereint mit dem Verbrechen in eine Klasse geworfen, und der Polizei wie dem Büttel zur strengen und rohen Beaufsichtigung überliefert. Erniedrigt und gedemüthigt von der Wiege bis zum Grabe, lernt sie Knecht seyn und sich verstellen, lernt sie das Gesetz und seine Diener als Feinde hassen und sich an diesen rächen, oder sie entwickelt ungestört die gemeinen Triebe und jede frevelhafte Leidenschaft zur Unehre, denn Jedermanns Hand ist gegen sie, darum auch ihre Hand gegen Jedermann. Um so mehr ist es zu loben, daß der Schulunterricht eine immer größere Ausdehnung gewinnt, ganz besonders auch das Entstehen so vieler Kinderbewahranstalten, wo die Kinder armer Leute, von frühster Jugend an, freundliche Beaufsichtigung, Warnung vor dem Bösen und Ermahnungen zum Guten empfangen; das Entstehen von Armen- und Sonntagsschulen, die Strenge, mit welcher man von Jedem den Besuch der Schulen polizeilich verlangt, und alle die Einrichtungen, welche Bildung und Erkenntniß bis in die tiefsten Klassen der Gesellschaft bringen. Eine gewisse Partei verknüpft mit allen diesen trefflichen Mitteln zum Besserwerden freilich eben so wohl frömmelnde als politische Gedanken. Es

iſt nicht das wahre Streben zur höheren menſchlichen Verſöhnung, nicht die Idee des Fortſchritts und der Entwicklung zur chriſtlich proteſtantiſchen Freiheit, um welche ſie dieſe Anſtalten begünſtigen, ſondern man ſcheint Hoffnungen damit zu verbinden, welche den Zeitkrankheiten: Pietismus und Abſolutismus angehören. Darin wird man ſich aber ſicher täuſchen, denn die geweckte Einſicht wird um ſo leichter den neuen Ideen zu Statten kommen und die Realität derſelben beſchleunigen, wie es denn jetzt ſchon unverkennbar iſt, daß durch die Aufhebung der Vorrechte gewiſſer Klaſſen die Gedanken der Gleichheit und die politiſchen Entwicklungen der letzten Zeit ſelbſt zu dieſen Proletariern gedrungen ſind. — Wer hat früher etwas von dem Witze des Berliner Volkes, von der trotzigen Derbheit ſeines Charakters gehört?! — Es iſt dies erſt eine Folge der neuen Zeitverhältniſſe, denn Jeder weiß, daß er Rechte empfangen hat, daß es Geſetze gibt, welche ihn vor dem Stock und vor willkürlichen Mißhandlungen ſchützen, wenn er nicht gemeine Verbrechen beging. Er fühlt einen gewiſſen Drang zur Gleichheit und zum Spotte gegen die Klaſſen, welche hochmüthig auf ihn hinabſehen, und es läßt ſich nicht leugnen, daß bei einer gewiſſen allgemeinen Verſtändigkeit und lebhaftem Rechtsſinn, wie bei der ſeltenen Fähigkeit im Volke, die Sprache in geſchickten, treffenden Wendungen zu gebrauchen, und mit Schlagworten des Hohns und oft des ſchärfſten Witzes zu durchweben, die ſogenannte Gutmüthigkeit ſehr in den Hintergrund tritt. — Iſt aber jene Gutmüthigkeit, welche man z. B. den unteren Klaſſen in Wien nachrühmt, jene gedankenloſe ſinnliche oder ſinnloſe Fröhlichkeit etwas ſo Wünſchenswerthes? — Sie paart ſich mit dem Knechtsſinn, mit der allertiefſten moraliſchen Erniedrigung und Entſittlichung, und trotz aller Gutmüthigkeit mit der unverſchämteſten und doch kriechendſten Bettelei und Betrügerei. — Gott ſey Dank, daß hier nicht jeder ſchlechtweg bürgerliche ehrliche Mann: Euer Gnaden und Herr von genannt wird, daß man hier nicht das wieneriſche: Küß die Hand, kennt, und niemals etwa gar das Wort zur That macht. In den unterſten Volksklaſſen Berlins wird das trotzige Weſen häufig zur Brutalität der Gemeinheit, die Derbheit zur rohen Unverſchämtheit und die Gelenkigkeit der Zungen erprobt ſich in Kämpfen, welche Ekel erregen können, die aber für das Volk höchſt ergötzlich ſind und häufig eine Klaſſe der öffentlichen Schauſpiele auf Märkten und in den Straßen bilden. Von beiden Seiten wird da Alles aufgeboten, um den Kreis der Lacher für ſich zu gewinnen; dieſe aber nehmen gewöhnlich thätigen Antheil und tragen das Ihrige bei, um die beſten Beſchimpfungen und Witzworte erfinden zu helfen, bis

Digitized by Google

endlich die ganze Scene sich in eine Rauferei, oder, was weit häufiger ist, in eine allgemeine Verhöhnung des Besiegten auflöst.

In einem so leicht erregbaren Volke müssen mancherlei Sünden und Gebrechen herrschen und man weiß davon zu erzählen. Der Berliner ist verschrien genug als ein kecker Lügner, Lästerer und Großsprecher, er ist ein übermüthiger prahlerischer Gesell, neugierig und vorschnell über alle Maßen, denn wenn er den Hut auf ein Ohr setzt und den Arm in die Seite gestemmt hat, spricht er der ganzen Welt Hohn. Dabei ist er der Völlerei noch immer etwas mehr ergeben als gut ist; das Glas und die Pfeife, oder in neuster Zeit die Zigarre, dürfen nicht fehlen, wenn er gut gelaunt seyn soll. Tanz und Vergnügen liebt er sehr, aber es muß nach seiner Weise lustig dabei zugehen; es muß etwas zu necken, zu witzeln, zu verspotten geben. Auch ist er zank- und streitsüchtig um das Geringste und eifersüchtig in seinem Ruhm, wie in seiner Liebe, aber eben so leicht versöhnlich, denn es bedarf nur eines guten Wortes oder guten Witzes, so sind die Streitenden sofort die besten Freunde. — Was aber die Berliner selbst in den untern Klassen auszeichnet, ist ihr Rechtsgefühl, ihre Mildthätigkeit und der gänzliche Mangel jener Lust an Grausamkeiten, die man anderswo, z. B. besonders in Paris, findet. Der Unterdrückte, der Gemißhandelte, findet nirgend so leicht thätige Helfer wie hier. Es wäre in Berlin ganz unmöglich, daß etwa zwei über Einen herfielen, oder ein Schwacher von einem Starken lange gemißhandelt würde. Die Zulaufenden fragen nicht lange, wer im Recht sey; es ist genug, den Einen unterliegen zu sehen, um ihm Hülfe zu leisten. Dann kommt es zum Vortrag, zum heftigen Streit über Recht und Unrecht, es entstehen Parteien und die Folge ist oft ein allgemeines Gefecht über Dinge, die sonst Keinen etwas angehen. — Häufig sind die Berliner angeklagt worden, als seyen sie herzlos bei Unglücksfällen und statt zu helfen, höre man sie die Verunglückten heftig tadeln, nicht vorsichtiger und klüger gewesen zu seyn. — Das letzte ist allerdings richtig, aber ohne darum jenen Schluß zu rechtfertigen. Die vorherrschende Verständigkeit erzürnt sich über den Mangel an Vorsicht, ohne darum an der Hülfe sich hindern zu lassen; rücksichtslos aber macht sich jener lebhafte Unwille geltend, der nichts anders als rege Theilnahme für die Verunglückten ist, wenn Jemand die Veranlassung eines Unglücksfalles war. — Ich habe oft solche Scenen gesehen, wo z. B. ein Kind aus der Schaukel gefallen war und sich lebensgefährlich verletzte. Die Mutter fiel halb ohnmächtig zu Boden, ihr Schmerz war grenzenlos, aber wenige trösteten sie und halfen ihr, sie wurde von bittern Vor-

Digitized by Google

würfen überhäuft, ihr Kind elend gemacht zu haben. So übt auf den Straßen häufig das Volk eine handfeste Gerechtigkeit gegen Unvorsichtige, welche Unglück herbeiführen, oder bestraft Thierquälereien, Rohheiten und Betrügereien auf fühlbare Weise.

Einen gewissen militärischen Sinn von Pflicht und Ehre hat der allgemeine dreijährige Dienst hervorgerufen, und was man auch zum Theil sehr Begründetes gegen diese Soldatenzeit sagen mag, welche die Arbeitslust bei Vielen vermindert, die Sittenlosigkeit vermehrt und überall im Lande einen störrigen Geist des Widerspruchs erzeugen soll, der namentlich den Gutsbesitzern sehr unangenehm ist, Alles wiegt die Vortheile nicht auf, welche den jungen Leuten dadurch erwachsen, die Welt kennen zu lernen und ein Gefühl der Selbstständigkeit und ihrer Rechte zu erlangen. Nimmt man den niedrigsten Bodensatz der Bevölkerung aus, jene ewig Verlornen, so muß man sagen, daß sich der Fortschritt zum Bewußtseyn und zur besseren Entwicklung sehr merklich geltend macht. Aber selbst die Verworfenheit ist so schlimm nicht, als in anderen großen Städten. — Der Diebstahl, besonders die Taschendieberei, hat allerdings beträchtlich zugenommen, weit seltener aber sind gewaltsame Einbrüche, noch seltener Mord, und keine Gegend der Hauptstadt ist als unsicher eigentlich berüchtigt. Die Bemühungen des Staats um den Unterricht, die Bemühungen der vielen Gesellschaften wirken wohlthätig ein, und verringern doch wenigstens die Schattenseiten, welche die Culturentwicklungen großer Sammelplätze der Menschen nothwendig mit sich führen. — Die Aufklärung steigt in die Keller und klettert auf die höchsten Giebel, und diese allein kann doch wahre Besserung hervorbringen. Lesen und schreiben können selbst die Aermsten fast alle und mit diesen Künsten findet sich der Ehrgeiz ein, anständig zu seyn, wie man in Berlin sagt, und etwas zu werden. Wer hätte vor zwanzig Jahren wohl geglaubt, daß eine Höckerin in ihrem Keller oder ein Kutscher auf seinem Bock Bücher lesen und eifrige Förderer der schönen Litteratur seyn würden. Was sie lesen: Haspar a Spada oder die Mimili, darauf kömmt es zur Zeit nicht an. Haben doch diese Bücher einst den höchsten Klassen der Gesellschaft unsägliches Vergnügen gemacht! Wie aber die Neigung dazu überall fortschreitet, ist auch aus dem Auftauchen mancher Volksblätter in der letzten Zeit zu erkennen, welche in täglichen Auflagen von 20 bis 30,000 Exemplaren erscheinen und in allen Kreisen ihre Abnahme finden; etwas Unerhörtes noch vor kurzer Zeit. — Ein weiterer Fortschritt würde der seyn, daß diese Volksblätter auch die Sache des Volks verträten, daß sie ihm Licht über seinen Zustand verschafften; nicht blos Erzählungen

Digitized by Google

und Anekdoten brächten, sondern nützliche, belehrende Aufsätze lieferten, mit Freimüthigkeit Das, was ihm fehlt, erklärten, seine Leiden und Schicksale offenbarten und die Mittel zum Besserwerden aufdeckten. Hier treten aber unsere staatlichen Verhältnisse und die grausamen Wächter und Unterwächter, die Censoren, hemmend entgegen.

Der Sinn für litterarisches Wissen und Bekanntwerden mit dem Leben findet sich stärker noch in den Mittelklassen wieder, obgleich der eigentliche Nährstand natürlich vor allen Dingen der Nahrung nachgeht. Die materiellen Interessen müssen hier vorherrschend seyn, und die politische Erziehung, welche so jung für Deutschland ist, kann unmöglich als nationales und Volksbewußtseyn schon in der Masse leben. — Zwar sind diese Kreise der Bildung und des Bewußtseyns größer geworden; und die geistigen Interessen sind noch niemals so hoch gestiegen, als jetzt, aber das Volk ist doch erst spärlich von ihnen durchdrungen. Dennoch sind so viele Fortschritte nach allen Richtungen in den letzten dreißig Jahren geschehen, wie früher nicht in Jahrhunderten, und trotz des Seufzens und Geschreies über die Verderbniß und Gottlosigkeit der Zeiten, sind die Menschen wahrhaft sittlicher, christlicher, besser und ihres Namens würdiger geworden.

Der höhere Bürgerstand wendet viel auf die Erziehung seiner Kinder, und da Preußen auf Wissen und Lernen basirt ist, da in allen Klassen des Staatsdienstes nicht allein Examina verlangt werden, die nicht zu umgehen sind, da gewiß nur seltene Fälle vorkommen, wo nicht der Tüchtigste auch den Preis empfinge, da endlich auch überall im Leben Talent und Kenntnisse Achtung und Bewunderung finden: so ist man eifrig bemüht, diese Vorzüge zu erwecken. Auch die gewöhnliche Mittelklasse, der große Haufen der Erwerbsleute, fühlt diese Vorzüge sehr wohl. Sie haben alle einen Ehrgeiz, wenigstens eines ihrer Kinder klüger und geehrter zu sehen, es studiren zu lassen und in den Staatsdienst zu bringen. Theils ist Dies eine kluge Berechnung, denn der Beamtenstand hat Vortheile und gewisses Brod, theils ist es Eitelkeit, theils aber auch wirkliche Anerkennung der geistigen Bildung, und selbst jetzt, wo so wenig Aussichten sind, im Staatsdienste eine schnelle Laufbahn zu machen, oder durch Studien in irgend einem Fache, da alle überfüllt sind, Ruhm und Glück zu gründen, lassen Eltern ihre Söhne doch gern zu gelehrten Beschäftigungen greifen, wenn ihre Vermögensumstände Dies gestatten. Abgenommen hat die Leidenschaft dafür allerdings und zwar zum Heile des Ganzen, denn die Masse der Bildung ist nun so groß, daß sie der Staat nicht mehr konsumiren kann, und sie sich immer entschiedener auf die bürgerliche Gewerblichkeit werfen

Digitized by Google

muß. Das wohl eingerichtete Schulwesen erzieht eine Menge junger Männer, denen es mit den mancherlei Kenntnissen, bisher auch größtentheils eine aufgeklärte Gesinnung für allen Fortschritt mit auf den Lebensweg gegeben hat. — Indem nun ein wachsender Theil der Bildung in's Volk fließt, wird dies den modernen Zuständen auch näher gerückt, denn es bildet sich eine Klasse junger unterrichteter Bürger, die immer vortheilhafter auf das gewerbliche Leben einwirken, mit Hülfe der Gewerbefreiheit alle neue Erfindungen schnell benutzen, den bisherigen Handwerken eine fabrikartige Ausdehnung verleihen und durch ihre Kenntnisse ihrem Stande Achtung und Ansehen verschaffen. — Diese Klasse tüchtiger Bürger vermehrt sich schnell und wird bald auch in den städtischen Angelegenheiten sich geltend machen, zugleich aber muß sie auch aufmerksamer an Zeitfragen und Ereignissen theilnehmen.

Der gewöhnliche Bürger Berlins mag sich in seinen beschränkten Kreisen im Allgemeinen nicht viel um diese Dinge kümmern, er weiß doch immer etwas davon und in der jüngsten Zeit drangen zum ersten Male die Zeitfragen bis in die unteren Klassen, wo über die Anstellung mancher Beamten, über Adel und Pietismus mit großem Eifer gefochten wurde. Die drei politischen Zeitungen Berlins verbreiten sich täglich in mindestens dreißigtausend Exemplaren, von welchen ein Drittheil in der Hauptstadt bleibt, und das ist ein großes Zeichen des lebendigen Antheils, daß jetzt an keinem der vielen öffentlichen Orte, selbst in Kellern und gewöhnlichen Bierstuben, eine dieser Zeitungen fehlen darf. Traurig ist es freilich, daß es diesen Organen des Lebens nicht gestattet ist, über das zu sprechen, was uns am nächsten liegt, über unsere eigenen Verhältnisse. Wer erfahren will, was in Berlin vorgeht und nicht vorgeht, muß auswärtige Zeitungen lesen, und es gehört, wie es scheint, zu dem herrschenden Systeme, den höheren Klassen der Gesellschaft diesen Ausweg nicht vorzuenthalten, das sogenannte Volk aber in dieser Beziehung bei der glücklichen Unwissenheit zu lassen. Darum finden auch Theaterverhältnisse und kleine Streite über die Intriguen einer Schauspielerin oder über die Stimme einer Sängerin solche allgemeine Theilnahme. Die Menge findet hier einen Gegenstand, der ihr bekannt ist und sucht sich am Kleinen schadlos zu halten. Indeß bringen schon einzelne fremde Journale bis in jene großen Kreise und ganz besonders hat die Leipziger allgemeine Zeitung sich ihre große Verbreitung hier dadurch verschafft, daß sie gleichsam das Amt der Berliner Zeitungen übernahm und alle Vorgänge Berlins und Preußens oft in sehr freimüthiger Weise berichtete. Diese Freimüthigkeit besonders verschaffte ihr den Absatz, welchen sie nicht

Digitized by Google

ferner finden dürfte, wenn sie andere Wege einschlagen sollte, wie ihr dieß seit einiger Zeit zur Last gelegt wird.

Was das häusliche Leben dieser Mittelstände betrifft, so ist es ein arbeitsvolles und genügsames, und sicher ist in Berlin, wie im nördlichen Deutschland überhaupt, der größte gewerbliche Fleiß auch beim Einzelnen zu finden. Wir sind nicht so anhaltend thätig wie der Franzose, der weit mehr arbeitet, als der Deutsche, aber wir sind weit fleißiger als der Westen und Süden Deutschlands, wo der Handwerker noch nach der Sitte seiner Väter zum Frühstück ins Bier- oder Weinhaus geht und die schönsten Arbeitsstunden verfaulenzt. Eben so wenig sind wir so vergnügungslustig wie der Süddeutsche, namentlich der Wiener, und selbst der Protestantismus vermehrt die Thätigkeit, denn unserer kirchlichen Fast- und Festtage sind wenige. Der Berliner ist neugierig, vergnügungssüchtig ist er nicht. Nur der kleinere Theil des Bürgerstandes, namentlich der ältere Theil, besucht abendlich zur Entschädigung seiner Mühen ein Wirthshaus. Liebe zur Häuslichkeit und zum Familienleben ist ein vorherrschender Zug aller Stände, aber wer auch ganz seinem Beruf und seinem Haus sich anschließt, einen Tag gibt es, der den Vergnügungen gewidmet ist, der Sonntag, und kein wahrer Berliner läßt sich den nehmen. Der herrschende Wohlstand macht, daß sehr viele Familien Equipagen halten. Wer die nicht hat, klettert für ein Paar Groschen auf einen der zahlreichen Personenwagen an irgend einem Thore, und läßt sich nach dem nächsten Dorfe bringen. Der Park wimmelt von geputzten Spaziergängern, aus den zahllosen Kaffeehäusern tönt überall Musik, die Tanzplätze öffnen sich, selbst bei der unmäßigsten Hitze, kurz es ist ein Tag, auf welchen Alles, was sechs Tage lang arbeiten muß, so Herr wie Knecht, seine Erwartungen setzt; und nun läuft, fährt, reitet oder schifft Alles den Fluß hinauf in den bunten Gondeln, die ihn nach dem beliebten Dörfchen Strahlow bringen, oder man arbeitet sich durch die grauwirbelnden Staubwolken, welche unter Wagenrädern und Hufen überall bis an die Wolken aufsteigen. So sieht man sie dann in dichtem Gedränge irgend eines beliebten Kaffeehauses sitzen, Kaffee trinken und schwatzen. Die Herren rauchen, trinken, finden ihre Bekannte, spielen Kegel, ein hier sehr beliebtes Spiel, oder Billard, wenn sie zur nobleren Gesellschaft gehören wollen. Die Damen mit ihren für eine ganze Epoche aufgesparten wirthschaftlichen und Familienneuigkeiten stricken, trinken Kaffee und bekritteln die Freundinnen. Endlich ißt man gemeinsam Abendbrod an irgend einem andern Orte, oder thut sich etwas zu gut, wie die Berliner sagen, die höhern Klassen in bessern Restaurationen, die unteren nach ihrer Weise, aber Alle tanzen, trinken und

Digitized by Google

essen, bis der Wochenlohn glücklich durchgebracht ist, und Alle trollen sich vergnügt, bringen ihre Frauen, Kinder oder Geliebten nach Haus und freuen sich auf den nächsten Sonntag. Dieß nennt man hier Sonntagsvergnügen, und unglaublich viele Menschen leben davon, denn die Zahl der Wirthschaften ist vor allen Thoren und an allen Orten sehr groß; jährlich entstehen neue, oft glänzende und geschmackvolle, und die meisten finden ihr Bestehen nur durch die Sonntagsgäste. — Den Berlinern die Sonntagsfreuden antasten, heißt ihr Leben fordern, und nichts konnte daher in neuester Zeit auch ihren Unwillen so sehr erregen, als das Gerücht von strengen Sonntagsgesetzen, Verbot der Musik, des Tanzes u. s. w., der zuletzt bei der bloßen Möglichkeit so allgemein ward, daß es die Regierung für nöthig fand, öffentlich die Unwahrheit jener Gerüchte zu erklären. — Ist im Sommer die Lust vor den Thoren, so wird sie in der rauhen Jahrszeit in die Stadt verlegt. Die untern Klassen halten sich dann um so eifriger an Musik und Tanz in den Wirthshäusern, oder sie besuchen auch das Paradies der Theater mit ihren Schätzchen, nehmen Lebensmittel und vor allen Dingen eine gut gefüllte Flasche mit, und pochen oder jubeln Beifall, je nachdem die Sache ihnen gefällt. Mit diesem Sonntagspublikum ist nicht zu spaßen, denn auch der größte Theil der übrigen Räume ist mit den noblern Theilnehmern der Gewerblichkeit gefüllt, die für ihr Geld so viel sehen und hören wollen, als irgend möglich ist. Die Lust am Schauspiel ist den Berlinern treu geblieben durch alle Umwandlungen der Zeiten; wie aber auch der Sinn der Mittelklassen für musikalische und deklamatorische Genüsse empfänglich ist, das beweisen nicht allein die vielen stark besuchten Konzerte, sondern auch die Stiftung großer Gesellschaften, wie z. B. der philharmonischen, in welcher sich vorherrschend jene Stände vereinen, und durch Musik und Deklamationen der besten Künstler Berlins, welche der Vorstand einladet, unterhalten werden. — Bei dem herrschenden Geschmack für Theater scheint es fast zu wenig, daß die Hauptstadt nur drei Bühnen besitzt, und in der That reichen diese auch des Sonntags bei weitem nicht aus, aber eben weil sich das vergnügliche Leben an diesem Tage so stark konzentrirt, die wahre Vergnügungssucht aber so gering ist, weil uns ein reicher Beamtenstand, ein reicher Adel fehlen, und die kritische Bildung in den höhern Klassen so vorherrschend, der Geschmack so wählend ist, können diese Bühnen sich nur durch bedeutende Zuschüsse aus der Kronkasse erhalten. Ueberdieß gibt es in Berlin drei Liebhabertheater, eine Erfindung des vorigen Jahrhunderts, Vereine von Herren und Damen, welche artige und selbst luxuriöse Privattheater errichtet haben, auf welchen sie sonntäglich

Digitized by Google

ihre mimiſchen Talente in kotzebueſchen und andern Luſtſpielen und Poſſen zum Beſten geben. — Auf dieſe Weiſe ſind ſechs Theater im Gange, und zu ihnen geſellen ſich andere Winterfreuden der Berliner, namentlich die ihnen eigenthümlichen Treibhausvergnügen. Die Natur hat uns ein rauhes Winterleben zugewieſen und ſtellt Eisblumen oft auf Monate an unſere Fenſter, um ſo inniger und allgemeiner iſt daher die Sehnſucht, durch Kunſt den Frühling zu erſetzen, und dieſe liebliche Kunſt iſt in Berlin Hunderte von Jahren alt. Sie iſt mit unſern Stammvätern aus Holland und den Niederlanden zu uns gekommen. Schon der große Kurfürſt legte Treibhäuſer an und im vorigen Jahrhundert war es bereits eines der allgemeinſten Vergnügungen der guten Geſellſchaft, bei Boucher's, Georges oder einem andern Kunſtgärtner unter Zitronen und Granaten, umringt von tauſend blühenden Gewächſen, im milden feuchten Klima einer beſſern Zone ſeinen Kaffee zu trinken. Jetzt iſt dieſe Sitte aber weit allgemeiner. Die Kunſtgärtner in den Blumenſtraßen werden wenig mehr beſucht, aber alle große Kaffeehäuſer haben ſogenannte Wintergärten, wie man die Treibhäuſer nun nennt, d. h. Glashäuſer mit Zitronenbäumen, hohen Myrthen und Blumen geſchmückt, wo an kleinen Tiſchen Kaffee getrunken und furchtbar geraucht wird. Zarte Damen, welche beim Anblick einer Pfeife zu Haus ohnmächtig werden, ſitzen hier im entſetzlichſten Qualm und befinden ſich ganz wohl dabei. Es gibt mehr als ein Dutzend ſolcher großer Rauch- und Blumenanſtalten und alle ſind des Sonntags von Tauſenden von Beſuchern ſo überfüllt, daß eine noch weit größere Zahl kein Unterkommen findet. — Die Liebe zu den Blumen iſt aber bei uns auch ein wichtiger Handelsartikel geworden. Nichts iſt lieblicher anzuſehen, als im Frühjahr die Märkte der Gärtner, welche als große farbige Beete erſcheinen mit Hyazinthen, Tulpen, Narziſſen, Krokus, Primeln und allen Kindern des Frühlings geſchmückt, welche aus dem Schnee, der oft noch dicht die ganze Stadt bedeckt, wie Hoffnungs- und Himmelszeichen hervorblicken. Knaben mit Körben und Tragen voll Blumen durchziehen dann auch alle Straßen und bieten ihre duftenden Waaren feil, welche ſo billig ſind, daß ſelbſt der Arme ſein Fenſterchen damit ſchmücken kann, und nicht leicht ein Hausſtand ſich findet, wo nicht wöchentlich für die Blumen einige Groſchen erſpart und verausgabt würden. Viele Privatleute treiben in ihren Gärten die Blumenzucht überdieß als Vergnügen, und wenn man durch die Straßen geht und die vielen mit ſchönen farbigen Blüthen bedeckten Fenſter ſieht, kann man an den theuern und zierlichen Gefäßen bemerken, daß es auch ein Luxusartikel iſt. Draußen aber in dem öſtlichſten Stadttheile iſt das

eigentliche Garten- und Blumenquartier. Dort gibt es ganze Straßen, wo man zwischen den hohen Zaunwänden der Gärten hingeht, und hier hat auch in neuester Zeit, namentlich die Hyazinthenzucht, eine merkwürdige Ausdehnung erreicht. Es gibt hier Gärten, in welchen wirklich Millionen dieser schönen Blumen erzogen und in ihrer Blüthenzeit im Freien Ausstellungen veranstaltet werden. Die Schaaren der Berliner wandern dann dort hinaus, laben sich an Duft und Blüthen, zahlen einige Groschen und erhalten Sträuße dafür. Mit den Zwiebeln aber wird ein so ausgedehnter Handel getrieben, daß die Blumenhändler in Harlem schon mehrmals Commissionen hieher geschickt haben, welche den Schluß zogen, daß Berlin in Kurzem sich des ganzen Handels bemächtigen werde, da Holland an Billigkeit nicht mit ihm konkurriren könne.

Bei einem Volke, das nicht leicht in Enthusiasmus geräth, vielmehr eher über alle Exaltation spottet und dabei von leichtem Blut, den zeitlichen Vortheilen sehr zugethan ist, muß das Geld und sein Gewinn in hoher Achtung stehen. Es ist daher wohl zu begreifen, wie ein Theil des wohlhabenden Bürgerstandes eine sehr widerliche Beigabe dadurch erhält. Der Geldstolz macht sich mit der wachsenden Industrie, besonders auf Kosten der Geburtsvorzüge, geltend; und die Armuth des größten Theils unsers Adels unterstützt die allgemein herrschende Ansicht, daß eine hübsche Anzahl vollgültiger Papiere besser sey als ein vergilbter Stammbaum. Da aber diese doch von ihren Besitzern, und zwar in neuester Zeit im vermehrten Maße, erhaben über diese gemeine Anschauung der Jetztzeit gehalten werden, so kann es nicht fehlen, daß eine gänzliche Absonderung der vornehmen Welt von den Mittelständen erfolgt, welche sich nirgend so scharf ausprägt, als hier. — Schon daß die öffentlichen Vergnügungsorte und der Sonntag von dieser eingebildeten Vornehmheit in den Bann gethan sind, muß eine strenge Grenze zwischen ihnen ziehen. In Wien und München ist es anders. Die vornehme Welt hat dort ihre Kreise für sich, wohin kein ungeweihter Fuß dringen kann, aber sie verschmäht es durchaus nicht, an den Belustigungsorten der Menge zu erscheinen, während man dieß hier gleichsam für eine Entwürdigung hält. Diese obere Klasse ist, man muß es gestehen, vielleicht die unliebenswürdigste der Bevölkerung. Abgesperrt fast ganz in ihren Familiengesellschaften weiß sie vom eigentlichen Leben blutwenig, und nur im Theater und in Konzerten wird sie sich in einer gemischten Gesellschaft zeigen. Könnte sie diese Absonderung, wie die englische Aristokratie, mit ungeheurem Reichthum unterstützen oder wäre eine vorzugsweis hohe Bildung die Ursache, so

Digitized by Google

möchte man durch die Gewalt des Geldes oder Geſchmacksverfeinerung dieſe anmaßende Richtung entſchuldigen. Hier iſt es aber theils Eitelkeit, theils Hochmuth, theils ein Gemiſch von Beidem, aus welchem der in Berlin vom Geringſten zum Höchſten gleich bedeutungsvolle Ausſpruch: „Es iſt nicht anſtändig!“ entſpringt. — Es iſt nicht anſtändig, ein öffentliches Lokal zu beſuchen; es iſt nicht anſtändig, ſich Sonntags zu zeigen; es iſt nicht anſtändig, ſich unter das Volk zu miſchen; es iſt überhaupt nicht anſtändig, in irgend eine Berührung mit der Maſſe zu gerathen, und ſo weiß man für jede Prüderie und jede Ausſchließung nichts als ein: Es iſt nicht anſtändig! — Wenn den Berlinern der Vorwurf gemacht werden kann, daß man bei ihnen die Steifheit des Soldatenweſens, die Langweiligkeit und Lächerlichkeit des gewöhnlichen Geſellſchaftstones und die nüchterne oder alberne Phraſeologie deſſelben vornehmlich finde, ſo müßten es dieſe Kreiſe ſeyn. Eigentliche Salons gibt es hier nicht. Politiſche Gegenſtände ſind in den Soireen dieſer Art entweder aus Rückſichten verboten oder ſie finden keinen Anklang; Wiſſenſchaften und Künſte, die wohl einige Berückſichtigung antreffen, geben nur einen ſchmalen Stoff, ſo bleibt das Spiel für die ältere, Tanz und Muſik für die jüngere Hälfte, die einzigen Aushülfen, nebſt jener Salonkonverſation, die vereinzelt eben ſo geiſtvoll und pikant ſeyn kann, wie ſie im Allgemeinen von beiden Geſchlechtern mit ſtehenden Fragen und Redensarten und aller genügſamen Selbſtgefälligkeit getrieben, fade und lächerlich wird. Je höher die Kreiſe, um ſo vorherrſchender wird das Vergnügen der Konverſation, die, wenn ſie mit der Grazie geübt wird, wie in Paris oder ſelbſt in Wien, einen reichen Erſatz in der Geſellſchaft geiſtreicher und ſchöner Damen bietet. Hier aber tritt ſehr merklich eine Nüchternheit und Förmlichkeit ein, und wiederum jene Anſtandsfrage, welche alle Freiheit der Bewegung einengt, ſo daß eine Art Erſtarrung auf den meiſten dieſer Geſellſchaften liegt. — Man nennt dieß Formenweſen Feinheit und guten Ton. Wer darin geboren und erzogen iſt, mag ſich damit verſöhnen, aber es entbehrt aller eigentlichen Würde und noch weit mehr aller Liebenswürdigkeit, indem es gegen wahrhaft feine Manieren und Sitten gehalten, eben jenen Don Ramudo-Anſtrich empfängt, der manchen dieſer Kreiſe den beſondern Ruf verſchafft hat. — Die Seele aller deutſchen Geſellſchaften iſt und bleibt aber die Verſorgung des Leibes mit guten Speiſen und Getränken, was bei uns auch redlich gehandhabt wird, beſonders in den reichen Bürgerſtänden, welche immer noch einen Theil der alten Gaſtfreundſchaft bewahrt haben und keinen ihrer Gäſte vor tiefer Nacht, des Weines voll und voll dankbarer Bewunderung gegen den wackern Wirth, ziehen laſſen wollen.

So ſtellen ſich nun die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft: Bureaukratie, Gelehrten, Künſtler und Bürgerthum, Geld- und Adelsariſtokratie nebeneinander, und ihre einzige Vermittlung iſt die allgemeine Bildung, das Reich jener geiſtigen Herrſchaft, vor welcher man zwar nicht den Reſpekt hat wie in Frankreich, aber doch Reſpekt genug, um trotz der hochmüthigen Sonderung und dem hier und dort von Neuem erwachenden Kaſtenweſen eine gewiſſe Art der Gleichheit vor dem Anſtandsgeſetz anzuerkennen. In den erſten Geſellſchaften, ſogar in denen des Hofes, findet man Gelehrte, Künſtler, die Bureaukratie, das Bürgerthum; bei reichen Banquiers erſcheinen die Notabilitäten aller Stände eben ſo wohl wie bei dem Miniſter, und ſo iſt es eigentlich doch nur jene Klaſſe von Menſchen, welche nichts lernen und nichts vergeſſen kann, die fortfährt, auch öffentlich die Anmaßungen zu bewahren, welche andere Klügere wenigſtens zu verſtecken wiſſen. — So trennt ſich alſo die ganze Geſellſchaft in zwei Klaſſen: in Gebildete und Ungebildete, und jene verſchafft Rechte, welche der Reichthum nicht geben kann. Der Mann von Talent und Geſchick weiß, daß ſeine Geburt nicht den geringſten Anſtoß erregt; der König ſelbſt zieht geiſtreiche und hochgebildete Männer ohne Ahnenprobe in ſeine Zirkel, und die angenehmſten Häuſer öffnen ſich gerne jedem jungen Manne, wenn er zu der großen privilegirten Klaſſe durch Studien und Bildung gehört. — Vor einiger Zeit hat man mit dem Geiſte und den ſogenannten geiſtreichen Geſellſchaften auch eine Art Spekulation getrieben. Es war das ſchöne Zeitalter der Kränzchen, der Singethees und der äſthetiſchen Damengeſellſchaften. Es war eine Modeſache, geiſtreich zu ſeyn, wie es jetzt Mode iſt, witzig zu heißen; man kann aber in beiden Manieren eben ſo langweilig als widerlich werden. Börne hat die äſthetiſchen Hofräthe und Referendäre gegeißelt, die Sonntagsperiode und ihren Wahnſinn; andere haben zur Genüge die Singethees und die geiſtreichen Kränzchen verſpottet, mehr aber noch hat ſeit dem Jahre 1830 die Durchrüttelung der politiſchen Ideen gethan. Man tanzt jetzt freilich nicht mehr ſo gern und die Damen klagen ſehr darüber, daß jene Ideen nicht allein den Herrn in die Köpfe, ſondern auch in die Beine gefahren ſind; aber das ganze Zeitalter iſt nachdenker geworden, trotz aller Witzeleien ernſter. Schleiermacher, deſſen Predigten einſt von dem ganzen geiſtreichen Schwarm beſucht wurden, um dann an den Theetiſchen homiletiſch enträthſelt und mit einer Art Verzückung für ungeheuer geiſtreich erklärt zu werden, obwohl der kleinſte Theil dieſen beredten ſeinen Dialektiker verſtand, dieſer Schleiermacher iſt todt. Auch Hegel iſt todt, dem es noch ärger erging, der ſo viel Aufſehen bei Staatsmännern,

Gelehrten und wiederum bei den Geistreichen machte, welche sich unendlich abquälten, das schreckliche An und für sich Sein, die schwierige Terminologie und die haarscharfen Gedankenunterschiede dieses großen Denkers und seines Systems zu verstehen. Was ihnen nicht glückte, das hat die Zeit übernommen. Sie hat die Folgerungen und Schlüsse verständlich übersetzt, am Leben der Völker manches deutlich gemacht, was darin der Menge dunkel entwickelt ward, anderes Großes vorbereitet, das sich noch erfüllen soll, und jene Faseleien großentheils glücklich überwunden.

So sind wir durch eine Reihe von Entwicklungen gegangen, aber nichts hat so sehr auf die geistigen Fortschritte gewirkt, als die Stiftung der Berliner Universität. Schleiermacher und Fichte übten hier den ersten großen Einfluß auf Gedanken und Gesinnung, bis Hegel sie ersetzte. Nicht genug zu sagen ist es aber auch, wie die verjüngte Regierung selbst und die einsichtsvollen Staatsmänner an ihrer Spitze die freien Bewegungen des Geistes förderten, mit welcher Liebe endlich der hochverehrte König seine Schöpfungen beschirmte und sich an deren Gedeihen erfreute. — Fragen wir nicht nach Dem, was zurückgehalten wurde, sehen wir auf Das, was wir gewonnen haben und so groß und fest begründet ist, daß selbst divergirende Ansichten über Volksbildung und Fortschritt des Ganzen wohl hemmen, aber nichts Wesentliches an der Erfüllung unserer Zukunft ändern können. — Man hat den Berlinern oft Anmaßung und das sogenannte hochmüthige Preußenthum vorgeworfen; aber ist es nicht ein verzeihlicher Stolz, einem Staate anzugehören, der sich so kräftig und freudig entwickelt hat, der so Großes gethan und welchem andere Völker so viele seiner Institutionen laut nachrühmen?! — Es ist ein Volksbewußtseyn erwacht, eine Begeisterung für das Vaterland, das aus Deutschlands Zersplitterung und aus tiefer Noth sich hervorzuringen wußte; das an der Spitze der Entwicklungen steht, von dem man das gemeinsame Wohl der Zukunft erwartet. — Und wer hat für eine Annäherung und Vereinigung der getrennten deutschen Stämme die ersten großen Schritte gethan? Wer hat den Zollverein gegründet und bringt dafür noch jetzt bedeutende Opfer? Wer hat zum ersten Male seit Jahrhunderten Deutschland von den trennenden hemmenden Fesseln der Grenzen, der Zölle und Münzen befreit; wer hat das Gefühl für ein gemeinsames großes Vaterland wieder erweckt, das nach Innen und Außen kräftig sich als Nation den Fremden gegenüber fühlt; wer wirkt für die immer innigere und unlöslichere Verbindung, für den wachsenden Wohlstand und die gemeinsam deutschen Interessen? — Einem solchen Staate kann man nicht nachsagen, daß er nicht deutsch und fortschreitend sey, und seine Hauptstadt,

in welcher alle Ideen der Gegenwart und des Fortschritts sich so groß-artig konzentriren, Berlin, der große Stapelplatz des neuen deutschen Lebens, der Mittelpunkt der Bildung, welche über das ganze Land verbreitet ist, kann unmöglich der Sitz eines steifen, aufgeblasenen Preußenthums seyn. — Schon die literarische Lebendigkeit muß dafür zeugen, die Künste und Wissenschaften, die Industrie, welche so bedeutend geworden ist. Wo wäre in Deutschland ein zweiter, ihm gleicher Sammelplatz so vieler geistvoller Männer aller Fächer, Staatsmänner, Gelehrter, Künstler und bedeutsamer Literaten? Wir sind im Streben begriffen, darin liegt unsere Zukunft; es ist eine Zeit der Vorbereitung, eine Zeit des Keimes, welche Blüthen und Früchten entgegen reift. — Berlin, welches vor dreißig Jahren vielleicht dreißig Buchhandlungen hatte, besitzt jetzt weit über hundert. Zu derselben Zeit gab es hier kaum einige der ersten Kaffeehäuser, wo man ein Paar belletristische Journale, und an politischen Zeitungen die Augsburger Allgemeine und den Hamburger Korrespondenten fand; jetzt findet man diese Blätter, die Leipziger Allgemeine und eine große Auswahl von Journalen vielleicht in hundert öffentlichen Lokalen aller Art; die Kaffeehäuser des ersten Ranges aber sind gezwungen, nicht allein sämmtliche deutsche Zeitungen und Tagsblätter von Belang zu halten, sondern auch die besten englischen und französischen Journale und überdieß juristische, kameralistische und andere wissenschaftliche Blätter. Es ist auch eine Eigenthümlichkeit Berlins, daß die großen Konditoreien die Stelle der Lesekabinette vertreten und zum Theil selbst eine Art politische Salons bilden. In ihnen versammeln sich zu gewissen Stunden Literaten, Beamte, Offiziere, Studenten, Männer aus allen Klassen, Kaufleute, Diplomaten, Gelehrte; selbst hohe Staatsbeamte treten hier ein, nehmen ihren Kaffee, durchfliegen die Zeitungen, finden ihre Freunde, tauschen Neuigkeiten aus, besprechen die Vorgänge und vermitteln ihre widerstrebenden Ansichten. Es ist dieß ein Surrogat für die uns fehlende Oeffentlichkeit und Preßfreiheit geworden, welche an keinem Orte dringender gewünscht werden kann, als hier. Daß es auch Männer gibt, die anderer Meinung sind, versteht sich von selbst; und namentlich ist es ein Theil des Beamtenstandes, der, wie überall in der Welt, keine andere Meinung, als die der hohen Vorgesetzten hat. — In einem bureaukratischen Staate, wie Preußen, wo die Beamtenhierarchie ein so geschlossenes Ganze bildet, wo der Einzelne so gern bemüht ist, sich zu empfehlen, um zu steigen, ist das auch ganz in der Ordnung. Dazu kömmt, daß der größte Theil unseres Beamtenstandes bei gewöhnlich zahlreichen Familien kein eigenes Vermögen besitzt; indeß will

ich keineswegs behaupten, daß nicht viele würdige und treffliche Männer ihre volle Freiheit des Urtheils unter allen Umständen bewahren, andere dieſelben unter ein kluges Schweigen verſtecken, wo es Noth thut. Dieſe herrſchende Bureaukratie aber iſt es nicht minder, welche Berlin in den Ruf des anmaßenden Preußenthums gebracht hat. Die vielen öffentlichen Behörden, die Miniſterien und Verwaltungsbureaus haben uns allerdings reichlich mit Räthen und Angeſtellten geſegnet, deren Titulaturen durch alle Buchſtaben des Alphabets gehen, und den Beamteten nebſt zwei andern Uebeln: Titel- und Ordensſucht! eingebürgert haben. — Da iſt ſelten Einer, der ſich nicht nach dem Bändchen und Kreuzchen ſehnt, oder deſſen Ohr ſich nicht um den Titel kitzelte. Im Allgemeinen iſt dieſer Ehrgeiz gewiß eine höchſt lobenswerthe Sache, aber er kann zur leeren und anmaßenden Eitelkeit werden, der man Vieles opfert, und ſomit verderblich auf das Ganze wirken. Es iſt dieß leider eine allgemeine Schwäche geworden, und wie weit ſie ins Leben gedrungen iſt, kann man daran erkennen, daß man gewöhnlich in Berlin nicht fragt: „Wie heißt der Mann?“, ſondern damit beginnt: „Was iſt er?“ — Ganz vorzüglich hat auch die Titelſucht das weibliche Geſchlecht ergriffen, und viele Tauſend Heirathen werden nicht etwa aus zärtlicher Liebe, ſondern des Doctor- oder Profeſſor-, Raths- oder Geheimenraths-Titels wegen geſchloſſen. Weitere Folgerungen aus dieſen Verhältniſſen kann man ſich ſelbſt ziehen. Da aber bisher an Orden- und Titelverleihungen kein Mangel geweſen iſt, ſo hat die Sucht danach auch immer ſtärker und ſelbſt in die unteren Volksklaſſen hinab um ſich gegriffen, wie es denn überhaupt leider nicht zu leugnen iſt, daß Eitelkeit und Gefallſucht, das Trachten nach blendendem Schein, Großthun, wie man in Berlin ſagt, Hang zum müßigen Wohlleben und der prunkliebende Ehrgeiz ſich zu überheben in einem bedeutenden Theil der höheren Klaſſen, und namentlich unter der weiblichen Welt, angetroffen wird. — Ein Hauptquell dieſer Uebel liegt jedenfalls in der mangelhaften Erziehung des weiblichen Geſchlechts, das wohl zur Erlernung fremder Sprachen, der Muſik und mancher künſtlichen Fertigkeit angehalten, aber auch vom Hausweſen entwöhnt, früh auf Bälle und in Geſellſchaften geführt, eine Stellung erhält, welche ſich mit ihren Anſprüchen an das Leben, mit ihren Glücksgütern und ihrem ganzen zukünftigen Geſchick nicht verträgt. — Eine Folge davon ſind nicht allein die häufigen unglücklichen Ehen und die Begünſtigung der Unſittlichkeit, ſondern auch die auffallend zunehmenden Eheloſen beider Geſchlechter. Das Leben iſt ſchwer, der Mann hat lange und tüchtig zu ringen, ehe er im Stande iſt, ſich ſein

Haus zu bauen, gewöhnlich kann er erst in der Mitte der dreißiger Jahre hier daran denken; den verwöhnten Mädchen aber genügt ein bescheidenes Loos nicht, sie suchen eitel nach Titel und bequemem Leben und betrachten die Ehe als eine Versorgungsanstalt, den Mann als den Vergnügungs-, Putz- und Modenlieferanten. — Alle diese Leiden, wie die schweren Klagen über zunehmende Entsittlichung und Verarmung sind jedoch so schlimm nicht als sie scheinen. Theils sind sie eine nothwendige Folge der Entwicklungen, theils wird ihnen auch gerade durch diese entgegengearbeitet. Nur der beschränkte Sinn kann glauben, daß Frömmelei die Macht sey, um Laster zu tödten, der Pietismus gebraucht werden müsse, um eine alte Welt voll frommer Einfalt und Gläubigkeit, Herzensstille und Demuth zurückzuführen. Man hat Das in Berlin versucht und versucht es noch. Man öffnet dem Trug und der Heuchelei die Thore, um dem Himmel Seelen zu retten, und ruft den Fanatismus alter Zeiten herbei, um die fortrollende Weltgeschichte aufzuhalten. Aber was hat man bis jetzt bewirkt? Ein Haufen armer Leute und ein Paar Dutzend bekehrter alter Damen und Geheimräthe bilden die betenden Vereine; die Masse geht lachend vorüber, besucht die Theater nach wie vor, wirft sich in den Strudel des Lebens und des Vergnügens, beutet die Industrie und die modernen Ideen aus, baut Eisenbahnen und Dampfschiffe, ob der Fanatismus das Alles auch Satans Werke heißt, und die heillose Jugend stürzt sich sogar mit immer heißerem Eifer auf Geschichte der Völker, auf die aufklärenden Naturwissenschaften, auf Chemie und Maschinenbau, auf die politischen Zustände der Gegenwart, ach! sogar auf die schreckliche, zerstörende Wurzel aller Leiden auf Erden, auf die erstgeborne Tochter des bösen Feindes, auf die Philosophie!

„Und was", sagte Eduard lachend, „soll denn geschehen, um die Welt besser zu machen?"

„Gebt den Menschen die größte Freiheit zur Entwicklung aller ihrer Kräfte, so führt ihr sie zur höchsten erreichbaren Sittlichkeit und Vollkommenheit. Der wahrhaft freie Mensch ist am entferntesten von aller Willkühr. Sein höchstes Gesetz ist die Vernunft. Zwingt ihn nicht zurück, sondern heißt ihn vorwärtsgehen. Nur in dem Fortschritt, in der höchsten Aufklärung, in der freisten Entwicklung liegt die Heilung der Leiden, deren Schmerzen wir bei dem Kampfe zwischen dem Streben nach Vorwärts und den Anstrengungen nach Rückwärts um so mehr empfinden."

Und Berlin?!

Digitized by Google

„Ein berühmter Gelehrter", erwiderte ich, „ſagte vor einiger Zeit, es ſey die Beſtimmung Preußens, an der Spitze dieſer Aufklärung und Deutſchlands zu ſtehen, in Waffen und Wiſſenſchaften gleich groß, und wie Pallas Athene ſtreitbar mit Beiden. Berlins Beſtimmung aber ſoll es ſeyn, ſich zum großen Waffenplatz aller Künſte, alles Wiſſens, aller Entfaltungen des Geiſtes und der materiellen Kräfte zu erheben. — Dann erſt wird es ſeinen Beruf erfüllen und als erſte deutſche Stadt, als Mittelpunkt des deutſchen Lebens, hiſtoriſch groß und bedeutſam, dem gemeinſamen Vaterlande zum Anhalt und Vorbild dienen."

Digitized by Google

Wilhelm von Chezy.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erinnerungen aus Wien.

(Aus den Jahren 1824 bis 1829).

Glücklich ist die Zeit, die keine anderen Erinnerungen noch kennt, als die aus der Kindheit ahnungsvollen Träumen; sie ist der dämmernde Morgen, dessen milder Strahl die Augenlieder des Schlummernden streift und mit freundlicher Gewalt öffnet, — sie ist der März, der mit dem Hauch des lauen Südwindes den weißen Schleier verweht, unter welchem schon vorwitzig emporstrebend die blanken Kelche der Schneeglöckchen erblühten, und der nun dem schwellenden Schoß der Erde die blauen Osterblümchen, die gelben Primeln und die duftigen Veilchen entlockt; wie aber dem Morgen der Tag, so folgen dem Lenz die Rosenzeit und der hohe Sommer, welcher die Blumen mit hellem heißem Sonnenschein versengt, um die Frucht der Rebe und was sonst der Herbst von reichen Gaben bringen soll, zu zeitigen. Wie ist das Jahr doch schon so alt, wann die Halme, sichelreif, die schweren Häupter senken, wann die Felder von Stoppeln starren, wann in den Gärten, Sonnenblumen, Dalien und Flor aus den Beeten hoch emporragend, ihre farbenreichen duftlosen Blüthen entfalten, und die bunten Astern in Knospen schießen, — wie ist der Mann doch schon so reich an welken Kränzen der Erinnerung in seines Lebens kräftigster Zeit!

Digitized by Google

Wo sind sie, die Genossen seines erwachenden Frühlings, die Gesellen bei Sang, Spiel und in waglicher Lust, die Vertrauten seiner ersten Liebe? Wie über seinem Haupt, ist die Zeit über den Ihrigen unaufhaltsam hingeschritten, hat das Geschick ihrer Viele unter seinem Tritt von Erz begraben, die Einen gebeugt, die Andern weit von dannen geschleudert. Wo sind die holdseligen Frauen und Mägdlein, deren Lächeln ihn entzückte, deren Zürnen um alle Schätze der Welt er nicht hätte verwirken mögen? Längst sind sie verblüht, und die von ihnen noch leben, wandeln einher als welkende oder verwelkte Matronen, trauern als einsame Trümmer; wohl dem, dessen Auge nimmermehr sie erschaut, um in dem trostlosen Anblick das Letzte, was aus schönen Tagen ihm geblieben: das Andenken ihres Glanzes und ihrer Blüthe, begraben zu müssen.

Es ist eigentlich noch gar nicht so lange her, daß wir achtzehn Jahre alt gewesen, meine Gespielen und ich, und dennoch sind wir schon sehr verarmt an holden Täuschungen und reich an Erinnerungen; ein neues Geschlecht ist, gleich Pilzen, wie über Nacht neben uns emporgeschossen, wir erblicken als Greise, die wir als rüstige Männer gekannt, ihre Kinder, die wir auf dem Arm getragen, als bräutliche Jungfrauen, und die größeren Mägdlein, die wir traulich an der Hand genommen, um zu ihnen niedergebeugt auf ihre klare Stirn einen väterlichen Kuß zu hauchen, haben ihre glücklichsten Stunden schon verlebt, sind Hausfrauen und Mütter geworden.

Und wie ein Alpenwanderer, der die steile Halde emporklimmt, lange bevor er den Gipfel erreicht, wo der Gletscher starrt und der ewige Schnee erglänzt, im Schatten einer grünen Buche rastend und hochaufathmend stille steht, um mit den Augen den zurückgelegten Weg zu messen und sich der Aussicht zu erfreuen, bei deren Anblick er sich nicht verhehlt, daß der Blick aus dem Thal zur Höhe an malerischer Ausbeute reicher ist, als von der Höhe zum Thal; so rast' auch ich einen kurzen Augenblick auf meinem Pfade, um rückwärts zu schauen und einige anmuthige Plätzchen zu betrachten, die mir in der Erinnerung noch so theuer sind.

Die herrliche Kaiserstadt am Donaustrande hat in ihrem Aeußern und in den Beziehungen des innern Lebens so mannichfache und rasche Umgestaltungen erfahren, daß jetzt schon Erinnerungen aus den Jahren 1824 bis 1829 zu den Klängen aus verschollener und vergessener Zeit

Digitized by Google

gehören, und Berichte über gesellschaftliche Zustände von dazumal wie graue Mährlein gemahnen. Oder klingt es euch nicht wundersam, wenn ihr vernehmt, daß kurz vor dem angegebenen Zeitraum das Auge mit Müh und Noth sich erst daran gewöhnt hatte, die Frauenkleider in Betreff der Taille nach dem Muster des sechszehnten Jahrhunderts zugeschnitten zu sehen, nachdem ihr von Kindesbeinen auf nichts anders erblickt, als das unmittelbar vom Busen abwärts fallende enganschließende und die natürliche Form zeichnende Gewand? Daß dazumal noch der Schnurrbart für ein Vorrecht des Soldaten, in Wien aber für das fast ausschließliche Abzeichen des Ungarn galt, die elegante Jugend den Backenbart spitz gegen den Mundwinkel hinzog, wie heutzutage kaum mehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher, und schlotterige Pantalons ohne Stege trug? Ihr lächelt dieser Erwähnung, und habt hierin Unrecht; jede äußere Mode braucht gemeiniglich sechs bis zwölf Jahre, um von den höchsten Klassen der Gesellschaft bis in die Reihen des Pöbels sich zu verlieren, und dann beginnt die Zeit, in der sie zum geschichtlichen Anhaltspunkt der Erinnerung, zum äußerlichen Abzeichen eines vorübergegangenen innerlichen Lebens, eines ganzen Geschlechts wird, das die Tage seiner Jugend in Kleidern feierte, deren Schnitt dem nachfolgenden schon so fremd geworden. Und wie mit den Gewändern, geht es häufig mit Gedanken, Empfindungen und Ansichten, so daß kaum davon das Größte und Schönste von einem Zeitraum zu dem andern sich hinüberrettet.

Es ist schon fast nimmer wahr, daß Miguel von Braganza, der höchsten und theuersten Schwüre uneingedenk, auf seiner Väter Thron seiner Väter Vorrechte wieder eroberte, um sie zu mißbrauchen; wie lang also ist es vollends her, daß er zu Wien der bewunderte Götze des Tages war! Er glich einem glatten, dem Anschein nach gänzlich gezähmten Tiger, die Jünglinge drängten sich in seine Nähe, die Weiber waren in ihn vergafft und die starkausgeprägte Wildheit in seinen braunen, fremdartigen, aber regelmäßigen Zügen übte wunderbare Anziehungskraft, so wie die geheimnißvoll schauerliche Kunde der Vorfälle von Salvatierra nur einen Reiz mehr abgab. So soll auch heutzutag sein Bild noch das gefeiertste seyn in der überreichen Porträtsammlung jener schönen Henriette, deren schwarze Augen und üppige Formen einst der Gegenstand so vieler, nicht stets vergeblicher Seufzer gewesen.

Digitized by Google

Der Friede war dazumal noch jung, seine Segnungen hatten lange noch nicht die Wunden geheilt, welche die Kriege geschlagen, und lange noch nicht die schmerzlichen Erinnerungen verwischt; so gehörte zu den Spuren aus trüber Zeit und zu ihren Folgen eine gewisse Verarmung der Mittelklassen, welche, früher den Freuden einer etwas kostspieligen Geselligkeit ergeben, sich auf billigere Weise zu unterhalten suchen mußten, daher dem Theater mehr denn je vorher ihre Aufmerksamkeit und Gunst zuwendeten und dieser Richtung treu blieben, als bereits die Ursache, welche den ersten Anstoß dazu gegeben, nach und nach verschwand. In der regen Theilnahme der gesammten Bevölkerung ist der Grund des Emporblühens der Wiener Theater zu suchen, deren man, wie heute noch, fünf zählte: die zwei Hoftheater, an der Burg und am Kärnthnerthor, das Theater an der Wien, das Volkstheater in der Leopoldstadt und das Josephstädter.

Das Burgtheater hatte unter Schreivogels Leitung eine bis dahin nie geahnte Höhe erreicht, und neben der Tragödie wurde auch das bürgerliche Schauspiel und vor Allem das Konversationsstück mit der vollendetsten Meisterschaft zur Darstellung gebracht. Ifflands langweiliger Familienjammer, Kotzebues längst schon im Veralten begriffene, breitgetretene und langausgesponnene Komödien, Scribe's und anderer Franzosen lose Waare gewannen Reiz und Leben durch den Zauber genialer Kunst oder bis zum Unglaublichen gesteigerter Routine in der Ausführung. Aus der berühmten Mannheimer Schule lebten noch die Veteranen Koch und Krüger; und ihres Zeitgenossen begabte Tochter, die herrliche, seitdem durch einen allzufrühzeitigen Tod abgerufene Sophie Müller, entwickelte die schönsten Blüthen ihres reichen Talents. Noch erblick ich sie deutlich vor den Augen meiner Seele in ihrer ebenmäßigen, stolzen und kräftigen Gestalt, mit den edlen Zügen, den wundersamen veilchenblauen Augen und der zum tiefsten Herzen dringenden klangvollen Stimme; sie war eine große Künstlerin von allgemein anerkannter Geltung, dabei in ihren bürgerlichen und geselligen Verhältnissen von dem unbeflecktesten Ruf, eine Zierde der besten Gesellschaft, und statt, wie sonst wohl ihres Gleichen, von Anbetern umschwärmt, von einem Kreise ausgezeichneter Freunde umgeben. Anschütz stand im kräftigsten Mannesalter, zu ihm gesellte sich bald darauf Löwe, um das Fach jugendlicher Helden zu übernehmen, welchem weder der alternde Heurteur, noch Kettel oder gar Korn mit seinem gefrornen Liebäugeln gewachsen waren, obschon der Letztere in Liebhaberrollen eine starke, für frühere Genüsse dankbare Partei für sich hatte, wie denn überhaupt die Dankbarkeit ein hervorstechender schöner Zug im Charakter der Wiener ist.

Eine italienische Oper, wie Barbaja's Truppe im Kärnthnerthortheater sie ausführte, ist, wenigstens in Deutschland, nie gehört worden. Ein Verein von Sängern und Sängerinnen, wie Lablache, David, Donzelli, Rubini, die Fodor und Andere, deren Namen hier genannt zu werden wohl verdienten, ist schwerlich irgendwo wieder zusammengebracht worden; alle Fächer waren mit den ersten Talenten besetzt, und man behauptete, die Gagen der Künstler hätten sich so hoch belaufen, daß der Impressario trotz der hohen Eintrittspreise, der stets überfüllten Häuser und eines Zuschusses von Seiten des Hofes noch bedeutend verloren habe. Im Theater beim Kärnthnerthor machte, wie Haizinger, Henriette Sonntag die erste Schule durch, für sie komponirte Weber die Euryanthe, welche im Winter von $18^{23}/_{24}$ zuerst zur Aufführung kam, und damals einen nur zweifelhaften Erfolg errang, so daß schon die dritte, zum Benefiz der jugendlichen Sängerin bestimmte Vorstellung ziemlich leer blieb. Auf derselben Bühne pflückte späterhin Nannette Schechner ihre ersten Lorbern.

Das Theater an der Wien ging seinem Verfall entgegen, ich weiß nicht, aus welcher Ursache. Eigenthümer desselben war Graf Palffy, Direktor der bekannte Wilhelm Vogel. Nie hatte man bisher auf einer deutschen Bühne in höherer Vollendung jene Aeußerlichkeiten ausführen sehen, welche sich unter dem einen bezeichnenden Namen des Spektakels zusammenfassen lassen, wenn man unter Spektakel: Dekorationen, Costume, Maschinerie, Verwandlungen, Pferde, Tänze, Gruppen, Gefechte und Feuerwerk verstehen will, nebst allerlei Lärm und was sonst noch dazu gehört, um irgend ein Drama mit der Kunstfertigkeit einer Zauberpantomime darstellen zu können. Dabei gelangen der Direktion ein Paar glückliche Würfe: „Der Wolfsbrunnen", in welchem ein gewisser Mayrhofer den Wärwolf mit großem Beifall darstellte und, weil er jedesmal herausgerufen ward, von der dritten Vorstellung an auch auf dem Theaterzettel unter den Personen namentlich aufgeführt werden mußte, füllte in einem Winter etwa hundert Abende aus; „Hund und Leopard" gab ein ähnliches Kassenstück, und ein Gastrollenzyklus Eßlairs trug goldene Früchte. Die Bühne besaß auch ein Paar vielverheißende Talente an Rott und Fichtner, welche seitdem ihren Weg gemacht haben.

In der Leopoldstadt schalteten und walteten der geniale Raimund, der launige Ignaz Schuster, dem zu allen seinen Rollen sein Bucket so wohl anstand, daß mancher Fremde meinte, der Künstler habe sich den Auswuchs nur für den einen Abend mit gutem Vorbedacht angeschnallt,

und die Krones, jene übermächtige, lebenskräftige und zügellose Erscheinung, eine in das Wienerische übersetzte Philine.

Das fernentlegene Josephstädter Theater trug, wie jetzt noch, das Gepräge einer Provinzialbühne. Alles kam darauf zur Darstellung, neben „Maria Stuart" der „Fiaker als Marquis", neben dem „Diamanten des Geisterkönigs" das „Käthchen von Heilbronn", mit französischen Konversationsstücken Ballete und Pantomimen, und das Publikum der südwestlichen Vorstädte ward auf eine seinen Ansprüchen angemessene Weise auf der Höhe der theatralischen Erscheinungen in den übrigen „Welttheilen" Wiens erhalten, ohne die weite Wanderung dahin antreten zu müssen. Vielleicht wurden auch Opern in der Josephstadt aufgeführt.

Wenn jedoch die harten Zeiten unter jenem Theil der Bevölkerung, welcher die Freuden der Geselligkeit nur mit lieblichen Genüssen vereint sich zu denken vermochte, die Geselligkeit überhaupt in Abnahme gebracht hatte, so ist damit keineswegs gesagt, daß der geistige Verkehr unter den Gebildeten dadurch gelitten hätte; es gab lange schon vorher Leute genug, welche gar wohl begriffen, daß ein unter Gleichgesinnten mit Gespräch, Musik oder Vorlesen zugebrachter Abend ganz gut Schmäuse, Zechgelage und Tänze aufwiege, — Andere waren erst durch das Theater zu der Erkenntniß gekommen, daß es einen zur Erheiterung und Unterhaltung geeigneten geistigen Verkehr gebe, und so bildeten sich denn auch außerhalb der großen Welt häufig jene Kreise, die wenige Jahre zuvor in der Kaiserstadt noch so selten gewesen. Die Gäste kamen ohne Ansprüche, und da die Wiener viel zu viel gesunden Menschenverstand besitzen, um ein Gewerb daraus zu machen, sich geistreich zu zeigen, so war die Unterhaltung meistens unbefangen und daher behaglich; auch geschah es in solchen Versammlungen gar oft, daß neben dem Klavier ein Ball aus dem Stegreif sich entspann und den gemüthlichen Abend fröhlich schloß. Natürlich fehlten auch in dieser Art des geselligen Verkehrs die Lächerlichkeiten nicht; da gab es Vorlesungen, bei denen die Zuhörer gähnten oder einschliefen, theils weil ihnen das Vorgetragene zu hoch, theils weil es wirklich langweilig war, — da gab es musikalische Abende, in denen heillose Dilettanten mit unbarmherziger Unermüdlichkeit der Gäste Trommelfell zerquälten, — da gab es der Langeweile schrecklichste Schrecken: die unschuldigen Spiele. Dergleichen oder Aehnliches findet sich aber überall, in London wie in

Digitized by Google

Karlsruhe, nur mit dem Unterſchied, daß es zu Wien Auswege des Entrinnens gibt, die in Krähwinkel fehlen. Schilderungen geſelliger Albernheiten finden ſich in Caſtelli's Bildern aus dem Leben, und zum Theil, wenn auch ſehr verzerrt, in verſchiedenen Aufſätzen Saphirs; meine Aufgabe kann jedoch in dieſen der Erinnerung geweihten Blättern nicht ſeyn, darauf einzugehen, und zwar um ſo minder, da mir nicht einmal Muße und Raum gegönnt iſt, Alles deſſen zu gedenken, wovon zu ſprechen mir angenehm wäre, und was zu ſagen mir keine Rückſichten wehren.

Zwiſchen der eigentlichen großen Welt, der hoffähigen Geſellſchaft, die in Wien ſich ſtrenger, als ſonſt wo, abſchließt, und den Kreiſen zweiten Ranges ſtand wie vermittelnd das Haus des berühmten Orientaliſten Hammer mitten inne. In ſeinen Sälen fanden ſich alle fremde und einheimiſche Notabilitäten zuſammen, die vielleicht ſonſt kaum einen andern Berührungspunkt gefunden haben würden, als etwa an der Tafel eines Banquiers. Durch ſeine Dienſtverhältniſſe dem Hof, den höchſten Beamten der Krone und der Diplomatie nahe ſtehend, als Gelehrter, Dichter und Schriftſteller anerkannt und geſucht von ausgezeichneten Männern, welche aus allen Weltgegenden nach Wien kamen, durch eigene Reiſen mit der höchſten Geſellſchaft ganz Europa's befreundet und bekannt, zog Hammer auch durch ſeine eigenthümliche Perſönlichkeit an, durch ſein raſches entſchiedenes Benehmen, und durch eine Offenherzigkeit, die ſich oft nur allzu rückſichtslos ausſprach. Unter Häuſern zweiten Ranges verſteht man in der ariſtokratiſchen Kaiſerſtadt jene Kreiſe, die in Paris zu den erſten gehören, — mit einem Wort: „la haute finance“; und mit dieſer hatte ſich Hammer durch Heirath nahe befreundet. Von dieſen Kreiſen iſt jedoch im Allgemeinen nichts Beſonderes und Eigenthümliches zu ſagen, denn der europäiſche geſellige Verkehr großer Städte iſt im Ganzen immer wieder derſelbe, und eine Soiree zu Neapel bewegt ſich in ähnlichen Grundformen, wie eine zu Petersburg; dagegen trugen bei aller Eleganz der äußern Umgebung die Geſellſchaften im Hauſe des Ritters von Frank ein ſo ächt wieneriſches, gemüthlich bürgerliches Gepräge, daß ſie vor allen andern einer beſondern Erwähnung werth ſcheinen. Frank, von Freunden und Bekannten der Dicke zugenannt, war ein Wiener von altem Schrot und Korn, lebensfroh, gutmüthigen Herzens, luſtig, gaſtfreundlich ohne Prunk, voll guter Einfälle und von ſo ſprühendem Witz, daß manchmal

der böse Kopf das gute Herz in Schatten stellte, denn seine Zunge war durch keine Rücksicht zu bändigen, sobald es einen witzigen Ausspruch galt; er pflegte selbst zu sagen, er werde keines andern Todes verfahren, als an einem unterdrückten Scherz, und seine von ihm verfaßte Grabschrift schließt: „er ist an einem Bonmot erstickt". In der Stadt und auf seinem Landsitz in dem lieblichen Dornbach versammelte er zu fröhlicher belebter Unterhaltung zahlreiche Kreise um sich, denen Künstler aller Art einen eigenthümlichen Reiz verliehen, so wie aus ihnen alles Gespreizte, Ansprüche Erhebende streng verbannt war. Dabei war der dicke Frank der aufmerksamste Wirth von der Welt, wovon ein Beispiel: eine junge Anfängerin vom Theater, auf deren Gegenwart für den Nachmittag und Abend von der Gesellschaft gerechnet wurde, sagte in Dornbach bei Tisch, sie müsse frühzeitig zur Stadt zurück. Weshalb? — Die Intendanz habe ihr endlich auf vieles Bitten eine Rolle in der Jungfrau von Orleans anvertraut, und sie solle am Abend auftreten. Man gratulirte, wenn auch mißmuthig, und lachte dann, als endlich nach allerlei Kreuz- und Querfragen herauskam, die Rolle sey keine andere, als die des Pagen, der da zu sagen hat: „Der Herzog von Burgund hält seinen Einzug". Der Hausherr aber fertigte einen Boten zur Stadt ab und erwirkte der jungen Künstlerin Urlaub für den Abend, den sie dankbar annahm, da sie wohl fühlte, daß sie zu Dornbach eine glänzendere Rolle spielte, als die war, welcher sie entsagte. — Die ausgezeichneteren Mitglieder des Burgtheaters waren häufig in dem genannten Hause zu treffen, der alte Koch, Korn, Heurteur und die Löwe gerngesehene Gäste, Sophie Müller eine gefeierte Erscheinung darin.

Frank starb im kräftigsten Mannesalter von etwa 50 Jahren, doch nicht an einem Bonmot, sondern mit einem solchen auf den Lippen, an der wie eine Seuche dazumal grassirenden Heilmethode Leroy. Ein Sohn von ihm ist der in der literarischen Welt bekannte Dr. Gustav Frank.

Ein Brennpunkt literarischen Verkehrs war schon seit längerer Zeit das Haus der Schriftstellerin Karoline Pichler, deren Empfangsabende fast immer sehr zahlreich besucht waren, obschon sie weit draußen in der Alservorstadt, in einer der entlegensten Gegenden der weitläufigen Residenz, wohnte. Die Pichler war eine der seltenen Schriftstellerinnen, mit denen Männer und Frauen vergnüglich umgehen können; sie war nicht, wie das gar so häufig vorkommt, mit zu viel Geist und zu wenig Verstand begabt, sondern hatte vielmehr ihren natürlichen Mutterwitz

Digitized by Google

durchaus ungetrübt erhalten, und der Mangel an Phantasie, welcher in ihren Dichtungen, als sie noch gelesen wurden, so sehr auffiel, kam ihr um desto mehr im bürgerlichen und geselligen Leben zu gute; dabei war sie dazumal schon alt genug, um auch die letzten Ansprüche der eigenen äußern Erscheinung längst vergessen zu haben, erfreute sich einer gewissen geselligen Autorität, die sie mit angeborner Gutmüthigkeit handhabte, und als Schriftstellerin war sie so anspruchlos, daß selbst ihre Bescheidenheit nicht einmal gesucht erschien; gleichmüthig hatte sie die Erfolge ihres Wirkens hingenommen und ruhig sah sie ihre Zeit vorübergehen. Ihre Hausgenossen, Friedrich Schlegel mit seiner Frau, lebten mit der Pichler in näherm Umgang, besonders die Letztere. Bei dem Dichter des Alarkos hatte das Fett zwar nicht den Geist, aber doch die freie Bewegung desselben nach Außen überwachsen; im Innern lebte noch viel von der alten Kraft und davon kam auch manchmal etwas zum Vorschein, wann die sterbliche Hülle sich bei einer wohlbesetzten Tafel an Speis und Trank gesättigt hatte. Seine Frau war mit viel dichterischer Einbildungskraft begabt, von Natur aus eine fromme Seele, deren Eifer sich durch den Umstand gesteigert zu haben schien, daß sie bereits auf dem dritten Pfad zum Himmel wandelte; ihre Erscheinung hatte etwas Anziehendes, sobald nur der erste, durch eine schier fabelhafte Häßlichkeit hervorgebrachte Schreck überwunden war, — Dorothea trug das Judengesicht ihres Vaters Moses Mendelssohn. Die dunkle Stelle in ihrem Lebenslauf war, daß sie einst den eigenen Heerd, den Gatten und die Kinder verlassen, um dem Geliebten zu folgen, doch eben Das muß ihr, nach dem schönsten Ausspruch des Erlösers, vergeben werden, und war ihr sicherlich längst schon vergeben, als in neuester Zeit über ihrem frischen Grabhügel ein Paar Thoren einander in die Haare fielen, darüber Streit erhebend, ob sie recht oder unrecht gehandelt.

Im Hause der Pichler erlebte ich die Feuerprobe eines eben flügge gewordenen Dichters, den ich just nicht nennen will; doch bevor ich erzähle, was geschehen, bedarf ich einer Einleitung.

Der Frühling und die Jugend haben stets etwas an sich, das zu ihren Gunsten besticht, ob etwa auch ein neidischer Himmel Beide in Wolken und Nebel hülle. So auch ist es in der Kunst: ein jugendlicher aufstrebender Dichter oder eine Anzahl gleichzeitig erstehender treiben immer Blüthen, die mehr oder minder glänzen und duften, und deren eigentlichen Gehalt erst die Folgezeit erkennen lehrt. Ein solches Gepräge des Frühlings und der Verheißung trug in einem Zeitraum, den wir Alle erlebten, die wir jetzt darüber nachzudenken vermögen, denn er

dauerte lange genug, eine gewisse Schule der dramatischen Dichtkunst. Der große Britte war der dichterischen Jugend Idol, und wer nur Anspruch auf die gewöhnlichste Bildung machte, mußte Shakspeare wenigstens vergöttern. Statt aber des Gepriesenen Streben selbst zum Vorbild zu nehmen, wählten sie seine Art und Weise zum Muster, zum Theil in all ihrer rauhen Derbheit, so daß sie, ohne die Anforderungen des Zeitalters zu erwägen, sich in einem Pfuhl von Kernstücken und noch Schlimmerem wälzten, nicht bedenkend, daß Shakspeare, indem er für die Bühne seiner Zeit dichtete, unmöglich sich dem Geschmack einer fernen Zukunft bequemen konnte, wie ihnen zu thun oblag, welchen seine Zukunft zur Gegenwart gereift. Andere wieder überlegten doch wenigstens, daß die englische Derbheit des sechszehnten Jahrhunderts so wenig für sie passe, als etwa Shakspeares Kleid auf ihren Leib, und lenkten früher oder später ein, vorzüglich solche, die, in großen Hauptstädten lebend, sich in literarische Salons eingebürgert hatten, deren Beifall ihnen für den unzweifelhaftesten Wegweiser galt und wo sie bei hellem Kerzenschein im schwarzen Frack dasaßen, mit weißen Glaceehandschuhen das glänzende Velin hielten und vorlasen, um ein Lächeln der Damen buhlend, das ihnen für des Dichters höchstes Ziel galt. Keiner wird sie deßhalb verdammen, der selbst einst jung gewesen in einem Kreise geistreicher und liebenswürdiger Frauen, und mancher wird ihre innerste Meinung verstehen, wenn ihnen just zu solcher Zeit erhaben zarte Empfindungen, in bilderreiche Verse eingekleidet, für die Hauptsache im Gedicht, und wohlgefeilte Verse sogar für eine Ueberflügelung Shakspeares galten. Doch läßt sich leicht ermessen, daß bei solcher Ansicht auch ein nicht ganz verwahrloster Dichter, „berauscht von des eigenen Liedes Wohllaut", in eine Art Träumerei gerathen konnte und für die wesentlichen Erfordernisse seines Drama's so viel Gedanken und Kraft übrig behielt, als wohl unter Trillern und andern Kunststücken eine gurgelnde Opernsängerin für den eigentlich dramatischen Theil ihrer Rolle. — Unter den Derben und den Eleganten hatten die Erstgenannten den leichtern Ausweg, um auf eine bessere Richtung zu gerathen, denn die wahre Kraft lernt sich endlich selbst beherrschen und findet so die Anmuth, mit der sie in selbstgesteckten Grenzen sich bewege; doch ist nur allzuoft die Wildheit und Unbändigkeit ein gemachtes Feuerwerk, ein bald verfliegender, gewaltsam angezechter Rausch oder, noch schlimmer, nur eine vorgenommene Larve mit hochgeschminkten Wangen, hinter der ein höchst zahmes und nüchternes Antlitz sich birgt. Einen schlimmern Stand hatten die Andern, „die gelben Handschuhe", wie man heuzutage sie nennen könnte, wenn

Digitized by Google

überhaupt in ihnen eine Flamme lebte und glühte, die aufwärts strebte, wie denn des Feuers Richtung aufwärts geht. Zwar konnten Ueberdruß und Langeweile nicht ausbleiben; aber es ist so schwer, sich loszureißen aus den Banden der Gewohnheit, so hart, einem als nah verheißenen Kranz zu entsagen, und hätt' ihn auch nur halbschlafend der greise bußfertige Verfasser der Lucinde verheißen, oder jener ritterthümliche Sänger, der freiwillig Lorbeern und Epheu auf jugendliche Stirnen drückt, als wüchsen ihm dergleichen unter jedem Schritt und Tritt. Auch ist es wahrlich nicht so leicht, den Weg zu verlassen, auf dem uns der Frauen Beifall lächelt, sogar wenn wir einsehen, daß es besser sey, ihn zu erkämpfen, als durch Ulrich Lichtensteins Dienst darum zu werben, und daß vielleicht am Sichersten und Ehrenvollsten Der die Weiber gewinnt, welcher für sie *nicht* dichtet.

Durch die derbe Schule war Er gelaufen und in der zarten angelangt; trotz Einem hatte Er Kärrner schwärmen und Königinnen in Flüchen sich verschwören und vermessen lassen, — jetzo war er erhaben, nebelte und schwebelte in den höchsten Sphären, pumpte die Gefühle, wie er meinte, aus der Seele tiefsten Tiefen, und hielt Blumen und Bilder für Gedanken und Empfindungen, wie die bunten Regenbogenstrahlen für Gemälde. Das gefiel seinen Freunden und Freundinnen zum Theil, zum andern Theil bestach sie die und jene Rücksicht, und alles Das, was uns verführt, einen nach Lob dürstenden Dichter zu loben; denn so leicht es ist, ein Werk am Schreibtisch zu tadeln, so schwer erscheint es, dem Verfasser ins Angesicht die Wahrheit zu sagen, besonders wenn wir ihm wohlwollen und dabei uns nicht die soldatische Offenherzigkeit zu Gebot steht, mit welcher ihm der wackere Zedlitz sagte: „Deine Gedichte sind Blüthen, keine Früchte, sie verheißen etwas, doch geben sie noch nicht viel, und was die Welt begehrt, ist ganz etwas anderes, als was Deine Gönner preisen". Das klang nun freilich nicht so ermunternd, als was der nachsichtige Freund darüber äußerte, der, obwohl er selber bereits die Prüfung überstanden: „„sich gedruckt zu sehen und dennoch nicht unsterblich zu seyn"", nicht verlernt hatte, in jeder Knospe schon die Rose, in jeder Blüthe die einstige Frucht zu erblicken und im Voraus zu genießen; es schmeichelte nicht dem Ohr, wie des Lobes Wohllaut von den Lippen der Freundin, welche unbedenklich dem Liebling ihrer Seele den Kranz auf die Stirn drückte, den er in ihren Augen längst verdient; es berauschte nicht, wie jener Beifall des Salons, der, wenn er zufällig auch nicht erheuchelt war, nur allzuoft der Ausdruck der Dankbarkeit für die einer bleiernen Stunde geliehenen Flügel, das Lächeln des Kindes bei einem einlullenden

Digitized by Google

Wiegenliede war, mit einem Wort: ein Erfolg, welcher die kleinliche Eitelkeit für einen Augenblick beschwichtigt, hinreichend für Leute, deren Ehrgeiz noch nicht nach dem Ziele strebt, vor Allen sich selbst genug zu thun, das Große, Gute und Schöne zu wollen, und die Bahn mehr um des Wettlaufs selber, als um des Preises willen zu betreten. — Seine junge Seele kannte auch noch nicht den Ehrgeiz oder hielt die nach schnellen und vielfachen Erfolgen lüsterne Eitelkeit dafür, und träumte sich glücklich in einer Täuschung, deren Grundvesten der Abend erschüttern sollte, von welchem verständlich berichten zu können ich dieser langen Ausschweifung zu bedürfen meinte.

Sein neues „Meisterwerk" war ein Trauerspiel, wie denn bekanntlich die von den wahren Schmerzen und Qualen des Daseyns noch wenig geängstete Jugend im weiten Reiche der Kunst gern zu den düsterſten Schluchten und zu den tiefſten Abgründen hinabsteigt, an Graus und Schrecken sich erlabt und mit dem Tode liebäugelt. Der Held der Tragödie war der ritterliche Sänger der Lusiade, und der Dichter hatte genug Einsicht besessen, seinen Kamoens nicht nur leidend, jammernd und sterbend einzuführen, sondern ihn durch Kämpfe und Thaten bis zu dem beklagenswerthen Ende zu geleiten und ihn dann erst im Schwanenlied scheiden zu lassen. Der Freunde blindes Wohlwollen nannte Schreivogel einen Philister, weil er „dieser zarten und sinnigen Dichtung" die Annahme zur Darstellung auf dem Burgtheater versagte und von dem Beifall der Salons irre geleitet, glaubte der Dichter steif und fest, der einsichtsvolle Mann, welcher sich selbst und ihm nur eine Demüthigung ersparte, wolle ihm einen verdienten Triumph vorenthalten. So erschien der verhängnißvolle Abend, zu welchem Karoline Pichler eine zahlreiche Gesellschaft zusammengebeten, die mit nicht geringen Erwartungen sich einfand, weil in gewissen Kreisen vielfach schon von der Dichtung die Rede gewesen, welche ihre gespannte Neugier nun befriedigen sollte. Als endlich der Thee getrunken und mit ihm die Neuigkeiten des Tages abgehandelt waren, kam die Reihe an das Vorlesen; die Stühle rückten zusammen, Titel und Personenverzeichniß waren des Breiteren erklärt, der erste Akt begann, nur wenig unterbrochen durch das Geflüster Derjenigen, welche noch hie und da eine beim Thee vergessene Bemerkung nachzutragen hatten; eben so glücklich gingen der zweite und die Hälfte des dritten Aktes vorüber, bis der Eintritt verspäteter Gäste eine Unterbrechung herbeiführte. Entschuldigungen, Bedauern ob des Versäumnisses, machten den Beginn, diesem folgte ein Gespräch über Das und Jenes, dann übernahm es eine „geistreiche" Dame, den Ankömmlingen den Inhalt

Digitized by Google

des versäumten Anfangs zu erzählen, und der Dichter saß dabei auf Kohlen, denn er erkannte klar und deutlich, daß die Erzählerin diesen Inhalt so wenig verstanden und begriffen, wie etwa ein Rezensent, der im Taglohn lobt oder tadelt; doch sagte er keine Sylbe, sondern las weiter, als die Störung vollkommen beseitigt war, und gelangte in den fünften Akt, dessen Anfang ein Geflüster des Dieners mit der Hausfrau störte, die etwas beunruhigt schien, wie Er leicht wahrnehmen konnte, da Er die oft vorgetragene Dichtung hinlänglich auswendig wußte, um über die Handschrift hinaus seine kleinen Beobachtungen anstellen zu können. Nach einer Weile winkte die Dame dem in einer Entfernung von drei oder vier Schritten ungeduldig harrenden Bedienten, der alsobald hinausstürmte, gleich darauf mit einem Geräusch, das alle Blicke auf ihn zog, mit einem riesigen Präsentirteller sich Bahn brach, und diesen klirrend auf den Tisch niedersetzte; auf dem gemalten Blech ruhte, umgeben von Untertassen und Theelöffeln, ein zierlich geformter Turban von Eis, dessen glänzende Außenseite in der Hitze des Salons ihre Frische zu verlieren und zu schmelzen begann, worüber ein wehmüthiger Ausdruck die Augen der Hausfrau umflorte, bis nach einer nicht allzulangen Zögerung ein plötzlicher Entschluß in ihnen aufblitzte, die Hände sich in Bewegung setzten und die Labung zu vertheilen begannen, so daß das Ende der Tragödie verloren ging, und in der Freude, noch unter dem Klappen der Untertassen und Löffel zum Schluß gelangt zu seyn, Niemand merkte, daß der Vorleser von den letzten Szenen wenigstens die Hälfte überschlagen hatte. Als er schwieg, brach der Beifall los und begannen die Lobpreisungen, — aber Beifall und Lob hatten ihren Zauber verloren; durch die Wunden, an welchen die Eitelkeit verblutete, zog die Erkenntniß ein, und da nun der junge Dichter fühlte, welche Thorheit es sey, fort und fort solch nichtigem Treiben sich hinzugeben, so beschloß er, eine würdigere Bahn zu betreten, und hat sich selber Wort gehalten. Also geschah es, daß ein kleiner Vorfall vollbrachte, was ernste Reden und tiefes Nachsinnen bisher nicht vermocht hatten: Ihm die Zweideutigkeit der Erfolge zu zeigen, welche sich am Theetisch erringen und ihn der eines namhaften Strebens würdigern Bahn zuzuführen.

Nur allzuoft sind es ähnliche Geringfügigkeiten, welche auf das Leben einen entscheidenden Einfluß üben, wie eine kleine, kaum wahrnehmbare Bewegung des Steuerruders die Richtung auch des größten Schiffes meistert.

Digitized by Google

Noch zweier Schriftstellerinnen will ich hier erwähnen, welche innerlich wie äußerlich in ganz verschiedenen Elementen lebten.

Regina Frohberg bewegte sich hauptsächlich in den Kreisen der jüdischen Aristokratie und hatte in ihrer Art und Weise des Lebens Vieles an sich, was an das Thun und Treiben jener Klasse von ältlichen Junggesellen erinnerte, die sich in einem geordneten Wohlstand und im geselligen Verkehr wohlgefallen, Besuche empfangen, ohne eigentlich ein Haus zu machen, und überall gern gesehen sind. Sie zeigte sich als eine kleine zierliche Figur, in der Dämmerung zwischen Jugend und Alter, stets in ausgesuchter Toilette, und der leichte belebte Ton ihres Umgangs entschädigte ihre näheren Bekannten für die undankbare Mühe des Lesens ihrer steifen Romane und öden Erzählungen, in denen statt der Menschen hölzerne Puppen an Drähten sich bewegen.

Den Gegensatz zu ihr in vielen Stücken bildete Josephine v. Perrin, geborne von Vogelsang, eine hochgewachsene stattliche Frau, noch „auf der hellen Seite der Vierzig", wie Kapitän Chamier sich ausdrücken würde, in den großartigen Zügen des regelmäßigen Antlitzes unverkennbare Spuren ehemaliger Schönheit, ernst, stolz und dabei dennoch von anmuthigen Formen im geselligen Verkehr, wie im Umgang mit ihren Freunden. Sie besaß eine lebhafte Einbildungskraft, von der sie sich vielleicht oft genug in ihren innersten Empfindungen, doch nicht leicht in ihrem äußerlichen Benehmen hinreißen ließ; ihre Gesinnung hatte viel Männliches, oft sogar etwas Schroffes, und sie verkehrte nicht so gern mit Frauen von gesetzten Jahren, als mit Männern, Jünglingen und Mädchen. Josephine Perrin ist eine geborne Wallonin, der deutschen wie der französischen Sprache in gleichem Grade mächtig; in der ersteren hat sie mehrere werthvolle Erzählungen, in der andern verschiedene Poesien in gebundener Rede geschrieben. Nicht leicht läßt sich ein angenehmerer Verkehr denken, als inmitten des Kreises, der sich in ihrer schmucklosen Wohnung versammelte; der nordischen Einfachheit im Aeußern gesellte sich hier die südliche angestammte Fröhlichkeit zu, und wenn die Musik auch einen wesentlichen Hebel der Unterhaltung bildete, so geschah dieß dennoch nicht in einem ermüdenden oder überlästigen Grade, nicht mit jener Zudringlichkeit des unerbittlichen Dilettantismus, vor dessen Wüthen die Flucht allein rettet. Der Verfasser dieser Zeilen zählt die belebten Abende in jenem Kreis zu seinen angenehmsten und liebsten Erinnerungen aus der Kaiserstadt.

Digitized by Google

Wenn einer oder der andere meiner Jugendgespielen zufällig diese Erinnerungen zu Gesicht bekommen sollte, so wird er sich vielleicht wundern, daß ich so wenig von Denen rede, mit denen ich am meisten und am allernächsten verkehrte, und allenfalls gar meinen, mehr als ein theures oder werthes Bild hätte sich von der Tafel meines Gedächtnisses verwischt, oder seine Umrisse wären wenigstens darauf unkenntlich geworden. Das wähne aber ja nicht, lieber Freund, und Du, unvergeßliche Freundin. Mein Gedächtniß ist treu und bewahrt euer Andenken, wie eine eherne Tafel die von scharfem Griffel ihr anvertraute Schrift; doch nenn' ich euch nicht Alle hier, weil diese Blätter nicht für uns allein geschrieben sind, und wo ich einen von euch nenne, geschieht es mit jener glatten Ruhe, mit welcher vor den Augen einer zahlreichen Versammlung auch die einander begrüßen, welche sich am nächsten stehen. Diese jungfräuliche Zurückhaltung steht wahrlich der Freundschaft so gut an, wie der Liebe.

Selbst in dem Wogen und Drängen einer großen Stadt finden die verwandten Geister sich zusammen, besonders unter dem regsamen Volk der Künstler. Auch gibt es für Dichter, Mahler und Musiker der Berührungspunkte so mancherlei, welche sich schon aus den Anforderungen der Geselligkeit ergeben, denen sich nicht leicht Einer entzieht, um sich auf einen ganz engen Kreis zu beschränken, wie Grillparzer, der dafür als menschenscheu verschrieen war, obschon mit Unrecht, wie Diejenigen wohl wußten, welche dieser tiefe, ernste und grübelnde Geist seines Vertrauens werth erachtete und wie auch ich erkannte, trotz dem, daß ich nur wenigemale mit ihm zur Red' und Antwort gekommen bin und eine weite Kluft von Jahren den Mann vom Jüngling trennte, die nur ein fortgesetzter Umgang hätte ausgleichen können. Dem Dichter der „Todtenkränze" stand ich schon etwas näher; wir begegneten einander oft, auch war Zedlitz, seiner freimüthigen Natur nach, zugänglich und kam dem Vertrauen mit Offenheit entgegen. Ein ächtfröhliches Wienerkind war Deinhardstein, übersprudelnd von Witz und Laune, dabei ohne den geringsten Rost von Falschheit, und auch in den Bedrängnissen seiner dazumal erst beginnenden Laufbahn stets frischen Muthes; doch lebte er sehr zurückgezogen, und wer seines Umgangs begehrte, mußte ihn aufsuchen. Apollonius von Maltitz sah durch seine Stellung als Diplomat sich in das Treiben der großen Welt verstrickt; Dichtkunst und Freundschaft gewährten ihm Erholung und Trost.

Digitized by Google

Der phantasiereiche Historienmaler Karl Ruß, Kustos der Gemäldesammlung im Belvedere, hatte einen Kreis von jungen Malern um sich vereinigt. Ruß war ein stets reger Geist, von einer fast fabelhaften Schöpfungskraft im Erfinden, doch fehlte seinen Bildern neben der ruhigen Klarheit auch die wohlgefällige Form, seine Färbung war grell, seine Zeichnung zwar kräftig, aber schroff, wobei seine allzuscharf ausgeprägte Deutschthümlichkeit ihn auf gewisse Weise der damals begünstigten Zeitrichtung feindselig gegenüberstellte, und der gereizte Widerspruch ihn vielleicht weiter führte, als er selbst von Anfang an zu gehen gedacht haben mochte. Zu der Zahl der häufig bei ihm sich einfindenden Künstler gehörte Moriz von Schwind, welchen Ruß schon dazumal für den begabtesten des jugendlichen Kreises erklärte, — ein Ausspruch, der seitdem mit glänzendem Erfolg sich bewährt hat. Schwind ist in neuester Zeit von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Leopold von Baden mit dem Auftrag beehrt worden, in dem neuen Museum*) zu Karlsruhe ein großes Freskogemälde auszuführen, das bestimmt ist, die Gründung des Freiburger Domes zu feiern. Die Aufgabe sagt der tiefsinnig-epischen Phantasie dieses Künstlers, wie nicht so leicht eine andere, zu; auch sind die Kartons bereits vollendet, und die Ausführung soll im nächsten Frühjahr (1841) beginnen.

Schwind gehörte auch dem Kreise an, als dessen Mittelpunkt eine Zeit hindurch Franz Schubert, der Erfinder süßer Weisen, zu betrachten war, und welchem, nächst ihm, Eduard von Bauernfeld und der an Jahren um vieles ältere Johann Mayrhofer die vertrautesten Freunde waren. Bauernfelds Dramen bewegten sich noch in der ersten Formlosigkeit, mit unverkennbar aufgedrücktem Stempel Shakspear'schen Einflusses, während in den kleineren Dichtungen das Streben sichtbar war, sich der Göthe'schen Gesinnungsart anzuschließen, obschon weder den Dramen noch den andern Gedichten die Eigenthümlichkeit des Gedankens, der Auffassung und selbst des Styles fehlte und beide nichts weniger wie Nachahmungen waren. Mayrhofer hab' ich nicht näher gekannt und selbst kaum anderswo mit ihm gesprochen, als zu Linz, so daß er in Wien für mich ein zwar oftgenannter, aber unsichtbarer Genosse blieb; er war mürrischen Gemüthes, hypochondrisch und scheu, wogegen in dem kleinen breiten Musikus ewig das Feuer sprühte, das sich unter

*) Man bittet, diese von einem erhabenen Beschützer der Künste ins Leben gerufene Anstalt nicht mit dem Gebäude zu verwechseln, das, den gleichen Namen führend, der Geselligkeit geweiht ist.

Digitized by Google

einer phlegmatischen Außenseite barg. Schubert verehrte Mädchen und Wein, doch hatte leider diese Neigung sich in falsche Richtungen verirrt, aus denen er lebend nicht mehr sich zurechtfand. Sobald das Blut der Rebe in ihm glühte, liebte er, in einem Winkel zurückgezogen sich einer stillen behaglichen Wuth zu überlassen, in der er, wenn es möglich war, geräuschlos irgend eine Zerstörung anzurichten suchte, etwa unter Gläsern, Tassen oder Tellern, wobei er zu schmunzeln und die Augen ganz klein zusammenzudrücken pflegte. Ich hatte ihn längere Zeit hindurch gänzlich aus dem Gesicht verloren, als eines Abends im Winter von 1828 auf 1829 plötzlich in mir die Sehnsucht aufstieg, einmal wieder eine Stunde mit Franz und seinen Freunden zu verplaudern, und ich mich aufmachte, ihn in jenem Kaffeehaus in der Blutgasse aufzusuchen, wo er gewöhnlich zwischen fünf und sieben Uhr, seine Pfeife rauchend, zu treffen war. Ich fand den kleinen Saal fast leer, den wohlbekannten runden Tisch unbesetzt, und der Marqueur fragte mich: „Kommen Eure Gnaden schon von der Leicht*) zurück?“ — „Von welcher?“ fragte ich verwundert, und vernahm, daß Schubert vor zwei Tagen gestorben war und an diesem Abend bestattet wurde. Er ist nicht viel über dreißig Jahre alt geworden, und würde gewiß noch Treffliches und Großes geleistet haben; seine Lieder wurden außerhalb Wiens erst nach seinem Tode allgemeiner verbreitet und anerkannt.

Zu Bauernfelds nähern Bekannten gehörte Ernst von Feuchtersleben, dazumal Studiosus der Medizin, vielfach verkehrend mit Christian Wilhelm Huber und Andreas Schuhmacher, in deren Gesellschaft ich ihn kennen lernte. Der ältere Feuchtersleben, Eduard, Ernst's Bruder, war durch beißenden Witz und durch die Leichtigkeit, mit der er seine Einfälle in epigrammatische Form goß, allgemein bekannt und theilweise gefürchtet; Ernst's Richtung war eine mildere, doch offenbarte sich schon früh in dem Jüngling der eigenthümliche Geist und das Gleichgewicht zwischen Verstand und Phantasie, vermöge deren es ihm später gelungen ist, zu gleicher Zeit in der Wissenschaft und in der Kunst Vorzügliches zu leisten, wenn man überhaupt, dem Sprachgebrauch folgend, die Medizin eine Wissenschaft nennen will, da sie doch eigentlich eine Kunst ist, zu welcher das Wissen nur den Weg bahnt. Er war im Theresianum erzogen, in welchem er etwa zwölf Jahre seines Lebens, vom sechsten bis zum achtzehnten, zugebracht, und der Zwang dieser Anstalt hatte, statt ihn zu beugen, seinem von Natur trotzigen und stolzen Sinn

*) Provinziell für Leichenbegängniß.

Digitized by Google

nur um desto stärkere Schnellkraft verliehen, welche, bevor sie sich ordnete, alle jene Uebertreibungen durchmachte, welche der Jugend so wohl anstehen, sobald sie mit ihr auch vergähren.

Ihr habt sie nicht vergessen, ihr lieben Genossen jener Zeit, die fröhlichen Stunden trauten Beisammenseyns, gewürzt von Lust und Uebermuth, und dennoch nicht ohne jenen Beischmack hohen Ernstes, welcher da nicht fehlen kann, wo der so natürlichen Schwärmerei der Jugend sich die Weihe der Kunst gesellt. Das Leben hat uns auseinandergesprengt, wir sind uns fremd geworden durch Raum und Zeit, vielleicht auch, wenn ich nicht irre, hie und da durch unvermeidliche harte Berührungen, die jedoch längst verschmerzt und vergessen wurden, denn in den Erinnerungen aus früher Zeit webt ein wundersamer Zauber, welcher sie nach und nach aller gröberen irdischen Stoffe entkleidet und sie vergeistigt, gleichwie wir, theure Todte feiernd, ihrer Schwächen nimmer gedenken.

Die Grafschaft Nieder-Wallsee mit dem schönen Schloß auf dem hohen Donauufer, sechs Stunden unterhalb Linz, gehört Sr. Exzellenz dem Grafen Mathias Wickenburg, Oberstlandsilberkämmerer, derzeit Gouverneur in Steyermark. Noch in den schönsten Jahren des reifen männlichen Alters, in den Vierzigen, steht jetzo der Graf schon seit längerer Zeit auf einer der höchsten Stufen des Staatsdienstes; dazumal befand er sich noch, so zu sagen, im Anfang seiner Laufbahn, obschon er in der Hierarchie des Dienstes zu einem Range vorgerückt war, in welchem er sich kaum von andern als ergrauten Collegen umgeben sah. Nie hat es einen fähigeren und fleißigeren Beamten, nie einen liebenswürdigeren jungen Kavalier gegeben, als ihn, der auch in reiferen Jahren, im Strudel der wichtigsten Geschäfte und in so erhabener Stellung, noch heutzutage freundlich Derer gedenkt, in deren Umgebung er sich einst gefallen. Solch treues Festhalten an jugendlichen Neigungen findet sich selten bei einem Mann, der unter ernster und angestrengter Arbeit von Stufe zu Stufe äußern Glanzes klimmt, und indem ihm dieß eine gewisse innere Befriedigung gewähren dürfte, ehrt und schmeichelt es Die, welche sich dadurch zum Danke verpflichtet fühlen.

Das Schloß Wallsee ist weithin kenntlich durch seinen schlanken Thurm. Zu seinen Füßen rauscht die Donau, die dicht mit Weidengebüsch bewachsenen Auen bespülend, umgeben von fruchtbarem Hügelgelände, auf das von beiden Seiten in duftiger Ferne Gebirge

herniederschauen, im Norden die ragenden Grenzen Böheims, im Süden der Höhenzug, der von den Alpen sich gegen den Wienerwald niedersenkt. Die Herren von Waldsee, welche mit dem Habsburger Albrecht aus Schwaben nach Oesterreich kamen, haben die Burg erbaut oder doch ihr den Namen gegeben, welchen des Volkes weiche Mundart in Wallsee umgestaltet hat; ihr Wappen war der weiße Querbalken auf Schwarz, und vor Allen des Geschlechts hat Reinbrecht sich berühmt gemacht. Heutzutag sieht das Schloß ungefähr noch so aus, wie es auf einem Merianischen Kupferstich abgebildet zu schauen ist, nur daß die äußern Befestigungen, namentlich gegen die Donau hin, sich in anmuthige Gartenanlagen verwandelt haben.

In den Auen am Stromesufer geschah es, daß eines Morgens vor Sonnenaufgang ein herrschaftlicher Jäger auf dem Anstand plötzlich im Weidengebüsch ein Rauschen vernahm und über die grünen Zweige her das stolze Geweih eines starken Edelhirsches erkannte, der ganz vertraut gegen ihn einherzuziehen schien; er legte sich ins Feuer, fuhr unter dem Haupt so tief abwärts, als er für nöthig hielt, um das verborgene Wild sicher zu fällen, drückte bedächtig zielend los und der Hirsch stürzte, wie mit menschlicher Stimme einen Schrei ausstoßend, während die Schritte eines andern, unsichtbar entfliehenden Wesens im Dickicht raschelten. Zwei Wilderer hatten nämlich das edle Wild erlegt und indem sie es heimwärts trugen, der eine die Vorderläufe über die Achseln genommen und das Haupt mit aufgeregten Stangen auf seinem Schädel ruhen lassen; diesen nun hatte das Schützenblei tödtlich getroffen.

Das freundliche Baden ist schier eine Vorstadt Wiens zu nennen; die Badgäste und andere Besucher kommen fast ausschließlich aus der Residenz, und unter ihrer Masse verschwinden Diejenigen, deren Weg sie von weiter her führte. Hart bei der Ebene, am Fuße der Waldberge, zwischen der Schwechat und dem steilen Abhang der letzten vom Gebirgsstock auslaufenden Hügel, steht die anmuthige Stadt mit ihren hübschen Häusern, mit den nicht überall nach der Schnur gezogenen und daher um so malerischern Straßen; sie war erst aus der Asche neu erstanden, nachdem ein furchtbarer Brand sie gänzlich verheert, dem man um so minder hatte Einhalt thun können, als die Schindeldächer von dem den Thermen entqualmenden Schwefel überzogen, die Löschanstalten nicht in gehöriger Bereitschaft gewesen waren, welch letztern Umstand der Bürgermeister damit entschuldigte, daß er noch eine

Digitized by Google

Stunde vor dem Brand auch nicht das Geringste davon gewußt und also keine Zeit gehabt hätte, Vorkehrungen zu treffen, — nun waren die Dächer mit Ziegeln gedeckt und den mit den Löschanstalten Betrauten die strengste Weisung ertheilt, die Spritzen immerdar in solchem Stande zu erhalten, als sey Feuerlärm für die nächste Minute angesagt. — Ganz Baden ist stets in eine Atmosphäre von Schwefel gehüllt, von welchem die Ringe an der Hand und selbst die in den Zimmern verwahrten Geschmeide anlaufen, doch thut dieser Dunst der Brust nicht weh und bringt sogar bei Brustkranken eher eine wohlthätige als nachtheilige Wirkung hervor. Die warmen Quellen sind in vielen Leiden von wundersamer Heilkraft, helfen gegen Lähmungen, Gicht und Rheumatismen, und heben, wie ich an mir selbst erfahren, jene krankhaften Störungen, welche man mit dem allgemeinen Namen der Skropheln bezeichnet. Das Baden selbst ist sehr angenehm; in einem großen Bassin, von dessen gedieltem, vielfach durchlöcherten Boden das Wasser, in Blasen champagnerartig schäumend, aufsteigt, um oben durch eine Rinne wieder abzulaufen, versammelt sich in ihren langen Badmänteln die Gesellschaft, Damen und Herrn. Im Anfang stößt mancher sich an diesen Umstand, weil in der Phantasie die Begriffe von Baden und dem Zustand unzureichender Bekleidung sich fast unwillkührlich zu Einem verbinden; sobald man aber bemerkt, daß die Badenden, vor allen die Damen, noch strenger verhüllt sind, als in ihren gewöhnlichen Kleidern, so hebt sich bald jeglicher Anstoß um so leichter, als die Vorkehrungen zum Ein- und Austritt nichts zu wünschen übrig lassen und selbst dem eigenen Geschlecht gegenüber das strengste Zartgefühl keinerlei Verletzung sich ausgesetzt sieht. Von Mittag bis etwa zwei Uhr versammelte sich die schöne Welt in der schattigen Allee des Parks, in dessen großem Khiosk Musik ertönte, die sich auch an manchen Abenden wiederholte; des Nachmittags zwischen drei und sechs Uhr war das allgemeine Stelldichein auf der Wiese im reizenden Helenenthal; in der Reunion wurde gewöhnlich Sonntags nach dem Theater getanzt. Von einer Gesellschaft im „exklusiven" Sinn, wie sie vorzüglich bei uns in Baden-Baden vorherrscht, war freilich dort keine Rede; die Gesellschaft verschwand im Publikum, es herrschte in manchen Beziehungen eine Art Maskenfreiheit, und mehr als einmal habe ich auf der Reunion inmitten ehrsamer Frauen und Töchter aus dem Handels- und Beamtenstande das „Tausenguldenkraut", die oben schon erwähnte „schöne Henriette" und andere allgemein bekannte Damen tanzen sehen, ohne daß irgend wer den geringsten Anstoß daran genommen hätte, so wenig, als auf den Subskriptionsbällen im Redoutensaal zu Wien selbst. —

Einmal nur entstand eine Art von Skandal; ein Fremder, entzückt von der Anmuth seiner ihm unbekannten Tänzerin, küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, nachdem er sie zu ihrem Sitz zurückgebracht, worüber alle Anwesenden in ein so lautes Gelächter ausbrachen, daß die Schöne sich bewogen fand, den Saal zu verlassen.

Baden ist der von den Wienern am meisten begünstigte Sommeraufenthalt, namentlich bringen Familien, welche der Himmel mit mehreren Töchtern gesegnet hat, oft große Opfer und unterwerfen sich das ganze Jahr hindurch ungewohnten Einschränkungen, um einige Wochen hindurch dort mit einem gewissen Glanz auftreten zu können. Auch einem Fremden wird es nicht schwer, ohne alle Empfehlungen angenehme Verbindungen anzuknüpfen; der lebensfrohe Wiener ist in Baden noch um Vieles liebenswürdiger, als selbst zu Hause.

Unmöglich kann ich diese flüchtigen Umrisse, Bruchstücke aus Bruchstücken alter Erinnerungen, schließen, ohne noch einer befreundeten Gestalt zu erwähnen, welche auch einem größern Kreis der Aufmerksamkeit werth scheinen dürfte.

Joseph Dessauer war aus Prag, seiner Vaterstadt, nach Wien gezogen. Er ist als Liederkomponiteur nicht unbekannt geblieben, seine Melodien sind leicht, anmuthig und harmonisch und zeugen von einem außerordentlichen Talent, so wie er in der Handhabung seines Instruments, des Fortepianos, eine Fertigkeit besitzt, welche ihn in die Reihe der ersten Virtuosen gestellt haben würde, wenn ihn die Noth gezwungen hätte, mit strengem Ernst sich darauf zu verlegen, statt daß er, von Haus aus wohlhabend, im Verhältniß zu seiner Lebensweise und bürgerlichen Stellung sogar sehr reich war und dabei sich nicht von dem kräftigen rastlosen Eifer beseelt fühlte, der in seinem Stammesgenossen Meyerbeer lebt, sondern vielmehr es liebte, ein behagliches, theils träumerisches, theils in den Zerstreuungen der Geselligkeit sich zersplitterndes Leben zu führen, sicherlich das glücklichste Daseyn für einen Künstler, den kein Ehrgeiz stachelt und spornt und der in seiner Kunst nur für sich und seine nächsten Umgebungen die Befriedigung harmloser Freude sucht und findet. Das Bewunderungswürdigste an Dessauer schien sein so ganz ungewöhnliches Gedächtniß; da war kein Werk großer Meister, vielleicht kaum irgend ein ausgezeichnetes Musikstück überhaupt, das er nicht im Ganzen wie im Einzelnen auswendig gewußt, das er nicht in jeglichem Augenblick so zu sagen in getreuer Uebersetzung am Flügel hätte vortragen können, da er, was zu erwähnen vielleicht

Digitized by Google

überflüssig scheint, nicht nöthig hatte, sich an einen gegebenen Klavierauszug zu binden, sondern stets die Musik in ihrer eigensten Gestalt ihm gegenwärtig war und er in freiem und daher bezauberndem Vortrag den Gegenstand auffaßte, wie der Augenblick es ihm eingab. Sein Lieblingsgedanke war, eine Oper zu schreiben, und er hat in jüngster Zeit dieß wirklich gethan, zum Erstaunen seiner Freunde, welche ihm nicht leicht solchen Aufwand von Fleiß zugetraut hätten. — Zu seinen Bekannten gehörte der Graf Heussenstamm, ein verunglückter Dichter, aber sonst ein Männlein von anmuthigen Formen des Umgangs, gebildet und musikalisch, jedoch überzart und einer Sinnpflanze vergleichbar, ein Uebelstand, der sich wohl nur von seiner krankhaften Körperbeschaffenheit herschreiben mochte.

Nun flattert hin in alle Welt, ihr Blättlein aus einem ungeschriebenen Tagebuch. Der Sturm riß euch spielend von einem Baum, welcher neben grünen Schößlingen des welkenden Laubes noch mehr trägt, das lose nur noch an den Zweigen haftet. Der Himmel allein weiß, wohin ihr euch verirren werdet.

Digitized by Google

Eduard Beurmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rügen, Uſedom und Wollin.

Von wunderbarer Wirkung iſt der Anblick der alten Armorika, der nachherigen Bretagne; wenn in Afrika die letzten Ueberbleibſel der karthaginienſiſchen Majeſtät geſchwunden ſind, ſo findet man im weſtlichen Europa, in Holland und in eben jener Armorika, wohin die karthaginienſiſchen Kolonien, die Säulen des Herkules vorüberſchiffend, ihre Richtung nahmen, noch heute nicht nur Spuren der Sprache der Phönizier, der Väter der Karthager, ſondern auch todte Denkmäler, die die Jahrhunderte überdauerten. Die celtiſche Urſprache ſoll — ſo behaupten franzöſiſche Etymologen, denen ich freilich auf das Wort glauben muß — mit fremden Wörtern gemiſcht ſeyn, die bis zu jener Zeit hinaufreichen, als Dido, nachdem ſie mit Pygmalion in Streit gerathen war, mit Barka und Anna auswanderte aus Phönizien und Karthago gründete. Wie geſagt, man muß dieſe Verwandtſchaft der Celten am ſandigen Ufer der Bretagne, die man in Paris nicht beſſer verſteht, als Deutſche, glauben, aber der karthaginienſiſche Saturn wurde der celtiſche Teutates und die rohen Monumente der alten Armorika haben den geheimnißvollen Ton und den hieroglyphiſchen Ausdruck vom Lande Egypten; und jenes koloſſale und ewige Buch, deſſen Sinn die Jahrhunderte vernichtet haben und wovon jeder Buchſtabe

ein Obelisk aus Granit ist, jenes hieroglyphische Denkmal bei Carnac wird von den Antiquitäten-Kundigen, die gern den fernsten und poetischsten Beziehungen nachspüren, aus der karthaginiensischen Schifffahrt hergeleitet, die siegreich die spanische Halbinsel überflügelte und von der Victor Hugo gern vermuthen lassen möchte, daß sie bis zu dem südlichen Amerika gedrungen sey, wo Columbus nach so vielen Jahrhunderten den Sonnenkultus in seiner Blüthe wieder gefunden hat, den assyrischen Belus, den persischen Mithra, wo es selbst Töchter der Sonne gab, Vestalen, Trümmer des asiatischen und afrikanischen Priesterthums, die auch Rom von Karthago entlehnte.

Was mich betrifft, so möchte ich gerade nicht in jenen Steinalleen von Erdeven und Carnac so weit reichende Anfänge erblicken, die, wie gesagt, Einige auf die Phönizier, die Herr v. Cambry auf die Karthaginienser, Herr Masù auf die Hebräer (?), Herr v. Robien auf die Griechen und Herr v. Sauvagère auf die Egypter bezieht, weil man nicht nur in der Bretagne ein Carnac mit hieroglyphischen Denkmälern finde, sondern auch ein Karnac bei dem egyptischen Theben. Mögen hier immer fremde und ausländische Einwirkungen stattgefunden haben, so sind doch die gewaltigen Steinalleen in der Bretagne im Einzelnen nicht verschieden von den gewaltigen Steinkreisen auf Rügen, die man als Opferplätze und Gräber der alten Ruganer angesehen hat; denn beide Bestimmungen ergänzten sich gegenseitig, und Gräber und Opferplätze finden sich häufig beisammen. Also warum sollten nicht jene Denkmäler in der Bretagne unmittelbar in der Druidenzeit fußen, wie die ruganischen Denkmäler in der slavisch-wendischen? Wenn die Heiligthümer Rügen auf die nordische Mythologie zurückführen, so können allerdings die celtischen Heiligthümer in der Bretagne aus Asien hergeleitet werden, woher die Celten selbst in diese Gegenden gelangten, denn man behauptet von ihnen, daß sie bereits zu Tarquinius Priscus Zeiten nach Oberitalien, Spanien und in die Bretagne ausgewandert seyen. Aber die Denkmäler in der Bretagne haben, wenn nicht den Styl, doch die symbolische Bedeutung vor denen in Rügen voraus, man hat die Steinalleen von Erdeven und Carnac mit den Sphinxalleen des alten Thebens in Verbindung gebracht, und bei den wunderlichen Steinen, womit die Dolmens der Bretagne bedeckt sind, an die Hieroglyphen Egyptens gedacht. Die Priesterherrschaft, von der uns Cäsar in der Bretagne Nachricht gibt, findet man ganz in derselben Weise auf Rügen wieder, und die Gräber, die man dort geöffnet hat, gleichen den rügischen Steinkisten gar sehr. Auch die Slaven wanderten aus Asien ein, und wenn ich auch nicht

behaupten will, daß nur irgendwie innere Beziehungen zwiſchen den Wenden der alten Rugia und den Celten in der Bretagne ſtattfinden, ſo iſt es doch auffällig, daß ſich in der Nähe der Steinalleen von Erdeven ein kleiner Teich oder Sumpf befindet, an deſſen Nordſeite eine Art Wall liegt, und daß Teich und Wall faſt eine ähnliche Anſchauung gewähren, wie ſie der Herthaſee auf Rügen bietet. Ich will in der Bretagne nicht den Herthadienſt nachweiſen, aber von der heiligen Anna (einer chriſtlichen Hertha) ſagt der bretagneſche Bauer dieſelben Worte, die der Ruganer noch heutzutage von der „Mutter Hertha" gebraucht:

Die heilige Anna bringt Gras,
Und füllet Scheunen und Faß,

eine Ueberzeugung, die dem Beutel des Biſchofs von Vannes jährlich an 50,000 Franks einbringen ſoll. Wenn man ſich auf der Oberfläche der Kritik bei antiquariſchen Unterſuchungen halten könnte, ſo möchte man in der chriſtlichen Anna eine verchriſtlichte Hertha wiederfinden, wie man auf Rügen aus dem heidniſchen Swantewit einen chriſtlichen Veit gemacht hat. Ich führe dieſe Uebereinſtimmungen nur an, um die äußeren Beziehungen der Bretagne zu Pommern nachzuweiſen.

Von ſo wunderbarem und geheimnißvollem Kolorit, wie die Bretagne, iſt Pommern gerade nicht, aber Pommern iſt eine Art deutſcher Bretagne, wenn man die ſandigen Küſten und die Hünengräber und die geſchichtlichen Beziehungen berückſichtigt. Nicht daß dieſer Landſtrich bis nach Afrika und Aſien ſeine Anfänge hinaufleitete, aber ſeine ſkandinaviſchen Beziehungen, ſeine ſlaviſchen Elemente, die Einflüſſe der nordiſchen Mythologie und Dichtung, die, wenn nicht mehr im Leben, doch in der Geſchichte und den todten Denkmälern hervortreten. Dieß Alles iſt von anziehender Wirkung in einer Gegend, wo ſo gern die feſte und platte Proſa als weſentliches Moment angeſehen wird und wo man den Todtenurnen der Gefährten Odoaker's nur nachſpürt, um zu erfahren, „wat in dem ollen Pott wol syn mag". Lag die uralte Jomsburg im Wendlande? Reicht die Heimskringla-Saga nicht herüber nach dem ſüdlichen Ufer des Belt? Glänzt Vineta mit ſeinen Mauern aus Marmor und Jaspis nicht noch heute den Schiffern entgegen, und vernimmt der, welcher Sinn hat für die Wunder der Lage und Dichtung, nicht noch heute den Klang der Glocken, die ſo ſüß und feierlich aus dem Meere tönen, das über die Trümmer von Vineta ſeine Wogen rollt? Man behauptet, am Strande von Uſedom ſilberne Münzen des Orients gefunden zu haben und einen Dirrhem des Kalifen Elanum,

des Siebenten aus dem Geschlechte der Abassiden, der zu Samarkand im Jahre 203 der Hedschra geschlagen worden sey, und will damit beweisen, daß Pommern in einem ausgedehnten überseeischen Verkehr gestanden, in einem Verkehr mit der orientalischen Poesie und dem buntfarbenen mährchenhaften Handel von Bagdad und den zauberhaften Ufern der Kuanderia. Samarkand und Usedom, welche Gegensätze! Wer die 250 Moscheen, die die Hauptstadt von Usbekistan schmücken, nicht gesehen hat, der wird doch den Abstand fühlen, wenn er die Dünen und die langgestreckten Tannenwälder und den vom Meere ausgefressenen Strand von Usedom und den kurzen, kräftigen Wellenschlag der Ostsee und die wendischen Hosen und Röcke der Lieperwinkler sieht. Aber gerade dieser grelle Abstand dient zu um so poetischeren Beziehungen. Hier wurden Goldmünzen aus dem Orient gefunden, hier wehte einst der Halbmond in den Flaggen der Schiffe. Es ruht eine solche Dämmerung auf der Geschichte von Pommern, selbst nach dem ersten Christenthum, daß die Sage zu Träumereien hinlänglich Veranlassung fand; und wenn es auch nur Russen waren (Scythen), die Usedom mit Samarkand vermittelten, und wenn auch nur Dichter und Leichtgläubige Städtetrümmer auf dem Meeresgrunde erblickten, wo andere Felsenriffe gewahrten, so muß man doch zugeben, daß auf diesem monotonen Landstriche so viel poetischer Duft gar nicht zu vermuthen war.

Ein Mittelpunkt der Lage und Dichtung und der geheimnißvollen Vorzeit aber ist Rügen, jene Insel, die die nördlichste Spitze Deutschlands, und deren Vorgebirge Arkona mit dem fast italienischen Namen in die Fluthen der Ostsee springt, gleichsam als wolle es sich umschauen, ob Deutschland hier zu Ende sey, oder der verwandtschaftlichen skandinavischen Küste entgegentreten, die in Nebelgrauen liegt und deren Umrisse häufig zur Fata Morgana Veranlassung geben, die man in der Ostsee nicht minder wahrnehmen soll, wie im mittelländischen Meer. Läge Rügen nicht hinter Pommern, es würde mit seinen Naturschönheiten weniger auffallen; aber wenn man glaubt, Kosegarten habe dieser Insel erst poetisches Kolorit gegeben, so kann man nicht an die Eindrücke der Natur glauben, der hier freilich keine gewaltige Anlehnungen auf der Insel selbst zu Gebote stehen, keine isländischen Wunder, die aber von dem gewaltigen Eindruck des Meeres und den Ueberresten mährchenhafter Vorzeit in so auffälliger Weise begünstigt wird, daß man in der That, käme man selbst aus dem überfluthenden Süden, die geheimnißvolle und schaurig-trauliche Lage Rügens mit seinem Herthasee, seinem Arkona, seinem Stubbenkammer, seinen

Gräbern der alten Nordlandsrecken, seinen heiligen Hainen und seinen naiven Sagen liebgewinnen muß. Diese Insel hat sich in ihrer ganzen lieblichen Einfachheit und Ursprünglichkeit, trotz dem Christenthum und trotz Dem erhalten, daß die slavischen Elemente, die sich noch in einigen Winkeln Pommerns und auf Rügen zu Mönchsgut unvermischt erhalten haben, im Allgemeinen auf der Insel ausgegangen sind. Das Meer hat sich jungfräulich erhalten, und die Pietät läßt die alten Ruganer, die im Glauben an Walhalla und die Freuden der seligen Fresser entschliefen, gern in ihrer Ruhe. Als ich über den Göllen, jene schmale Meerenge, die Stralsund von Rügen trennt, im leichtfüßigen Boote getragen wurde, das unter dem weitausholenden Schlag von zwölf Rudern die Wogen durchsauste, unterbrach ich den stillen, einförmigen Takt der Ruderer mit der Frage nach dem Herthasee, nach der Jaromarsburg, nach Arkona, nach dem Tempel Swantewits, nach dem weitschauenden Rugard und dem weiterschauenden Königsstuhl auf Stubbenkammer. Aber diese Leute wußten von der ganzen Romantik der Insel kein Wort. Und diese Gleichgültigkeit inmitten jener Reize, die die fernste Ferne anziehen, diese Gleichgültigkeit ist es vorzüglich, die Alles so frisch und unangetastet gelassen hat auf Rügen. Aber ist es denn eigentlich Gleichgültigkeit, welche die Ruganer auszeichnet? Sie stehen nur in bewußtlosen Beziehungen zu den slavischen Ueberresten Rügens, die durch das Christenthum von ihnen geschieden worden sind, mit denen sie aber durch die Geschichte und verwandtschaftliche Sympathien zusammenhängen: ihre Väter ruhen in jenen Steinkisten, wie sie die innere Form der Hünengräber benennen. Also tritt die Kuriositätensucht der Pietät nicht zu nahe, wenn sie schon die Vergangenheit nur fühlen, nicht ersinnen.

Man landet vor Stralsund in Altefähre, das hoch über dem Meeresufer liegt. Wenn ich von hoch rede, so ist das eben nur in jenem flachen nordischen Sinne zu verstehen, der gern aus Hügeln Berge macht. Die Eiche, dieser urkräftige deutsche Baum, grünt hier stolz und erhaben; sie ist gegen Stürme gepflanzt und muß einen kräftigen Charakter entfalten. Rügen erhebt sich selbst an den ebensten Stellen mehrere Fuß über die Meeresfläche. Das Fährhaus liegt auf einer Anhöhe, über die eine andere emporragt. Wenn man von hier aus seine Blicke zurückwendet, so scheint Stralsund mit seinen Mauern und Thürmen im Meere zu schwimmen. Diese Stadt mit ihren Befestigungen ist ringsum von weiten Teichen eingefaßt, die mit der Ostsee in Verbindung stehen und die ganze Gegend zu Wasser zu machen scheinen. Nach Bergen hin, das von seiner Lage den Namen trägt,

wie es einſt zur Sklavenzeit Gora oder Göra hieß, ſteigt die Inſel anfangs, um ſich dann allmählig allſeits wieder zum Meere zu ſenken. Dieſe wellenförmige Neigung des Bodens iſt allenthalben wahrzunehmen: man fährt bergauf, bergab unter üppigen Saaten und duftigen Hainen, unter Seen, Bächen und Felſen und unter geſpenſtigen Blumengräbern auf grauen Haideſtrecken, die die romantiſche Färbung erhöhen, beſonders wenn Regenſchauer rieſeln und der kalte Nordoſt über die Inſel ſtreift. Man könnte in ſolcher Lage an Macbeths Abentheuer erinnert werden. Schon bei dem Dorfe Ramkin gewahrt man ſieben von jenen kleinen geheimnißvollen Hügeln, deren die Inſel aller Orten ſo viele bewahrt. Sie liegen in einer faſt geraden Linie und ſind am Fuße mit Dornengeflecht umwachſen. Das Dorf Rothenkirchen auf dem Wege von Altefähre nach Bergen iſt als oppidum Rodenkerken in chriſtlichen Urkunden erwähnt; aber das Chriſtenthum intereſſirt uns auf Rügen am wenigſten: es wurde hier zunächſt eine üppige Triſt des Adels und der Geiſtlichen; der erſtere leidet nur an unverhältnißmäßiger Fruchtbarkeit, die letztern aber mögen nirgends beſſer fundirt ſeyn als auf Rügen, wo ſie unmittelbar an die Stelle der alten Prieſter Swantewit's traten und wie kleine Fürſten walteten über Wieſen, Ländereien und Gärten, beneidet von allen Amtsbrüdern, die eben ſo ſehr mit ihrem Lebensunterhalt an den Taufpfenning unehelicher Geburten verwieſen ſind, wie an die Sittſamkeit und Tugend ihrer Gemeinde. Auch Bergen wird den Reiſenden nicht aufhalten. Es iſt eine kleine manierliche Landſtadt mit erträglichen Häuſern, unerträglichem Straßenpflaſter und unerträglicheren Wirthshäuſern, wenn man nämlich nur mit einem vollen Herzen für die Wunder Rügens und nicht mit einem vollen Beutel für jene, die davon leben wollen, hieher kömmt. Die Gaſtwirthe, die von dem Feſtlande übergeſiedelt ſind, bemühen ſich in jeglicher Weiſe, aus der Romantik den ergiebigſten Nutzen zu ziehen, und wenn man ſie reden hört, ſo ſollte man glauben, der Enthuſiasmus von Leuten aus Berlin und Stralſund, die die Induſtrie hieher getrieben hat, gelte in der That nicht dem Etabliſſement; aber die einfältige Anhänglichkeit der Ruganer, die von nichts wiſſen, die aber die alten Erinnerungen, wo es nur anging, mit in das Leben hinübernahmen, tritt eben in Vergleich mit jener Weiſe um ſo rührender hervor. Noch heute ſpricht der Ruganer bewußtlos: „Mooder Hertha gifft Kohrn und Gras, und füllt Schühn und Faß", was hochdeutſch nichts Anderes heißt, als: „Mutter Hertha gibt Korn und Gras, und füllt Scheun' und Faß". Sonſt, als Alles ſehr patriarchaliſch und natürlich auf Rügen zuging, und als der Fremde zunächſt an die Gaſtfreundſchaft der begüterten

rügischen Geistlichkeit verwiesen war, die auch wegen ihrer Bildung und Kenntnisse als eine Ausnahme unter der Geistlichkeit des platten Landes erschien, sonst konnte man Rügen bequem und wohlfeil in Augenschein nehmen; in der neuesten Zeit aber hat die Insel mit den preußischen Gasthaustaxen einen sehr modernen Anstrich erhalten, und der unmittelbare Genuß wird durch eine sehr unverhältnißmäßige Theuerung verleidet. Freilich darf man nicht über die Gasthaustaxen hinausgehen, aber wenn man die Preise auch nicht überschreitet, so überschreitet man doch die Zumuthungen, die vernünftigerweise dem Magen gemacht werden können. Man muß alles Fleisch, da es auf Rügen keine Weide gibt, von dem Festlande herüberschaffen, und dieses Fleisch muß nach den Speisetaxen, die nicht theurer sind als die des Festlandes, eingerichtet werden; wenn die Seeluft zehrt, so erhält man in den mangelhaften Speiseanstalten keinen Ersatz für die scharfen Einwirkungen der Eßlust erregenden Atmosphäre, und wie in der Lüneburger Haide die Abwechslung der Küche in der verschiedenartigen Zubereitung des Hammelfleisches besteht, so bereitet man auf Rügen die Häringe in der verschiedenartigsten Weise.

Die Aussicht von dem Rugard bei Bergen ist unentgeltlich, und wer sich über das wellenförmige und spitze Straßenpflaster des alten slavischen Göra zu beschweren hat, der mag sich an der Aussicht von Rugard erholen. Der Rugard befindet sich nordöstlich von Bergen und findet seine etymologische Ableitung in Rugigard, Burg der Rüger; denn Gard ist die slavische Bezeichnung für Burg. Die Entfernung des Rugard von Bergen beträgt nicht über tausend Schritt, die die Erwartung nicht messen wird; denn von den Wällen, die einst Jaromar's Burg umschlossen, genießt man die entzückendste Aussicht. Dieser Fürst baute sich hier ums Jahr 1168 ein Schloß, von dessen Zinnen sein wachsames Auge nicht nur den größten Theil der Insel, in deren Mittelpunkt der Rugard liegt, übersehen konnte, sondern auch südlich, südöstlich und westlich einen großen Theil von Pommern, dem Lande seiner Erzfeinde, von denen freilich das Christenthum über Rügen gekommen war; aber nicht die Freundschaft der Rugard ist, bis auf den Namen und den Wall, der die Burg umgab, verfallen. Dornen und Haidekraut schlingen sich um den letzteren, und wo die Trümmer des Schlosses zu suchen seyn würden, blühen üppige Saaten: Tod und Leben liegen sich in den Armen. Aber der Blick schweift hinaus über die engverschlungenen friedlichen Dörfer von Bergen gen Stralsund, und die pommersche Küste liegt in schwarzen Umrissen jenseits der Meerenge, so daß Städte und Dörfer nicht in dem

Ganzen verſchwimmen, ſondern ſelbſtſtändig hervortreten aus dem Laube und dem Wieſengrün und dem gelben Strande. Weſtlich nickt uns Greifswald zu, öſtlich ſcherzen Aehrenfelder im leichtbewegten Winde zu unſeren Füßen, oder die Saaten bilden auch einen buntgewürfelten Teppich von Sammet, über welchen die Sonne hinweggleitet und das Kolorit erhöht, je nachdem ſie eine ſtrahlende und matte Beleuchtung in die wechſelnden Farben wirft, die gelb, dunkelgrün, blaulich, golden und gemiſcht über dem Boden geſtreut ſind aus Korn, Gerſte, Hafer, Waizen, Wicken und Wucherblumen. Ueber dieſen Teppich hinaus begegnen dem Auge Hügel, Gebüſch und Wälder, über Hügel, Gebüſch und Wälder aber leuchtet der Ocean herüber, das grüne, ewige Meer, eine weite ſchnurgerade Linie, hie und da mit einigen beweglichen Punkten, mit Schiffen, die gehen und nahen. Und der Anblick Rügens im Ganzen und Großen, wie mannigfaltig und ſtolz iſt dieſe Inſel! Still und erhaben ruht ſie im Meere, wie ein verlorner Poſten, den Gott ſelbſt in die Wogen ſtellte und der nicht weicht und wankt, wie ſehr auch der Feind gegen ihn anſtürmt. Nach allen Seiten hin haben ſich die Fluthen Bahn gebrochen, nach allen Seiten hin ſtrecken Erdzungen, welche das Meer ausſchnitt, ihre Spitzen in den grünen Wellenſchlag, aber Rügen blickt verächtlich hernieder auf die grimme Wuth des Meeres, das ſchäumend und brauſend ihm nur Kurzweil zu treiben ſcheint; denn noch iſt ſeine Stunde nicht gekommen, es wird nicht vereinzelt untergehen, ſondern nur in einer allgemeinen Umwälzung; ſelbſt jener Meerbuſen, den die Gewalt der Gewäſſer zwiſchen Rügen und Jasmund riß, ruhet jetzt, wie ein gezähmter Löwe, zu den Füßen der Inſel. Alle Erdzungen aber, die dem Untergange zunächſt geweiht ſind, ſcheinen ſich deſſelben wenig bewußt, wie zur Freude geſchmückt mit Getreide, Waldgrün und Obſt ſtehen ſie am Rande des Grabes, ſie ſcherzen mit dem Tode, der ſich nachgiebig und ſchonend zurückzieht. Kurz, der Rugard iſt ein Standpunkt für ein Panorama von Rügen, das um ſo reizender erſcheint, als noch kein Maler die Hand darnach ausſtreckte und dieſe Anſchauung in das Marktgewühl des Lebens überſiedelte, wie den Rhein und die Elbe, wie die Donau und die Schweiz und die übrigen Lichtpunkte Deutſchlands. Wenn man aus dem holprigen Bergen hinanſteigt zu Jaromar's Wall, dann genießt man die Ueberraſchung aus erſter Hand. Doch ſchauen wir uns weiter um. Hier ſchlingt ſich die ſchmale Landenge zwiſchen Rügen und Jasmund wie ein zarter Gürtel um den Rieſenleib des ewigſchwangern Meeres, dort fluthet der Göllen, dort wallet die Oſtſee, dort endlich ſpringt Arkona keck und verwegen in die Brandung und weiter über Land und

Meer hinaus, „waffeln“*) untergegangene Städte und die Sage spielt auf den geheimnißvollen Wogen.

Ich habe schon gesagt, daß Jaromar, der Slavenfürst, den Rugard erbaute. Da aber Rügen durch seine Tapferkeit entvölkert war, so mußte er, wie seine Feinde, die Pommern, fremde Kolonisten aus Deutschland unter die slavischen Bestandtheile mischen, und Bergen entstand am Fuße der rügischen Burg. Später legte Jaromar hier ein Cistercienser-Nonnenkloster an, aus Dankbarkeit, weil der Christengott seine Waffen gegen die Pommern gesegnet, ein Cistercienser-Kloster, das heutzutage den armen rügischen Freifräuleins ein Asyl gewährt; denn die Reformation hob die Nonnen auf, aber nicht den Adel, dem sie vielmehr in den in „Stifte“ umgewandelten Klöstern eine neue Hülfsquelle eröffnete.

Die Stubnitz auf Jasmund, ein großer Buchenwald am Meeresufer, hat die Alterthumsforscher nicht weniger beschäftigt, als Vineta. Diese alten Buchen sollen mit ihren Gipfeln in die Zeit des Herthadienstes überragen, ihre Zweige sollen gerauscht haben zu den religiösen Mysterien, die selbst den Zeitgenossen nur durch die Sage bekannt wurden. Ich kann nicht umhin, hier den alten Tacitus „**de situ, moribus et populis Germaniae**“ zuerst sprechen zu lassen; denn seine Mittheilungen haben jenen Streit hervorgerufen, ob Rügen, ob Helgeland, ob eine skandinavische Insel die Residenz der Göttin Hertha gewesen sey. Man hat mit philologischen Gründen die einfache Logik, die für Rügen stimmte, widerlegen wollen. Und Tacitus sagt: „Hinter den Longobarden werden die Reudiger, Arionen, Anglen, Variner, Eudosen, Suardonen und Nuithonen von Flüssen oder Wäldern geschützt. Von keinem dieser Völker ist etwas Besonderes zu bemerken, als daß sie insgesammt die Hertha**) verehren, und meinen, daß sie sich in die Angelegenheiten der Menschen mische und über Völker schalte. Es gibt auf einer Insel des Oceans einen keuschen Hain, und in demselben einen geweihten Wagen, der mit einem Gewande bedeckt ist, und nur vom Priester berührt werden darf. Dieser bemerkt, wenn die Göttin in dem Heiligthume ist und auf ihrer Fahrt, von Kühen gezogen, folgt er ihr mit vieler Ehrfurcht nach. Dann sind fröhlich die Tage und festlich die Orte, die sie ihrer Ankunft und ihres Besuches würdigt. Man beginnt keinen Krieg, man nimmt kein Schwert in die Hand,

*) Synonym mit spucken und vorspucken.

) Man liest **Herthum, **Nerthum**, **Verthum** und **Hertham**. Sollte nicht der Römer das germanische Erda latinisirt haben?

Digitized by Google

alles Eisen ist verschlossen. Nur dann kennt, nur dann liebt man Frieden und Ruhm, bis der Priester die Göttin, vom Umgange mit Sterblichen gesättigt, in den Tempel zurückbringt. Alsbald wird der Wagen und die Gewänder und, wenn man's glauben will, die Gottheit selbst in einem verborgenen See gewaschen, wobei Sklaven Handleistung thun, welche sogleich eben dieser See verschlingt. Daher der geheime Schrecken und die heilige Unwissenheit, was das seyn möge, was nur zum Untergange Bestimmte sehen."

Weil Tacitus von dem Ocean spricht, so hielt man dafür, Rügen in der Ostsee könne nicht von ihm gemeint seyn, und um so weniger, da Einige, denen auch Weber beipflichtet, behaupten, Rügen sey erst in einem Orkane des Jahres 1309 (!) vom Festlande abgefallen. Also haben Einige geschlossen, die Insel, welche Tacitus meint, ist eine skandinavische, Andere verloren sich, des Oceans wegen, und weil man doch nicht wohl annehmen könne, daß die slavischen Völkerschaften in Deutschland ihre Heiligthümer in Skandinavien bewahrt hätten, nach Helgoland, nach dem felsigen, klippigen, meerabschüssigen und unfruchtbaren Helgoland, wo kein Baum gedeiht, geschweige denn ein „keuscher Hain". Und wo ist der „verborgene See" auf Helgoland, von welchem Tacitus spricht? Wir finden dort nur „Sapskuhlen", gemachte Gruben, um das Regenwasser darin zu fangen. Eher haben gewiß Diejenigen Recht, welche von den skandinavischen Inseln behaupten, eine dieser hätte Hertha beherbergt, nur müßte doch eine solche Behauptung durch Beweise unterstützt werden, da — wie gesagt — die Vermuthung dagegen ist: jene Völkerschaften, die Tacitus als Verehrer der Hertha bezeichnet, wohnten nämlich unzweifelhaft in der Gegend des heutigen Pommerns und Mecklenburgs; denn jener sagt: „hinter den Longobarden, von Flüssen oder Wäldern geschützt"; die Longobarden aber hielten sich zu Tacitus Zeiten an beiden Seiten der Elbe zwischen dem Lüneburgischen und Magdeburgischen auf. Verlassen wir nun die kritische Untersuchung, die übrigens Rügen nicht hinderlich ist, da Tacitus auch die Rugier und Limovier an den Ocean versetzt, und betrachten wir die Stubnitz auf Jasmund, jenen uralten Hain, dessen heutige Buchen zwar nicht in einem achtzehnhundertjährigen Boden wurzeln mögen, aber gewiß anderen und älteren Platz machten. Deß zeugen insonderheit die vielen gefällten Stämme, mit deren Wurzeln sich die späteren verschlungen haben.

Ich führe die Leser nach der Prora, nach jener Bergkette — wenn diese Bezeichnung hier gestattet ist — durch welche ein Hohlweg nach der Erdenge führt, die Rügen mit der Halbinsel Jasmund verbindet,

Digitized by Google

Zu einem hohen Dom wölben sich hier die Eichen, Eschen, Birken, Espen, die aus den Abhängen der Prora emporsteigen; Wachholder, Haselstauden und kleineres Gebüsch bilden die Verzierungen der grünen Wände und Bogen. Nicht einmal ein Lichtstrahl fällt durch das duftige Gewölbe, vielweniger schaut der blaue Himmel in diese schattige und geheimnißvolle Enge, in welcher zwei Wagen nebeneinander keinen Platz haben. So geht es bergauf. Von der höchsten Spitze an aber lichten sich die grünen Verschlingungen und das Meer blitzt ein über das andere Mal durch die Lücken des Gebüsches. Man fährt nun bergab, der Erdenge zu, und die Bäume und Gesträuche verlieren sich in die Haide vor derselben. Die See hat längs der gekrümmten Erdenge die Prorer-Wyck gebildet, einen Meerbusen, der von Feuersteinen gleichsam eingerahmt ist, die in dichten Schichten über einander liegen und milchweiß glänzen neben dem grünfarbenen Spiegel des Meeres.

Die Stubnitz bildet den äußersten Saum Jasmunds, der Ostsee zu, deren Anblick häufig selbst von erhabenen Standpunkten aus durch diese dichte Waldwand versperrt wird, die in der Breite mindestens eine halbe Meile mißt, während ihre Länge über zwei Meilen Raum umfaßt. In diesem „keuschen Haine" — wofür aber Einige vastum nemus lesen wollen, was nicht minder paßt — liegt der Borg- oder schwarze See, wie er im Munde des Volks genannt wird, oder Herthasee, wie Kosegarten und Andere dieses dunkle, tiefe, wallumgebene und buchenbewachsene Gewässer nennen, das sehr genau zu dem geheimnißvollen Dienst der Hertha paßt, die hier gefeiert, gebadet und mit Sklaven gefüttert werden konnte, ohne daß Späheraugen die Mysterien der Priester durchdrangen. Die hohen Ufer, welche den See einfassen, bilden ein fast regelmäßiges Oval; die stolz emporragenden und dichten Buchen scheinen hier nicht zufällig entstanden zu seyn; der Wall aber im Westen, der hundert Fuß über den See hinaussteigt, ist sicher Menschenwerk. Man nennt den See Borgsee, d. h. Burgsee, oder vielleicht verborgener See, den Wall nennt man Borgwall. Stand hinter dem Erddamm eine Burg? Einmal mißt der Wall nach innen zu kaum die Hälfte dessen, was er nach außen mißt; dann schließt er wieder einen ovalen Raum ein, ganz im Verhältniß des Sees; endlich ist dieser Wall westwärts von einem zweiten Wall eingeschlossen. Man sieht, in einer Ebene konnte eine Burg nicht von Nutzen seyn, jene vorsichtige Umgebung konnte also nur dazu dienen, Unberufene von einem Geheimniß, das von diesen Wällen eingefaßt war, abzuhalten. Dazu kömmt noch, daß der ganze Wall und die hohen Ufer mit Buchen bedeckt sind, die eben so wenig einem Burgwall dienlich seyn konnten,

wohl aber dem Geheimniß, das hinter der Blätterwand um so sicherer verborgen war. Und der Eingang in das Innere des Walls auf der nördlichen Seite genügte er nicht den Priestern, die zu der Göttin schritten; der Ausgang zu dem See, der dem Eingang gegenüber, war er nicht breit genug für jene, die die Göttin badeten in den Fluthen des heiligen Sees, und für die Andern, die durch ihn zum Tode schritten, daß kein sterblicher Mund Kunde gäbe von dem Dienste Herthas, daß Alles still und verschlossen bleibe, wie die dunkle Tiefe der Gewässer? Was Tacitus erzählt, das erzählte mir ein schlichter Bauer aus Sagard, der den römischen Schriftsteller nicht dem Namen nach kannte, und als ich ihn fragte, woher er die ausführliche Mittheilung habe, antwortete er kurz: von seinem verstorbenen Vater, der sie wieder von seinem Vater habe. Also Sage und Tradition sprechen auch für den Herthadienst in der Stubnitz, und noch heute sagt man (wie schon erwähnt) auf Rügen: „de Hertha gifft Gras, un füllt Schünen und Faß". Sollte es noch einem Zweifel unterliegen, daß hier unter Anderm wenigstens diese Göttin verehrt worden sey, daß in diesen schwarzen Wogen Wagen, Kühe und die Gefeierte selbst gewaschen wurden, daß aus diesem Wall der Zug in alle Lande ging und Freude verbreitete überall, daß hieher die Göttin zurückkehrte und mit ihren Dienern in die Fluthen versank? Ich meine, die Stubnitz ist noch bis auf den heutigen Tag geheimnißvoll genug zu dem Allen, und die Insel — die zweifelsohne nicht erst 1309 entstand — die Buchen, der See, der Wall, alle diese Dinge strafen Keinen Lügen, der den Dienst der Hertha nach Rügen verlegt, der Tacitus Worte wenigstens auf Rügen bezieht; denn die Göttin selbst mochte auch noch in andern Gegenden Pommerns verehrt werden.

Man sagte mir, es habe sehr lange gedauert, bevor man sich entschlossen, in dem See zu fischen, der noch bis auf den heutigen Tag von den Bewohnern der Halbinsel scheu und ehrfürchtig betrachtet wird, und gewiß! selbst uns unbefangenen Leuten wird in dieser anmuthigen Oede ungewöhnlich zu Muthe: dichte Blätterschichten, die sich von den Buchen ablagerten, bedecken die Oberfläche des Sees, die eben deßhalb jenen schwarzen moorigen Ton erhielt, der zwischen Sumpf und Wasser die Mitte hält und Verwesung und Grauen bezeichnet. Aber nicht nur der See, sondern auch die Stubnitz selbst, die erst nach und nach durch Wege gelichtet wurde, der Wall und die sorgfältige Einzäunung der Buchen ringsum, ein künstlicher Verschluß zu dem natürlichen, stecken mit ihrem Schweigen an. Hier — glauben wir gern — geschah etwas Ungeheures, hier dürfen wir wohl einen Theil jener

barbarisch-poetischen Theologie begraben vermuthen, die von dem Norden über Deutschland kam. In diesem Sinne auch erzählt Micräus, ein alter pommerscher Geschichtschreiber, der übrigens in Hypothesen und Leichtgläubigkeit seines Gleichen sucht und hier nur hinsichts der Sage angeführt werden mag: „Da vor Zeiten sich etliche unterstanden, mit einem Kahne auf dem Burgsee zu fahren, haben sie denselben des folgenden Tags auf einem Buchbaume suchen müssen, da ihn ein Geist des Nachts hinauf gebracht, und haben auch noch daneben des Teufels Gespött mit deutlichen Worten hören müssen, da er gesagt: Er und sein Bruder Nickel hätten solches gethan. Wird vermuthlich der Ort seyn, an welchem der Teufel unter der Erd-Mutter-Götzenbild ist verehrt worden, und dessentwegen sich noch so viele hundert Jahre hernach über denselben eine Gerechtigkeit zuschreibt."

Hundert Schritte etwa von dem Borgsee nordwestlich liegt Stubbenkammer, das uns überraschend mit dem Anblick auf die Ostsee entgegentritt, wenn wir noch eine Strecke lang unter den Bäumen gefahren sind. Daß eben die Ostsee Stubbenkammer zu einem reizenden Standpunkte erhebt, unterliegt keinem Zweifel, aber sie ist auch eine Garantie der ewigen Schönheit dieses Vorgebirges, das klein und demüthig erscheinen mag gegen die Berge des Südens, und gegen Sunium, an welches Weber hier ironisch erinnert, nördlich und slavisch; denn der Tempel der Hertha am Borgsee war freilich kein Minerven-Tempel, und der Himmel, der sich über Rügen spannt, ist kein klassischer, aber das Meer, das heilige Meer, am Fuße von Stubbenkammer wird für alle Zeiten klassisch bleiben, und seine schweigsame oder brausende Majestät läßt griechische Schönheit selbst vergessen, wie Tempel und Kunst, die sie hervorrief. Wer über diesen weiten allgewaltigen Spiegel schaut, der denkt auch an den Himmel nur in so fern, als derselbe im Meere liegt und aus den grünen Wogen blaulich wiederstrahlt, es kümmert ihn nicht, ob dieser Himmel mit griechischer Anmuth oder mit slavischer Kraft geschmückt ist. Kraft, Erhabenheit und Majestät, diese gewaltigen Eindrücke wird man aber nirgends hervorragender antreffen, als auf dem Gipfel von Stubbenkammer, auf dem einfachen Königsstuhl, von Karl XII. also benannt, der sich hier über seine Unglücksfälle im Anblicke des Oceans und in der Betrachtung des Satzes: „Alles Lebendige vergeht, nur das Leblose besteht", trösten mochte. Der König brachte eine Nacht an dieser Stelle zu, wie auf den Wällen von Stralsund, wie in den Trancheen von Friedrichshall, wo ihn die meuchlerische Kugel traf. Er liebte ein außergewöhnliches Lager unter Beschwerden und Gefahren, die gewissermaßen das Ziel

seines Lebens waren, ein Ziel, an das er nicht nur sich selbst setzte, sondern auch Krone und Reich. Wenn man aber auch nicht solche originelle Neigungen hegt, wie der rastlose und unstäte Schwedenkönig, so wird man doch wohlthun, einmal im Hochsommer eine Nacht auf Stubbenkammer zuzubringen. Wenn die Sonne den Kreidefelsen Tags über durchglüht hat, so wird er auch Nachts noch ein warmes Lager bieten, und ein weicheres Lager, als die Steine gewähren, bereite man sich aus Mänteln und andern Hülfsmitteln, die aus dem unfernen Wirthshause leicht herbeizuschaffen sind. Die Buchen, die bis an den Abhang von Stubbenkammer vorgedrungen sind, schützen gegen den Seezug, der nun melodisch durch ihre Zweige rauscht, die Brandung am Strande tiefunten accompagnirt und ein Wiegenlied für müde Schläfer summt. Ein Sonnenuntergang auf Stubbenkammer ist ein außergewöhnlicher, ein Requiem der Natur. Fischerkähne suchen das Land, die Seevögel das Lager, Alles bewegt sich still und gemessen zur Ruhe. Der Himmel ist blau und rein, die Luft erquicklich und gemischt aus jener strahlenden Frische, die das Meer aushaucht, und jener milden Wärme, die die scheidende Sonne hinterläßt. Diese aber glüht in Sehnsucht, bräutlich geschmückt und verlangend sucht sie das schwellende Bett des Oceans, die Umarmung des Meergottes, obwohl sie den Anstand beobachtet und nicht im Fluge, sondern nach und nach, halbgezogen von seinen kräftigen Armen, halb nachgiebig sich den Fluthen vermählt. Wenn sie entschlüpft ist dem gierigen Auge, wenn sie unten schwelgt in unendlicher Lust und die Dämmerung Wache hält, die luftige Kammerzofe, bis die ernste Nacht jeden Späherblick von den kleinen Vergnügungen der strahlenden Gebieterin abhält, dann tönen Meer und Erde in ewiger Harmonie zusammen die Nachtmusik. Und nun den Ossian in die Hand und Fingals Geister heraufbeschworen! Wenn man schlafen kann unter dem glänzenden Nachthimmel, der die Sterne noch einmal so groß wiederstrahlt, als gewöhnlich, während der Mond das schwarze Meer mit silbernem Lichte besäet, so wird man doch den Morgen von Neuem genießen. Die „rosenfingerige Eos“ fliegt der Gebieterin voran, die ermattet, aber nicht gesättigt, aus der Umarmung des Meergottes scheidet und mit neuem brennenden Verlangen zu den Menschen zurückkehrt. Der Sonnenaufgang auf Stubbenkammer ist eine Schöpfung, wie sie Haydn nicht schöner gedichtet hat, obwohl ich wiederholt gestehen muß, daß die kleine Mannigfaltigkeit, die einen Sonnenaufgang in den Alpen unter Hirten und Sennen und Naturleben auszeichnet, hier vermißt wird. Wo das Meer, da ist auch die Gewinnsucht zu Hause, und diese kann nie der einförmig-grandiosen

Digitized by Google

Majestät des Meeres und der darüber hinwegrollenden Sonne zum Relief dienen. Sie isolirt sich, fängt Fische, arbeitet an den Netzen, eilt zum Häringsfang; eine Hingebung der Menschen an die Erhabenheit der Scenerie um sich her vermißt man ganz. Zu diesen äußeren Einwirkungen gesellt sich noch der nordische Indifferentismus, der mit starrem, langweiligem Auge in die Wunder der Natur hineinglotzt. Aber das Leben, das mit der Sonne über ein wüstes und unwegsames Element hereinbricht, die Seevögel, die ihre Wohnung an dem Strande verlassen, und die Menschen, die mit ihnen ziehen in den Wogenschlag, die Schiffe, die nach allen Richtungen die ungeheuere Fläche durchkreuzen, mit einem Worte, die mechanische Beweglichkeit, die sich ein starres und unnachgiebiges Element unterthan macht, entzückt schon das Auge und unterhält es weiter, wenn es, von der Pracht der Naturanschauung überwältigt, bei den kleinen Details des Lebens ausruhen will. Man kann sich nicht wohl mit den rügischen Schiffern und Fischern in ein Gespräch einlassen, weil sie nicht reich an Antworten sind, sondern verschlossen, wie das Meer, mit welchem sie den Tag über zu thun haben, aber zusehen mag man ihnen mit Theilnahme, zumal da sie einfache, fromme Leute sind, die in der Isolirung ihrer Insel viel von der alten Sitte retteten und die neue Sitte meist nur von Hörensagen kennen. Was gilt hier nicht noch der Pfarrer? Aber man muß es auch diesen Leuten nachrühmen: sie haben sich in der einträglichen Stellung, die ihnen aus dem jungen Christenthum zufiel und von der Reformation beibehalten wurde, nicht nur um die Kirche, sondern auch um das Leben der Gemeinde bekümmert, der sie solcher Weise an's Herz wuchsen. Kosegartens Uferpredigten geben deß Zeugniß; und noch bis auf den heutigen Tag wird zur Erndtezeit und beim Häringsfang im Freien gepredigt. Unter einer Buche oder Linde steht der Pfarrer, und rings um ihn lagern die andächtigen Ruganer, er aber nimmt es ihnen nicht übel, wenn sie im Anblicke des Häringszuges nicht das Ende der Predigt erwarten können, die ja in der Mitte schon mit Segen gekrönt wird, und so entließ ein Pfarrer die hastige Gemeinde mit den Worten: „Nun! der Herr erfülle eure Herzen mit Häringen und eure Netze mit Gnade", keiner aber von denen, die mit diesem Segen in die See stachen, erlitt ein Unglück, Alle kehrten mit reicher Beute heim und hörten Sonntags darauf den Rest der unterbrochenen Predigt und eine weite Predigt dazu. Ich muß indeß bemerken, daß solches zur schwedisch-pommerschen Zeit geschah; daß man heutzutage, wo die Agende auch über Rügen gekommen ist, eine eben so nachsichtige Form beobachtet, will ich nicht behaupten. Stubbenkammer besteht, wie

gesagt, aus Kreide, mit Feuersteinen untermischt, die Felsenwand senkt sich schräg hinab zum Strande, so daß man zur Noth auch ohne Fußpfad hinankommen kann, nur an einigen Stellen spielen die Wellen unmittelbar zu den Füßen von Stubbenkammer, das lieblich absticht gegen das Grün der Buchen, die das schneeweiße Haupt des alten Felsens kränzen, und lieblich gegen die dunkelblauen Wogen. Regnet es, so schäumet die See an dieser Stelle schneeweiß, eine Milchstraße legt sich über die Fluth. Vom Strande aber kann man die zackigen und gestaltvollen Felsmassen am besten betrachten, an denen sich auch von unten ein Buchenkranz in einer Höhe von fünfzig Fuß hinaufzieht. Die Höhe der Felswand kann, wer Vergnügen daran findet, von unten bequem erklimmen, so wenig steil ist sie; wer aber noch bequemer gehen will, wähle den durch die Kreide gehauenen Fußpfad.

Quoltitz auf Jasmund zeichnet sich durch ein gewaltiges Hünengrab aus, dem nur ein anderes auf Wittow den Vorrang abläuft. Ein Granitblock ragt an einem Ende sieben, am andern vier Fuß aus der Erde hervor. Er ist länglich und an den Enden abgerundet, im Umfange mißt er 20 Ellen. Große Steinkreise schließen sich an ihn an, so daß er als der Schlußstein eines Grabes erscheint; denn die Gräber der alten Ruganer sind allgesammt in dieser Weise geformt, aber die vorliegende Masse deutet auf einen Häuptling hin, indem sich kein anderes Grab von solcher Ausdehnung auf Jasmund findet. Untersucht hat man die Stelle nicht, weil die christlichen Ruganer noch immer eine außerordentliche Ehrfurcht vor dem Namen der abgeschiedenen Ahnen hegen und sie nicht stören wollen in Walhalla beim ewigen Gastmahl, wo die Walkyren die Hörner füllen mit Enherium-Oel und wo die Freude der seligen Fresser denen lacht, die gefallen sind im Schlachtenkampfe. Dieses Thal, das außerdem mit Gräbern und Opfersteinen angefüllt ist und den Anschein hat, als sey hier ein ruganisches Heiligthum gewesen, ein Opfer- und Begräbnißplatz bietet noch heutigen Tages eine feierliche und erhabene Stille und einen geheimnißvollen Schauder. Die dürre Fläche, die ringsum von sanft ansteigenden Bergen gedeckt, ist nur mit dürftigem Kraut bewachsen, aus welchem Wachholder und Dornen mühsam emporstreben, nirgends eine Spur des Lebens, nirgends selbst eine christliche Spur, wie man sie früher gern an heidnischen Orten zum Zeichen des Sieges hervorrief, nach dem Beispiel der Entdecker ferner Inseln auf dem Ocean, welche die Fahne ihres Herrn aufpflanzten und Besitz ergriffen von der Entdeckung. Hier ist Alles wüst und heidnisch geblieben, die alten Kämpen ruhen in ihrem Glauben, in jenem Glauben überschwenglicher

Tapferkeit, und der Sturm fährt über ihre Gräber, und das Rauschen des fernen Meeres verschmilzt sich mit seinen wilden Akkorden und es dünkt uns, als dürfe selbst kein Sonnenstrahl diese Haide treffen und die grausige sterile Harmonie stören, die sich auf den Gräbern von Jasmund wiegt.

Die heutigen Ruganer nennen jene Gräber Steinkisten und die, welche man untersuchte, wurden also befunden: oben liegen gewöhnlich in einem ovalen Kreise Feldsteine, die mit einem sehr großen oder mit zwei Schlußsteinen bedeckt sind, der Kreis ist von Dornen und Wachholder bewachsen, unter der Oberfläche aber befindet sich das ringsherum zwei bis drei Ellen tief mit Feldsteinen ausgemauerte Grab; der innere Raum zeigt zuerst eine Lage Sand, dann eine Lage Kiesel, dann wieder Sand, dann Thon, in welchem Urnen stehen, denen Streitärte und Opfermesser von Stein und metallene Ringe und Ketten beigefügt sind*); unterhalb der Urnen stößt man auf eine Lage von Feuersteinen und unterhalb dieser Lage auf eine zweite Thonlage. In dem Grabe aber findet man häufig aufrecht sitzende Gerippe, oft mehrere neben einander, als säßen sie in einer Berathung. Noch als ich die Insel besuchte, grub man in der Nähe von Putbus, unweit des zum Badhause führenden Weges, eine solche Steinkiste aus.

Von der Halbinsel Jasmund fährt man längs des Tromper-Wyck über die schmale Haide nach Wittow, indem man westwärts das Binnenwasser erblickt, wenn die Dünen sich ebenen. Die schmale Haide kontrastirt auffällig mit den bunten Ufern von Jasmund: Strandhafer und Salzkraut bilden hier die einzige Vegetation und beweisen, daß diese Strecke sich allmählig vom Meere losrang und Wittow vor Zeiten eine Insel war, bis der natürliche Prozeß hier bewirkte, was bei Swinemünde die Kunst, und Wittow an Jasmund befestigte. Je näher man Wittow (weiße Aue) kömmt, desto mehr hebt sich der Boden, der Meersand geht in Thon über und wir betreten auf der Insel selbst den Zenith jener Fruchtbarkeit, die man Rügen einräumen muß. Hatte diese Halbinsel einst Waldungen, so haben die Stürme sie nach und nach ausgerottet, aber das Ackerfeld belohnt den Fleiß der Einwohner überflüssig: der Weizen soll hier in günstigen Jahren oft das vierundzwanzigste Korn tragen. So behauptet Zöllner.

Auf der Feldmark von Nobbin begegnet man jenem Hünengrab, welches Kosegarten in seinen Rhapsodien als das „imposanteste und

*) Auf dem fürstlichen Schlosse zu Putbus findet sich eine vortreffliche Sammlung ruganischer Alterthümer.

Digitized by Google

zugleich am beſten erhaltene der Inſel" bezeichnet. Es iſt ein längliches Viereck und mißt in der Länge von Norden nach Süden faſt an fünfzig Schritte, in der Breite am nördlichen Ende zehn und am ſüdlichen zwölf Schritte. Die Oſtſeite dieſes Grabes iſt von achtzehn, die Weſtſeite aber von zweiundzwanzig großen Steinen eingefaßt. Der Südſeite dienen zwei mächtige Granitblöcke gleichſam zum Thor; in der Mitte des Platzes aber liegen viele kleinere Steine. Ein kleiner Hirtenjunge erzählte mir: „hier ſey eine mächtige Prinzeſſin mit ihrem ganzen Gefolge begraben", eine Tradition, die ſich vielleicht auf die Größe des Grabes, das einigen fünfzig Menſchen ſchon Platz gewährt, ſtützen mag, die aber zum Theil auch aus der Gewohnheit ſlaviſcher Stämme, mit ihren Heerführern einen Theil ihrer Majeſtät dem Tode zu weihen, Weiber, Sklaven und Kinder, erwieſen werden könnte. Die Erzählung des Kleinen war hübſch genug geordnet und von hinlänglicher Einfachheit, um erkennen zu laſſen, daß die Erfindung derſelben unmittelbar aus dem Volke kam. So behauptete er, die Prinzeſſin hätte an unglücklicher Liebe gelitten und ſich freiwilligem Tode hingegeben, und aus Schmerz über die Leiden der Gebieterin hätten ſich Alle, die ihrem Leben nahe geſtanden, dieſem Opfertode angeſchloſſen. In der That, Rügen duftet von Dichtung und Anmuth, ſeit Koſegarten benützen ſogar die Hirtenjungen dieſen Stoff, eine Erſcheinung, die hier um ſo mehr auffällt, weil im Allgemeinen die Individualität der Pommern nicht für den Goldſchacht der Phantaſie geeignet iſt, ſondern hübſch auf der Oberfläche der Wirklichkeit verkehrt.

Von Nobbin gelangt man über Putgarten zu den ſaftigen grünen Abhängen von Arkona, die ſich erſt da verlieren, wo der eigentliche Wall beginnt. Man erſteigt ſie und befindet ſich auf der Höhe der nördlichſten Spitze Deutſchlands. Das Wort „Arkona" ſoll ſcythiſch ſeyn und wörtlich eine hochufrige Ecke bedeuten, von Ark, hohes Ufer, und Kon, Ecke. In alten Zeiten ſoll ſogar ganz Wittow den Namen Arkona geführt haben, nach der alten Sitte: pars pro toto; denn hier ſtand der allen Slaven heilige Tempel Swantewits, beſchützt von der Burg Arkona, die auf der Spitze des Vorgebirgs befeſtigt war, unerreichbar von Pfeilen und Wurfgeſchoſſen. Wie Weber dazu kömmt, hieher die Jomsburg zu verlegen, deren Lage ich auf Wollin nachweiſen werde, iſt nicht leicht zu erklären, um ſo weniger, da er einfach ſagt: „man ſieht noch eine Spur des Walles der Jomsburg". Saxo Grammatikus beſchreibt uns Arkona und den Tempel Swantewits ausführlich. Die Burg war, außer im Weſten, vom Meere umfloſſen, an der Landſeite aber diente ihr ein fünfzig Fuß hoher Wall,

der mit Palliſaden und hölzernen Befeſtigungen garnirt war, als Bollwerk. Durch den Wall führte nur ein Thor, das mit einem hölzernen Thurm überbaut war. In dem alſo von dem Wall gebildeten ebenen Platz ſtand der erwähnte Tempel Swantewits, er war einfach aus Holz, wie alle ſlaviſchen Gebäude, und ſeine Zierrathen beſtanden höchſtens in bunten Schnitzwerken. Was den Gott betrifft, ſo war er im koloſſaliſchen Verhältniß gehalten und nicht nur vierköpfig, ſondern auch vierhälſig. In der Rechten hielt er ein mit allerlei Metallen ausgelegtes Horn, in der Linken den Bogen. Das Gewand war aus buntem Holz künſtlich zuſammengeſetzt und reichte bis zu den Schienbeinen. Unter den Koſtbarkeiten des Gottes befand ſich auch ein gewaltiges Schwert, deſſen Scheide und Griff wunderbar glänzend und mit Silber ausgelegt waren. Das Feſt Swantewits wurde einmal im Jahre zur Erndtezeit gefeiert, Weiſſagung und Schmaus bildeten den Höhepunkt desſelben. Swantewits Verehrung hatte, was die reichlichen Spenden betrifft, die ihm die Gläubigen darbrachten, große Aehnlichkeit mit dem chriſtlichen Gottesdienſte des Mittelalters. Er hatte nicht nur liegende Gründe und beſtimmte Einkünfte, ſondern erhielt auch den dritten Theil von aller Beute, die im Kriege oder durch Seeräuberei gewonnen ward. Zur Ausſchmückung der Verehrung Swantewits und zu ſeinem Schutze oder auch zum Schutze ſeiner Güter wurde eine Leibwache von 300 Reitern gehalten, die in Betreff des Raubes und der Plünderung äußerſt begünſtigt waren, da ſie Alles, was von ihnen mit Liſt oder Gewalt erworben wurde, nur dem Gotte in Verwahrſam zu geben brauchten.

Ueber die Bedeutung des Namens ſind die Alterthumsforſcher, wie gewöhnlich, uneins. Einige, denen Weber blindlings nachſpricht, behaupten, Swantewit ſey der deutſche St. Veit, korvey'ſche Mönche, die als Miſſionäre nach Rügen gekommen, hätten dieſen Heiligen an die Stelle des alten Götzendienſtes geſetzt, ſpäter ſeyen aber die Ruganer wieder vom chriſtlichen Glauben abgefallen und hätten nun den Namen St. Veit für den wieder in integrum reſtituirten alten Gott hervorgeſucht. Andere meinen, dieſe korvey'ſchen Mönche hätten vielmehr den ſlaviſchen Swantewit in den chriſtlichen St. Veit verwandelt, um den Heiden auch eine patriotiſche Sympathie für den neuen Gott durch die Aehnlichkeit des Namens einzuflößen. Noch Andere aber ſind der Meinung — und ſie mögen Recht haben — daß die Endſylbe ewit nur Artikel ſey, ſwiety (ſwienty) aber heiße zu deutſch heilig. Demnach würde Swantewit einfach durch „der Heilige" zu überſetzen ſeyn.

Swantewit wurde im Jahre 1168 von den Dänen unter Waldemar dem Sieger sammt Tempel und Kostbarkeiten zerstört, die liegenden Gründe aber der heidnischen Priester wurden den christlichen überantwortet. Heutzutage ist nur der alte Wall der einzige sichtbare Ueberrest der Herrlichkeiten von Arkona. Sage und Tradition sind an die Stelle der anderen getreten. So soll auch hier nicht eine slavische Burg von Holz und Erde, sondern eine große Stadt gestanden haben, der es vor allen Dingen an Raum fehlte, dann aber auch an Lage; denn es ist nicht wohl abzusehen, wie der steile Vorsprung von Arkona, wenigstens 200 Fuß über der Meeresfläche, einer Stadt, und noch dazu einer Handelsstadt, passendes Terrain bot. Doch auch von Arkona heißt es, es waffele dann und wann, und mir erzählte ein Bauer aus Altenkirchen, er selbst habe die alte Stadt am Ostermorgen just so gesehen, wie sie einst auf dem Vorgebirge gestanden: Thürme, Mauern, Häuser und Wälle, Alles sey wohl erhalten gewesen, aber keine lebende Seele sey in der todten Stadt sichtbar worden, dieselbe habe geraume Zeit starr und gespenstisch nordöstlich von Rügen gestanden und sey dann plötzlich in die Wellen versunken. Während die Stadt über dem Meere geschwebt, sey heller Sonnenschein gewesen, erst nachdem ihre letzten Spitzen von den Wellen begraben, habe sich ein dicker Nebel der ganzen Fernsicht bemächtigt, der gleichsam wie Rauch und Dampf dem Meere entstiegen sey. Von der Fata Morgana wollte der Mann nichts wissen, und als ich ihm bemerklich machte, wie wahrscheinlich jene Stadt nichts Anderes gewesen sey, als ein Spiegelreflex der zackigen Klippen von Arkona, lachte er hoch auf. Er könne Klippen sehr wohl von Häusern und Thürmen unterscheiden.

Die Aussicht von Arkona ist wo möglich noch erhabener, als die von Stubbenkammer: man wird gleichsam von dem Meere überwältigt, das hier nach allen Seiten hin die Oberhand gewonnen hat, von Stubbenkammer sieht man nur eine hervortretende Spitze, die wie ein weißes Nachtgespenst über das schwarze Meer herüberschaut, wenn ein Unwetter im Anzuge ist. Und in einem solchen Augenblicke muß man auf Arkona stehen, die weite einfache See gewinnt alsdann durch das Spiel der Wellen an Mannigfaltigkeit und der Leuchtthurm auf der höchsten Spitze an Bedeutung. Mir war dieses Schauspiel vergönnt. Schwarze Wolken zogen mit dem Nordost herüber und die waldigen Ufer von Jasmund verflossen in den düstern Horizont, der sich auf ihre Gipfel herniederließ, es war ein Anblick, als wollten Meer und Himmel sich vermählen, jenes schäumte in Bergen, dieser stieg allmählig immer tiefer herab zu den Fluthen. Der Sturm heulte die Hochzeitsmusik.

Nur in Zwischenräumen, wenn der Blitz aus den Wolken in die schäumenden Wogen fuhr, der feurige Brautkuß, den der Himmel der See aufdrückte, drang das Auge in die Ferne über den schmalen Landstrich, der Jasmund an Wittow kettet, zu den Quoltitzer Bergen, oder westwärts nach Hiddensoe, der sandigen, haidebewachsenen Insel, die jetzt in der That wie eine Walkyre mit langen, im Sturme flatternden Haaren über dem Meere zu schweben schien. Das Meer ist doch am herrlichsten im Sturme, wie der Krieger in der Schlacht. Aber es war ein warmer Erndtetag gewesen, und das Gewitter war mitten unter die Schnitter gefahren, die in dem Kornfelde, das jetzt die Stelle einnimmt, wo einst Swantewit verehrt wurde, beschäftigt waren. Der Sturm verflog und gemach rückte die Sonne aus den Wolken hervor, ein zweiter Morgen schien sich zu entfalten; das Auge stieß nach allen Seiten hin auf neue und entzückende Ruhepunkte. Jetzt zogen die Ufer von Jasmund wieder den grünen Jagdrock an und die Quoltitzer Berge strahlten golden in der Sonne, die wie eine alte legitime Herrscherin durch ihre Lande zog, mit Jubel begrüßt von den getreuen Unterthanen, die der Usurpation des Sturmes gerade in dem verhängnißvollen Momente der Erndtezeit nur gezwungen nachgegeben hatten, lichter und lichter wurde es von Minute zu Minute und die unbegränzte Perspektive erweiterte sich immer mehr. Jetzt durchdrang das Auge selbst die weiteste Ferne, und die Insel Mön, die aus einer Entfernung von sieben Meilen nach Arkona herüberlugt, wollten Einige meiner Gefährten sogar mit bloßem Auge erspähen.

Altenkirchen, auf Wittow, ist durch Kosegarten, der zuerst Rügen zu einem Reiseziel machte, berühmt geworden, das Dorf Vitte aber durch den Häringsfang, der hier eben Kosegartens Uferpredigten veranlaßte. Der Platz, wo dieselben gehalten wurden und noch heutzutage von dem Prediger zu Altenkirchen gehalten werden, liegt hart am Seeufer. Die Gemeinde lagert im Freien bei gutem Wetter, bei schlechtem wurde wenigstens früher in einer Hütte gepredigt.

Von Wyck fährt man zu Schiffe in wenigen Stunden nach Hiddensoe, westlich von Rügen. Hiddensoe ist ein schwedischer Name und bedeutet zu deutsch Hütteninsel, von Hydda, Hütte, und Oe, Insel, das mit Oie, oder Eiland, synonym ist. Diese Insel mißt in gerader Richtung fast dritthalb Meilen, die Breite ist, wie bei Usedom, sehr unverhältnißmäßig, denn das Meer hat auch hier gute Bissen gefunden; somit wechselt die Breite von einer halben Meile bis zu einigen hundert Schritten. Von Außen präsentirt sich Hiddensoe sehr dürftig und unfruchtbar: hohe Sanddünen und nackte Berge rahmen es ein, das

Innere aber ist mit Ackerfeld und mit Weide bedeckt — weßhalb auch die Ruganer Hiddensoe zu dem letzteren Zwecke benutzen. Ein Dornbusch soll hier den Schiffern zum Signal dienen, und nach ihm benennen sie schlechthin die Insel, die neben ihren schöneren Schwestern allerdings wie ein Aschenbrödel erscheint, aber auch die Tugenden dieser geltend machen kann. Was nicht die Isolirung thut, Knechte und Mägde schlafen auf Hiddensoe neben einander in einer und derselben Kammer, aber von unehelichen Geburten hört man hier weniger, als in civilisirten Orten, wo diese Sitte eine Unsitte gescholten werden würde. Hiddensoe besteht aus zwei Theilen, aus der ursprünglichen Insel und aus den späteren Anschwemmungen. Jene ist bergig und umfaßt den kleineren Raum im Norden, diese bestehen beinahe aus zwei Meilen und erstrecken sich bis zum Göllen. Im nördlichen Theil der Insel liegt der Herrenhof und das Dorf Grieben, im südlichen liegen die Dörfer Vitte, Neuendorf und Ploggenhagen. Die Einwohner sind wohlhabend, aber die Baukunst steht hier noch in der slavischen Kindheit; denn die meisten Häuser sind aus Lehm und Torf erbaut, eine Erscheinung, die wiederum auf die Isolirung zurückgeführt werden mag. Es gibt hier nämlich Leute, die Hiddensoe, das so nahe bei Stralsund gelegen, nie verlassen haben, Andere aber dienten auf Schiffen, und als ich sie fragte, wie ihnen Petersburg gefallen und Stockholm und London, erklärten sie mir, sie seyen nie in diesen Städten gewesen, sondern nur auf der Rhede und im Hafen, ihr Land sey das Schiff, dem sie angehörten. Von dem höchsten Berge am nördlichen Ufer der Insel hat man eine eben so weitausschweifende Aussicht, wie von Arkona. Das Meer liegt auch hier in unbegränzter Ausdehnung zu unseren Füßen, südlich aber blickt man auf die pommersche Küste, östlich auf Rügen, Jasmund und Wittow, und über das Alles hinaus wieder zur Ostsee. Zwischen Rügen und Hiddensoe liegt ein kleines Inselchen, die Fährinsel, das in den Karten fehlt, aber durch seine kecke Stellung die überschiffenden Fremden interessirt. So ist in dieser Inselgruppe, die man Rügen heißt, jeder Fleck Landes, der sich vom Meere losrang, menschlich eingerichtet worden. Die Fährinsel enthält nur ein Häuser-Kleeblatt: auch hier fanden Menschen eine Zuflucht und Erwerbsquelle. Hiddensoe gibt sich dem Häringsfang mit noch größerer Sympathie hin, als Wittow. Dort beschäftigen sich auch die Ackerleute mit demselben, wenn die Erndtezeit vorüber, hier namentlich nur die Einwohner der Dörfer Vitte und Putgarten. Jetzt ist man auch hier und auf Rügen frei, früher erreichte bekanntlich gerade auf dieser Insel die Leibeigenschaft ihren Zenith. Aber außer dem

moralischen *) Drucke gewährte diese Einrichtung wenigstens auf Hiddensoe keine unerträglichen Nachtheile, es sey denn die Gleichgültigkeit gegen jede Vervollkommnung der Feldwirthschaft, die dem Leibeigenen natürlich wenig zu Statten kam, da er jeden Augenblick vom Gute entlassen werden konnte, und die deßhalb von ihm nie berücksichtigt wurde. Der Bauer erhielt nämlich von der Herrschaft die „Bewährung seiner Hufen", d. h. der Vollbauer erhielt acht Zugpferde, einige Füllen, vier Kühe, einige Schweine und Schafe, die Einsaat, den nöthigen Bedarf an Lebensmitteln von der Sommersaatzeit bis zur Erndte und das ganze Inventarium an Acker- und Baugeräthen, in summa also eine hinreichende Ausstattung. Dafür aber mußte der Vollbauer das ganze Jahr hindurch täglich mit vier Pferden und zwei Personen zu Hofe dienen, ein Dienst, der freilich wohl die verabreichte Hülfe hinlänglich kompensirte. Und befand man sich auch wohl in dieser Stellung, wie unmenschlich ist eine Einrichtung, die selbst die freie äußere Wirksamkeit hemmt und mir höchstens zu leben gibt, aber keine Gelegenheit, mein Leben zu vervollkommnen. Nichtsdestoweniger nannten die Hiddensoer in jener Zeit ihre Insel „dat söte Länneken", eine Bezeichnung, die mir, der ich nach der Aufhebung der Leibeigenschaft diesen Strich Landes bereiste, nicht mehr vorgekommen ist, obwohl die Vaterlandsliebe auch noch heutzutage auf Hiddensoe angetroffen wird.

Ummanz ist eine kleine, drei Viertelmeilen lange Insel mit sechs Dörfern und ungefähr 500 Einwohnern. Hier war früher Alles leibeigen, und es hieß von den Bauern, sie hätten sich selbst gepachtet, weil das Heilige-Geistkloster zu Stralsund **) Herr der Insel war und sich bei dem Vollbauer mit 40 Thalern Pacht begnügte, ohne Herrendienste anzusprechen. Uebrigens war man hinsichts der Pachtung so gestellt, daß man eben davon leben konnte, und die Existenz war so sehr Hauptsache geworden, daß selbst eine Schule als überflüssiger Luxus betrachtet wurde. Diese Einrichtung scheint auch in der neuesten Zeit noch unterhalten worden zu seyn, und ein Geistlicher äußerte wieder gegen mich, die Bewohner von Ummanz bedürften bei ihrer Ehrlichkeit und Genügsamkeit keiner Schule. Freilich nennen die Bewohner von Ummanz ihre Insel par excellence das Land, ein Beweis, daß sie ihnen, wie sie ist, zusagt.

*) Dieser moralische Druck ist freilich vom menschlichen Gesichtspunkte aus der unwiderlegbarste Einwurf gegen die Leibeigenschaft.

**) Die Geistlichkeit auf Rügen schöpfte aus dem Christenthum auch die Leibeigenschaft als Nutznießung, und die Prediger wurden auch im weltlichen Sinne Hirten.

Digitized by Google

Gingst ist ein Flecken auf Rügen, der von der Insel Ummanz nur durch einen schmalen Strom getrennt wird, und die Umgegend um Gingst heißt das Paradies, weil sie die fruchtbarste Strecke Rügens umfaßt, ich meine des eigentlichen Rügens. „Paradies" und „söte Länneken" muß man hier als Lokalbegriffe nehmen. In der Kirche von Gingst befindet sich eine Himmelfahrt Christi, von Bernhard Rode, die, wie Alles von diesem Meister, hastig und unvollendet ist, aber tief empfunden, weit tiefer und inniger, als selbst die bekannte Rubenssche in der Kathedrale von Antwerpen. Hier fährt eine dicke gläubige Flamänderin zum Himmel, bei der man sich unwillkürlich frägt: weßhalb? Sie hat es auf Erden so vortrefflich gehabt, daß es ihr im Himmel unmöglich besser werden kann. Rode hat seine Himmelfahrt freilich evangelisch klar gehalten, aber die Sehnsucht des Gottgebornen konnte von einem katholischen Maler nicht besser dargestellt werden. Der Christuskopf dieses Bildes ist der bekannte nämliche, den Rode als Muster aller seiner Christusköpfe benutzte.

Die Halbinsel Mönchgut*) in der Nähe von Putbus ist wegen ihrer Bewohner merkwürdig, die sich bei der Fischerei in ihren alten wendischen Sitten erhielten und selbst bei Verheirathungen auf den alten Stamm und wendisches Blut sahen. Somit ist es denn unzweifelhaft, daß die Mönchgüter aus unvermischten slavischen Elementen bestehen, die allenfalls durch das Christenthum gereinigt wurden. Nicht nur der Mann freit hier um die Frau, sondern man beobachtet auch die umgekehrte Weise. Also eine Emanzipation des Weibes, wie sie häufig im modernen Sinn verlangt wird, nur liegt hier kein poetisches Motiv zum Grund, sondern ein sachliches Verhältniß. In Ermangelung von Söhnen fällt das Gut nämlich der ältesten Tochter zu, und diese, um nicht mit der Bewirthschaftung des Erbes in Stocken zu gerathen, hat das Recht, „Jagd" zu machen, oder „na eenem uht to stellen". Die Weise, in der man dabei verfährt, ist folgende: Hat ein Mädchen oder eine Wittwe einen Mann gefunden, dem sie ihre Hand zu geben wünscht, so sendet sie zur Nachtzeit einen Freund oder Verwandten vor die Thür des Geliebten. Der Abgesandte hat den stillschweigenden Auftrag, den Letzteren durch Klopfen aus dem Schlafe zu wecken und ihm den Antrag der Vollmachtgeberin mitzutheilen. Nun bittet sich der Angegangene Bedenkzeit aus, so sittig und verschämt, wie es bei uns nur Weiber thun. Nach einigen Tagen erscheint der Freiwerber von Neuem, klopft wieder an und erbittet sich den Bescheid.

*) Gut der Mönche; denn Mönchgut gehörte dem Kloster Eldena bei Greifswalde

Digitized by Google

Im Falle eines „Jaworts“ führt der Freiwerber die Braut zum Bräutigam, daß der Letztere es ihr wiederhole. Im Falle eines Korbes aber (um dieses Bild beizubehalten) setzt das Mädchen die Jagd ungehindert fort, und es fällt keinem ein, ihr den Refus in Spott oder andere Rechnung zu stellen. Uebrigens ist man meistens schon vor den Formalitäten der Bewerbung im Reinen und vergebene Anfragen mögen selten stattfinden. Eine Wittwe kann sofort nach dem „Jaworte“ den Mann ihres Herzens zu sich in's Haus nehmen.

Auch hinsichts der Kleidung zeichnen sich die Mönchgüter vor den übrigen Ruganern und Pommern aus. Daß sie vier Hosen über einander anziehen, ist nichts Seltenes, und ihre Leibfarbe ist schwarz und roth, d. h. die Jacke ist schwarz und das Unterfutter roth. Die Hosen reichen in weitem Faltenwurf bis zum Knie, unterhalb welchem sie zugeknöpft werden. Indeß die schwarze Farbe ist nur Luxus, Alltags trägt man braunrothe Jacken mit schwarzen Streifen und Knöpfen. Der Charakter der Mönchgüter ist phlegmatischer, als man ihn sonst irgendwo in Neuvorpommern antrifft; (auch eine slavische Reminiscenz, wie sie bei den Kassuben und Lieperwinklern vorkömmt) aber die weibliche Bevölkerung zeichnet sich — seltsam genug — noch an Leben und Beweglichkeit vor den Männern aus, die hier beinahe durch die Emanzipation der Weiber eine untergeordnete Stellung erhalten zu haben scheinen. Die Männer fangen Fische, während die Weiber das Land bebauen, und kehren sie heim aus dem Meere und der Gefahr, so legen sie sich auf die slavische Bärenhaut. Gastfreundlich und zuthulich ist man auch hier.

Garz ist Stadt, wie Bergen. Hier stand einst die alte Festung und Residenz der rügischen Fürsten: Carenza, die übrigens eben so wenig wie Arkona eine große Handelsstadt war, sondern sich so zu Garz verhielt, wie der Rugard zu Bergen. Waldemar der Sieger, der Arkona zerstörte, legte auch zu derselben Zeit christliche Hand an das heidnische Carenza.

Putbus (bei dem Busch) ist Residenz des Fürsten von Putbus und Seebad. Der jetzt regierende Fürst Malte von Putbus stammt — wie behauptet wird — von den alten rügischen Fürsten ab. Borante, der Enkel Stoislaws I., soll der Stammvater der Fürsten von Putbus seyn. Bis 1807 kannte man nur Grafen von Putbus, aber Gustav IV. erhob dieselben in den Fürstenstand, und der jetzige König von Preußen bestätigte diese Ernennung 1817, als Rügen an Preußen fiel. Fürst Malte von Putbus erhielt außerdem den Titel „Durchlaucht“ und wurde

zum Mitglied des preußischen Staatsraths, zum Generalgouverneur in Neuvorpommern und Rügen, zum Kanzler der Universität Greifswalde und zum Kommandeur eines Landwehr-Regiments ernannt. Sommers und in der Badesaison wohnt der Fürst im Schlosse Putbus, das inmitten des sich längs des Marktfleckens Putbus hinziehenden Parks liegt; Winters aber meistens in Berlin. Putbus ist sicherlich das pittoreskeste Seebad Deutschlands, das anmuthigste und wöhnlichste, aber leider das langweiligste und unbequemste, jenes, weil die Badegäste, aus der Weite wenigstens, fehlen, dieses, weil die Einrichtungen nur vortrefflich sind, die Wirthe aber z. B. sehr gleichgültig gegen die Bedürfnisse der Gäste. Man lebt auf einer Insel, muß Vieles von dem Festlande herbeischaffen, und Anderes, was man auf der Insel zieht, ist schlecht. Somit geschieht es trotz der Restaurants aus Stralsund und sogar aus Berlin, daß die Badegäste im Verhältniß der Zahlung, die sie leisten müssen, nicht eben zum Besten bedient werden, zumal da die beschränkte Frequenz der Konkurrenz keinen Spielraum bietet. Und der Wein ist in preußischen Bädern nicht zu bezahlen, ist er aber auch zu bezahlen, so ist er doch nicht zu genießen. Zu dem Allen kömmt noch, daß das Ostseewasser in der Nähe von Putbus für nicht salzig und kräftig genug erklärt wird. Nichtsdestoweniger halte ich Putbus für ein sehr empfehlenswerthes Seebad; denn ich bin der Meinung, Luft und Badeaccidenzien, wie z. B. eine angenehme Natur und Zerstreuung in dieser und nicht in Conversations- und Spielsälen (die übrigens auch im Putbuser Park ihres Gleichen suchen) unterstützen die Kur in dem Grade, daß man wohl den mindern Salzwerth des Putbuser Bades übersehen mag; für Vermehrung der Vergnügungen aber und Bequemlichkeit der Badegäste sorgt der regierende Fürst nach Kräften. Viel, sehr viel hat Graf Karl von Hahn, der jetzt mit den Thespiskarren in Deutschland umherzieht, freilich für das Bad Putbus dadurch gethan, daß er ein Gast- und Logirhaus erbaute und ein Schauspielhaus, dessen Eleganz und geschmackvolle Einrichtung nur den Wunsch erregt, Seine Durchlaucht der Fürst Malte möge alljährlich für eine gute Schauspielertruppe, zur Unterhaltung der Badegäste, oder wenigstens für eine erträgliche sorgen. Diese Leute werden hier aber, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, ihre Rechnung nicht finden; denn der Zuschuß, den man ihnen gewährt, ist überaus mäßig, und stehender Badegäste zählt Putbus wenige. Somit hat man daselbst häufig bei Regenwetter gar keine Unterhaltung; selbst die Spieler klagen über schlechte Geschäfte, oder vielmehr über gar keine, denn man sieht sie nicht selten ohne einen Satz Taille schlagen. Wie gesagt, eine

Digitized by Google

gute Schauspielertruppe würde wenigstens die Badegäste bei schlechtem Wetter, das auf dieser Insel doppelt empfunden wird, entschädigen, und die Spieler, die hier am leichtesten zu entbehren sind, würden durch eine solche Einrichtung noch mehr beschränkt werden. Uebrigens bin ich der Meinung, daß alle Bäder, die nicht zur Mode gemacht werden können, selbst bei den splendidesten Einrichtungen ohne anziehende Kraft bleiben werden, ein Grund, der das von Putbus vier Meilen entfernte, hinsichts der Lage und des Reizes allerdings sehr mittelmäßige Swinemünde über jenes den Vorrang gewinnen ließ. Es fällt Keinem in Berlin ein, Putbus zu besuchen; wenn man nicht Doberan vorzieht, so wird man doch in Swinemünde bleiben, obwohl die Kommunikation zwischen Diesem und Putbus durch ein Dampfboot unterhalten wird. Swinemünde liegt dem Luxus näher, und Bäder sind Sache des Luxus. Deßhalb halte ich es auch für Thorheit, wenn man Häringsdorf auf Usedom, das freilich Swinemünde an Lage überbietet, zu einem Bade machen will.

Die Menschen können nicht leicht ehrlicher, zuvorkommender (wenn sie nicht allenfalls blöde sind, was auch vorkömmt), herzlicher und geradsinniger gefunden werden, als auf Rügen. Zeichnet sich Pommern überhaupt schon durch Biederkeit aus, so erreicht diese Biederkeit auf Rügen, das durch das Meer von dem Raffinement des Lebens und den sozialen Wirrungen abgesperrt wurde, während es, von der Natur übermäßig begünstigt, gegen Mangel und daraus resultirende Unzufriedenheit und Spekulation gesichert war, den höchsten Grad. Man könnte behaupten, der wendische Charakter sey hier nur durch das Christenthum abgeklärt; denn man findet auf Rügen alle Elemente jenes Charakters noch heutzutage. Welche einfache und kindliche Hingebung an die Geistlichkeit macht sich nicht hier bemerkbar. Und dieses Verhältniß scheint weniger aus christlichen Motiven herzurühren, denn aus der alten slavischen Gewohnheit, die den Priestern einen so bedeutenden Einfluß und ein so patriarchalisches Verhältniß einräumte. Sie traten auch — wie gesagt — auf der Stelle ein in die alte Herrlichkeit der Priester Swantewits, Rugowits und Barowits, und selbst die Reformation, die doch allenthalben eine Beschränkung der Geistlichen in materieller Hinsicht mit sich führte, nahm den Predigern auf Rügen nichts. Wo in der Welt gibt es protestantische Pfarren, wie in Sagard, Bobbin, Altenkirchen und Wyck? Man nannte sie die Vierfürsten, und gewiß ihnen fehlt selbst heutzutage, trotz mancher Einschränkungen, die aus der Richtung der Zeit hervorgingen, nichts, um sie in den Augen aller Amtsbrüder beneidenswerth erscheinen zu lassen, ein Grund,

der vor Zeiten ſelbſt Herren von gutem pommerſchen Adel vermochte, Theologie zu ſtudiren, um auf Rügen zu predigen, Leibeigene zu gebieten und Patronatsherr zu werden. Was konnte auch der ſechſte oder zwölfte Sohn eines pommerſchen Edelmanns Beſſeres thun, als Güter, die ihm die zahlreiche Nachkommenſchaft des Vaters verſagte, mittelſt des Chorrocks zu erwerben. Und die Pfarre wird, wo es nur angeht und das Miniſterium des Kultus nicht intervenirt, noch bis auf den heutigen Tag gern vererbt, man verheirathet ſeine Tochter nur an einen hoffnungsvollen Theologen. So gibt es auf Rügen nicht nur Erbländereien, ſondern auch Erbpfarren. Das Chriſtenthum wird hier in Erbpacht gegeben. Niemand beneidet dieſes Glück der Geiſtlichkeit, die die Nächſtenliebe und alle chriſtlichen Tugenden in früherer Zeit ſo vortrefflich predigte, daß ſelbſt die Leibeigenen des Herrn Pfarrers erklärten, es gäbe keine größere Wonne, als nicht nur ein chriſtliches, ſondern auch ein juriſtiſches Schaaf eines ſolchen Mannes zu ſeyn und zum eiſernen Vieh der Pfarrer zu gehören. Gewiß, es fiel Keinem ein, den Herrn Pfarrer um eine praktiſche Anwendung des Chriſtenthums zu erſuchen, um eine Ausdehnung der Humanität, die der fromme Mann vielleicht gewährt haben würde, wenn ſie nicht dem Nachfolger zum Nachtheil gereicht hätte. Somit verſtanden ſich nur Einzelne zur Freilaſſung, wie z. B. ein Präpoſitus in Gingſt, der die hohe und niedere Gerichtsbarkeit eines Theils des Orts verwaltete und zur Vollziehung der Gerichts- und Polizeigeſetze zwei Quartiermeiſter unterhielt. Rügen zählt nicht weniger als 27 Paſtorate, die alle wie Edelhöfe eingerichtet ſind, und die adeligen Güter, über die man hier gleichſam fällt, weit hinter ſich laſſen, da ſie nichts von einer Uebervölkerung zu leiden hatten und mit der ſteigenden Kultur des Bodens nur Amelio-rationen gewannen. Daß unter den Geiſtlichen Bildung, ſelbſt außergewöhnliche Bildung gefunden wird, möchte man mir, ohne daß Koſegarten und Andere dafür den Beweis geliefert, ſchon deßhalb glauben, weil der Prediger hier nicht blos Gottes Wort zu predigen hat, ſondern auch Gottes Gabe genießen kann. Man trifft verbauerte Paſtoren in Hannover, Holſtein, Mecklenburg, Oldenburg nnd Hinterpommern, aber auf dem von der geiſtigen Entwicklung und dem Fortſchritt abgeſperrten Rügen trifft man eine Elite der Geiſtlichkeit. Schade nur, daß die Majorität der Bevölkerung von dieſer Bildung nicht in dem Grade profitirte, wie ſie in den reellen Verhältniſſen an ihr litt, denn man wird zugeben, daß auch Rügen weiter ſeyn könnte, hätten die Hochehrwürdigen nicht das Fett von der Natur abgeſchöpft. Daß man mit ſeiner Lage zufrieden iſt, beweiſet nicht, daß ſie nicht beſſer

Digitized by Google

seyn könnte, und die Bildung der Pastoren entschädigt nicht wegen der dürftigen Hütten der Bauern.

Was der Ruganer trägt an Kleidung (natürlich sind hier die Städte und Flecken ausgenommen) hat er sich selbst verfertigt. Webstühle trifft man hier beinahe in jedem Bauernhause; man webt „Ziegeth", „Halbsett" und „Wargh", Zeuge aus leinenem Ein- und wollenem Aufschlag. Und die Küster liegen der Bildhauerkunst ob, sie verfertigen Leichensteine, die Dorfkirchhöfen alle Ehre machen. Die Inschriften derselben werden von den Angehörigen und Verwandten des Verstorbenen gedichtet und stehen zu der geschickten Arbeit des Küsters deßhalb nicht immer im Verhältniß, es sey denn, er ist nicht nur Bildhauer, sondern auch Dichter, was heutzutage, wo alle Küster auf Rügen recht-schreiben müssen, vielleicht der Fall seyn kann.

Das Plattdeutsch auf Rügen zeichnet sich durch mancherlei Eigenheiten aus und besonders dadurch, daß man mit einzelnen Wörtern beschreibt. So heißt z. B. ein Sehrmann ein ausgezeichneter Mann an Herz und Geist. Will man die letztere Eigenschaft schlagend hervorheben, so sagt man auch „he kann geistlich und weltlich". Böse seyn heißt hier „quade seyn", und von Einem, der in Verlegenheit geräth, sagt man „he keem recht in de Brummelbeeren", was allerdings bezeichnender ist, als das mit Französischem vermischte Plattdeutsch „he keem in de Sohße". Die feudalistischen Verhältnisse, die früher auf Rügen am meisten hervortraten, bewirkten, daß sogar das Gesinde in eine chevalereske Weise verfiel, die sich freilich im plattdeutschen Style und mit pommerschem handgreiflichen Nachdruck seltsam genug ausnimmt. Der „Großknecht" ertheilt nämlich dem „Jungknecht" die Ehre einer Ohrfeige, indem er in feierlichem und begeistertem Tone hinzufügt: „So Keerl! dat liid van mi, un van keenem annerm!", eine Weise, die übrigens nicht nur auf Rügen, sondern auch in Mecklenburg und Holstein angetroffen wird. Von dem Trinkliede aber, das Weber als ein rügisches Nationallied bezeichnet, bin ich der Meinung, daß es eben nur auf Hiddensoe gehört wird, und sonst nirgends auf Rügen. Die Hiddensoer aber singen es in eintöniger melancholischer Weise und durchaus nicht im dithyrambischen Schwunge, so langsam aber, als gälte es einem Trauergesang. Es lautet:

„Hans Naber, ick hebb et ju togebracht,
Sett ju man Duhm un Finger d'ran.
He! kuke mal in! he kuke mal in;
Noch Oele, noch Oele, noch Oele darin."

Digitized by Google

Der Trinker muß nun das leere Glas zeigen und dabei singen:

„He kuke mal in —
Niks Oele, Oele, niks Oele darin.“

Im Hochdeutschen würde es lauten:

„Hans Nachbar, ich hab es Euch zugebracht (zugetrunken),
Setzt ihr nur Daumen und Finger dran.
Seh' er einmal hinein, seh' er einmal hinein,
Noch Bier*), noch Bier, noch Bier darein.“

Und weiter:

„Seh' er einmal hinein,
Nichts Bier, nichts Bier, nichts Bier darein.“

Ich kann hier nicht umhin, zu bemerken, daß die Mäßigkeit zu den Tugenden der Ruganer gehört, und arten sie einmal an Sonn- und Feiertagen aus, so muß man doch zugeben, daß diese Weise nie einen rohen Anstrich trägt. Durch die Ausgelassenheit selbst schimmern Gastfreundlichkeit, Herzlichkeit und Biederkeit, ein boshafter Rausch wird auf Rügen selten vorkommen.

Ernst Moritz Arndt wurde auf Rügen geboren; Hackert legte hier den Grund zur Landschaftmalerei, und Kosegarten wurde vielleicht nur durch Rügen Dichter. Wenn die beiden letzteren somit beweisen, daß Rügen an Poesie keine geringe Ausbeute bietet und einen Impuls, den man in Pommern sonst vergebens sucht, so mag man Arndt wohl als den unverfälschten Ausdruck des rügischen Nationalcharakters betrachten. Und in der That, man findet hier nicht nur Geradheit, Treue und Herzlichkeit, sondern auch — trotz aller Leibeigenschaft — einen tüchtigen Sinn für Recht und Freiheit. Wenn diese Elemente nie in politische Verwickelungen geriethen, so muß man bedenken, daß auf dieser abgeschlossenen Insel ein solches Resultat nicht möglich war, wie überhaupt eine Ausbildung jenes Naturtriebs, den man bei allen slavischen Abkömmlingen wahrnimmt. Eine gewisse nationale Unabhängigkeit suchen die Ruganer durch Sitten und Gebräuche und — wie z. B. auf Mönchgut — selbst durch Familienabsonderung noch festzuhalten, deutsch sind auch sie leider nicht in dem Grade, wie sie früher schwedisch waren. Weber findet sogar eine Abneigung gegen Deutschland in dem Fluche „dat dik de Dütscher“, statt „daß dich der Teufel“, der auf Rügen Styl ist; ich aber hörte aller Orten Sympathien für Schweden, obwohl

*) Das Oele gilt von dickem, starkem Schiffsbier, und ist mit Ale synonym.

Digitized by Google

dieſe Regierung in hundert Jahren keine ſolche Reformen veranlaßte, wie die preußiſche Regierung in einigen zwanzig.

Neben Rügen und ſeinen inſulariſchen Anhängen ſind die Inſeln Uſedom und Wollin bemerkenswerth. Uſedom, wie Wollin, trägt in ſeiner ganzen Oberfläche den Eindruck des Meeres, das hier einſt ſeine Wogen rollte. Hohe Sanddünen durchkreuzen die Inſel, Granitſchichten ragen aus dem Boden hervor. Nur da, wo die Vegetation gegen den Sturm und die Einwirkungen der Oſtſee durch die Abhänge der Dünen geſichert iſt, hat ſich eine fruchtbare Dammerde geſammelt. Die Wieſen findet man in den noch niedrigeren Thälern, und da, wo die tiefſten Gründe der Inſel, Seen, die eine lebendige Abwechslung bieten zwiſchen Buchen, Eichen, Tannen, Wieſen und Dünen.

Wenn die Männer der der See zuliegenden Dörfer dem Fiſchfang und der Schifffahrt nachgehen, ſo ſind es die Weiber, welche den Acker verwalten. Der letztere iſt immer Nebenſache im Verhältniß zum Meere, das für alle, die ſich ihm einmal hingegeben haben, eine ſeltene Anziehungskraft zu beſitzen ſcheint, vermuthlich nur der Gefahr wegen, die auf Uſedom und allenthalben, wo die See Gewalt über die Menſchen ausübt, als die Würze des Lebens erſcheint, als eine ergötzliche Abwechslung des ewigen Einerleis. Sie ſetzen es ein in die hüpfenden Wellen für einen Häringsfang, für einen Robbenſchlag, für einen Lootſenlohn, und die Spannung zwiſchen Leben und Tod iſt jenen Menſchen die Poeſie des Daſeyns. Deßhalb bauen die Weiber den Acker und weben die ſchwarzen und rothen Jacken, die immer wie ein Symbol des Todes anzuſehen ſind; denn auch hier hört man von ganzen Geſchlechtern, die ununterbrochen von Vater auf Sohn und von Sohn auf Enkel ihr Grab auf tiefem Meeresgrunde wählten und nie des Zimmermanns bedurften, daß er ihnen das Bett einrichte. Es iſt eine ſchauerliche Beſtimmung, aber die See läßt ſie nicht, und wenn man in Peenemünde, wie ich, bei brauſendem Sturm ein Lootſenboot ausrüſten ſieht, weiß man auch, warum ſie ſie nicht läßt. Die See iſt ihre Braut, und wenn ſie wehklagend den Buhlen zuruft und ihr Angſtruf durch die langen Tannen und die uralten Eichen von Uſedom rauſcht, dann müſſen ſie wohl hinaus, um zu koſen mit der Liebſten, oder auf ewig in ihren Armen zu ruhen und zu träumen.

Im Sturme nimmt ſich die Sage von Vineta auch um ſo hübſcher aus. Ich theile, was ich von Vineta aus Hörenſagen, Chroniken und neueren Werken weiß, einſtweilen mit.

1124, den 15. Juni, wurden die erſten Pommern — man gibt ihre Zahl auf 7000 an — am Ottobrunnen, bei dem Dorfe Altſtadt,

Digitized by Google

getauft, in Bausch und Bogen, indem das Schwert über sie kam, und 1125 soll Vineta untergegangen seyn, die blühende Wendenstadt, mit Mauern aus Jaspis und Marmor und mit goldenen Zinnen und Thürmen. Die Sage von Vineta klingt so schön und lieblich auf den Sanddünen von Usedom, wo sonst die Phantasie an den Wogenschlag des Meeres und an den Sturm, der durch die Tannenwälder rauscht, und an die Möven, die auf den Wellen schaukeln und schreien, und an die Dohlen, die um die Hütten von Damerow, Koserow, Koelpin und Loddin schwärmen, verwiesen ist. Die Sage von Vineta klingt so schön und lieblich auf einem Boden, wo sonst nur die königlichen Domainen und Rittergüter anziehend sind, daß man allerdings Recht hätte, wenn man ihr weiter nachspürte, wenn man auf dem Meeresgrunde sucht nach der Herrlichkeit des wendischen Pompeji,' wovon Chroniken und Volksmund Kunde geben und wovon der Propst Zöllner behauptet, es sey eitel Lüge, er, der aus Berlin nach Pommern fuhr und von dem Strande aus die seltsamen Steinriffe mit dem Fernrohr betrachtete. Auch Weber bemerkt kurz und gut, Vineta und Julin (Wollin) sey eine und dieselbe Stadt gewesen und von den späteren Chronisten seyen die verschiedenen Namen für zwei Städte gehalten worden. Aber die Sage, sollte sie ohne allen Grund seyn? Sollten die pommerschen Bauern so schöne Mähr ersinnen? Sollte die Geistlichkeit diese Tradition zur Stütze des jungen Christenthums, dem Vineta ein Sühnopfer fiel, verbreitet haben und haben verbreiten können, da man sich hier doch durch den Augenschein vom Gegentheil überzeugen konnte? Helmoldus*) sagt in seinem **Chronicon Slavorum** von Vineta: An der Mündung der Oder, wo das baltische Meer anspült, war vormals die berühmte Stadt Vineta, welche den in ihrem Umkreise lebenden Barbaren und Griechen (Reußen) einen trefflichen Aufenthalt gewährt. Ich will einige Merkwürdigkeiten, die den Ruhm dieser Stadt betreffen, anführen, weil man manches Große und kaum Glaubliche davon erzählt. Sie war unstreitig die größte unter allen europäischen Städten und wurde von Slaven bewohnt, nebst anderen griechischen und barbarischen Völkerschaften, denn auch die sächsischen Ankömmlinge erhielten die Erlaubniß, sich dort niederzulassen, wenn sie sich nicht als Christen zu erkennen gaben. Denn bis auf den Untergang dieser Stadt waren Alle den Irrthümern des Heidenthums zugethan. Uebrigens gab es kein Volk, welches von freundlichern Sitten und gastfreier gewesen wäre. Jene Stadt, reich an Waaren aus allen Nationen, schloß alles Angenehme

*) Helmoldus lebte 1170 in Wagrien.

Digitized by Google

und Seltene in sich. Diese sehr reiche Stadt soll ein gewisser Dänenkönig mit einer großen Flotte vom Grunde aus zerstört haben*). Man sieht daselbst einen Neptun von dreifacher Natur; denn jene Insel wird von drei Meerbusen bespült, von welchen der eine von ganz grüner Farbe seyn soll, der zweite weißlich, der dritte aber soll, von immerwährenden Stürmen in wilden Aufruhr versetzt, toben." So weit Helmoldus; diejenigen aber, welche an Vineta zweifeln, behaupten, Helmoldus habe die Kirchengeschichte des Adam von Bremen, die hundert Jahre älter sey, wörtlich abgeschrieben und nur für Julin Vineta gesetzt. Vineta sey nur ein Epitheton des jetzigen Wollin (Julin) und bedeute civitas Vinetorum. Ja man zweifelt sogar, daß Helmoldus selbst „Vineta" geschrieben, da die besten Codices Jumneta enthielten, die lateinische Bezeichnung für das slavische Jumne, welcher Name Julin wegen der dort befindlichen Jomsburg beigelegt wurde. Dazu kommt noch, daß die Ereignisse, welche Helmoldus nach Vineta verlegte, von Adam von Bremen als in Julin geschehen erzählt würden. Also die Einerleiheit beider Städte sey dadurch erwiesen, und zwar um so mehr, als der Biograph des Bischofs Otto von Bamberg, des oben erwähnten Apostels der Pommern, eines Vineta mit keiner Sylbe gedenke, so wenig wie Saxo Grammaticus, der im zwölften Jahrhundert diese Gewässer in eigener Person befahren habe. Herr Wilhelm Meinhold, ein pommerscher Pfarrer, hat es demohngeachtet übernommen, die Wendenstadt aus der Kritik zu retten und aus dem Meere, wenn sich nämlich für den letzteren Fall eine hinlängliche Gesellschaft zusammenfinden möchte, um die Kosten zu einem Augenschein mittelst der Taucherglocke zu tragen**). Was die Gründe des Herrn Meinhold für Vineta betrifft, so bieten sie zwar keinen direkten Gegenbeweis hinsichts der Gründe gegen Vineta, aber Beachtung werden sie immerhin verdienen. Er geht von der Sage aus und unterstützt dieselbe durch viele kleine Thatsächlichkeiten, die wenigstens seinen Antrag, die räthselhaften Ruinen zu untersuchen, motiviren. Wenn Herr Meinhold aber der Meinung ist, der Codex Oldenburgensis, welcher für die Jahre 1155 bis 1176 mehrere Personen aus Julin und Vineta anführt, die gleichzeitig im Rathe zu Lübeck gesessen hätten, könne für die Existenz [illegible] angeführt werden, und wenn er jene Angaben selbst, trotz des Untergangs von Vineta im Jahre 1125, noch beachtungswerth finde, so wird man dieser Vermuthung für Vineta doch schon aus dem [illegible]

*) Nach Helmoldus ging alle Vineta nicht durch [illegible]

**) Humoristische Reisebilder von Alsdam.

Digitized by Google

nicht den geringsten Glauben schenken dürfen, weil der Lübecker Rath von 1158 bis 1176 aus christlichen Elementen bestand und nicht aus slavischen, die sich doch noch bei dem Untergange Vineta's in dieser Stadt vorgefunden haben sollen, es auch nicht anzunehmen ist, daß ausnahmsweise die Taufe Einzelne aus der slavischen Bevölkerung Vineta's für den Lübecker Rath geeignet gemacht hätte. Freilich wohl werden in jenem Rathsverzeichnisse, das ich selbst in Lübeck eingesehen habe, die Namen Julin, Vineta und Uznam (Usedom) gleich hintereinander angeführt und dadurch Vermuthungen erregt, man habe Vineta am baltischen Meere vor Augen gehabt; allein dasselbe rührt aus dem Jahre 1234 her, und es ist wohl anzunehmen, daß der Rathsschreiber, welcher es anfertigte, den locum Vinethe bei Hamburg mit dem alten Vineta verwechselte und ihn beliebig neben Julin und Uznam setzte. Aus Usedom und Julin aber konnten immerhin Personen in dem Lübecker Rath sitzen, da diese Gegenden zu der angegebenen Zeit längst das Christenthum adoptirt hatten. Die Thatsachen dagegen, welche Adam von Bremen als in Julin, Helmoldus als in Vineta geschehen erzählt, beziehen sich nur auf die Flucht des dänischen Königs Harald, und Meinhold meint, eine Verwechselung derselben sey dadurch möglich geworden, weil sich jener leicht aus einer Nachbarstadt in die andere habe begeben können. Was endlich den Umstand betrifft, daß weder Saxo Grammaticus, noch der Biograph des Apostels der Pommern Vineta's erwähnen, so meint Meinhold, man müsse erwägen, daß jener auch der Jomsburg nicht gedacht habe, deren Existenz doch über alle Zweifel erhaben sey, während dieser Vineta nicht gekannt habe, das zu seiner Zeit schon den Wellen verfallen gewesen sey.

Wie gesagt, man wird einsehen, daß die kritische Untersuchung im engern Sinne des Wortes die Existenz Vineta's nicht rettet; denn sollten Augenzeugen der Stadt oder doch ihrer Ueberreste jenes Ereignisses mit keiner Sylbe gedenken, während andere Chronisten, die den Strand des baltischen Meeres nie mit einem Fuß betraten, die nie in persönlichen Beziehungen zu jenen Landestheilen standen, uns Wunder davon erzählen? Mochte Andreas, der Biograph Otto's von Bamberg, auch die Spuren Vineta's nicht beobachten, von denen selbst noch vor hundert Jahren die Fischer von Usedom und Wollin als etwas ihnen durch den Augenschein Bekanntes erzählt haben sollen, so muß man doch annehmen, daß er die historischen Beziehungen jener Stadt zu dem Heidenthum und dem jungen Christenthum, das sich aus demselben losrang, erwähnt haben würde. Otto von Bamberg taufte um das Jahr 1124 die ersten Pommern und im Jahre 1125 ging Vineta

Digitized by Google

unter, nach Helmoldus von Haralds Hand getroffen, nach der Sage durch einen Sturm, der sieben Monate lang aus Nordost blies und die Fluthen des baltischen Meeres über Usedom trieb. Sollte das Christenthum, das so gerne seinen Grund in Wundern und dem Zorn Gottes erblickte, dieses Ereigniß unbenützt gelassen, sollte der Geschichtschreiber hier nicht den Finger Gottes wahrgenommen haben? Indeß die geschichtlichen Studien jener Zeit dürfen nicht mit einem modernen Maßstab gemessen werden, die Anfänge des Christenthums waren mit dem Martyrthum verknüpft, und man konnte nicht wohl über die Gefahren hinaus noch nach etwas Anderem blicken, als nach dem Kreuze und der Dornenkrone. Thatsachen, die den Aposteln und Chroniſten hier nicht geradezu vor Augen traten, konnten ihnen schon entgehen, eine Entfernung von einigen Meilen konnte zu jener Zeit so viel gelten, wie heutzuge eine Entfernung der Barbarei von der Civilisation, obwohl Tausende von Meilen zwischen beiden liegen mögen. Mit einem Worte, man soll die Ungewißheit der Vergangenheit nicht als eine Gewißheit der Gegenwart und Zukunft citiren, sondern mit eigenen Augen sehen, wenn man kann. Ist doch selbst durch neuere Untersuchungen des Augenscheins die Doppelehe des Grafen von Gleichen, trotz Chroniken, Kirchenrecht, Sakrament und aller kritischen Einwürfe, mehr als wahrscheinlich gemacht worden. Somit hat Herr Meinhold ganz Recht, wenn er im Interesse der Geschichte, die hier mehr, als eine Kuriosität zu berücksichtigen hat, das Leben und den Augenschein zur Entscheidung über die Frage vorschlägt: „Gab es ein Vineta, oder nicht?" Einmal ist die Sage von dem untergegangenen Vineta seit Jahrhunderten einheimisch auf Usedom. Sagen haben immer einen faktischen Grund, man wird in dem Laufe der Zeit die ursprüngliche Wahrheit entstellen, ausschmücken, poetisch formen, man wird sie in andere Gegenden und Zeiten verlegen können, aber erfinden lassen sich diese Sachen nicht. Weiter heißt ein Steinriff, eine halbe Stunde südlich von den Ruinen von Vineta, oberhalb des Dorfes Unkeritz, am Strande von Usedom, noch bis auf den heutigen Tag das „Bollwerk". Dieses Bollwerk stimmt ganz mit der Lage des Hafens von Vineta überein, von dem die Chroniſten erzählen; auch wird man schwerlich einen andern Grund für jene Bezeichnung finden können: wozu ein Bollwerk an einer Stelle, die keines Bollwerks bedarf, an dem öden, unfruchtbaren Strande von Usedom? Der pommersche Geschichtschreiber Thomas Kantzow beschiffte 1538 die Ruinen, und der Bürgermeister von Treptow, Johann Lubbechius, befuhr sie 1564. Damals erzählten die

Digitized by Google

Fischer von Damerow*), daß noch ganze Steinpflaster der Gassen von Vineta vorhanden seyen, aber übermooset, oder versandet. Wenn sie zugleich hinzufügten, dieselben seyen eben aus diesem Grunde unsichtbar, so mag man solche Spuren nicht als Beweis anführen können, aber doch die Erzählung davon als Vermuthung für die Unmittelbarkeit der Sage, ja man muß dafür halten, daß die erwähnten Spuren wenigstens noch von den ältesten Leuten jener Zeit gesehen worden waren. Aber nicht nur die Sage lebt seit Jahrhunderten auf Usedom, sondern auch der Name Vineta. Mochten die Chronisten Vineta statt Julin lesen, oder die Vineta civitas, womit man Julin bezeichnete, für eine zweite Stadt erklären, so wird man doch mit Recht fragen können, weßhalb diese falsche Lesart oder Verwechslung in den Mund eines rohen und ungebildeten Volkes überging, das weder Adam von Bremen, noch Helmoldus las? Endlich sind alle, welche die Ruinen von Vineta beschifften, für die Existenz dieser Stadt. Weder Kantzow, noch Lubbechius, noch Diejenigen, welche der pommersche Herzog Philipp mit der Ausmessung derselben beauftragte, haben diese Ruinen für gewöhnliche Steinriffe erklärt, wie der Propst Zöllner, der nur die über sie einbrechende Brandung vom Ufer aus betrachtete. Ja die ersteren Beiden haben uns Zeichnungen von ihnen hinterlassen, die, wenn auch in Einzelnheiten divergirend, die Hauptsache, die Regelmäßigkeit der Ruinen konstatiren, eine Regelmäßigkeit, die kein Werk des Zufalls seyn kann. Herr Meinhold bemerkt noch, daß im Jahre 1836 auch ein von Menschenhand bearbeiteter Stein aus dem Meeresgrunde, der die Ruinen trägt, gezangt**) und der Merkwürdigkeit wegen nach Stettin gesandt worden sey. Wenn man auch bis dahin nur rohe Steinmassen an der Stelle, wo Vineta gestanden haben soll, zu Tage gefördert, so verdiene nichtsdestoweniger dieser Stein Beachtung, denn auch wir bearbeiteten ja selten die Grundsteine unserer Häuser, und Wogenschlag und Eisgang von Jahrhunderten könnten überdieß leicht die künstliche Form abgerieben haben. Auf den Stein mag man wenig Gewicht legen, denn Herr Meinhold selbst meint, er könne von einem jener hier gestrandeten Schiffen herrühren, deren man mehrere anführt, aber bedeutungsvoller sey das Argument einer zahlreichen slavischen Bevölkerung, die hier unzweifelhaft existirt habe, und gerade in der Nähe der Ruinen von Vineta, auf dem unfruchtbaren Strande von Usedom,

*) Eines jener vier Dörfer mit wendischen Namen am Strande, den Ruinen von Vineta gegenüber.

**) Mit Zangen aus dem Grunde holen.

Digitized by Google

während doch der Mönch Andreas Pommern als das Land der Verheißung, dem nur Wein, Oel und Feigen gefehlt hätten, beschreibe, und es also nicht wohl abzusehen sey, weßhalb die Slaven hieher gezogen seyen, wo das Terrain dem ihnen bereits bekannten und mit dem besten Erfolge ausgeübten Ackerbau so ungünstig gewesen, seyen sie nicht eben von einer großen Stadt angezogen worden, deren Nähe sie gegen die Unfruchtbarkeit des Bodens entschädigt habe. Gewiß, man findet auf dem betreffenden Strande von Usedom auf jeden Schritt Ueberreste der slavischen Vorzeit: Todtenhügel, Scherben von Todtenurnen, Brandstätten, Gebeine; und die bereits erwähnten Dörfer, die den Ruinen Vineta's vis à vis liegen, führen slavische Namen; also kann man wohl annehmen, daß einst an diesem Strande ein regeres Leben herrschte, als jetzt, wo der Sturm und die Brandung allein die Monotonie, die über den Dünen schwebt, lichten. Aber man findet nicht nur Ueberreste einer Bevölkerung an dieser Stelle, sondern auch Ueberreste eines reichen, blühenden und üppigen Verkehrs: goldene und silberne Münzen. Meinhold selbst behauptet, als dreizehnjähriger Knabe eine handgroße silberne Münze gefunden zu haben und im Besitz jenes Dirrhem des Kalifen Elamun zu seyn, des Siebenten aus dem Geschlechte der Abassiden, geschlagen zu Samarkand im Jahre 203 der Hedschra, der gleichfalls aus einem auf Usedom stattgefundenen Fund von Silbermünzen herrührt und dessen ich bereits in der Einleitung erwähnt habe. Woher arabische Silber- und Goldmünzen in dieser sterilen Gegend, wenn dieselben nicht in einem ausgedehnten überseeischen Verkehr stand? Und wenn solches der Fall war, wie konnte es ohne den Mittelpunkt einer großen Stadt geschehen? Zu dem allen kömmt noch, daß die Insel Usedom von jeher von dem Sturme und Meere heimgesucht wurde, die sich das Wort gegeben zu haben scheinen, sie allmählig in den Bereich der Fluthen zurückzuziehen, dem sie einst angehörte. Die ganze Insel ist vom Meere ausgefressen; wo noch vor einigen 20 Jahren die Pflugschaar Furthen zog, da wälzen sich jetzt die Wellen. Augenzeugen sagten mir, daß bei einem Nordost die See oft oberhalb und unterhalb des Cölpinsees in das Achterwasser übertrete und dann die dazwischen liegende Strecke, eben jene slavischen Dörfer, zu einer förmlichen Insel forme, indem die Wogen sich nach beiden Landseiten hin meilenweit ausbreiteten. Konnte nicht eine solche Ueberschwemmung, wenn sie länger als gewöhnlich anhielt, auch eine Stadt hinwegreißen in die Gewässer? So soll Rügen nicht nach und nach, sondern plötzlich durch einen Sturm von Pommern getrennt worden seyn, Rügen, eine Landstrecke von 18¹/₂ Quadratmeilen; so werden alle jene kleinen Inseln, die

die pommersche Küste bis zur Peenemündung schmücken, einst Festland gewesen seyn. Mit einem Worte, ohne allzuoft auf die vorliegenden Indizien für die Existenz Vineta's zu bauen, könnte man doch den Antrag des Herrn Meinhold zu einer Untersuchung der Ruinen berücksichtigen, wie sie bereits im Jahre 1827 von dem jetzigen Könige von Preußen intendirt wurde, der die Ruinen befuhr. Freilich wird es schwer halten, eine Privatgesellschaft zu diesem Zwecke zu vereinen, da der Geh. Rath Sack in Stettin, der sich auch für Untersuchungen, die nicht in materiellen Beziehungen zu Pommern standen, interessirte, und der in seiner Stellung als Oberpräsident von Pommern dazu einen Impuls geben konnte, verstorben ist. Die umsichtige preußische Regierung müßte vielmehr allein die Veranlassung zu einem Schritte geben, dessen geringe Kostspieligkeit durchaus nicht im Verhältnisse zu dem Resultate der Gewißheit und — wenn es ein Vineta gab — zu dem der nordischen Alterthumskunde steht, die man auf dem Grunde des Meeres ohne Zweifel finden wird; denn von dem alten Wendlande ist uns kaum etwas Anderes übrig geblieben, als Sage und Dichtung, und die Heimskringla-Saga, die auch Wendland berührt, und die uralte Jomsburg ist doch nur ein Nebelvorhang, durch den wir die alten Zustände wohl erblicken, aber nicht unterscheiden können. Das Christenthum hatte so viel mit sich selbst zu thun, daß es den Faden der Geschichte verlor, und die Gegenwart, die ihn, wie allenthalben, gewiß auch hier wieder anknüpfen möchte, würde somit wohlthun, jeden historischen Sonnenstrahl aufzufangen.

Ich stand auf dem Streckelberg bei Coserow, der ungefähr 300 Fuß über die Gewässer zu seinen Füßen emporragt, über die tückischen Gewässer, die diesem König, dessen Thron, wie so mancher andere, auf Sand gebaut, spielend ein Stück Szepter nach dem andern entreißen, und mein Auge schweifte hinaus auf die unendliche Wasserfläche, die sich hob und senkte und nach allen Richtungen hin Ruhepunkte bot, hier die gelben, waldeingefaßten Ufer von Wollin, dort Jasmunds weißes gespenstiges Antlitz, dort selbst, wenn man zum Fernrohr griff, Stralsunds weitgestreckte Thürme; aber näher brach sich an zwei verschiedenen Stellen die Brandung, und wie Lämmer irrten die Wellen am Strande umher und eilten zurück in die gewaltige Heerde, die der Sturm trieb. „Woher die Brandung dort und der dampfende Gischt?“ fragte ich den Führer, einen Schneider aus Coserow. „„Da liegt die alte Stadt Vineta.““ — „Und die Mauern von Menschenhand sind nach Jahrhunderten noch fester, als das Meer von Gottes Hand, daß es sich brechen muß über ihrem Haupte?“

Digitized by Google

Der Schneider meinte ja, aber ein Freund erinnerte mich, daß die Wenden bekanntlich nur aus Lehm und Holz gebaut hätten und daß solche Bauten wahrscheinlich nicht den Jahrhunderten Trotz bieten dürften und dem leisesten Wogenschlag. Ich ließ mich nicht enttäuschen durch diese kritische Glosse unter dem poetischen Text des Augenblicks, ich dachte an die Mauern aus Jaspis und Marmor und an die goldenen Zinnen, ich überhörte es ganz, daß ein Schiffer versicherte, diese Mauern seyen von Backsteinen (eine Bemerkung, die meinen Freund nur überzeugte, daß man sich auf „Das, was die Leute von Vineta sagten," gar nicht verlassen könne, denn Backsteine hätten die Wenden gewiß gar nicht gekannt, und Backsteine seyen gewiß längst dem Meere erlegen), und siehe da! der Sturm verflog und die Brandung ließ ab und die Sonne lächelte durch den grauen Ostseeschleier. „Siehst du dort, wo Vineta liegt, nicht lange goldene Streifen durch die grüne Wasserdecke leuchten?" Mein Freund lachte, und am nächsten Tage fuhren wir von Damerow 5000 Fuß hinaus in die Ostsee, denn die See hielt gerade Mittagsruhe, und ihr weiter Mantel war so durchsichtig, daß wir viele Steine, die hier und dort auf dem Boden umherlagen, deutlich erkennen konnten. „Wir halten über Vineta" sagte der Schiffer, „und diese Steine sind Grabsteine". Schließlich muß ich doch noch hinsichts Vineta bemerken, daß man sich wohl fragen mag: wenn diese Steinmassen nicht Vineta sind, woher rühren sie denn? Kreide, neuer Kalkstein und neuer Gyps würden den Fluthen nicht lange Widerstand leisten, an Urgebirge ist hier nicht zu denken. Sandstein aber, alter Kalk oder alter Gyps werden in der ganzen Gegend umher nicht angetroffen. Was sind also diese Steinmassen, wenn nicht Mauern von Vineta? Auf diese Frage blieb mir selbst mein nüchterner kritischer Freund die Antwort schuldig. Zu bemerken ist noch, daß die Magnetnadel auf den Ruinen von Vineta in Unordnung geräth, was eben das Scheitern vieler Schiffe daselbst erklärt. Der pommersche Regierungspräsident v. Keffenbrink, der die Ruinen zu Ende des vorigen Jahrhunderts untersuchte, bringt diesen Umstand mit der Sage in Verbindung, zwischen Vineta und dem Dorfe Damerow seyen Wiesen gewesen, wohin die Einwohner von Vineta Vieh ausgetrieben, indem er annimmt, der in den versunkenen Wiesen enthaltene Eisenstein sey die Ursache jener Verwirrung der Magnetnadel.

Der Hauptort, oder wenigstens der, welcher die Reisenden am meisten interessirt, ist das 1824 eingerichtete Seebad Swinemünde, wohin man jetzt von Berlin in etwas über 24 Stunden gelangen kann und das daher vorzugsweise von patriotischen Preußen, die nicht die

süddeutschen Landbäder oder Italien vorziehen, besucht wird. Läge Swinemünde nicht eben an der Grenze von Hinterpommern, es möchte sich leicht noch mehr heben und den übrigen Ostseebädern den Rang ablaufen; denn wenn auch Travemünde hinsichts des Hafens und der Handelsgeschäftigkeit, die eine angenehme Abwechslung in die Monotonie eines Badeortes tragen, mit Swinemünde konkurriren kann, so liegt es doch nicht, wie dieses, inmitten der schönsten Parthien der Ostsee. Von Swinemünde aus kann man in einem Tage die Herrlichkeiten von Rügen und den anliegenden Inseln befahren, hier mit der See verkehren und dort mit dem Lande; denn die Insel Usedom hat das Angenehme, daß sie von süßem und Salzwasser gebildet ist, von Fluß und Meer, daß sie nach einer kurzen Ueberfahrt uns dem Festlande wiedergibt, und nach einem eben so kurzen Ausflug der offenen See in die Arme führt. Die Stadt Swinemünde ist, seltsam genug, im holländischen Style erbaut. Beschnittene Lindenbäume garniren die einstöckigen Häuserreihen, und ungepflasterte Straßen heben den ländlichen Eindruck, der landeinwärts durch die Waldungen von Usedom noch verstärkt wird. Die Straßen pflastert man nicht, weil der Meersand, der den Boden bildet, durch die Seewinde leicht verweht wird und das Pflaster somit ohne Verbindung seyn würde. Swinemünde verdankt wie ganz Pommern, Brenkendorf viel. Friedrich der Große ertheilte auf sein Anrathen dem Orte Stadtgerechtigkeit. Ob man das künftige Seebad bereits ahnte, weiß ich nicht, aber man fing sofort an, für die Verschönerung der Stadt zu sorgen, und die Plantage stieg nach und nach aus dem Meere empor. So wenig dieselbe Aufmerksamkeit verdient, hätte man auch nichts weiter gesehen, als den Berliner Thiergarten, so muß doch ihre Entstehung erwähnt werden. Man legte, wie häufig, um den Lauf der Flüsse zu beengen und das Bett derselben zu vertiefen, auch an der Mündung der Swine ein sogenanntes „Fachwerk“ aus Faschinen und großen Feldsteinen an, und der Sand, den die See hinter demselben absetzte, wurde durch in das Wasser geworfenes Strauchwerk gefangen und dadurch in festen Boden verwandelt, daß man ihn mit Strandhafer besäte. Wenn dieser sich ausgebreitet hatte, bepflanzte man die dem Meere abgewonnene Landesstrecke mit Erlen und Weiden, und vereinte so das Angenehme mit dem Nützlichen; denn die Plantage ist ein einladender Spaziergang auf sterilem Meeresboden, dem man kaum diesen üppigen und frischen Baumwuchs zutrauen sollte. Wenn man früher der Swine durch solche Vorkehrungen Luft verschaffte und tieferen Athemzug, so hat man neuerdings das Palliativmittel durch eine Radikalkur verdrängt. Trotz aller Vorkehrungen

versandete nämlich der Hafen immer mehr, und die Rhede in der offenen See bot den Schiffen, die über den Sand nicht hinwegkonnten, im Unwetter keine hinlängliche Sicherheit. Somit errichtete man ein „Fachwerk" in größerem Maßstab und aus Stein: zwei gewaltige Hafendämme, deren Umarmung der Fluß erlag. Er mußte nun nachgeben und statt in der Breite in der Tiefe wühlen. Diese Hafendämme bestehen aus senkrechten Steinwänden, die sich aus dem Meeresgrunde sieben Fuß hoch über die Oberfläche des Wassers erheben und aus Quarzblöcken zusammengesetzt sind, deren Kraft die Wellen nimmermehr brechen können. Unregbar sind die langen Arme des Baues ausgestreckt und der Fluß windet sich zwischen ihnen vergebens; alle seine Anstrengungen, zu entfliehen und die Weite zu gewinnen, dienen eben nur dazu, den Zweck des Baues zu erreichen: wie ein gewaltiger Stier in enger Haft muß er die Erde aufwühlen, um sich zu beschäftigen, und wo früher die Tiefe kaum neun Fuß betrug, hat man jetzt vierzehn Fuß Wasser. Stettins Schifffahrt und Handel sind gerettet. Dieses gigantische und wohlthätige Werk verdankt man dem verstorbenen Oberpräsidenten v. Sack und dem Staatsminister v. Bülow.

Die nur durch die Swine von Usedom getrennte Insel Wollin ist wenigstens dem Alterthumsforscher durch die alte Stadt Julin, die an derselben Stelle gestanden haben soll, wo jetzt die Stadt Wollin, merkwürdig. Zwar existiren auch über die Lage Julins Kontroversen, indeß sorgfältige Vergleichungen der verschiedenen Angaben, die die Chroniken enthalten, berechtigen zu dem obigen Schluß. War Julin auch nicht so glänzend, wie die Fama davon in den Chroniken, sondern vielmehr nach der Beschreibung des Mönches Andreas, der seine Mittheilungen aus Augenzeugen schöpfte, nur im wendischen Style erbaut, aus Lehm, Holz und Schmutz, so ist doch die Ausdehnung der Stadt in weitem Umkreise um das jetzige Wollin sehr unzweifelhaft. Heißt man doch noch heutigen Tages in der Feldmark des letzteren bestimmte Plätze: den Fischmarkt, den Pferdemarkt, den Julmarkt. Wie sollen diese Plätze hieher kommen, als durch die Tradition? „Julmarkt" kann vielleicht so viel heißen, wie juliniſcher Markt. Aber nicht nur, daß diese Plätze in der Feldmark von Wollin liegen, sie sind auch in beträchtlicher Weite von einander entfernt; lagen sie also vor Zeiten innerhalb der alten Ringmauer von Julin, so ist der große Umfang desselben dadurch erwiesen.

Ich habe schon bei Gelegenheit Vineta's erwähnt, Helmoldus wende die Beschreibung, die der hundert Jahre früher lebende Adam von Bremen von Julin mittheilt, ohne Weiteres auf Vineta an, und in

der That, er hat jenen Chroniſten ſo wörtlich abgeſchrieben, daß er nur die einzige Stelle ausließ: „Dort iſt eine Olla des Vulkans, welche die Einwohner das griechiſche Feuer nennen, deſſen auch Solinus gedenkt.“ Sehen wir nun von Vineta ganz ab, ſo wäre doch Julin zum mindeſten eine ſehr prachtvolle Stadt geweſen. Aber ich habe ſchon geſagt, daß der Biograph des heiligen Otto zur Zeit, als dieſer Julin betrat, von einer ſchmutzigen, aus Holz und Lehm beſtehenden Stadt ſpricht. Wie reimen ſich dieſe Widerſprüche? Man könnte wohl dafürhalten, daß Adam von Bremen ſich eine licentia poetica erlaubte und, wie ſo viele Chroniſten jener Zeit, die den Uebergang aus dem heidniſchen Mythus zur chriſtlichen Wahrheit bildete, die Sage aufputzte. Er ſelbſt ſah gewiß die Stadt nie, er hörte von ihrer Größe, ihrem Handel u. ſ. w. und legte nun die Phantaſie an ihre äußere Einrichtung, von der er nichts vernommen hatte. Wenn aber auch Andreas nicht aus eigener Anſchauung urtheilte, und vielmehr ſein Werk über Otto erſt 310 Jahre nach deſſen Tode vollendete, ſo muß man doch — wie geſagt — der Meinung ſeyn, daß er hinſichts der Beſchreibung von Julin auf authentiſchen Beweiſen fußt; denn was er mittheilt, trägt das Gepräge eines Tagebuchs des Biſchofs ſelbſt, oder eines ſeiner Begleiter.

Bei Julin lag auch die berühmte Jomsburg, deren die Heimskringla-Saga, die Jomsvikinger-Saga und die Eyrbiggia-Saga erwähnt. Wahrſcheinlich war ſie die Akropolis der Stadt, und wurde von den Dänen erbaut und ſpäter zerſtört, als die hieher gelegte Beſatzung den urſprünglichen Zweck vergaß, die Wenden zu beaufſichtigen und ſich mit den Julinern in Seeräuberei einließ.

Zwiſchen Wollin und Uſedom fließt nur die Swine und wenn die eine Seite der Fähre Oſtſwine genannt wird, ſo nannte man Swinemünde früher Weſtſwine. Uſedom ſtellt ſich recht zutraulich und einladend dar, fährt man von Wollin hinüber; denn die anmuthige Einfaſſung, die Swinemünde mit ſeinen Häuſern, Gärten und Schiffen dieſer Seite der Inſel verleiht, verdeckt den ſandigen Charakter von Uſedom, der ſonſt allenthalben durchblickt. Uſedom iſt nach Rügen die größte Inſel Pommerns und umfaßt einen Flächenraum von 7¾ Quadratmeilen mit ungefähr 16,000 Einwohnern, die zum größten Theil dem flachen Lande angehören. Die beiden Städte Uſedom und Swinemünde werden zuſammen nicht über 4000 Einwohner zählen. Uſedom iſt durch die Peene, die Swine und die Oſtſee dergeſtalt ausgezackt, daß es an einzelnen Stellen, wie z. B. an dem Dorfe Damerow, nur einen Büchſenſchuß Landes breit iſt und ängſtlich eingeklemmt zwiſchen dem

Digitized by Google

Achterwasser*) und der Ostsee, jeden Augenblick des Einbruchs der Fluthen gewärtigen muß, die in diesem Falle, der schon einmal einzutreten drohte, aber durch Abdämmung verhindert wurde, eine dritte Insel an diesem Flecke der Ostsee hervorrufen würden. Wald bedeckt die Ostküste der Insel, aber es sind meistens einförmige Fichten, die in dem Sande von Waitzig bis Peenemünde gedeihen und, von der See aus betrachtet, einem dichten Kranze gleichen, der von dem gelben Bande des Strandes zusammengehalten wird. Mitten unter ihnen empfindet man nur jene sterilen Eindrücke, die eine solche Zwitternatur von Meer und Erde veranlaßt, jene Unheimlichkeit, die uns bei aller Zerrissenheit beschleicht: wie lange wird es dauern, bis diese zur Zeit noch dem Meere Trotz bietenden Bäume mit ihren Gipfeln unter den Fluthen begraben sind, welche gierig am Strande spielen und jede Gelegenheit zur Beute erhaschen? Vielleicht doch noch länger, als die Art vorhält, die die Waldungen von Usedom mehr als nützlich lichtet. Neben Holz findet man viele Torfmoore auf dieser Insel, aber auch grüne und fette Triften. Ackerbau und Fischerei bilden die Erwerbsquellen der Einwohner, die auch der Schifffahrt tüchtige Matrosen und Lootsen liefern. Trotz dem, daß sich bereits auch hieher von Berlin, Stettin und Swinemünde aus der Luxus verloren hat, muß man doch im Ganzen das Festhalten an der alten Gewohnheit loben, die bei den Lieperwinklern (den Bewohnern der sechs Dörfer in dem von dem Achterwasser, dem Krinkersee und dem Peenestrom gebildeten Winkel, der von dem Pfarrdorf Liepe seinen Namen führt) sogar einen nationalen Anstrich beibehalten hat; denn diese Leute werden neben den Kassuben, in Hinterpommern, in der Umgegend von Schmolzin, und neben den Mönchgutern, auf Rügen, als unvermischte slavische Elemente angesehen.

Die Usedomer sind im Uebrigen ohne besondere Sitten und Gebräuche, will man nicht die Hochzeitsfeierlichkeiten ausnehmen. Der sogenannte Brautdiener, mit Bändern und seidenen Fahnen aufgeputzt, ladet zu Pferde, das gleichfalls mit diesem Schmucke versehen ist, zur Hochzeit ein. Er reitet in das Haus hinein, und, wie man mich versicherte, sogar in die Stube, und betet hier eine lange, monotone Einladung ab, die mit den Worten schließt: „Und habe ich meine Bitte nicht besser angebracht, so werden Sie es desto besser verstehen und sich desto fleißiger einfinden.“

*) Das Hinter-, Binnenwasser.

Digitized by Google

Am Hochzeitstage wird die Braut von der Frau Paſtorin aufgeputzt, mit dem Brautkranz, mit Blumen und Bändern. Von den Haaren iſt unter dem Kranz, den ſeidenen Bändern und den Zeugblumen wenig mehr zu ſehen, als zwei lange, ungeflochtene Kränze, welche auf die Schulter herabhängen, und an den Spitzen mit einem rothen Bändchen verſehen ſind. Auf Nacken und Rücken flattern ſeidene, vielfarbige Bänder, auf dem Buſen klebt ein gewaltiger Strauß aus Zeugblumen. Findet die Trauung nicht im Pfarrdorfe Statt, ſo ſetzt ſich der Brautzug gegen zehn Uhr an Ort und Stelle in Bewegung. Der Bräutigam beſteigt das Roß des Brautdieners und wirft über die Schultern eine braune Peitſche; eine Reitereskorte umgibt ihn; die Weiber reihen ſich in Schaaren auf den langbeſpannten Strohwägen; der Muſikantenwagen fährt an der Spitze des Zuges, der ſich raſch und in ſcharfem Trabe in Bewegung ſetzt. Wenn der Muſikantenwagen anhält und Tuſch geblaſen wird, ſo iſt das ein Zeichen zu reichlichen Branntweinlibationen, die in Zwiſchenräumen der Fahrt, die mit den ſteigenden Geiſtern des „Schnapſes“ natürlich immer mehr in eine wilde, bacchantiſche Jagd ausartet, in derſelben feierlichen Weiſe wiederholt werden. Auf dem Pfarrhof angelangt, wird der Tuſch noch einmal geblaſen, der jegliche Katzenmuſik übertrifft. Von hier begibt man ſich in die Kirche, die Muſikanten voran. Nach der Trauung begibt man ſich in derſelben Weiſe zurück; indeß ſprengt der Brautdiener voran, um ein Brod aus dem Hochzeitshauſe herbeizuholen. Er reicht dasſelbe auf der Dorfſcheide der Braut, die zuerſt ein Stück herausbeißt, nach ihr der Bräutigam, nach dieſem mehrere der Anweſenden. Jetzt eröffnet man die Gaſterei, die der Pfarrer oder Schullehrer mit einem Gebete eröffnet. Die Hochzeitstafel beſteht aus folgenden Gerichten: Grütze, die mit Löffeln, in Lieperwinkel aber mit Meſſern gegeſſen wird; Fiſch; gälen Aeten (gelbes Eſſen, d. h. weiß gekochte Schweinſauce); ſchwarten Aeten (ſchwarzes Eſſen, d. h. ſchwarz gekochte Schweinſauce). Bei Tiſch wartet der Hochzeitsvater auf, und die Hochzeitsmutter beſorgt die Küche. Nach aufgehobener Tafel, die in der Regel mit einem Kirchengeſange geſchloſſen wird, tritt der Brautdiener mit den Muſikanten herein und hält vor der noch am Tiſche ſitzenden Braut eine Anrede in Reimen, in welche die Blasinſtrumente in Zwiſchenräumen ſchmetternd einfallen. Es heißt hier am Schluſſe:

„Jungfer Braut, ſie hat nicht begraben eine Leiche,
ſondern ſie hat bekommen einen Mann;
D'rum wollen wir uns luſtig ſtellen an.

Digitized by Google

Die Sporen sind geschärt,
Die Stiefel sind geschmiert.
Jungfer Braut, sie sey gebeten,
Jetzt mit mir zum Tanz zu treten."

Dieser Einladung leistet die Braut in der Weise Folge, daß sie über den Tisch und sämmtliche Gedecke steigt, und den ersten Tanz mit dem Brautdiener begeht. Die Tanzvergnügungen dauern drei bis vier Tage, und die Unverwüstlichkeit der pommern'schen Natur tritt hier nicht minder hervor, als im Befreiungskriege. Bei dem Lieperwinkler steht übrigens während dieser ganzen Zeit die Tafel gedeckt, und ein Jeder, der Hunger hat, setzt sich ohne Weiteres zu Tische.

Wenn die Mönchguter auf Rügen als unverfälscht slavische Abkömmlinge bezeichnet werden, und sich durch Haltung, Tracht, Sitten und Gewohnheiten als solche erweisen, wenn die Kassuben selbst noch in dem Grade Wenden sind, daß man hier nicht nur den alten wendischen Schmutz antrifft, sondern daß selbst in Schmolzin, wenn ich nicht irre, wendisch gepredigt wird, so hat man auch die slavische Eigenthümlichkeit bei den Lieperwinklern nachweisen wollen. Der Lieperwinkler hat, gleich dem Mönchguter, viele Idiotismen, die gar nicht weiter in der deutschen Sprache vernommen werden, und die ursprünglich wendisch sind, wie et hönnickt, (es schneit;) da jünnern, (dort hinten;) düsen, (tanzen;) aber er trägt auch die alte wendische Leibfarbe: die schwarze Farbe, mit rothem Unterfutter, und 3 bis 4 leinenen Hosen über einander, wie der Mönchguter, eine Farbe, die besonders dem Buben gar drollig steht, da diese Hosen unmittelbar unter dem Knie zugeknöpft werden, und den Schenkeln eine stattliche Form verleihen. Die braunrothen, wollenen Jacken, die man, gleich den Kassuben und Mönchgutern, trägt, sind mit schwarzen Streifen und schwarzen Knöpfen garnirt, und werden, wie von den Kassuben und Mönchgutern, so auch von den Lieperwinklern selbst verfertigt. Diese Arbeit ist die Beschäftigung der Weiber, die sich auch ihre Strohhüte selbst flechten und durch die abweichenden Formen, die sie ihnen geben, auch in dieser Mode eine Isolirung von der übrigen Bevölkerung Usedoms an den Tag legen. Wie in Mönchgut, so auch in Lieperwinkel, jagen die Wittwen nach den Männern; wie dort, heirathet man auch in Lieperwinkel nie eine Fremde. Der weitschößige vielröckige Kleiderwulst reicht den Lieperwinklerinnen, wie den Weibern der Kassuben, nur bis an das Knie und die Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit, kindliche Hingebung und ursprüngliche Naivität ist ganz und gar wendisch. Die Kassuben beobachten

Am Hochzeitstage wird die Braut von der Frau Paſtorin aufgeputzt, mit dem Brautkranz, mit Blumen und Bändern. Von den Haaren iſt unter dem Kranz, den ſeidenen Bändern und den Zeugblumen wenig mehr zu ſehen, als zwei lange, ungeflochtene Kränze, welche auf die Schulter herabhängen, und an den Spitzen mit einem rothen Bändchen verſehen ſind. Auf Nacken und Rücken flattern ſeidene, vielfarbige Bänder, auf dem Buſen klebt ein gewaltiger Strauß aus Zeugblumen. Findet die Trauung nicht im Pfarrdorfe Statt, ſo ſetzt ſich der Brautzug gegen zehn Uhr an Ort und Stelle in Bewegung. Der Bräutigam beſteigt das Roß des Brautdieners und wirft über die Schultern eine braune Peitſche; eine Reitereskorte umgibt ihn; die Weiber reihen ſich in Schaaren auf den langbeſpannten Strohwägen; der Muſikantenwagen fährt an der Spitze des Zuges, der ſich raſch und in ſcharfem Trabe in Bewegung ſetzt. Wenn der Muſikantenwagen anhält und Tuſch geblaſen wird, ſo iſt das ein Zeichen zu reichlichen Branntweinlibationen, die in Zwiſchenräumen der Fahrt, die mit den ſteigenden Geiſtern des „Schnapſes" natürlich immer mehr in eine wilde, bachantiſche Jagd ausartet, in derſelben feierlichen Weiſe wiederholt werden. Auf dem Pfarrhof angelangt, wird der Tuſch noch einmal geblaſen, der jegliche Katzenmuſik übertrifft. Von hier begibt man ſich in die Kirche, die Muſikanten voran. Nach der Trauung begibt man ſich in derſelben Weiſe zurück; indeß ſprengt der Brautdiener voran, um ein Brod aus dem Hochzeitshauſe herbeizuholen. Er reicht dasſelbe auf der Dorfſcheide der Braut, die zuerſt ein Stück herausbeißt, nach ihr der Bräutigam, nach dieſem mehrere der Anweſenden. Jetzt eröffnet man die Gaſterei, die der Pfarrer oder Schullehrer mit einem Gebete eröffnet. Die Hochzeitstafel beſteht aus folgenden Gerichten: Grütze, die mit Löffeln, in Lieperwinkel aber mit Meſſern gegeſſen wird; Fiſch; gälen Aeten (gelbes Eſſen, d. h. weiß gekochte Schweinſauce); ſchwarten Aeten (ſchwarzes Eſſen, d. h. ſchwarz gekochte Schweinſauce). Bei Tiſch wartet der Hochzeitsvater auf, und die Hochzeitsmutter beſorgt die Küche. Nach aufgehobener Tafel, die in der Regel mit einem Kirchengeſange geſchloſſen wird, tritt der Brautdiener mit den Muſikanten herein und hält vor der noch am Tiſche ſitzenden Braut eine Anrede in Reimen, in welche die Blasinſtrumente in Zwiſchenräumen ſchmetternd einfallen. Es heißt hier am Schluſſe:

„Jungfer Braut, ſie hat nicht begraben eine Leiche,
ſondern ſie hat bekommen einen Mann;
D'rum wollen wir uns luſtig ſtellen an.

Digitized by Google

Die Sporen sind geschärt,
Die Stiefel sind geschmiert.
Jungfer Braut, sie sey gebeten,
Jetzt mit mir zum Tanz zu treten."

Dieser Einladung leistet die Braut in der Weise Folge, daß sie über den Tisch und sämmtliche Gedecke steigt, und den ersten Tanz mit dem Brautdiener begeht. Die Tanzvergnügungen dauern drei bis vier Tage, und die Unverwüstlichkeit der pommern'schen Natur tritt hier nicht minder hervor, als im Befreiungskriege. Bei dem Lieperwinkler steht übrigens während dieser ganzen Zeit die Tafel gedeckt, und ein Jeder, der Hunger hat, setzt sich ohne Weiteres zu Tische.

Wenn die Mönchguter auf Rügen als unverfälscht slavische Abkömmlinge bezeichnet werden, und sich durch Haltung, Tracht, Sitten und Gewohnheiten als solche erweisen, wenn die Kassuben selbst noch in dem Grade Wenden sind, daß man hier nicht nur den alten wendischen Schmutz antrifft, sondern daß selbst in Schmolzin, wenn ich nicht irre, wendisch gepredigt wird, so hat man auch die slavische Eigenthümlichkeit bei den Lieperwinklern nachweisen wollen. Der Lieperwinkler hat, gleich dem Mönchguter, viele Idiotismen, die gar nicht weiter in der deutschen Sprache vernommen werden, und die ursprünglich wendisch sind, wie et hönnickt, (es schneit;) da jünnern, (dort hinten;) düsen, (tanzen;) aber er trägt auch die alte wendische Leibfarbe: die schwarze Farbe, mit rothem Unterfutter, und 3 bis 4 leinenen Hosen über einander, wie der Mönchguter, eine Farbe, die besonders dem Buben gar drollig steht, da diese Hosen unmittelbar unter dem Knie zugeknöpft werden, und den Schenkeln eine stattliche Form verleihen. Die braunrothen, wollenen Jacken, die man, gleich den Kassuben und Mönchgutern, trägt, sind mit schwarzen Streifen und schwarzen Knöpfen garnirt, und werden, wie von den Kassuben und Mönchgutern, so auch von den Lieperwinklern selbst verfertigt. Diese Arbeit ist die Beschäftigung der Weiber, die sich auch ihre Strohhüte selbst flechten und durch die abweichenden Formen, die sie ihnen geben, auch in dieser Mode eine Isolirung von der übrigen Bevölkerung Usedoms an den Tag legen. Wie in Mönchgut, so auch in Lieperwinkel, jagen die Wittwen nach den Männern; wie dort, heirathet man auch in Lieperwinkel nie eine Fremde. Der weitschößige vielröckige Kleiderwulst reicht den Lieperwinklerinnen, wie den Weibern der Kassuben, nur bis an das Knie und die Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit, kindliche Hingebung und ursprüngliche Naivität ist ganz und gar wendisch. Die Kassuben beobachten

das Eigenthum nicht sehr streng, es heißt sogar: sie stehlen; die Liepertwinkler haben dafür eine zartere Bezeichnung gewählt: sie schaffen, eine Eigenschaft, die sich jedoch nur auf Obst, Holz und Eßwaaren beschränkt.

CIRCULA...
LIBRA...

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419

Digitized by Google

Digitized by Google